3 1761 07485340 9

3402

Für Galizische Jahrbücher 1841. N. 94

Die Geschichte

des

Europäischen Staatensystems.

Die Geschichte

des

Europäischen Staatensystems.

Die Geschichte

des

Europäischen Staatensystems.

Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft

bearbeitet

von

Friedrich Bülau,
ord. Professor der praktischen Philosophie an der Universität Leipzig.

Erster Theil.

Bis zu dem Westphälischen und Pyrenäischen Frieden.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen,
1837.

JF
33
B6
th. 1

LIBRARY
FEB 13 1974
UNIVERSITY OF TORONTO

Vorrede.

Mit dem Werke, das ich hier zu bevorreden habe, begebe ich mich allerdings auf ein Feld, auf dem meine Ansässigkeit noch nicht anerkannt und das sehr verschieden von dem ist, das meine zeitherigen Schriften bebaut haben. Für Letztere darf ich mich freuen, nicht blos den Beifall einzelner achtungswerther Gelehrten, sondern auch — was mir als Menschen noch wichtiger ist — ein Publicum gewonnen zu haben, das überhaupt an meiner Denkweise Antheil nimmt und meinen Betrachtungen über Gegenstände des öffentlichen Lebens nicht ohne Liebe folgt. Damit gewann ich den Vortheil, daß ich wußte, für wen ich schrieb. Das vorliegende Werk aber ist, dem Stoffe nach, nicht für diesen Kreis, soviel er ihn nicht als zur allgemeinen politischen Bildung gehörig seiner Aufmerksamkeit würdigt und nur hoffen darf ich, daß Einzelne meiner früheren Leser auch zu diesem Buche greifen werden, weil ich es geschrieben

habe. Ich darf wohl sagen, daß ich zum Theil deshalb die Ausarbeitung desselben bis auf eine Zeit verspart habe, wo ich mir einige Theilnahme im Publicum verschafft hatte. Wäre ich dem Zuge meines Geistes gefolgt, ich hätte mich nur mit diesen Betrachtungen beschäftigt, die mein Interesse gefesselt, an denen meine Gedanken gearbeitet haben — ich kann fast sagen, solange ich mir des Denkens bewußt bin. Nie habe ich die Thatsachen der Geschichte, wie die Erscheinungen der Gegenwart anders als in dem Geiste angeschaut, in dem in der folgenden Darstellung die Ereignisse aufgefaßt werden und die Betrachtung derselben in diesem Geiste ist stets meine Lieblingsbeschäftigung gewesen. Diese Gedanken sind mit mir aufgewachsen, haben sich vervollständigt, abgerundet, zu einem festen, geordneten Gewebe verbunden und drängten zur Mittheilung.

Ein Umstand erhöhte meinen Muth dazu. Den allgemeinen Umriß der Ideen, die dem Werke zum Grunde liegen, hatte ich in meiner Encyklopädie der Staatswissenschaften (Leipzig, bei Göschen, 1832. 8.) mitgegeben. Ich hielt diesen Theil für den besten im ganzen Buche, hoffte aber selbst nicht, daß die wenigen Seiten, auf denen ich dort den Gegenstand abhandeln konnte, Beachtung finden würden. In der That die größtentheils sehr freundlichen Beurtheiler jenes Buchs beschäftigten sich mit seiner systematischen Anordnung und mit dem Theile desselben, der das innere Verfassungsleben betraf. Die Meisten, weil diese Fragen damals die Zeit bewegten; Einzelne vielleicht — man sieht, daß ich nicht eitel bin —

weil sie das Buch nicht weiter gelesen hatten. Nur Einer, der dasselbe in einer kurzen, im Ganzen kalten Anzeige berührte, sagte über jenen Abriß der Geschichte des Europäischen Staatensystems, daß derselbe ausgezeichnet und das Beste im Buche sei. Das Letztere wäre nicht viel, das Erstere desto mehr. Beides hatte ich auch gedacht und denke es heute noch. Jene kalte flüchtige Recension hat mich mehr gefreut, als die längsten und freundlichsten. Ihr Verfasser ist der einzige Recensent gewesen, nach dessen Namen ich mich umgethan habe und es war einer der ersten Staatsmänner Deutschlands; zugleich auf den Höhen der Staatsverwaltung praktisch wirksam, wie durch Schriften berühmt.

So hoffe ich, das größere Werk wird auch seine Freunde finden. Es nimmt sich nicht heraus, Geschichte lehren zu wollen und macht keinen Anspruch auf historische Gelehrsamkeit. Ich habe die Alten gelesen, nicht um Geschichte aus ihnen zu lernen, sondern um meinen Geist an ihnen zu nähren. Bei dem Mittelalter habe ich mich meist auf die gelehrten Männer verlassen müssen, die es nach den Quellen bearbeitet haben. Die Schriften, die für die neuere Zeit als Quellen gelten, habe ich wohl studirt, aber nicht um dieses Buch schreiben zu können, nicht um Geschichte, sondern um Staatskunst, Völkerrecht und diplomatische Praxis zu lernen. Es handelt sich auch hier nicht um die Geschichte von Ereignissen, sondern um die von Verhältnissen und ich denke denn doch, daß ich die Letzteren einigermaaßen erkannt habe. Ich war ja da in meinem Berufselemente. Daß einige

Staatsphilosophie in dem Buche ist, weiß ich. Nun halten das zwar die Meisten für eine sehr leichte Sache, da sich ja, wie sie meinen, über nichts so leicht ins Reine kommen und so gut reden läßt, wie über den Staat. Das eben ist an der weiten Verbreitung seichter Gemeinplätze Schuld gewesen, in denen die politische Bildung der Mehrzahl besteht und die auch nicht die geringste gründliche Probe aushalten. Möge mein Buch — und sei es nur durch seine Irrthümer — auch dazu etwas beitragen, in den Unbefangenen eine Ahnung zu erwecken, wie schwierig das Urtheil in politischen Dingen ist, auf welche Mannigfaltigkeit von Bedingungen und Umständen es Rücksicht zu nehmen hat, und wie richtig Pölitz und Dahlmann dachten, wenn der Erstere seine Staatswissenschaft: „im Lichte unserer Zeit" nannte, der Letztere die Politik „nach Maaß und Gewicht der gegebenen Zustände" darstellte.

Die Befangensten wollen nicht lernen. Das ist das Ueble bei der Staatswissenschaft, daß sich soviele Interessen in ihre Ergebnisse verflechten; daß ihre Wahrheiten oft nur deshalb keinen Eingang finden, weil sie für Viele unangenehm sind und daß Theorieen, deren Ungrund in jedem andern Falle gar bald erkannt worden wäre, hier mit Zähigkeit festgehalten werden, weil sie dem Stolze der Einzelnen, der Eitelkeit und Habsucht der Vielen, den Vorurtheilen der Meisten schmeicheln.

Dazu kommt, daß die politischen Räthsel größtentheils einer leichten, von der Oberfläche geschöpften,

aber grundfalschen Deutung fähig sind; während die richtige Lösung eine überaus Schwere ist und in den Tiefen, aus denen sie geholt werden muß, mancherlei ausgangslose Nebenschachten auf Abwege und in Abgründe leiten.

Es hat lange Zeit eine Philosophie geherrscht — und ihre Nachwirkung macht sich heute noch in Wissenschaft und Leben nur zu fühlbar — welche aus dem engsten und beschränktesten Gesichtspunkte heraus die Welt beurtheilte, ihr für ewig und allgemeingiltig gehaltene Regeln vorschrieb und dabei, unter gänzlicher Nichtbeachtung der Gewalt der Verhältnisse, den menschlichen Willen vergötterte. Diese Philosophie war liberalen Scheines, liberaler Absicht, ist aber, in ihrem Götzendienste vor dürren, verknöcherten Begriffen, der Freiheit überaus schädlich gewesen, hat die Blicke ihrer Freunde vom Leben abgekehrt, und zugleich der Gewalt einen Vorrath von Phrasen und Consequenzen geliehen, mit dem sie trefflich gewuchert hat.

Es war unschwer, die Gründe und Haltlosigkeit dieser Philosophie zu erkennen. Die Gewalt der Verhältnisse und ihr Einfluß auf Begriffe und Bestrebungen drängte sich selbst auf. Nur durch gewaltsames Verschließen der Augen vor Geschichte, Völkerkunde und Lebenserfahrung, durch unerklärbares Uebersehen aller Erscheinungen des Lebens, die nicht in jenes trockne Skelett von System paßten, und durch die gräßlichste Ausdehnung und Verrenkung seiner Knochenbegriffe war es der unendlichen Mannigfal-

tigkeit des Daseins gegenüber bei einigem Schein, nur durch seine Bequemlichkeit für die Vielen, die das Nachdenken hassen, nach dem leichtesten Schlüssel greifen und lieber mit Schatten spielen, als dem Ernste des Lebens ins Auge schauen, bei seiner Verbreitung zu halten gewesen. Indeß wie überall traten auch hier Ideen, Erkenntnisse auf, deren Träger den für so sicher gehaltenen Tempel der Bequemlichkeit umstürzen wollen und ihn bei den Jüngern der Schule bereits vernichtet haben. Sie erhoben die Bedeutung des Gegebenen, des Werdenden und Gewordenen, der Geschichte und des Lebens. Aber statt diese mit der Sprache des Lebens an den Beispielen, die das Leben darbot, zu zeigen, verdienten sie sich durch Ueberbietung ihrer Gegner in Methode und Sprache den Namen moderner Scholastiker. Wo es zunächst auf einen Beweis durch Augenschein ankam und sie nur zum Fenster hinauszusehen brauchten, um Diesen zu finden, fiengen sie mühsame Deductionen an, die kaum die Wenigen überzeugten, die ihnen folgen konnten und mochten. Was sie klar und faßlich sagen konnten, das hüllten sie in ein unverständliches Wortgemenge ein, als sei die Sprache zu arm, ihre Ideen wiederzugeben. Sie fürchteten, das einfache Wort möge zu gewöhnlich klingen; es möge an jenen gesunden Menschenverstand erinnern, den sie hassen. Allerdings, sobald er seinen Berufskreis verläßt, wird er ein fruchtbarer Erzeuger seichter Begriffe und oberflächlicher Vorurtheile. Aber seine Sprache ist nicht blos für seinen Kreis die Beste.

Schlimmer noch, daß sie auch in dem Wesentlichen zum Extreme übergiengen. Wie die Gegner der Menschen ihre Idee, so vergötterten sie das Factum; wie Jene die Kräfte und Bedingungen des Lebens, die Mannigfaltigkeit beherrschender Einflüsse ganz übersehen hatten, so scheinen, wenigstens die Jünger der neuen Schulen, dieselben zur wahren Grundlage ihrer Philosophie genommen zu haben und den Menschen keine andere Rolle übrig zu lassen, als die Hände in den Schoos zu legen und mit den Wellen der Geschichte fortzutreiben. Gewiß eine falsche Richtung. Der Einfluß der äußern Umstände mit seiner Nachwirkung auf den innern Willen, auf dessen Gestalt und Erfolge; wie gewiß er auch ist und wie gewiß er unendlich Vieles, was die Gegner nur als Object des Willens betrachteten, zum mitbestimmenden Subject desselben erhebt; so ist er doch eben nur ein Factum, dessen Wirken ohnehin schon sich fühlbar macht und das, wie nothwendig es ist, seine Berücksichtigung zu empfehlen, wo es darauf ankommt, ein Princip des Handelns festzustellen, doch seinem Wesen nach völlig untauglich ist, das Letztere selbst zu werden. Ist auch der Wille nicht der einzige Factor der Geschichte; ist er auch selbst das Product so zusammengesetzter Einflüsse, daß es kaum möglich ist, ihre Quellen genau zu sondern; so arbeitet er doch im Bewußtsein der Freiheit; gehört zu den mitschaffenden Elementen; und wird seine Aufgabe um so viel vollkommener lösen, je reiner und den Verhältnissen entsprechender die Richtschnur ist, der er nachgeht. Aber eine Philosophie, die zwischen bei-

den Extremen den Mittelweg gesucht und diesen in klarer, verständlicher Sprache ausgesprochen hätte, würde sich nicht neu und bedeutend genug ausgenommen haben.

Dieselben Schulen haben ein fliegendes Corps von sogenannten Geistreichen um sich, während ihre Vorgänger mehr kenntnißreich, als geistreich waren. Diese haben von Natur und Schule die Gabe mitgebracht, über Alles auf eine originelle und anziehende Weise zu schreiben, auch wohl einzelne, glückliche Streiflichter in die verborgenen Tiefen des Lebens zu werfen. Im Ganzen aber fehlt ihnen die auf Kenntniß und ernsteres Nachdenken gestützte Begründung und ihren Ergebnissen das einzige Gepräge, durch welches sie Werth erlangen könnten: die einfache Wahrheit.

Auf der andern Seite treffen wir die Parteimänner und hier ist es für den, dem es nur um Wahrheit zu thun ist, unmöglich, nicht bald auf dieser, bald auf jener Seite anzustoßen. Um so schlimmer, da es ihm selbst zur Pflicht gemacht wird, eine Partei zu ergreifen, weil Solon dieß den Athenienfern vorgeschrieben. Als hätte Solon an Geschichtschreiber und Philosophen gedacht! Als hätten diese keine höhere Richtschnur zu befolgen! Als gäbe es in unserer Zeit Parteien, denen man sich mit Ueberzeugung hingeben könnte! Die auf beiden äußersten Seiten stehen, denen mag man Beiden weder in Zwecken noch Mitteln unbedingt beistimmen. Auch sind sie sich selbst in ihrem Wollen nicht klar, und haben we-

nig Einfluß auf das Geschehende. Die aber das Meiste in dem Letzteren wirken, schweben ungewiß zwischen beiden Extremen einher und folgen den Umständen. Letzteres muß man in gewissem Verstande immer. Wie es auf die rechte Weise geschehe, wissen nur Wenige.

Endlich diejenigen Gelehrten, die nur den Werth des Materials schätzen, nur Den preisen, der ein Datum berichtigt, ein neues Sandkorn zu dem Haufen herzugetragen, einen Schluß, den der Genius schon vor funfzig Jahren durch sich selbst gefunden, mit Urkunden bekräftigt hat.

Ihr Verdienst soll nicht geschmälert werden. Aber wünschenswerth scheint es, daß von Zeit zu Zeit der Versuch gemacht werde, das vorhandene Material zu benutzen, es fruchtbringend zu machen. Dies mit Rücksicht auf die Staatskunst zu thun, war ein Hauptzweck meines Buches. Vielleicht ist dabei auch zur Aufhellung der Geschichte Einiges beigetragen worden. Es mag seinen Gang gehen. Vollständig wird der innere Zusammenhang seiner Ideen, oder vielmehr die Idee desselben von dem inneren Zusammenhange des Geschehenen, erst nach Beendigung des Ganzen erfaßt werden können. Indeß denke ich, wird schon das Vorliegende hinreichen, eine Anschauung davon zu verschaffen und ein Urtheil darüber zu begründen. Uebrigens soll die zweite Abtheilung die Zeit bis 1789, die Dritte die Zeit von da bis auf unsere Tage umfassen; das Erscheinen Beider möglichst gefördert werden.

Ich bitte übrigens, S. 89, Z. 7 v. o. nach Jura und; S. 90, Z. 17 Staats statt Senats; S. 125, Z. 6 v. u. ausreiche st. ausweiche; S. 184, Z. 9 v. u. machten st. mochten; S. 269, Z. 9 v. o. ein st. wie; S. 272, Z. 13 v. o. Pole st. Polo; S. 391, Z. 4 v. u. war st. wäre; S. 453, Anm. Z. 2 Ordensherrschaft st. Landesherrschaft, zu lesen.

Leipzig, am 2. September 1837.

Friedrich Bülau.

Inhalt.

Seite.

Vorrede V

Einleitung.

§. 1. Begriff und Grenzen 1
§. 2. Princip und Eintheilung 9
§. 3. Literatur 14

Vorgeschichte.

Erster Abschnitt. Die Elemente des Europäischen Staatensystems und deren früheste Bildung.

§. 4. Grundlagen 16
§. 5. Die Völker 29
§. 6. Rom und die Germanen 49
§. 7. Fortsetzung. Die Auflösung 63
§. 8. Keime des Wiederauflebens 73

Zweiter Abschnitt. Ferneres Schicksal der Elemente des Europäischen Staatensystems bis zu dessen erster Entwickelung.

§. 9. Die Vereinigung 78
§. 10. Anfang der Trennung 85
§. 11. Die Einzelstaaten 88
§. 12. Fortsetzung. Die Zeit der Kaiser 101
§. 13. Fortsetzung. Die Zeit des Pabstthums 113
§. 14. Fortsetzung. Die Hohenstaufen 123
§. 15. Fortsetzung. Auflösung 139
§. 16. Fortsetzung. Vorbereitung 168

Geschichte des Europäischen Staatensystems.

Erste Periode. Kämpfe der Häuser Habsburg und Frankreich um das Principat im Europäischen Staatensysteme.

Erster Abschnitt. Karl V. oder directer Versuch des Hauses Habsburg, das Principat zu erringen.

§. 17. Grundlagen 206
§. 18. Rüstungen 209

Seite.
§. 19. Krieg 220
§. 20. Die Deutschen Händel 233
§. 21. Entsagung 267
§. 22. Die Einzelstaaten 277

Zweiter Abschnitt. Anderweite Versuche des Hauses Habsburg, das Principat zu erringen.

Von der Abdankung Karl V. bis zu dem Westphälischen und Pyrenäischen Frieden.

Erstes Capitel. Spanien im Vorgrund. Philipp II.
§. 23. Die Zwecke 290
§. 24. Die Mittel 294
§. 25. Fortsetzung. Die Niederlande. Grundlagen 301
§. 26. Fortsetzung. Der Verlauf der Sache 308
§. 27. Fortsetzung. Unterdrückung und Aufstand. Bürgerkrieg . 314
§. 28. Fortsetzung. Staatenkrieg. Ausgang 329
§. 29. Spaniens Pläne auf England 348
§. 30. Spaniens Wirken in den Französischen Händeln . . . 360
§. 31. Spaniens Wirken in Portugal, Italien, Deutschland und den außereuropäischen Ländern 395
§. 32. Die Einzelstaaten 410
§. 33. Fortsetzung. Das nördliche Staatensystem im engeren Sinne 433
§. 34. Fortsetzung. Die Schweiz. Italien. Deutschland . . . 441

Zweites Capitel. Oesterreich im Vorgrund. Ferdinand II.
§. 35. Der dreißigjährige Krieg 457
§. 36. Außerdeutschland 493

Einleitung.

§. 1.

Begriff und Grenzen.

Die Geschichte des Europäischen Staatensystems, aufgefaßt aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft *), beschäftigt sich mit der Darstellung, wie die gegenwärtig unter den Europäischen Staaten bestehenden rechtlichen und politischen Verhältnisse sich ausbildeten.

Nicht mit der Entwickelung des Innern der Staaten hat sie es zu thun; oder doch nur soweit das Innere auf das Aeußere von bestimmendem Einflusse wird. Ich habe eine Trennung der Geschichte der Europäischen Staatsformen von der Geschichte des Europäischen Staatensystems und von der politischen Geschichte (im weiteren Sinne) überhaupt, vornehmlich zu Gunsten der ersteren Disciplin empfohlen **). Denn ich glaubte bemerkt zu haben, daß bei ihrer Verbindung mit den Schwesterdisciplinen sie selbst überall in den Hintergrund tritt; daß das allmälige Aufblühen oder Verfallen der Institute unbemerkt bleibt neben dem Glanze und Getöse

*) Die Geschichte des Staatensystems, wie die des Staats, kann eigentlich nicht gut aus einem andern Gesichtspunkte aufgefaßt werden, Von einem Andern aus gefaßt, ist sie nicht mehr, was sie sein soll.

**) S. Bülau, Encyklopädie der Staatswissenschaften, (Leipzig, 1832. 8.) S. 114. ff.

der Ereignisse; und daß die Geschichte des Staats als Solchen nur da in vollkommener Reinheit dargestellt wird, wo sie auch wahrhaft zum alleinigen Hauptziel erhoben ist. Das bloße Anführen, daß in diesem oder jenem Jahre ein Staat eine Verfassung erhalten habe, die ungefähr des und des Inhalts sei, genügt noch nicht, um eine geschichtliche Darstellung als Geschichte *des Staats* zu bezeichnen. Die Verfasser größerer Geschichtswerke haben sich zu helfen gesucht, indem sie zum Schlusse ihrer einzelnen Perioden in besondere Resumés die Betrachtungen über den Gang der Staatsentwikkelung zusammendrängten. Aber theils konnte sich das nur auf kurze und allgemeine Darstellungen belaufen. Theils leistete es nicht das, was gewünscht wird; insofern es nehmlich Ereignisse und Verhältnisse getrennt behandelte und nicht die Ersteren in ihrer Unterordnung unter die Letzteren darstellte. Auch ist die trockene Verfassungsgeschichte oft über der anziehenden Darstellung der Personen und Ereignisse übersehen worden.

Aber auch die Geschichte des Europäischen Staatensystems fordert eine abgesonderte Behandlung. Bei ihr muß namentlich der charakteristische Unterschied von der politischen Geschichte (im weiteren Sinne) hervorgehoben werden; die Letztere ist eine Geschichte der einzelnen, vielleicht in ein Staatensystem verflochtenen Staaten, nicht des Systems selbst, nicht vorzugsweise der über den Beziehungen der einzelnen Staaten zu einander und über ihr Gesammtleben waltenden Verhältnisse. Sie soll die Schicksale schildern, welche die Nationen getroffen haben; sie soll erzählen, *was* geschehen ist, — allerdings auch, *warum* es geschehen ist. Aber eben weil sie meist von einzelnen Staaten ausging, hat sie auch meist nur die Ursachen der einzelnen Begebenheiten erforscht*); hat sie erklärt, warum etwas geschehen *konnte*, und warum es gerade *so* geschah, wie es uns in der Geschichte begegnet, aber nicht, warum es, gleichviel in welcher Gestalt, geschehen *mußte*.

*) Glücklich wenn sie noch das that. Nur zu häufig hat sie bloß erzählt, *was geschehen ist*.

Die Geschicke der Staaten sind in etwas Tieferem begründet, als in den Einrichtungen und dem Willen der Menschen. Es waltet eine große Naturnothwendigkeit in der Staatenwelt. Ihre Gebote zu erkennen, ist die Aufgabe der haute politique. Die ewigen Zwecke der Staaten, die bleibenden, natürlichen Verhältnisse und Interessen derselben bestimmen den Gang ihrer Schicksale. Sie sind für die Staaten die Nothwendigkeit, mit welcher den mit Freiheit begabten Einzelmenschen die Umstände, in denen er geboren ward, umringen. Wer mag es läugnen, daß diese auf das Sein und auf das Schicksal des Menschen in der Regel mehr Einfluß haben, als Willen und eigene Kraft? In seltenen Fällen hat es sich wohl ereignet, daß ein Einzelner durch Handlungen, deren Ursache, menschlichem Urtheil nach, nicht in ihm selbst lag, sich weit über die Lage erhob, oder tief unter die Lage hinabstürzte, zu der er geboren schien. Auch darin wirkt das, was wir Glück und Unglück nennen, selbst wenn wir darin das ewige Gesetz von Ursache und Wirkung ahnen, das eine von Menschen nicht zu fassende Weisheit gegründet hat. Und selbst in jenen seltenen Fällen bleiben doch Nachwirkungen des früheren Zustandes die treuen Begleiter bis zum Grabe. Das Leben des einzelnen Menschen ist zu kurz, als daß sich Alles in ihm erfüllen könnte, wozu die Keime in seine Verhältnisse gelegt wurden; und die Umstände, die auf ihn einwirken, sind selbst zu wechselnd, als daß sie sämmtlich bleibenden Einfluß haben könnten. Aber das Leben der Nationen währt durch Jahrtausende; die Zwecke der Länder währen so lang wie die Erde. Mag daher eine Nation Jahrhunderte lang ihre Bestimmung überschreiten, oder tief unter sie in gänzlichen Verfall zurücksinken; ihre Geschicke müssen sich doch erfüllen und mitten unter Rückschritten, Uebertreibungen und Verzögerungen muß jedes Land allmälig der Stelle zureifen, die ihm von der Natur der Verhältnisse bezeichnet war und die nichts anderes ist, als *der Zustand, der seinen Bewohnern die allseitige Erfüllung ihrer Menschenzwecke am Meisten erleichtert.*

Der Einzelne hat selten in seinem Leben Momente, in

denen er ein unmittelbares Einwirken einer höheren Macht zu ahnen wagt, weil an Zufälle, die ebensogut ohne allen Bezug auf sein Schicksal bleiben konnten, sich eine lange Reihe sein ganzes Leben bestimmender Umstände knüpft. Es giebt deren auch im Leben des Einzelnen. Aber sichtbarer noch ist das Gesetz von Ursache und Wirkung in seinem Leben und der Denkende beugt sich in Ehrfurcht vor dem letzten und höchsten Ordner desselben. So sind auch in dem Völkerleben die Fälle nicht allzuhäufig, wo Gott sichtbar in der Geschichte wirkt, weil er ein Ereigniß, das ebensogut nicht erfolgen konnte, gerade in dem Momente herbeiführt, wo sich unermeßliche Folgen daran knüpfen mußten und wo diese, ohne jenes Ereigniß, nicht eintreten konnten. Vielmehr ist in der Regel auch hier das Gesetz der Ursache und Wirkung erkennbar und es ist nachzuweisen, warum das Geschehende auf irgend eine Weise geschehen mußte, auch wenn das Ereigniß, die Person, das nächste Verhältniß, das als die Ursache des Geschehenen erscheint, gar nicht, oder in ganz anderer Weise, aufgetreten wären.

Diese Anschauung bewirkt keineswegs eine materialistische Ansicht der Geschichte; sowenig wie die Erkenntniß der großen Naturgesetze, welche die gleichmäßige Bewegung der Sonnensysteme regeln, zu einer materialistischen Ansicht der Natur führt. Denn auch jene Gesetze weisen auf einen ursprünglichen Plan so überirdischer Weisheit und Güte zurück, daß der Glaube an eine vom Anbeginn an thätige und in Ewigkeit wirkende, höhere Fürsorge durch ihre Erkenntniß nur befestigt, nur mehr zur Ueberzeugung wird. Der Zweck des Geschehenen wird erkannt, das scheinbare Uebel als die Quelle des Guten gepriesen und der Faden gefunden, der die fernste Vergangenheit mit einer Zukunft verbindet, die noch so Großes zu lösen hat, daß alle Ewigkeiten nicht auszureichen scheinen, die Aufgabe zu erfüllen.

Es führt auch nicht zur Geringschätzung der Persönlichkeit, wenn die Ueberzeugung bewährt wird, daß Zeit und Umstände an dem, was geschehen ist, größeren Antheil tragen, als Menschenkraft. Denn was der Einzelne Löbliches that,

oder Schlimmes verschuldete, that er deshalb nicht weniger aus guten oder schlechten Antrieben, in Kraft oder in Schwäche. Oefterer mag noch durch jene Betrachtungen ein hartes Verdammungsurtheil gemildert, als die bewundernde Anerkennung geschmälert werden. Zwar bedarf auch der Große und Gute des Glücks zu seiner Amme. Mancher verliert sich im Dunkel der Verborgenheit, der an eine andere Stelle gebracht in Glück oder Unglück sich groß bewiesen hätte. Mancher erliegt selbst kleinlichen Verhältnissen, der ungleich Größeren gewachsen gewesen wäre. Aber das Verdienst, in großartigen Verhältnissen groß gewirkt zu haben, wird darum nicht geringer und da wir so oft sehen, wie Glück und Gelegenheit schlecht benutzt wurden, so mögen wir wohl den Menschen preisen, der nicht kleiner war, als seine Bestimmung. Die Ursachen schwacher Handlungen liegen weit mehr in äußeren Umständen, die mit der Gebrechlichkeit der allgemeinen menschlichen Natur zusammenwirken. Das Verdienstliche an guten und großen Thaten gebührt der Individualität ihres Urhebers. Marc Aurel ist mehr zu bewundern, daß er auf seinem Throne nach Philosoph blieb, als Nero zu verdammen ist, daß er Tyrann wurde, wo Alles sich vereinigte, ihn dazu zu machen.

Der Einzelne folgt mit subjectiver Freiheit einer objectiven Nothwendigkeit. Gab ihm die Natur einen freien und großmüthigen Sinn zur Mitgift durchs Leben, so mag er vielleicht straucheln und irregehen, aber kein schlechter Mensch werden und seine bessere Natur wird, mitten aus Schwächen und Fehltritten, immer wieder vortauchen. Hat er nur diesen Sinn und bewahrt ihn nicht ein gütiges Geschick, so wird er widrige Schicksale erfahren. Denn auch der beste Temperamentsmensch handelt nach dem Eindruck des Augenblicks, berechnet die Folgen nicht und erndtet bald liebliche Früchte, bald Dornen und Gift von seinen Saaten. Dazu kommt, daß die Saaten des Bösen leichter ihren Boden finden und schneller reifen, als die des Guten. Hat er aber durch Lehre, Studium und Erfahrung Einsicht in das Getriebe des Lebens, in den Gang und Charakter der herrschen-

den Umstände, in die Kunst, das Streben des Gemüths mit den Regeln der Lebensklugheit und der natürlichen und gesellschaftlichen Ordnung zu versöhnen, gewonnen; so mag er die Kraft entfalten, wenn auch nicht die Umstände zu beherrschen, aber doch *ihnen mit Nutzen für sich und Andere zu folgen*. Die Staaten handeln wie Temperamentsmenschen. Sie thun es um so eher, weil ihre Augenblicke so lang sind, daß sie meinen können, im Interesse der Zukunft zu handeln, wo sie doch nur dem Impulse des Momentes folgten. Oft beherrscht ganze Jahrhunderte ein naturgemäßes Streben, was aber nicht in dem Lichte seines eigentlichen Wesens auftritt, sondern in dem Charakter irgend einer mit den Neigungen und Thorheiten der Zeit zusammenhängenden Bestrebung aufgefaßt wird. Die Menschen dienen einer höheren, vernünftigen Nothwendigkeit, indem sie nur ihrer eignen Schwäche und Leidenschaft folgen. Es würde Vieles erleichtert und manchen Umweg, manchen Rückschritt erspart haben, wenn jene Nothwendigkeit von Anfang an erkannt worden wäre. Sind die Gesetze erfaßt, die die Natur den gegenseitigen Verhältnissen der Staaten vorschreibt, so können Letztere öfterer nach Grundsätzen handeln, öfterer *das Nothwendige mit Bewußtsein thun*; das einzige Mittel, alle die Leiden und Drangsale zu entfernen, die im Gefolge der Nothwendigkeit sind, wo sie sich wider den Willen der Menschen, oder doch ohne ihn erfüllt. Das Europäische Staatensystem hat lange genug bestanden, um eine Reihe gleichartiger Wirkungen überschauen zu lassen, aus denen sich auf Kraft und Wesen der bestimmenden Ursachen schließen läßt. Diese Schlüsse können trügen und werden es im Einzelnen. Von der Wahrheit der Idee im Ganzen, wie sie auf den folgenden Seiten dieses Buches hervortreten wird, bin ich fest überzeugt und habe deshalb den Versuch mit einer Behandlungsweise der Geschichte gemacht, die nach meiner Ansicht dazu beitragen muß, sie zur wahren Schule des Staatsmannes zu erheben, aus der Vergangenheit die Gegenwart erklären, die Zukunft berechnen zu machen.

Es ist *eine* Behandlungsweise der Geschichte, keineswe-

ges die einzig mögliche und einzig richtige; keinesweges die Alles erklären kann, Alles erklären soll. Nichts in der Welt beruht auf einer einzigen Ursache, als das Ganze; überall in ihm ist ein Zusammenwirken der verschiedensten Einflüsse bemerklich; am Meisten in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Zustände, aus denen sich das Schicksal der Nationen zusammensetzt. Es ist ein großer, wenngleich ein gewöhnlicher Fehler, daß man Alles auf eine Ursache, auf die, die dem Betrachtenden gerade am Herzen liegt, zurückführen will; daß der Jurist das Geheimniß der neuern Zeit in der Einführung des Römischen Rechts, der Theolog in der Kirchenverbesserung, der Journalist in der Presse, der Staatswirth in der Entdeckung Amerika's und der Erfindung der Dampfmaschinen sieht. Glaube ich die hauptsächlichste Ursache der Zustände, in welche das Europäische Staatensystem im Laufe seiner Geschichte gekommen ist, in den natürlichen Gesetzen zu erkennen, welche das Leben desselben beherrschen; so hebe ich wenigstens eine Ursache hervor, die zu dem Charakter der Erscheinung in nächster Beziehung steht, bin aber weit entfernt, die Schicksale der Nationen und die Entwickelung der Europäischen Menschheit aus dem Wirken dieser Gesetze erklären zu wollen. Darauf haben sie nur den Einfluß gehabt, den die Ereignisse, deren Quelle sie wurden, die Verhältnisse, die sie erzeugten, darauf äußern konnten. Dieser Einfluß, der Einfluß der äußeren Verhältnisse der Staaten ist groß; aber, wie ich offen einräumen will, schwächer als manche andere Einflüsse. Er hat bis auf unser Jahrhundert, im Einzelnen fördernd, im Ganzen mehr hemmend, verzögernd, oft zurückschleudernd gewirkt; und trotz dem ist die Menschheit ihren Entwicklungsgang vorwärts gegangen. Auch hat selbst das Wirken jener Staatengesetze zuweilen von allgemeinen, das Volksleben beherrschenden Momenten eine seinem ursprünglichen Charakter ganz fremdartige Färbung erhalten, und ist bald im Gewande der Kirche, bald im Hofrock, bald mit der Jakobinermütze aufgetreten. Endlich ist in einzelnen, allerdings seltenen Fällen, selbst das äußere Staatenleben von Ursachen be-

herrscht worden, deren Grund nicht in ihm selbst lag. Aber es handelt sich hier nur um die Darstellung der hauptsächlichen Ursache. Mag der Bearbeiter der allgemeinen Geschichte alle die Ursachen, die auf das Geschick der Völker ihre Wirkung geäußert haben, zusammenfassen und in ihrer Reihe den hier zu Erörternden nur einen geringeren Platz anweisen, als im Mittelalter dem Pabstthum, im sechszehnten Jahrhunderte dem Protestantismus, in einer späteren Zeit den stehenden Heeren und in einer noch Späteren den Verfassungen. Daß er jenen Ursachen wenigstens den ihnen gebührenden Platz einräume, daß er sie richtig erfasse und richtig würdige, dazu muß die besondere Behandlung der Geschichte des Europäischen Staatensystemes beitragen. Sie steht also zu der allgemeinen Geschichte in demselben Verhältnisse, wie die Kirchengeschichte, die Rechtsgeschichte, die Literaturgeschichte, die Verfassungsgeschichte u. s. w. In der Reihe der Staatswissenschaften aber kann nur eine solche Behandlung der Geschichte einen Platz fordern, die lediglich aus dem Gesichtspunkte des Staats verfaßt ist; lediglich die Phasen des Staats und der Staatenwelt zu ihrem Augenmerk nimmt.

Manche wollen freilich die geschichtlichen Disciplinen aus der Reihe der Staatswissenschaften hinwegweisen, in welche sie Pölitz mit soviel Einsicht eingeführt hatte. Aber gewiß wird man erkennen, daß eher eine viel innigere Verbindung der Geschichte und Politik, zum Besten der Letzteren, zu wünschen ist, als eine Lösung des Bandes und vielleicht ist meine Bearbeitung selbst eine neue Rechtfertigung jener Vereinigung.

Ich habe die Benennung dieser Wissenschaft nur auf das Europäische Staatensystem beschränkt. Bedarf es erst eines Beweises, daß die Basis desselben auf einer Culturrichtung beruht, wie sie in andere Welttheile wohl allmälig verpflanzt wird, aber nicht ihnen eigenthümlich ist? Im Orient bleiben die natürlichen Zwecke der Staaten am Längsten unterdrückt, weil sie auch im Innern der Staaten den Zwecken der Herrscher untergeordnet werden. In Afrika, soweit nicht an den Küsten sich Europäische Colonieen, oder Orientalische Despoten gelagert haben, giebt es nur Horden,

nicht Völker. Die Bewohner von Australiens Festland stehen auf der niedersten Stufe menschlicher Cultur; seine Inselreiche sind zersplittert, nicht in Staatensysteme vereinigt. Amerika endlich, nachdem seine ursprünglich eigenthümliche Cultur verschwand, bevor sie ihre Fortbildungsfähigkeit gezeigt hatte und nachdem seine Urbewohner auf die Stufe aller Naturvölker herabgestiegen waren, hat seine neue Cultur von Europa erborgt. In seinem Innern ist zur Zeit noch das System der Isolirung der einzelnen Staatenmassen so ziemlich in Kraft; wenigstens das nördliche Staatensystem noch stark von dem Südlichen geschieden. Alle diese außereuropäischen Zustände sind hier nur soweit zu erwähnen, als sie auf Europäische Händel von wahrhaftem Einflusse sind.

§. 2.

Princip und Eintheilung.

Ich kann das allgemeine Princip, was nach meiner Ansicht die Phasen des Europäischen Staatensystemes leitet, im Wesentlichen nicht anders aufstellen, als wie ich es 1832 in meiner Encyklopädie der Staatswissenschaften (S. 229 ff.) gethan habe.

In den Kreisen der Staatenwelt findet entweder diejenige Isolirung Statt, wo Jeder seinen Zwecken mit den Mitteln nachstrebt, die ihm die Geeignetsten scheinen, eine Annäherung an sie zu bewirken, ohne daß er deßhalb mit Andern in tiefere Berührung träte, ohne daß er daher ihren Zwecken gefährlich würde. Im innern, wie im äußern Leben der Staaten ist Alles sehr einfach, solange noch Raum genug da ist, sich einander aus dem Wege zu gehen. Oder die Behauptung dieses Weges ist um deswillen nicht möglich, weil die verschiedenen Staaten sich in einem eng verflochtenen Staatensysteme befinden; wie dies unter benachbarten Völkern, bei zunehmender Dichtigkeit der Bevölkerung, vermehrten und vervielfachten Bedürfnissen und steigender Civilisation unvermeidlich der Fall ist. Hier bietet sich, um dem Collidiren der Zwecke dieser verschiedenen Staaten zu begegnen, nur

ein doppelter Weg dar. Einmal: gewaltsame Ausdehnung des Wirkungskreises eines Staates bis dahin, wo seinen Zwecken keine Gefahr mehr droht. Daher Zusammenstoßen im Kampfe, wo es nun darauf ankommt, ob einer und wer aus dem Kampfe als Sieger und Herrscher hervortrete. Streben nach Universalmonarchie und entgegengesetzte Bestrebung zur Erhaltung des Gleichgewichtes der Macht. Oder: gegenseitige Beschränkung der Ansprüche bis auf den Standpunkt, der Allen die gleichen Vortheile sichert. Also Grundsatz der Gegenseitigkeit; vollkommener Rechtsstand unter den Staaten; Gleichgewicht des Rechts; Weltfrieden. Daß der letztere Weg eingeschlagen werden könne, dazu ist zum Theil die Entfernung des absolut Unverträglichen aus der Vertheilung der Staatsgebiete erforderlich. Länder, bei deren Vereinigung die Zwecke des Einen den Zwecken des Andern geopfert, oder untergeordnet werden müssen, können nicht ewig vereinigt, Länder, die in einer Vereinigung mit einander eine Erleichterung ihrer beiderseitigen Bestrebungen erwarten dürfen, nicht ewig getrennt bleiben. Es ist natürlich, daß in der ersteren Periode das Streben nach Vereinigung vorherrscht, weil überhaupt die Staaten dann in der äußeren Macht ihr Ziel und ihre Sicherheit sehen; weil dem Streben nach Gebietserweiterung, mit der dann in der That die Erreichung vielfacher Vortheile und selbst die Verbürgung der Unabhängigkeit verbunden ist, alle andern Rücksichten geopfert werden müssen; weil der Staat, der in den Größeren aufgeht, zu jener Zeit mehr gewinnt, als er an seiner Selbstständigkeit verlieren kann. Dagegen wird bei der Bildung der zweiten Periode eher das Streben nach Trennung sich ankündigen. Denn wenn die Grenzen nicht mehr trennen, sondern nur abtheilen und auch der kleine, selbstständige Staat weder seine Sicherheit von den Großen bedroht sieht, noch in seinem Verkehre mit ihnen sich in schlechterer Lage befindet, als ihre Theile, dann tritt die Rücksicht auf die äußere Macht in den Hintergrund; die inneren Zwecke der Staaten drängen sich wieder vor und jeder eines selbstständigen

Lebens fähige Bestandtheil strebt danach, seine Rechtssphäre auf die seinem eigentlichen Wesen am Besten entsprechende Weise zu ordnen; was aber nicht immer bei der Vereinigung mit fremdartigen Bestandtheilen möglich ist.

Sowie das System der Isolirung aufgegeben werden muß, so wachsen die Staaten zusammen und allmälig bilden sich Großstaaten, neben denen sich nur diejenigen Kleineren erhalten, die durch ihre Lage, durch unter besonderen Umständen erlangte außerordentliche Kraft, oder durch die gegenseitige Eifersucht der Großmächte, oder durch Zufälle, die ihrer gänzlichen Unbedeutendheit zu Hilfe kommen, geschützt sind. Sobald aber die Einsicht sich durchdrängt: daß die Erreichung der Staatszwecke nur dann auf dem Wege der Gebietserweiterung zu verbürgen ist, wenn dieselbe bis zur wahrhaften Universalmonarchie gesteigert wird; daß aber Letztere nicht zu verwirklichen, oder nicht zu erhalten ist; daß folglich die Staaten den andern Weg einschlagen und durch Gegenseitigkeit ihre Zwecke mit ihrer Trennung versöhnen müssen, so kann wieder eine allmälige Auflösung der Großstaaten in kleinere, selbstständige Gebiete erfolgen. Doch muß dies nicht so nothwendig und so allgemein eintreten, wie das Frühere. Denn eben weil die Abgrenzung der Staaten gleichgiltiger geworden ist, bleibt das Streben, die auf dieser Seite auftauchenden Hindernisse des Staatszweckes zu beseitigen, nicht so drängend; und die gleichzeitig erfolgende Läuterung aller Staatskunst mildert die Unterordnung der Provinzen unter den Gesammtzweck. Ja sie kann durch umsichtige Ausführung des Provinzialsystems der Auflösung der Großmacht zuvorkommen und die Bestandtheile derselben in jene günstige Lage versetzen, wo sie die eigenthümlichen Vortheile des großen und des kleinen Staates vereint genießen. Das absolut Unverträgliche wird nicht vereinigt bleiben. Die Uebel, die das ungemessene Streben nach Gebietserweiterung herbeigeführt hat, werden wieder gutgemacht werden. Missgriffe können bewirken, daß auch Theile sich trennen, die ebensogut einer Vereinigung, als eines selbstständigen Lebens fähig sind. Im Allgemeinen geht aber auch hier das Stre-

ben der Natur auf die Herstellung eines mittleren Zustandes. Und gewiß ist das Staatensystem am Besten geordnet, in welchem die Staaten des zweiten politischen Ranges vorwalten, die zur Vertheidigung Stärke genug besitzen, nicht aber zum Angriff *). Ein Staat des ersten Ranges in ihrer Mitte wäre ihr Untergang. Mehrere, die sich im Gleichgewicht halten, können ihnen als Schutzwehren gegen Außen selbst nützen, solange solche Schutzwehren noch nöthig sind.

Bis hierher von dem rationellen Princip der Staatengeschichte. Die äußere Ankündigung des Wirkens desselben beherrscht das geschichtliche Princip, das aber erst aus der speciellen Entwickelung anschaulich gemacht werden kann.

Die Beurtheilung der einzelnen Thatsachen anlangend, so hat der politische Geschichtschreiber zu unterscheiden: 1) die Bestimmung des Geschehenen, in welcher die Absicht liegt, welche die Vorsehung damit hat, der Grund, warum es geschehen mußte; 2) dessen Interesse, oder näheren Zweck, d. h. den Grund, aus welchem die Mitwirkenden die That vollbringen sollten, wenn sie ihren Vortheil verstanden; ein Interesse, was wieder häufig in ein Ferneres und ein Näheres zerfällt; 3) dessen Nothwendigkeitsursache, d. h. das Gebot der Verhältnisse, das auf die Dauer nicht unwirksam bleiben kann; 4) dessen Freiheitsursache, d. h. den Grund, aus dem die Handelnden es thaten; 5) die Veranlassung, welche es möglich macht, daß das Factum geschehen konnte und oft die einzige sichtbare, oder bewußtwerdende Ursache ist, daß es wirklich geschah; 6) die Farbe, die ihm der besondere Charakter der Zeit, in der es auftritt, beilegt; endlich 7) die Mittel, Bedingungen und Umstände, unter denen es vor sich gieng.

---

*) Ein Staat kann sich sehr gut gegen einen Andern vertheidigen, ohne die Kraft zu haben, ihn durch Angriff zu bezwingen. Denn bei der Vertheidigung unterstützen viele Umstände, die man nicht ins fremde Land mitnehmen kann. Der Angriff ist nur im Anfang leichter; später wird es die Vertheidigung, sobald der Wille da ist.

Die Vorgeschichte des Europäischen Staatensystemes sieht dessen Keime sich bilden und nachdem seine wesentlichsten Bestandtheile, wie aus der Hand der Natur hervorgegossen, aufgetreten sind, so sieht es sie im Wesentlichen in isolirter Verfolgung ihrer Zwecke begriffen. Kämpfe genug, von denen Viele mehr eine Folge von Persönlichkeiten und ohne Bezug auf die wahren Interessen der Staaten, ohne innere Nothwendigkeit zu sein scheinen. Doch ist in dem allgemeinen Gährungskampfe ein waltendes Naturgesetz, eine Beziehung auf den Zustand, dessen Bildung Nothwendigkeit war, nicht zu verkennen; der Staatenwelt wird ihre Bestimmung in einer denkwürdigen Epoche eingeprägt; die einzelnen Staaten reifen in ihrem Innern zu ihrer dereinstigen Aufgabe; sie entfalten hier und da ein deutliches Vorspiel von dem, was in den kommenden Perioden sich auf der Bühne der Welt ereignete. Sowie ferner die Zwecke der einzelnen Staaten zu collidiren beginnen, so tritt auch das Zusammenstoßen ihrer Kräfte, geleitet von dem Streben, die Erreichung der Staatszwecke zu erleichtern, oder wenigstens dem Impulse der dieses Streben erzeugenden innern Nothwendigkeit gehorchend, gewaltig hervor. Zwei große Mächte ringen um die Alleinherrschaft. Eine ist dem Ziele schon nahe. Aber Alle vereinigen sich, ihr die Palme zu entreißen. Das Auftreten neuer Staaten in die höheren Kreise des Staatensystemes erschwert die Möglichkeit der Erreichung jenes Zweckes und bereitet ebendadurch die dritte Periode vor, wo, zum Theil durch Veränderungen in dem inneren Zustande der Staaten begünstigt, die Ueberzeugung sich allmälig durchdrängt, daß nur in dem Principe der Gegenseitigkeit das Heil für Alle zu finden ist.

Die Vorgeschichte des Europäischen Staatensystemes theilt sich in zwei Perioden, von denen die Erste seine Keime sich bilden sieht, bis sie unter Karl dem Großen gezeitigt werden, ans Licht zu brechen; die Zweite aber ihr Leben bis zum Beginne des sechszehnten Jahrhunderts verfolgt, wo die Idee des heutigen Staatensystemes schon mit Klarheit hervortritt. Die erste Periode der eigentlichen Geschichte beschäftigt sich

mit den Kämpfen der Häuser Habsburg und Frankreich um die Uebermacht im Europäischen Staatensysteme. Ihr erster Unterabschnitt reicht bis zu Karl V. Regierungsabtritt; ihr Zweiter, wo auf indirecten Wegen versucht ward, was man auf Directen verfehlt hatte, bis zum Westphälischen und Pyrenäischen Frieden; ihr Dritter, wo Frankreich das System des Angriffs an die Stelle der Vertheidigung setzt, bis zu der großen Krisis, die sich im Utrechter Frieden löst. — Die zweite Periode bildet das Gleichgewicht der Macht; indem sie die Zahl der präponderirenden Mächte vermehrt und ebendadurch das Streben nach Alleinherrschaft zügelt. Ihr erster Unterabschnitt endigt mit dem Wiener Frieden, der die im Utrechter Frieden nur provisorisch entschiedenen Fragen definitiv löst und Oesterreich von Bestandtheilen seines Staatskörpers befreit, die seine Aufgabe nur verwirren konnten. In dieser Zeit tritt England in die Reihe der Großmächte ein. Der zweite Unterabschnitt, der mit dem Hubertusburger Frieden endigt, sieht Preußens Ansprüche auf einen erhabenen Platz in dem Europäischen Staatensysteme bekräftigt. Während des Dritten, der bis zur Französischen Revolution reicht, ist auch Rußland mit den Europäischen Staatshändeln innig verflochten worden. Von da an beginnt die große und noch nicht beendigte Krisis, die hoffentlich den Uebergang zu dem Gleichgewichte des Rechts bahnt. Ihr erster Unterabschnitt, der mit dem Wiener Congreß endigt, gehört noch mehr dem Geiste der frühern Zeit, ihr Zweiter mehr dem Beginne der dritten Periode an.

§. 3.

Literatur.

Als speciell der Durchführung der hier erörterten Wissenschaft gewidmet, führe ich nur an:

Heeren, Handbuch der Geschichte des Europäischen Staatensystemes und seiner Colonieen. Göttingen, 1809. 8. 2 Bde. (Fünfte Ausgabe, 1830.)

Pölitz, die Staatensysteme Europa's und Amerika's seit dem Jahre 1783. Leipzig, 1826. 8. 3 Thle.

Beide nehmen zugleich auf die innere Ausbildung der Staaten Rücksicht. Beide bewähren eine andere Anschauung ihrer Wissenschaft, als von der im gegenwärtigen Buche ausgegangen wird. Beide — besonders das Letztere — umfassen einen viel kürzeren Zeitraum. Was unter den Britten vorzüglich Gibbon und Robertson, unter den Deutschen vornehmlich Spittler, Johannes von Müller, Luden, Schlosser, Saalfeld, v. Rotteck, Ranke, v. Raumer, Wachsmuth, für die politische Geschichte, theils durch geistvolle Auffassung, theils durch gründliche Forschung, theils durch ansprechende Darstellung Treffliches geleistet, gehört eben der allgemeinen politischen Geschichte an. Die Franzosen, wie manche Deutsche, Britten und Andere, werden bei den einzelnen Zeiträumen zu erwähnen sein. Ebenso sollen die Chronikenschreiber des diplomatischen Verkehrs citirt werden, wo es Noth thut.

Vorgeschichte.

Erster Abschnitt.

Die Elemente des Europäischen Staatensystemes und deren früheste Bildung.

§. 4.

Grundlagen.

Europa, der Kleinste unter den geographischen Theilen der Erde, ist von Anbeginn an von der Natur bestimmt worden, vielleicht nicht der Sinnlich-glücklichste, aber, durch physisches Uebergewicht, oder geistigen Einfluß der Mächtigste unter Allen zu werden. Seine Cultur ist einer modificirten Uebertragung auf alle Erdtheile fähig; bis zu der Stufe, wo sie es wurde, konnte sie nur in Europa *) gelangen.

*) Vielleicht daß einige Grundideen von überirdischer Riesenhaftigkeit und Tiefe nur auf Asiens Boden geboren werden konnten; aber es handelt sich hier um das Gesammtwesen Europäischer Cultur, wie es aus ihrer Fortbildung und Verbindung mit tausend Kleineren hervorgegangen ist. Merkwürdig immer, daß das Christenthum, wenn wir von äußeren Formen und Ausdrücken absehen, so wenig Asiatisches Gepräge an sich hat und so ganz der Europäischen Geistesrichtung entsprechend ist, wie sie von Anbeginn an, namentlich bei den Germanischen Völkern, im Keime lag. Der erste Grund mußte in Asien gelegt werden, der geheiligten Bewahrerin der einzigen Ueberlieferungen der wahren und geoffenbarten Religion. Aber das Weitere vertraute der Herr Europa an.

Europa verdankt seine Vorzüge zunächst der Natur seines Klimas und Bodens.

Es ist zu seinem allergrößten Theile bewohnbar. Von seinen 155,000 Quadratmeilen kommen nur 12,000 auf die Eisregion. An Hitze leidet es nirgends bis zu einem Grade, der die Cultur hinderte. Seine Gebirge nehmen nur den dritten Theil seines Bodens ein, sind überdem vielfach vertheilt, zum großen Theil mannigfacher Cultur fähig und enthalten nicht jene breiten Hochebenen, die den Menschen so ungünstig sind und die Länder so gänzlich trennen. Die Gebirge Europa's nützen ihm nur. Sie erhalten die Gleichmäßigkeit der Temperatur und nähren eine vielfach vertheilte Fülle von Stromquellen. Folglich hat die Natur zwar Europa ein kleineres Gebiet zugemessen, aber ihm auch nicht soviel davon wieder genommen, wie in Asien und Afrika, wo unermeßliche Landstriche aller Benutzung entzogen, oder nur einer bestimmten, beschränkten Benutzung fähig sind. In Asien waren gewisse Gegenden die natürlichen Sitze der Cultur, Andere der Barbarei. In Letzteren sammelten sich fortwährend die Gefahren, die über Erstere hereinbrachen. Afrika's Cultur wird durch den Gegensatz erschwert, den dieser ungeheure Gürtel von Meeresküsten zu dem dichten, vom Meere entfernten und in der Verbindung mit ihm gehemmten Kerne bildet. In Europa dagegen sind alle Theile einer verwandten Cultur fähig und die Natur leitet nicht zur Bildung schroffer Contraste.

Umspült auch das Meer einen viel geringeren Flächenraum, so dringt es dafür in den mannigfachsten Verzweigungen und Einschnitten in den Landkörper ein und nähert sich allen Punkten des Erdtheils. Die Ostsee und das Mittelländische Meer sind für Europa's Cultur wichtiger gewesen, als der Atlantische Ocean. Wind und Wetter sind wechselnd in Europa, Ersterer namentlich nicht in periodischen Fristen regelmäßig dauernd und wiederkehrend, und durch nichts wird die Bevölkerung in der Mannigfaltigkeit der Richtungen und Bewegungen beengt, die ihre Bestimmung scheint.

Soweit das Land auf den Charakter des Volks von

Einfluß ist *), entstehen unter den Europäischen Nationen nur harmonische Schattirungen eines Gesammtcharakters. Kein Theil ist so vorzugsweise von einer verschwenderischen Natur begünstigt, daß seine Bewohner sich ganz der trägen, üppigen Beschaulichkeit des Hindostaners hingeben könnten; kein Land so ausschließlich die Stätte kriegerischer Arbeit, daß es jenes Monopol der Kraft und Tapferkeit erzeugen sollte, das in Asien den Tartarischen Stämmen zusteht; kein Theil seines Bodens von der Natur so verlassen, daß nur thierähnliche Geschöpfe ein kümmerliches Dasein darauf hinfristen könnten. Die Lappländer sind die Einzigen in Europa, die dem Wesen der Naturvölker näher stehen, als der Europäischen Civilisation. Aber auch sie stehen höher als alle in gleichen Verhältnissen befindliche Bewohner anderer Erdtheile.

Aehnlich sind die Verhältnisse der Fruchtbarkeit. Der Europäische Boden hat bei Weitem die Fruchtbarkeit nicht, deren große Strecken der übrigen Erdtheile sich erfreuen. Dagegen ist dieses geringere Maaß einer immer noch die Arbeit lohnenden Fruchtbarkeit über einen weit größeren Antheil des Bodens verbreitet, als wenigstens in Asien und Afrika der Fall ist. Europa hat nur wenig eigenthümliche Pflanzen, aber sein Boden hat sich geschickt gezeigt, eine große Anzahl der nutzreichsten Pflanzen, unter Mithilfe des einsichtigen Fleißes, aufzunehmen und einzugewöhnen. Keineswegs ist dies bei Allen der Fall und so wird Europa stets genöthigt sein, Gegenstände, die ihm zu Nutzen und Genuß gereichen, gegen Producte seiner Arbeit von Außen einzutauschen. Fruchtbarkeit und Gewächse sind weit vertheilt, und wo der Boden nur das Kärglichste trägt, da hat man auch diesem eine Benutzungsfähigkeit abgewonnen, die nur die

*) Auf die Dauer ist es dies allemal. Das Land bestimmt wesentlich die Interessen, folglich das Handeln der Nation. Die Gewohnheit des Handelns bildet den Charakter gegen Außen. Das Land hat ferner auf Neigungen, Sitten und Gewohnheiten Einfluß, wodurch namentlich die sinnlichen Seiten des Charakters modificirt werden. Indeß gewisse genetische Grundverschiedenheiten der Völker vermag das Land nicht zu bewältigen. Es ist überall Wechselwirkung.

Noth lehren konnte. — Die Hausthiere, die auf dem eigenthümlichen Boden Europa's nützlich sein konnten, hat es erhalten, durch Zucht veredelt und anderen, von der Natur sonst weit begünstigteren Gegenden in ihrer Uebersiedelung das nützlichste Geschenk gemacht. Der Wildstand ist nicht von der Art, um die Früchte der Civilisation wesentlich zu gefährden, oder um ganze Stämme zu Jägervölkern werden zu lassen. Die Jagd konnte in Europa nicht Nahrungsquelle und stete Beschäftigung der Völker bleiben; selbst den Germanen des Tacitus war sie nur Lust und Beihilfe; soweit unsere beglaubigte Geschichte zurückreicht, finden wir sie nur als Vergnügen der Vornehmen. — An Mineralien ist Europa reich. Die edlen Steine zwar, denen nur Seltenheit Werth verleiht, erkauft es von fremden Erdtheilen. Die edlen Metalle waren in genugsamer Menge vorhanden, um dem Bedürfniß zu genügen; nicht so reichlich und unerschöpflich, um alle Güter der Welt mühelos zu erkaufen; größtentheils gerade zu der Zeit entdeckt, wo ihre Entdeckung am Nützlichsten war; allmälig ausgebeutet, wie das Bedürfniß abnimmt *); mühevoll zu gewinnen, damit der Bergbau zur Kunst und die Kunst zur Lehrerin werde. Dagegen ein vielen andern Erdgegenden versagter Reichthum an jenen Metallen, die den Zwecken der Industrie dienen und aus denen die Geräthschaften des Friedens und die Waffen des Krieges gefertigt werden.

Weil der Boden Europa's der verständigen Arbeit ihren Lohn zollt, so ward diese Arbeit versucht. Weil die Natur hier wenig freiwillige Geschenke spendet, sondern sich Alles nur durch Anstrengungen und Berechnung abgewinnen läßt, so bildete sich eine zur Arbeit gewöhnte und zur geistigen Stärke reifende Bevölkerung. Der Boden um etwas ärmer, das Klima um etwas rauher und Europa wäre nur spärlich von den kümmerlichen Horden bewohnt, wie sie in den Steppen Sibiriens umherziehen. Der Boden um etwas reicher,

*) Das Bedürfniß nimmt ab, wie der Welthandel mehr und mehr zum Tauschhandel wird.

die Natur um etwas freigebiger, und Europa enthielte jene Bevölkerung träger Genußmenschen, welche die Beute jedes starken Eroberers sind. Eine weniger gleichmäßige Vertheilung der Naturgüter; etwas schroffere Uebergänge; große Landstriche der Sitz der üppigsten Fruchtbarkeit und größere Steppen gänzlicher Sterilität, oder nur der Benutzung von Jäger- und Hirtenvölkern überlassen, und Europa wäre einem steten Wechsel von Cultur und Barbarei preisgegeben.

So aber erforderte es schon ein gewisses Maaß von Civilisation, um sich in Europa zu erhalten, einen Unternehmungsgeist, in welchem der Keim der Fortbildung lag, den bei steigender Bevölkerung das Bedürfniß befruchtete. Die Cultur führte zu Wohlstand; aber zu einem Solchen, der nur durch die Mittel zu erhalten war, die ihn erzeugt hatten. Die Lust an dem Gewonnenen beflügelte das Streben nach weiterem Aufschwung. Die Anstrengung zu Gunsten des Bedürfnisses ward gewagt, wie die Aussicht zu ihrer Befriedigung sich zeigte *). Diese Mannigfaltigkeit von Genüssen, welche die technische Richtung der Europäischen Völker erzeugt hat, und diese Mannigfaltigkeit von Arbeiten, die zu ihrer Erlangung nöthig waren, haben durch stete Wechselwirkung vorwärts geleitet. Europa's Charakter wäre ein Anderer, wenn es seine Anstrengung nur auf den Boden zu wenden brauchte; froh, durch dessen Bearbeitung gnügliche Nahrungsmittel für seine Bevölkerung zu erndten **). Und wieder

*) Wohlstand und Aufklärung gehen Hand in Hand. Ein ungebildetes Volk wird nicht lange in Wohlstand bleiben. Ein armes Volk wird sich schwer zur Bildung erheben. Aber ein Schritt führt zum Nächsten und ein zugleich wohlhabendes und aufgeklärtes Volk wird nicht leicht in Armuth und Rohheit zurücksinken. — Ebenso ist die Erfahrung des Gelingens, werde sie nun an sich oder an Andern gemacht, der beste Sporn des Strebens. Der Versuch wird nicht gemacht, der von vorn herein hoffnungslos scheint und Einzelne wie ganze Volksclassen bleiben zurück, weil nichts sie zum Aufstreben ermuthigt.

**) Wechselwirkung. Die Arbeit forderte einen Geist, der sich nicht mit den gewonnenen Producten genügen ließ. Daher das Streben, durch Umarbeitung des Gewonnenen die Genußmittel von Außen einzutauschen, deren Erzeugung Europa versagt war.

ein Anderer wäre er, wenn der Boden zu steril war und Europa selbst das Nothwendigste von fremden Erdtheilen eintauschen mußte *). Auch jene Vertheilung der drei Hauptrichtungen menschlicher Thätigkeit im materiellen Wirken, jenes Gleichgewicht zwischen Ackerbau, Industrie und Handel, ist ein wichtiger Umstand für Erklärung der Europäischen Culturstufe.

Nicht bloße Kraft genügt zu der Arbeit, die der Natur ihre Spenden abkaufen soll. Geduld, Ausdauer, mühsame, rastlose Anstrengung fordert sie. Wichtige Eigenschaften zur Ausführung großer Pläne, zur Begründung dauernder und weitausgedehnter Herrschaft. Die nur durch rohe Stärke gemachten Eroberungen brausten vorüber wie Sturmwinde und kaum noch schwache Erinnerungen der Sage hat Alexanders Heereszug in Indien, hat Attila's Völkergeißel hinterlassen. Aus kleinen Factoreien von Kaufleuten und aus Colonieen Geflüchteter und Verbannter ist Europa's Herrschaft in Asien und Amerika erwachsen. Ihre Wirkungen werden bleiben, solang nicht eine Erdrevolution die Werke der Menschen umstürzt und in die Nacht vergräbt.

Die Arbeit mußte eine von Berechnung und geistiger Kraft Geleitete sein. Dadurch wurde eine allseitige Ausbildung der geistigen Kräfte und eine Anwendung derselben auf Gegenstände, an denen sie anderwärts nicht sich zu üben gewöhnt wurden, vermittelt. Der Einfluß der Wissenschaft auf das praktische Leben gehört Europa an. Wo eine leichte, mechanische Arbeit hinreicht, die Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen, da strengt sich der Erfindungsgeist nicht in Erleichterung und Verbesserung dieser Arbeit an. Künste und Gewerbe bleiben bei den ersten Anfangsgründen stehen; und allmälig wird die unverrückte Festhaltung bei den rohen Kunstgriffen der Väter zur genetischen Richtung im Uebrigen nicht unbegabter Völker. In Europa dagegen traten das geistige und das materielle Element in stete Wechselwir-

*) Im letzteren Falle freilich wäre Europa gar nicht, oder nur an einzelnen Punkten bewohnt worden.

kung und während das Materielle durch das Geistige eine Menge noch ungekannter Werthe in sich erweckt sah, übte und steigerte das Geistige seine Kraft eben in dem lohnenden Einwirken auf das Materielle.

In Chaldäa's sternhellen Nächten hat sich der denkende Geist auf die Betrachtung und Beobachtung der Gestirne gelenkt und sich in Träume über Räthsel verloren, die erst der Verstand des Europäers, nach sicheren Regeln berechnend, löst. In Ostindien, wo die Wunder der Natur ihre größte Höhe erreichen, hat die Phantasie sich in Erfindung einer riesenhaften Mythologie gefallen, die bei der überraschenden Kühnheit mancher Idee und bei der lieblichen Verbindung einzelner einfacher Züge mit den abenteuerlichsten Gebilden, doch im Ganzen weder schön, noch zum Guten erwärmend ist. Unter den Hirten Palästina's, Arabiens, Syriens, wo bei weniger Reichthum die Verhältnisse einfacher waren, ergoß sich das gläubige Gemüth in religiösen Hymnen, deren Eindruck noch heute den Sieg des Gefühls über die Kunst beweist und die eine Ansicht überirdischer Dinge entfalteten, auf welche der sinnende Verstand des Europäers nicht durch sich selbst kommen konnte, über welche seine ganze philosophische Speculation nicht hinausgekommen ist und die wohl von der Mehrzahl seiner Bevölkerung in gläubiger Innigkeit des Gemüths noch nicht erfaßt ist. Um das Wachfeuer endlich der Karavanen gelagert, erfanden Mährchenerzähler jene Fülle von wunderbaren Sagen, in denen soviel Phantasie und dichterische Kunst athmet. Das Alles sind isolirte Erscheinungen, wie sie bei Völkern vorkommen können, denen das Leben nicht viel zu thun giebt. Was sind sie im Vergleich zu dem so mannigfaltigen und ausgebreiteten Gebiete des Europäischen Wissens, das auch sie zu benutzen wußte, aber neben ihnen eine lange Reihe von Forschungen aufstellte, durch welche Alles, was nur irgend menschliche Fassungskraft erreichen kann, in den Bereich der Speculation gezogen ist? Dieses Wissen selbst ist eins der wichtigsten Güter geworden, von unberechenbarem Einflusse aufs Leben und bei richtiger Verbreitung eines immer steigenden Einflusses fähig.

Jene Arbeit bedurfte dringend der Genossenschaft, der gegenseitigen Hilfe, und setzte den Werth jedes Einzelnen in sein Licht. Darum jenes enggeschlossene und vielgegliederte Band der Vereinigung und neben ihm jene Werthhaltung der Individualität. Darum jenes vorherrschende Streben nach einer dem Orient fremden Freiheit der Verfassungen und Vertheilung der Vortheile. Darum ward die Despotie nicht Regel und das Wissen nicht Monopol von Kasten. Das Jägervolk gehorcht den Kühnsten und Kräftigsten; das Schwert ist das Scepter der Kriegerhorden; der Hirtenstamm treibt seine Heerden nach dem Willen des Stammhauptes; der seßhafte Nutznießer eines üppigen Bodens fügt sich willig in die Gebote des Gewaltherrschers, solange ihm seine Hütte und sein Reisfeld bleibt und er den Göttern sein Opfer bringen kann. Wo so tausendfache Richtungen des Volkslebens sich durchkreuzen, wie in Europa; wo Landbau, Gewerbe, Handel, Kunst und Wissenschaft in mannigfachster Verbindung sich begegnen, nur durch rastlose Anstrengung, gegenseitige Unterstützung und Vervollkommnung sich erhalten können, dann aber so Großes und Nützliches leisten; da tritt die Persönlichkeit in ihre Rechte, da wird der Vertrag das Band aller Verhältnisse, das Recht seine Bürgschaft, die Versöhnung des Gemeinwohls mit dem Besten des Einzelnen der Zielpunkt.

Der Europäische Mensch ist gut gestaltet. Sein Gesicht trägt nicht die verflachte Gleichförmigkeit Mongolischer und Afrikanischer Horden; sondern drückt in der verschiedenartigsten Verbindung hervorstechender Züge die Mannigfaltigkeit individueller Charaktere aus. Sein Körper ist gewandt und fähig, in allen Himmelsstrichen auszudauern und einzubürgern. Auch sein Gemüth gewöhnt sich leichter an fremde Verhältnisse, und, mit wenigen Ausnahmen *), empfindet er

*) Diese Ausnahmen sind auf die einfacheren, natürlicheren Verhältnisse gewisser Völker begründet und daß sie wesentlich ihren Genuß in Naturfreuden suchen. Geht es übrigens mit der (falschen) Aufklärung der Schweiz, wie sie seit der Zeit eingerissen ist, daß die Schweiz zum großen Lustort der Reichen und Großen von ganz Europa wurde,

das Heimweh nicht, das selbst den Grönländer zu seinem Thrankessel zurückzieht. Wie er selbst, so ist ja auch seine Cultur eines Weltlebens fähig und folgt ihm überall hin. Seine Jugend ist langwährend, weil sie sich auf ein arbeitsvolles Leben vorzubereiten hat. Auch die mittlere Dauer seines Lebens ist lang, weil er viel für Mitwelt und Zukunft arbeiten soll. Er wird von vielfachen Krankheiten heimgesucht, die aber größtentheils nicht klimatisch, sondern Folge seiner künstlichen Lebensart sind, und welche Vorsicht vermeiden, ärztliche Kunst bekämpfen kann. Sie predigen ihm Mäßigung, Geduld, Demuth, Mitleid und Beistand. Die verheerenden Krankheiten der Orientalen, die blind und wahllos mit der Sichel des Todes umhermähen, sind ihm größtentheils fremd. Dafür scheint die Fruchtbarkeit seiner Ehen nicht so günstig, wie in manchem andern Theile des Erdballs *). Beide Erscheinungen haben die günstige Nachwirkung, daß er die Gleichgiltigkeit gegen Menschen und Menschenleben weniger kennt, vielmehr den Werth der Bevölkerung schätzen lernte **). Genetischer Charakterzug des Europäers scheint die Gabe zu sein, sich überallher das Nützliche anzueignen, vereint mit der Andern, es fortzubilden und zu vervollkommnen ***). Europa ist von Anbeginn an bestimmt worden, die

---

fort, so wird das Heimweh auch bei Schweizern eine immer seltnere Erscheinung werden.

*) Suche man den Grund nicht in der Monogamie. Die Polygamie ist auch im Orient nur Sitte der Vornehmen. Die merkwürdige Fruchtbarkeit der Juden ist auch in Europa bemerklich und wohl genetisch.

**) Die Bevölkerungspolitik des vorigen Jahrhunderts war ebenso verkehrt, wie die Uebervölkerungsscheu des Jetzigen. Aber angenehmer ist es, Ehen zu stiften, als zu verbieten.

***) Der Chinese scheint der stabil gewordene Culturmensch zu sein. Er hat die Gabe gehabt, zu erfinden, aber die Gabe des Fortbildens und die Lust des Aneignens verloren. Der Slave eignet sich mit Leichtigkeit Alles an; er ist der geschickteste Nachahmer; aber er erfindet nicht selbst und mag wohl durch kleine Kunstgriffe der Schlauheit, aber nicht durch bleibende Regeln der Berechnung verbessern. Der Germane erfindet, nimmt auf und bildet. Die Tugend, nicht aber das Talent, ist für alle Völker.

Stadt der Erde zu sein, die Werkstätte für ihre Bewohner, die Schule ihrer Geschlechter. Letztere wird es immerdar bleiben. Für das Erstere mag eine Concurrenz erwachsen. Doch diese wird nur seine Tochter sein, sie wird Europa niemals ausschließen, und große Erdtheile und große Theile von Andern werden es immer in ihrem Interesse finden, das platte Land der Erde zu bilden.

Ist doch diese Stellung so genußreich, von manchen Fehlern und Leiden der Städte so frei, an manchen Tugenden, manchen schätzbaren Gaben reich. Wie glänzend auch die Europäische Cultur sich darstelle, wie nothwendig sie war, wie nützlich ihr Wirken; das Leben, was sie herbeiführt, ist an Glück nicht so reich, wie das Menschendasein es werden kann; der Zustand schließt namenloses Elend in sich; neben schimmernden Eigenschaften lagern sich schwarze Schatten; neben bewußtvollen Tugenden, den Kindern der Klugheit, der Belehrung und des Pflichtgefühls, mancher Mangel an jener Tugend des Instincts, die dem edlen Natursohn zur andern Natur ward. Das Leben ist für große Classen des Volks sehr mühsam, in manchen Gegenden fast zu mühsam, so daß es vor harter Arbeit und bittrer Noth weder zur freien Ausbildung des Geistes, noch zu jener harmonischen Gemüthsstimmung kommen kann, die nicht in roher Sinnenlust, aber in wohlwollender, mittheilender Fröhlichkeit, in echter Heiterkeit sich ausdrückt. Die Bevölkerung ist auf manche Punkte fast zu zahlreich zusammengedrängt, so daß sie nur durch künstliche Mittel erhalten werden kann, die nur nothwendige Uebel sind. Nur in Ländern, wo die Natur so wenig freiwillig zollt, ward eine Armuth möglich, wie sie in Europa das Erbtheil ganzer Classen ist *) und wie sie die Noth, die

*) Man spricht von dem Verfall der Türkei und wie tief sie unter den civilisirten Ländern Europa's stehe. Aber es giebt keine Armuth in der Türkei und nicht der vernachlässigten Natur, sondern den Gemeinde- und Familienverhältnissen und der Religion ist das zu danken. Und Mohameds Religion predigt die Wohlthätigkeit und Bruderliebe nicht stärker, als Christus.

Laster und die Verbrechen erzeugt, vor denen die Reichen sich am Meisten entsetzen. Die Mannigfaltigkeit der Richtungen bewirkt auch eine größere Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, Schicksale, Glücks- und Bildungsstufen, deren Folge künstliche Einrichtungen, Furcht und Trotz, Verachtung und Neid, Mangel an Sympathie der einen Classe für die Andere war. Wo das Eigenthum die Frucht so harter Arbeit war, da gieng das Streben vor Allem auf Sicherheit und führte, im Bunde mit der vorherrschenden Verstandesbildung, zur strengsten Abwägung eines vielverflochtenen Rechtssystemes, in welchem die Persönlichkeit hinter dem dinglichen Elemente, die Moralität hinter der Legalität zurücktrat. Der Staat entfernte sich immer weiter von seinem Vorbilde: der Familie. Das Uebergewicht der Verstandesbildung unterdrückte manche natürliche Tugend, die bei fremden Völkern uns rührend und erfreulich begegnet. Aus Leidenschaft wird weniger gefrevelt, entsteht weniger Unheil, als bei Naturstämmen; aber mehr aus Noth und Berechnung. Die Menschen drücken weniger, die Einrichtungen mehr. Die geachtetsten Tugenden der Europäer sind mehr Sache der Klugheit, des Anstandes, der nöthigen Rücksicht, als wahre Grundtriebe der Seele. Tausenderlei Berechnungen, Mistrauen und Besorgniß durchfurchen die Seele des Europäers, neben der die des Natursohnes klar wie ein Spiegel ist. Der Europäer kann nicht so gastfrei, so mildthätig, so freigebig, so rücksichtslos in Güterverhältnissen sein, wie mancher Orientale, weil er Ursache hat, das Seine besser zusammenzunehmen. Er ist dagegen auch nicht so nüchtern und mäßig; er ist geiziger gegen Andere und verschwenderischer für sich; denn wo das tägliche Leben, die ganze umgebende Natur verhältnißmäßig so wenig Genuß bieten, und beschaulicher Müßiggang nur zur Noth führt, da ist der Wunsch desto mehr veranlaßt, in den kurzen Momenten des Genusses das Versäumte nachzuholen und den Becher der Freude, der ihm gelassen ist, bis auf den Grund zu leeren. Auch giebt sein Klima dem Europäer nicht soviel Warnungen vor den nachtheiligen Folgen unmäßigen Genusses. — Im Allgemeinen ist eine zu große Entfernung

von Natur und Natürlichkeit die Folge der Europäischen Culturentwicklung geworden. Indeß ist diese noch nicht am Ziele und wie in soviel andern Dingen, so kann auch hierin gerade das höhere Aufstreben eine Rückkehr zur Natur umfassen.

Doch alle diese Betrachtungen gehören mehr der allgemeinen Geschichte Europa's an. Aber auch das Europäische Staatensystem ist in den erwähnten natürlichen Verhältnissen Europa's prädestinirt worden. Zunächst und vor Allem durch die gleichmäßigere Vertheilung des Meeres, der Flüsse, der Gebirge, des bewohnbaren Bodens, der Fruchtbarkeit. Eine Vertheilung, die doch wieder nicht so gleichmäßig war, daß jedem Theile gerade ein völlig gleiches Maaß von allen diesen Naturgaben zugestanden worden wäre. Vielmehr führt Europa in allmäligen Uebergängen von den Wärmeren zu den kälteren Zonen herab und die Natur schon weist dem einen Lande den Einen, dem Andern den andern Vorzug in ausgezeichnetem Grade zu, ohne das Begünstigte deshalb der andern Güter völlig zu berauben, oder das Nichtbegünstigte von jenem Gute, dem Besitze desselben, oder dem Zugang dazu, ganz auszuschließen. Durch alle diese Umstände ward eine annäherungsweise Gleichartigkeit des Charakters bewirkt, der Keim eines Gleichgewichtes der Macht und eines geselligen Aneinanderschließens zu gegenseitigem Nutzen. Dadurch hat die Europäische Natur auch über Völker gesiegt, deren genetische Richtung von der in Europa Herrschenden eine Verschiedene war und die Reste der Celten haben sich dieser Cultur unterworfen, die Slaven sie nachgeahmt. Wo, wie in Asien, sich tapfere, rohe, schwache, wollüstige, feige Stämme in vielfachster Vermischung neben einander finden, da kann das plötzliche Erwachen einer unbekannten kriegerischen Horde den gänzlichen Umsturz der bestehenden Civilisation, das Entstehen eines neuen Reiches bezeichnen, das dauern wird, bis der auflösende Geist des Landes auch die Sieger in neuen Verfall zieht. So ist Asien zu einem steten Wechsel zwischen der Allherrschaft eines Völkerelementes und dessen Auflösung, zu einem Wechsel zwischen

Civilisation und Barbarei bestimmt und es wird sich erst zeigen, ob die allmälig auch in Asien siegende Europäische Cultur dieser Bestimmung ein Ende machen wird *). In Europa aber — und wenn Rußland den ganzen Continent unterjochte, so wäre es eben nur ein Sieg der Europäischen Cultur über sich selbst. Frankreich kann nicht von St. Petersburg aus regiert werden, und wer immer in Paris herrscht, er muß französisch regieren.

Es ward ferner durch obige Umstände die Erhaltung von Eigenthümlichkeiten vermittelt, die stark genug sind, die Völker zu theilen, aber nicht stark genug, sie zu trennen. Frankreich und England z. B. sind zu verschieden, als daß sie auf die Dauer zu einem Volke verschmelzen könnten. Aber sie sind nicht so verschieden, daß sie sich nicht zu verstehen vermöchten und sich nicht friedlich die Hände zum gegenseitigen Vortheil reichen könnten.

Es wurde eine Anzahl Länder gebildet, die eines selbstständigen Bestehens fähig sind, ohne deshalb die Kraft zur bleibenden Unterjochung aller Uebrigen zu besitzen, oder in gänzlicher Isolirung von den Andern ihren Vortheil zu finden. So ist auf der einen Seite ein Paraguay in Europa, oder auch nur Chinesische Abgeschlossenheit undenkbar. Und auf der Andern konnte selbst das arme, entfernte, schwachbevölkerte Schweden in den großen Staatshändeln Europa's wiederholt den Ausschlag geben, ohne deshalb an eine Herrschaft in Europa denken zu können.

Indem einzelne Länder sich eigenthümlicher Vorzüge erfreuten, erlangten sie eine Wichtigkeit, die weit über die Ansprüche hinausging, welche sie nach Gebiet und Bevölkerung

*) Auf einer gewissen Stufe kann die Cultur allerdings den Sieg über das Land davontragen. Aber eine solche, dem natürlichen Zuge des Landes entgegengesetzte Cultur wird sich nie im Lande selbst bilden. Sie muß von Außen kommen.

Man vergleiche übrigens über den Einfluß des Europäischen Bodens auf Europa's Gesittung die vortreffliche Schrift: Mendelssohn, das Germanische Europa; Berlin, 1836. 8.

machen konnten. Indem sie aber nicht bloß auf diese Vorzüge verwiesen wurden, blieben sie vor dem Verfallen in eine einseitige Richtung verwahrt, die sie verhindert haben würde, mit der Cultur ihrer Nachbarn gleichen Schritt zu halten. Die Schweiz, Holland, England, ihnen Allen hat die Natur selbst ihre Aufgabe vorausbezeichnet.

Endlich hat die Natur durch die schmale Lage Europa's, die vielfachen Krümmungen und Einschnitte des Meeres, die Vertheilung der Gebirge und den Lauf der Ströme, eine Menge Absonderungen bewirkt, die, wie gesagt, keine Trennungen sind, aber doch auf ein unabhängiges Nebeneinanderstehen hinwirken. Die Theile Europa's sind nicht gleichmäßig um einen Kern gereiht, sondern überallhin erstrecken sich selbstständige Glieder, die ihre Lebensquellen in sich selbst fühlen. Die Richtung vornehmlich des Mittelalters trat mit dieser Stimme der Natur in Bund und nährte den Stolz auf die Unabhängigkeit der Staaten. Die Natur zeichnete den Haupttheilen Europa's ein Gleichgewicht der Macht vor, bestimmte das Nebeneinanderbestehen unabhängiger Staaten und erweckte doch in dem Gefühle des gegenseitigen Bedürfnisses das Streben nach dem Gleichgewichte des Rechts.

§. 5.

Die Völker.

Wenn, wie und von wem Europa zuerst bevölkert worden sei, wissen wir nicht. Die vielfachen Anknüpfungspunkte, die es den übrigen Erdtheilen bot, machen es wahrscheinlich, daß es zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Seiten her Einwanderer empfangen hat. Doch schwebt über jenen Jahrhunderten ein Dunkel, was noch keine Hypothese zu lichten vermochte. Von Afrika, das ihm zunächst gelegen ist, mit dem es, nach manchen Vermuthungen, ehedem unmittelbar zusammengehangen haben soll, und das, wenn wir Homerischen Sagen trauen dürfen, sich auch außer Aegypten

einer hohen, beachtungswerthen Cultur erfreut hat *), scheint es in der früheren Zeit nichts empfangen zu haben. Der Zustand, der vor der großen Erdrevolution, welche die Meerenge von Cadix durchbrach, bestanden hat, mag spurlos untergegangen sein. Später waren die Küsten Italiens, Frankreichs, Spaniens, schon von einer kriegerischen, vom Norden herauf, oder aus Griechenland und Kleinasien gekommenen Bevölkerung besetzt, die Carthago eine Zeit lang zum Theil beherrschen, aber wenig bleibende Spuren in ihre Gesittung eindrücken konnte. Auch war Aegypten früher der gebildetste Staat auf der Afrikanischen Nordküste und dieses floh den Handel und schloß sich vom Auslande ab. Dies mag erklären, warum sich keine Spur findet, daß schon in der Vorzeit ein Afrikanischer Stamm, was später die Arabischen Mauren mit soviel Vorliebe thaten, versucht und seinen Beitrag zu der Bevölkerung Europa's geliefert hat **).

Die neueren Physiologen erklären sich immer einstimmiger gegen die biblische Mythe von der Abstammung des Menschengeschlechtes aus einem Menschenpaare. Die durch Klima und Landeseinfluß nicht hinreichend erklärten Grundverschiedenheiten in der gesammten Charakterrichtung der Hauptstämme der Erde scheinen diese Ansicht zu bestätigen. Wenn man das so ganz Eigenthümliche der Europäischen Culturweise bedenkt und wie vom ersten Anbeginn an selbst diejenigen Grundlagen der Cultur, deren Ursprung man aus Phönizien, Aegypten, Indien nachweist, auf Europäischem Boden einen Charakter angenommen haben, der viel mehr Verwandtschaft zu dem Ganzen der Europäischen Weise trägt,

---

*) Bekanntlich rühmt Homer die Aethiopen als die besonderen Günstlinge der Götter, ihre frömmsten und reinsten Verehrer.

**) Oder ist die Annahme des gelehrten v. Leutsch gegründet, daß in der That die Aethiopen, unter dem Namen Asen, das erste, auch einen Theil von Asien und ganz Europa umfassende Weltreich, das des Ulysses gegründet hätten, daß darauf das Phönizische Reich des Hercules gefolgt sei und darauf wieder das der Aegyptier? Siehe: Anleitung zur Auslegung der Griechischen und Römischen Mythen; Leipzig, 1828. 8.

als zu der Gesammtrichtung ihrer Heimath; so könnte man auf Europäische Urvölker schließen, die von Außen nur Zusatz und Cultur empfingen. Auf der andern Seite aber war Asien an mannigfaltigen Gebilden reich; zwischen den Zuständen mehrerer Hauptnationen Europa's vor ihrer künstlichen Ausbildung und den Zuständen mehrerer asiatischen Völker waltet eine sichtliche Aehnlichkeit ob; gerade die wichtigsten Momente, die die Persönlichkeit eines Volks bestimmen, Sprache, Religion, Sage, Rechtsbegriffe, Moral, führen auf den Orient hin; und man kann wohl auf den Gedanken kommen, daß die wichtigsten Europäischen Völker nur Zweige eines in Asien ergrünten Stammes seien, die, auf Europäischen Boden verpflanzt, sich auf eigenthümliche Weise entfaltet hätten. Jedenfalls mag eine viel längere Periode, als unsre Geschichte kennt, dazu gehört haben, diese Abzweigung und Einwurzelung zu vollenden. Die Verbindung war schon vergessen, als diese Völker in der Geschichte auftraten. Die Sprachen waren schon Eigenthümliche, Getrennte, nicht bloße Dialekte; wie uns die Griechen zuerst in der Geschichte begegnen, so haben sie schon weit mehr Aehnlichkeit mit heutigen Europäern, als mit Aegyptiern oder Juden; und wie fabelhaft auch die älteste Geschichte Italiens sein mag, die Gründer dieser Völkerschaften scheinen ihre Gebäude auf den Trümmern eines viel älteren, untergehenden Culturstandes errichtet zu haben.

Vielleicht hat der Stamm der Suomi, der sich in Finnen, Lappen, Esthen und Lieven ausprägt, dem die ältesten Bewohner Preußens verwandt waren und dem auch die Magyaren angehören sollen, den meisten Anspruch darauf, sich als Urbewohner Europa's betrachten zu können. Insofern wenigstens, als sich keine Spur findet, daß die Länder, in denen seine Hauptzweige sich erhalten haben, früher von einem andern Volke bewohnt gewesen seien; als ferner seine genetische Richtung mit der Natur dieser Länder in Harmonie steht; diese Natur mit der in den Asiatischen Gegenden, in welchen Zweige desselben Stammes wohnen, übereinstimmt und nicht geeignet ist, die Bewohner glücklicherer Zo-

nen an sich zu locken; endlich in dem ursprünglichen Charakter jener Völker wenig Unternehmungsgeist liegt, wohl aber jene rührende Kraft der Geduld, die auch nach jahrhundertlangem Drucke die Anhänglichkeit an die Sitte der Väter und die Eigenthümlichkeit ihres Charakters bewahrt. Mögen nun die Suomi aus Asien nach Europa, oder aus Europa nach Asien gewandert sein; der äußerste Norden Europa's und die östlichen Küsten der Ostsee sind wohl zuerst von ihnen bebaut worden *).

Die Finnen sind in Norwegen und Schweden durch Germanische Stämme immer weiter nordwärts gedrängt worden. An der Ostsee haben sie und die Letten, erst unter Deutschem, dann unter Slavischem Joche Furchtbares erlitten und den blutigen Untergang ihrer eigenthümlichen Cultur erlebt. Dieses Volk war zu sanft und friedlich, als daß es jener Rohheit hätte trotzen können, welche Dichtkunst und Geschichte als Heldenthum und Kriegsmuth preisen. Es konnte nicht erobern, nicht einmal abwehren; es konnte nur weichen, oder dulden. Daß es aber von der Natur nicht vernachlässigt, daß es einer Ausbildung im Sinne echter Humanität fähig ist, das beweist der achtungswerthe Charakter, den es sich auf dem günstigen Boden seines Stammlandes, in Finnland selbst, erworben hat und dem es auch nicht an Tapferkeit, wenngleich an selbstschaffendem Unternehmungsgeist mangelt.

Es liegt in der Nacht der Zukunft verborgen, ob diese Ostseeländer nicht dereinst zur Wiederaufrichtung eines Finnischen Völkerbündnisses bestimmt sind. Die Geschichte zeigt uns manch traurige Spur von dem Untergange der Urvölker und kein Beispiel des Wiederauflebens. Aber unser Gesichtskreis ist nur so kurz und wo nur noch Lebenskraft gelassen

*) Es wäre denn, daß sie den Celten nachgezogen wären, wie später die Slaven den Germanen und von den nachziehenden Germanen nordwärts gedrängt wurden.

ist *), da kann das Schicksal, nachdem es gebeugt hat, auch wieder erheben.

Daß die Magyaren verwandten Stammes mit den Finnen seien, hat man aus den Sprachen gefolgert. Geistige Verwandtschaft zeigen sie nur in einer gewissen Anhänglichkeit an Sitte und Boden, einer Abneigung vor allem Fremden und einem Mangel an Erfindung und ausdauerndem Unternehmungsgeist. Dagegen hat ihr Charakter, unter dem südlichen Anhauch, manche romantische Eigenschaft angenommen, die den Finnen abgieng und ihre Lage hat sie mehr mit den slavischen Völkerschaften verschwistert, während das Verhältniß der Finnen mehr Germanisches annahm, die Letten aber eine duldende Sklavenkaste blieben.

Ueber einen großen Theil des mittleren und südlichen Europa waren Stämme verbreitet, deren Herrschaft als Volk gebrochen ward und untergieng, ehe sie sich in Thaten bekräftigen konnte, von denen eine beglaubigte Geschichte Zeugnisse mittheilte. Nur ihren Untergang selbst und was dabei vorkam, kennen wir aus den Berichten ihrer Feinde. Celtische Völker bewohnten die Pyrenäische Halbinsel, das schöne Frankreich, das Britische Inselreich, die Schweiz und die Länder des linken Rheinufers. Lange Jahrhunderte mögen sie sich im ungestörten Besitz dieser Länder befunden haben. Denn wenigstens Britannien, Gallien, Helvetien, Belgien, Batavien, finden wir zu Cäsars Zeit auf der höchsten Stufe Celtischer Cultur; dicht bevölkert, reich bebaut, mit lebhaften Städten besäet, zu Angriff und Widerstand rüstig und eher die Spuren einer früher weiter verbreiteten Herrschaft, als daß erst von einem Aufstreben derselben die Rede wäre. An der Germanischen Grenze sind die Celten schon im Wei-

*) Lebenskraft und die Fähigkeit, sie auch unter neuen Verhältnissen zu entfalten. Die Indianer Nordamerika's gehen wahrscheinlich rettungslos unter; denn sie können sich der Europäischen Civilisation nicht selbstständig anschließen, sie sind zu edel, als bloße Werkzeuge, wie die Neger, in sie einzugehen; ihrem eignen Culturleben aber gebricht der Raum, wie die Niederlassungen sich ausdehnen und die Wälder sich lichten.

chen begriffen. Rom war kaum der ersten Kindheit entwachsen, als Galliens Bevölkerung bereits überfluthete, die jetzige Lombardei besetzte und, durch die Römer gereizt, die heilige Stadt selbst in Asche legte. Ein anderer Celtischer Stamm drang durch Thracien, Griechenland verwüstend, nach Kleinasien und setzte sich dort, unter dem Namen der Galater, sich in das Treiben der übrigen Kleinasiatischen Völker verlierend.

Diese Völker waren in vielfache Stämme und Zweige zersplittert. Aber neben der Uneinigkeit des Wollens stand Gleichförmigkeit der Sitte. Die Alten leiteten ihren Ursprung aus Scythien ab, dieser unerschöpflichen Geburtsstätte kriegerischer Völker; und vielleicht daß die Galater nur den Rückweg suchten, auf dem einst ihre Väter gekommen. Doch muß die Einwanderung dieser Stämme in einer Zeit erfolgt sein, wo der Urstamm, von dem sie sich lostrennten, bereits zu einer künstlichen Theokratie gebildet war. Denn offenbar stand ihr geheimnißvoller, einer Priesterkaste vertrauter Gottesdienst dem Indischen Wesen viel näher, als die Richtung der Griechischen, Lateinischen und Germanischen Stämme. — Diese Celten waren ein rasches, sinnliches, tapferes Volk. Aber es gebrach ihnen jene Festigkeit, die über den Augenblick hinaussieht und einen mit Klugheit erfaßten Plan in allen Wechselfällen unerschütterlich festhält. Daher ihre Uneinigkeit, ihre Wandelbarkeit, ihr Schwanken zwischen verzweifeltem Widerstand und willigem Unterwerfen. Daher haben einige Stämme sich besser vertheidigt, als irgend ein von den Römern unterworfenes Volk, während die Mehrzahl sich nach dem ersten Fehlschlagen des Widerstandes fügte. Auch mag diese Erscheinung und manche Andre ebendadurch erklärt werden, daß das Wesen des Celtischen Volksthums sich in einer Priesterherrschaft concentrirte, deren Schlüssel nicht Gemeingut war. Ein solches auf dem Glauben, und zwar auf einem blinden Glauben, beruhendes Volksthum hält sich in der Regel nur bei Isolirung des Staats, nicht aber in dem Conflicte mit einem von helleren und der großen Menge günstigeren Begriffen erfüllten Auslande. Die unmittelbaren Inhaber des Geheimnisses, die Theilhaber seiner

Vortheile und die bigotteſten Diener mögen ſich allerdings in der Vertheidigung der Alten bis aufs Aeußerſte verhärten; die große Menge, wenn ſie einmal den Glauben verloren hat, huldigt willig dem neuen Lichte. Daraus erkläre ich folgende Erſcheinungen des Celtenweſens.

Die Spaniſchen Stämme ſcheinen frühzeitig außer Verbindung mit dem Mittelpunkte des Celtenthums gekommen zu ſein. Darum verſank ihre Cultur zu der Stufe roher Naturvölker, als welche ſie uns um die Zeit geſchildert werden, wo Phönizier und Punier zuerſt mit ihnen Bekanntſchaft machten. Ebendeshalb aber waren ſie für die Aufnahme eines neuen Volksthums empfänglich und reiften ſchnell zu der Höhe der übrigen Völker. Die Spaniſchen Stämme ſcheinen ſich frühzeitig dem Lateiniſchen Volksthum genähert zu haben und die Römiſchen Schriftſteller berichten uns, trotz der vielen Kriege, die Rom auf Spaniſchem Boden führte, keine weſentlichen politiſchen und religiöſen Eigenthümlichkeiten dieſer aus Feinden zu Bundesgenoſſen gewordenen Völker. Nur die Basken hielten treu an dem alten Volksthum, mit deſſen Centrum ſie als Grenzvölker Galliens in Verbindung blieben, und dem ſie mit der allen Gebirgsvölkern eignen Zähigkeit anhiengen. So bildete ſich dort ein Zufluchtsort für die Anhänger des Alten, die ſich überall in die Gebirge zurückzogen, wenn ihr Syſtem im flachen Lande beſiegt ward. Unter den Basken hat ein abgeſondertes Volksthum, auch in formeller Unterwürfigkeit gegen die fremde Herrſchaft, gegen Römer, Franken, Mauren, Gothen und Spanier, ſich behauptet. — Ein anderer Zufluchtsort für das flüchtende Celtenthum fand ſich in Britannien. Ich glaube nicht, daß dort ſchon zu Cäſars Zeit der wahre Sitz des Druidenthums geweſen ſei; vielmehr ſchildern uns ſeine Berichte die Briten als roher, ärmer und weniger polizirt, denn die Gallier. Aber wie Skandinavien der Zufluchtsort des ſich vor dem Chriſtenthum zurückziehenden Wodandienſtes wurde, und die noch einfache Lehre erſt dort zu einer künſtlichen Mythologie ſich ausbildete; ſo concentrirte ſich auch in Britannien das Celtenthum inniger, weil dorthin

aus Gallien und den Kymrischen Ländern die Anhänger desselben sich wendeten, die es in seiner Heimath nicht mehr erhalten konnten. Die Feinde, Römer sowohl als Germanen, suchten es auch dort auf und auch dort unterwarf sich ihnen die Masse leicht, während die hartnäckigen Anhänger des Alten in das fernere Irland, die Hochgebirge Schottlands, die Berge von Wales flüchteten, oder, die Verwirrungen der folgenden Zeiten benutzend, übers Meer zurückkehrten und in den Sümpfen der Bretagne eine Zuflucht fanden. Ueberall da, wo die Keime des Volksthums von diesen Hartnäckigen gelegt wurden, haben sich eigenthümliche Sprachen und Sitten erhalten; und wenn sie auch, bei der gänzlichen Abgerissenheit dieser Trümmer des Früheren, sich verschieden entwickelten, so lassen sie doch den Ursprung durchschimmern. Nirgends aber haben diese Celten selbstständige politische Gebilde geschaffen; alles von öffentlichen Einrichtungen haben sie von ihren Nachbarn entlehnt; und wenn sie sich darin von Letzteren unterscheiden, so liegt es nur daran, daß sie das Empfangene nicht fortgebildet, sondern in der Weise behalten haben, wie sie es empfiengen. Diese Celtischen Bruchstücke sind zu klein und zu getrennt, als daß sie das Celtenthum in verjüngter Form wieder aufrichten könnten. Die Basken mögen in nationeller Selbstständigkeit an dem Pyrenäischen Völkerbündniß theilnehmen. Wales und Hochschottland sind mit einem Staate vereinigt, an welchen sich ihr Volksthum freudig anschließen konnte, nur in der Einfalt häuslicher Sitten die Erinnerung des Früheren bewahrend. Das Irische Volksthum wirft das Joch der Jahrhunderte ab; aber der ernste Wille, seinen gerechten Wünschen genug zu thun, läßt es nicht zum Feind oder Fremden werden, sondern erhält es als Bruder und Genossen Englands. Die Bretagne geht in der Französischen Provinz unter, und bewahrt nur in Sprache und Sitten des Landvolks eine Nachwirkung der vergessenen Vorzeit, etwa wie die Wenden in Deutschen Landen. — Die Gallier unterwarfen sich zuerst in Italien dem Römischen Einfluß ohne beharrlichen Kampf. Die Alpen trennten sie ja von der Quelle ihres Volksthums. Von

da aus breitete sich die Römische Herrschaft in die Gallischen Grenzlande aus und gewann sich treue Bundesgenossen. Ein zehnjähriger Krieg, allerdings von einem überlegenen militärischen Genie, aber nicht mit überlegener Macht, geleitet, genügte, diese Masse von streitbaren Völkerschaften, trotz ihres für Augenblicke erbitterten Widerstandes, zu unterwerfen und bald war Gallien die treueste und ergebenste Provinz des Römischen Weltreichs. Das Celtenthum verlor sich spurlos aus seinem Umfange; deshalb giengen aber die Celten, die Gallier, nicht unter, und weder Rom noch Deutschland hat Frankreich bevölkert, sondern Römer und Deutsche haben sich nur mit den Galliern zu einem Volke vermischt, dessen Charakter noch heute mehr an den Gallier, als an den Germanen, oder den Römer erinnert. — Die Grenzländer zwischen Gallien und Germanien sind immer von wechselnden Stämmen bewohnt gewesen, die eine Mittelstufe zwischen dem beiderseitigen Volksthum bildeten. In dieser Grenzscheide getrennter Völker entstand im Verlaufe der Zeit und unter den Durchzügen der Römer und der Deutschen ein Gemisch von Sprachen und Stämmen, das bald dem Gallischen, bald dem Germanischen, bald dem Römischen Wesen näher stand. Hier und da blieben Trümmer von untergehenden Zuständen sitzen, zum Theil, wie die Leute der Romanischen Sprache, oder wie die Wallonen, zu vereinzelt für politischen Einfluß. Aber noch heute ist die Nachwirkung früherer Zustände daran erkenntlich, daß Belgien sich mehr dem Gallischen, Batavien mehr dem Germanischen Volksthum zuneigte und die Schweiz sich in eine Deutsche, eine Französische, eine Italienische scheidet. Die Grenzen der Völker laufen zum Theil anders, als die der Staaten.

Gegen den Norden und Osten Europa's wohnten die Völker, welche bestimmt waren, die Urheber der modernen Zustände zu werden. Dies theils durch eigene Kraft, theils durch die Art, wie sie das Vorgefundene in sich aufnahmen und mit sich verschmolzen. Daß die Germanen das Römische Weltreich umstürzen konnten, verdanken sie ihrer

durch raues Klima und dessen Tochter, die Enthaltsamkeit, genährten Stärke und Ausdauer, die ein auf Verachtung des Todes gestützter Kriegsmuth beseelte. Daß sie es sollten, das mag daher rühren, daß in ihnen am Meisten die Eigenschaften lagen, auf denen die dereinstige Bestimmung Europa's beruhte. Daß sie es thaten, das haben die Römer selbst verschuldet, indem sie die Deutschen reizten, sie zu bezwingen versuchten, sie in der Kriegskunst unterwiesen und ihre unternehmendsten Führer mit den Reizen reicherer Länder bekannt machten, ihnen so eine anlockende Versuchung bietend. Die Deutschen sind nicht durch äußere Gewalt nachdrückender Völker von ihren Sitzen vertrieben worden. Nur die wenigen Stämme traf dieses Loos, die, durch die Rauheit ihrer Wohnsitze bedrängt, sich einmal in den Strudel der Völkerzüge begeben, sich auf einen Boden gewagt hatten, der in den damaligen Bewegungen kein seßhaftes Einwurzeln zuließ. Gerade die raueſten Völker, an den Küsten der nördlichen Meere gesessen, welche dem heimischen Boden keine, die wachsende Bevölkerung ernährende Cultur abzugewinnen wußten, oder nomadische Grenzvölker der Slaven waren es, die in großen Zügen ihre Sitze verließen, in fremden Gegenden neue Künste erlernten, und dem Geschicke des Römischen Weltreichs folgend, in der allgemeinen Verwirrung umhergeschleudert wurden. Die Mehrzahl der Deutschen Völker aber, wie immer Namen gewechselt haben und einzelne Stämme in politischer Vereinigung *) bald zusammengetreten, bald auseinandergefallen sein mögen, blieb im Vaterlande und nur einzelne unternehmende Häupter stellten sich an die Spitze freiwilliger Gefolge, um in den Wirren des Auslandes sich Ruhm und Beute zu gewinnen. Je lohnender der Erfolg war, desto öfterer mochte das Beispiel nachgeahmt werden; die Zunächstwohnenden mochten in größeren

*) Denn viele berühmte Namen deutscher Nationen sind wohl nicht die Eigennamen von Stämmen, sondern die Bezeichnung von Bündnissen, und verschwanden, wie das Bündniß sich auflöste.

Massen in die Länder bringen, die ihre Vorkämpfer erstürmt hatten und eine unerschöpfliche Bevölkerung füllte rasch die entstehenden Lücken aus.

Das Alles hätte die Germanen noch nicht zu Begründern der neuen Zustände gemacht. Sie konnten die Herrschaft der Römer stürzen und doch nur an deren Stelle treten. Wie viele Völker auch China erobert haben, sie sind Alle zu Chinesen geworden. Aber die Germanen kamen zuvörderst auf einen Boden, dessen eigenthümliches Leben im Absterben war. Die Römer hatten überall das alte Volksthum vernichtet, seine Grundlagen umgestürzt und gaben den eroberten Provinzen an dessen Stelle ein System, was nur den (augenblicklichen) Zwecken der Herrscher, nicht aber den Selbstzwecken dieser Länder entsprach, was die Provinzen lediglich auf Rom und nicht auf sich selbst stellte. Es brachten ferner die Deutschen ein neues, eigenthümliches Element mit; eine reine, einfache Anschauung des Lebens und seiner Verhältnisse; einen Sinn, der die Einrichtungen dem Leben anzupassen, aus ihm hervorgehen zu lassen, nicht, wie das Alterthum liebte, das Leben nach dem Sinne des Gesetzgebers zu bilden geneigt war; einen Charakter, der Jedem seinen Rechtskreis, Jedem seine Eigenthümlichkeit gönnte und lieber freisein als herrschen wollte. Dadurch eignete sich das Germanische Princip, das mit den besonderen Forderungen der Europäischen Natur so sehr übereinstimmte, zum Weltprincip; es ward allgemeiner Giltigkeit fähig. Während das antike System den Einzelnen der Gesammtheit unbedingt untergeordnet hatte, hob dagegen das Germanische die Rechte der Persönlichkeit über Alles und gewährte dem Einzelnen den freiesten Raum zum selbstständigen, eigenthümlichen Schaffen *). Jede

*) Dem steht die Behauptung nicht entgegen, die Manche vertheidigen: daß nämlich im Alterthum die Persönlichkeit mehr gegolten habe, als in der neueren Zeit. Denn sie heißt bloß: daß der Einzelne damals mehr zu wirken vermochte, wenn er die Gesammtheit zu beherrschen verstand, und daß es dem Einzelnen leichter war, sich die Gelegenheit dazu zu eröffnen.

Beschränkung der persönlichen Freiheit war nur Ausnahme und mußte erwiesen werden. Endlich war in dem Geiste der Germanen der Sinn der selbstständigen Erfindung, der geschickten, willigen Aufnahme des Fremden und der eifrigen Fortbildung vereinigt; in ihrem Charakter aber jene, den Celten mangelnde, ausdauernde Festigkeit, die sie fähig machte, die Jahrhunderte für sich wirken zu lassen.

Wenn auch der große Freund der Germanen, Tacitus, sie für ein Urvolk halten will, so führen doch zu viele, nicht durch das Gesetz der gleichen Wirkungen gleicher Ursachen zu erklärende Grundzüge ihrer Sprache und Gesittung auf ihren Zusammenhang mit Orientalischen Völkern hin, als daß man sie nicht für einen Zweig des gemeinschaftlichen Urstammes erklären sollte. Auch der politische Grund unterstützt die Annahme, sie seien Eingewanderte, daß sowohl Finnen als Celten früher ihre Wohnsitze weiter in Deutschland ausdehnten, als später der Fall war. Ein Verhältniß, was nicht eingetreten wäre, wenn die Germanen schon da waren. (Freilich haben auch später die Slaven sich auf Deutschem Boden ausgebreitet, aber nur in den Ländern, die von den, nicht besiegten, sondern vorwärts strebenden Germanen bereits verlassen waren.) — Woher die Germanen gekommen, wer mag das bestimmen? wer das Einzelne der ältesten Familiengeschichte der Völker ergründen *)? Ungewisse Spuren führen nach Thracien, Persien, Indien.

---

*) Hypothesenjäger haben sich vielfach in diesem nebelhaften Gebiete versucht und bald das Steckenpferd der Etymologie, bald das der Mythologie, bald Andere dabei geritten. Auch ich will in dieser Anmerkung einen Ritt in dasselbe versuchen und dazu das Steckenpferd der Völkerphysiologie besteigen. Welche Bestätigung sich für meine Ansicht in Sprache, Ueberlieferung, Alterthumsforschung finden, oder nicht finden möge, soll hier dahingestellt bleiben. Ich folge nur dem Charakter der Nationen. Hiernach gab es unter mehreren Brüdern Zweie, die zu den Stammvätern der Hauptstämme Asiens und Europa's geworden sind. Der Aelteste soll Teut heißen. Er hatte wieder verschiedene Söhne. Von seinem ältesten Sohne stammen Aegyptier, Hindostaner, Chinesen, Meder, Chaldäer, Assyrier; von einem Zweiten Hebräer; von

Den Spuren der Germanen folgten die Slaven, diese jüngeren Brüder der Celten. Sie theilen mit den Celten jenen seltsamen, unbedachten Charakter, der, wie die Umstände sind, bald zu unruhiger, stürmischer Hitze, bald zu knechtischem Gehorsam fähig ist. Wie Jene, stellen sie Völkermassen dar, unter denen der Einzelne verschwindet. Gewandt, sinnlich, zum Aufnehmen und Nachbilden geschickt, sind sie weniger noch als die Celten zum Selbstschaffen geeignet. Friedlicher und arbeitsamer, als die Celten, sind sie doch — wenn dies kein im langen Drucke angenommener Fehler ist — versteckter und falscher. Beide sind ruhmredig. Die Celten hat ihre innigere Verschmelzung mit Germanischem Volksthum veredelt. Die Slaven sind eine zweite Ausgabe der Celten; bequemer, wenngleich nicht besser, für den Gebrauch. Priesterherrschaft bei Slaven, wie bei Celten. Den Slaven war es günstig, daß sie den Germanen nachfolgten und deren Institute, die neuen Grundlagen des Völkerlebens, wenn auch nur in schwächeren, oft verzerrten Schattenbildern, nachzeichnen konnten. Sie sind im Einzelnen oft schlauer, im Ganzen weniger weise, als die Germanen. Dagegen sind sie hingebender an die Eindrücke des Gefühls und von dem Anfluge des Pedantismus freier, der den Germanischen Völkern eigen ist. Später auf die Europäische Völkerbühne gerückt, ist nicht mehr, wie bei den Celten, die Herrschaft mysteriöser Weisheit, sondern Rechtsmonopol der Großen die Form ihrer Gesellschaft. Wenigstens verliert sich Erstere bald. Sie haben die Germanen in der Zeit des freien Volksthums nachgeahmt, und weil sie ein natürliches und gefühlvolles Volk sind, so

---

einem Dritten Etrusker, Römer, Germanen; von dem Vierten Tartaren. Den zweiten Bruder will ich Celt nennen. Von einem seiner Söhne kamen Hellenen und Thrazier, die eigentlichen Celten in Gallien, Spanien, Britannien, u. s. w.; von einem Andern die Phönizier; von einem Jüngern die Slaven; von dem Jüngsten die Malayen. Der Stammvater der Finnen und Letten war vielleicht ein dritter Bruder; der Jüngste, der vor den harten Verwandten in die Eisfelder des Norden flüchtete.

stellten sie damals ein friedliches und fröhliches Leben dar. In ihrer Gesammtheit unfähig zu weitgedehnten Plänen und umfassenden Unternehmungen, erlagen sie auf dieser Stufe dem eisernen Kriegsmuth der Deutschen. Sie haben darauf die Feudalinstitute nachgeahmt, ohne die Milderungen, welche der gemäßigte Sinn der Germanen empfahl und auf bleibende Einrichtungen gründete; vielmehr mit schroffere Sonderung der Stände, freierer Willkür der Großen und einer Leibeigenschaft, die mehr die Färbung Orientalischer Sklaverei, als Germanischer Dienstbarkeit annahm. Besser mag es ihnen gelingen, die friedlichen Formen eines geordneten Staatslebens nachzubilden. Milde beherrscht, wird die Gesammtmasse dieser Völker glücklich sein. Ein reges politisches Leben verführt sie leicht zu Zwiespalt und Verwirrung. Anders jedoch, wo sie schon mit Germanischem Volksthum verschmolzen sind und dessen Festigkeit und Ruhe mit ihrem Feuer und ihrer Gewandtheit paaren. Das Germanische Element bezeichne und halte den Zweck; die Mittel findet das Slavische schon aus.

Die Geschichte kann den Ursprung der Slaven wenig über die Ufer des Don hinaus verfolgen. Sie besetzten das weite Gebiet des jetzigen Rußland, drangen durch Polen an Deutschlands Grenzen und nahmen dann friedlich die nördlichen und östlichen Theile Deutschlands ein, als die darin gelagert gewesenen Germanischen Stämme westwärts gezogen waren. Von da breiteten sie sich unangefochten nach Südosten bis an die Karpathen aus und gründeten endlich weiter hinauf noch Slavische Reiche auf dem Boden des alten Dalmatiens. Ihrer Herrschaft in Deutschland ward ein Ende gemacht, als die Deutschen, vom Auslande wieder getrennt, die Zeit gewannen, ihr Inneres zu ordnen. Wie einst die Gallier gegen die Römer, so vertheidigten sich auch die Slaven gegen die Deutschen kurze Zeit lang in heftigen, unterbrochenen Aufständen und unterwarfen sich dann für immer, Germanische Institute annehmend und nur in einzelnen Sitten die Erinnerung der Vorzeit, in einzelnen Zügen den alten Charakter bewahrend. Auch die unabhängigen Slavischen Reiche machten keinen ernsteren Versuch, die Germanische Ord-

nung der Dinge zu brechen; sie erkannten sie an, widerstanden im Einzelnen und folgten ihrem Zuge im Ganzen.

Das Slaventhum kann nicht bestimmt sein, die Germanische Cultur zu stürzen. Das wäre ein Rückschritt; denn die Slaven haben keinen Vorzug vor den Germanen voraus, auf den sich eine neue, eigenthümliche und zugleich vorzüglichere Culturweise stützen ließe. Vielmehr sind die Slaven bestimmt, allmälig mit den Germanen zu verschmelzen, die Germanische Cultur in sich aufzunehmen und auf diesem Wege über einen weiteren Kreis der Menschheit zu verbreiten, als der aus Germanischem Boden entsprungen, oder dem Germanischen Elemente unmittelbar zugänglich ist. Sie sind überdem das Mittelglied, was zwischen dem Germanischen und dem Orientalischen Volksthum steht, die, aus einer gemeinsamen Quelle fließend, so verschiedenen Lauf genommen haben.

Die bis hierher erwähnten Völker haben mehr für die Bevölkerung, die politische Abtheilung und die äußeren Schicksale Europa's gewirkt, als diejenigen, welche seine frühere Geschichte am Meisten beschäftigen, die Griechen und Römer, die zuerst auf Europäischem Boden das Schauspiel einer, nach unsern Begriffen, civilisirten Staatsgesellschaft darstellten; dies aber nach Principien thaten, die allgemeiner Anwendung und bleibender Giltigkeit nicht fähig waren; es auf Grundlagen stützten, die bei der Verbreitung der christlichen Religion und dem Untergange des antiken Sklaventhumes verwittern mußten. Doch haben die großen Zeiten Hellenischer und Römischer Freiheit und Cultur — abgesehen davon, daß Rom die Bestimmung erfüllte, das Celtenthum aufzulösen und die Germanen zu wecken — für die Europäische Culturgeschichte bleibende Wirkungen hinterlassen; indem sie das geistige Leben mit Ideen und Rechtsbegriffen schwängerten, die theils zur Veredlung der Menschheit, theils zur Befestigung einer polizirten, in künstliche Verhältnisse gebrachten Staatsgesellschaft beitrugen.

Die Griechen haben mehr als die Römer für die geistige Cultur, weniger für das Rechtsleben und die politi-

sche Geschichte des neueren Europa gewirkt. Sie waren in ein Asiatisches Staatensystem verflochten, und ihre Pläne gegen Außen waren meist auf Asien gerichtet. Die Colonieen, die sie an Italiens, Spaniens, Frankreichs Küsten, an den Ufern des Mittelländischen und Schwarzen Meeres gründeten, mögen dazu beigetragen haben, durch einzelne Funken Griechischer Cultur die Massen zu wecken; aber sie standen für sich selbst, wurden nicht von dem Mutterlande gelenkt und fortgebildet und giengen bald in die allgemeine Richtung des Bodens ein, auf dem sie saßen. Griechenland selbst, unfähig, einen beharrlichen Plan des Widerstandes zu behaupten, unterlag der Reihe nach den Angriffen der Macedonier, der Römer, der Türken. Indirect hat das Griechische Wesen die Folge gehabt, daß sein eigner Boden und viele angrenzende, der reichsten Kraftentwickelung fähige Länder bis auf unsere Zeit der wohlthätigsten Einflüsse Europäischer Cultur beraubt blieben; daß ein fremdes Volk ein gewaltiges Reich in Europa gründete; und daß sich im Südosten Verwickelungen bereiteten, deren dereinstige Lösung nicht ohne großen Einfluß auf die Geschicke Europa's bleiben kann. —

Woher die Hellenen gekommen? welchen Ursprungs sie sind? Soll ich die Verwandtschaft nach der Richtung des Charakters bestimmen, so halte ich die Griechen für eines Stammes mit den Slaven: für ältere Brüder derselben; die frühe und höchste Blüthe, zu der sich das Slaventhum nur auf einem eigenthümlichen Boden, unter wunderbar günstigen Verhältnissen, entfalten konnte und die in sich den Wurm der Verzehrung trug. Die glücklichste Zeit der Griechischen Stämme mag die vorpolitische gewesen sein, wo sie einen frischen, frohen Genuß mit Einfachheit und Naturfreiheit paarten. Ihre glänzendste Periode war von den Perserkriegen bis zu Philipp und Alexander. Bei wahrhaft bewundernswerthen Zügen Einzelner, doch im Ganzen viel Falschheit, Leichtsinn und Härte. Lust der Sinne, Begeisterung für das Ehrende, Gluth der Leidenschaft; aber nicht jener höchste aller Genüsse, der aus der Güte des wohlwol-

lenden Herzens fließt *). Darauf kam ein Moment der Herrschaft, die nur einem Feldherrn, nicht den Griechen zukam. Darauf jahrtausendelanger Verfall, bei welchem die Griechen zum Theil tief unter die Stufe sanken, auf welcher sich ihre Slavischen Stammgenossen in raueren Klimaten erhalten hatten und nur die Geschmeidigkeit in Geschäften des niederen Verkehrs vorausbehielten.

Die gesellschaftlichen Formationen der Griechen waren so wenig einer Uebertragung auf fremde und größere Kreise fähig, daß die reichen und blühenden Colonieen, die auf Italiens Boden den stolzen Namen Großgriechenland führten, verhältnißmäßig den Römern die mindeste Schwierigkeit machten und auch Sicilien, das am Meisten vom Griechischen Wesen durchdrungen war, stets einen Stärkeren gefunden hat **). Die Römer waren Herren von Italien, als sie die Stämme bezwungen hatten, aus deren Mitte sie selbst hervorgegangen waren. Sie waren Herren der Welt, als sie an der Spitze des Volksthums standen, das zur Herrschaft bestimmt war, das sich aber nicht unter der Form eines äußeren Zwangsgebietens, nicht auf den Grundlagen des Heidenthums behaupten konnte. Ich glaube an eine ursprüngliche Verwandtschaft der Römer mit den Germanen, vermittelt vielleicht durch die trefflichen Etrusker ***). Rom war ein erster Versuch des Aufschwunges Germanischer Volkskraft; mislingend, weil sich in das Innere frühzeitig Griechische Ideen mischten; weil im Aeußeren die Römer herrschen wollten, wo sie

*) Sokrates predigt Vernunft und Ehre, nicht Liebe.

**) Auch hier war der erste Unterjochungskampf hartnäckig und erbittert; darauf Unterwerfung und Schwäche.

***) Vergleiche man z. B. die Stellung der Frauen bei Griechen, Celten und Slaven mit der bei Römern und Germanen. Indem ich übrigens den Charakter der Griechen mit dem der Slaven, den der Römer mit dem der Germanen in Verwandtschaft bringe, bemerke ich, daß ich an sich die Griechen höher schätze, als die Römer. Aber die Griechen waren die höchste Blüthe des Celtenthums, die Römer nicht die höchste Blüthe des Germanismus.

nur bilden sollten; und weil ihrem Wesen das allgemein giltige, sittlich-religiöse Element mangelte, das erst durch das Christenthum in die Welt kam. Wie die Römer auf die Geschicke Europa's einwirkten, darüber wird noch in den folgenden Paragraphen gehandelt werden. Jedenfalls war ihr Volksthum einer Mischung mit dem Germanischen fähig und der Gegensatz, den man zwischen den Romanischen und den Germanischen Völkern finden will, ist in der Art, wie er gewöhnlich angenommen wird, ungiltig. Es haben aber die Römer von den Germanischen Tugenden vorzugsweise die Verstandestugenden besessen: Ausdauer, Willenskraft, Enthaltsamkeit mehr aus Grundsatz, denn aus Mäßigkeit des Temperaments — weshalb sie bei der einreißenden Verderbniß in desto rohere Sittenlosigkeit verfielen — Tapferkeit, häusliche Zucht und Sittenstrenge. Sie gaben die Moralität auf, und bewahrten eine Zeit lang die Legalität, die Tochter Germanischer Vertragstreue; als auch diese sich unter der Hofpolitik beugte, begann das Ende.

Die Phönizier, ein seltsames, durch einseitige Richtung dem Untergange verfallenes Volk, das offenbar mehr dem Celtischen, als dem Germanischen Geschlechte verwandt war, haben Europa auf ihren Handelszügen früh selbst an entlegenen Punkten berührt und später durch ihre Sprößlinge, die Punier, einen Theil desselben zu beherrschen versucht. Nachwirkungen hinterließen sie wenige; es sei denn, daß sie zu den Verschiedenheiten, die Portugiesen und Spanier scheiden, und zu der eigenthümlichen Färbung des Irischen Volkscharakters das Ihrige beigetragen haben. Die Handelszweige, die sie an den Küsten der Ostsee eröffnet hatten, nahmen in einer späteren Zeit die Slaven mit Glück wieder auf.

Celten und zwar von echtem, altem Celtenstamme, sind die Nachkommen der alten Thrazier und Illyrier, die Albanier, Wlachen, Arnauten, die noch unter dem Drucke die alte Kriegskraft, Geschmeidigkeit und einen gewissen Sinn der Naturfreiheit bewahren.

Fremdlinge, nicht bloß durch den Ursprung, sondern auch

durch eine von Europäischer Culturweise abweichende Gesittung, haben von zweien Enden des Erdtheiles her in ihn einzubrechen versucht. Beide nicht ohne dem Einfluß seiner Natur zu huldigen. Die Arabischen Mauren, ein edles, tiefsinniges, ritterliches Volk; tapfer und kriegsmuthig, ohne Streitsucht und wilde Eroberungsgier; überwältigten die unter dem Einflusse einer glühenden Sonne in Schwäche verfallenen Gothen, und fanden auf Spaniens Boden nur eine Fortsetzung der Afrikanischen Nordküste, wo sie fröhlich gedeihen konnten. Sie folgten dem Geiste des Landes, indem sie sich von den Händeln der übrigen Welt ziemlich abgeschieden hielten, nachdem ihre ersten Versuche zur allgemeinen Eroberung durch den Sieg Karl Martells vereitelt waren. Die Verschiedenheit der Religion, die fortwährend den Haß der an Zahl und Stärke wachsenden Nachbarvölker gegen sie rege hielt, verhinderte ihr bleibendes Einwurzeln. Von christlichen Völkern umringt, deren Staatskunst und Kriegsgeist sich in rastlosen Kämpfen mit ihnen übten, und durch den inneren Verfall des Khaliphenstaates ihrer ursprünglichen Wurzeln beraubt, erlagen sie dem durch ihre inneren Zwistigkeiten begünstigten Glück ihrer Gegner. Sie gaben dem Charakter der Spanier eine Beimischung ihrer tiefsinnigen Imagination; zugleich aber auch eine Fähigkeit zu hartem Fanatismus, wie sie ihm früher in diesem Grade wohl nicht eigen war. Sie haben für das gesammte Europäische Culturleben zur Neuentstehung manches Zweiges der Kunst und Wissenschaft, namentlich zur Verbreitung scholastischer Philosophie, dann aber auch zur Belebung des Rittergeistes gewirkt. In Bezug auf das Staatensystem haben sie zu der Trennung Spaniens und zur Erhaltung provinzieller Verschiedenheiten wesentlich beigetragen.

Weniger romantisch, härter, strenger, mehr Verstandes- als Gefühlsmenschen die Türken, die über dem umgestürzten Griechischen Kaiserthron, an jenem wunderbaren Orte, den Konstantin der Große zum Nebenbuhler der ewigen Roma erhob, ein kriegerisches Reich gründeten, das über große Theile von Asien und Afrika, und über das südöstliche Europa

sich ausdehnte. Außer ihrem negativen Einflusse auf die Länder ihres Gebietes haben sie für die jetzige Lage des Europäischen Staatensystems vornehmlich dadurch gewirkt: daß sie Oesterreich, fast wider seinen Willen, auf seine eigentliche Bestimmung hinzogen; daß Rußland in den Kämpfen mit ihnen zu seiner Größe reifte; endlich daß in Folge des unter ihrem Schutze wuchernden Barbareskenwesens und der durch ihre Kriege beförderten allmäligen Erschöpfung Venedigs, die Italischen Städte das Monopol des Handels und der Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere verloren und in die Hände westlicher und nördlicher Staaten übergehen sahen.

Das religiöse Vorurtheil, was so lange Zeit den Juden das Einbürgern in den Europäischen Staaten verwehrte, hat ihren Nationalcharakter in schroffer Absonderung erhalten und einzelne Züge desselben einseitig entwickelt. Auf das Europäische Staatensystem konnten sie als Volk keinen Einfluß üben; dem Charakter der Europäischen Nationen eben ihrer Trennung wegen keine neue Färbung verleihen *); um das Culturleben haben sie, besonders durch Erfindung mehrerer nützlicher Hilfsmittel des Handels, gewisse Verdienste erworben.

Ohne besonderen Einfluß auf Europäisches Volksthum blieb der räthselhafte Stamm der Zigeuner, der in einigen Europäischen Staaten einen, auf ihrem Wesen ganz entgegengesetzten Grundlagen beruhenden Zustand fortsetzt und uns zu zeigen bestimmt scheint, daß auch der Naturstand nicht ohne sein Glück und seinen Frieden ist.

Gewiß ist es nicht ohne Einfluß auf Europa's Geschicke geblieben, daß so vielfache Völker sich auf seinem Boden bewegten, die schon mit decidirter Nationalität, schon in einiger

*) Die Einzelnen, die vielleicht zum Christenthum übergiengen, hatten keinen Einfluß. Denn es waren Solche, in denen die Jüdische Nationalität schon etwas verwischt sein mußte. Etwas Anderes wäre es gewesen, wenn die Nation in Masse in die Reihen der Christen übergetreten wäre.

Erhebung über die Stufe des Naturstandes, auf ihm anlangten. Das Land allein thuts nicht, das Volk allein nicht, die Verfassung allein nicht; überall ist Wechselwirkung *).

§. 6.

Rom und die Germanen.

Ich habe schon erwähnt, daß Griechenland in der Geschichte des Europäischen Staatensystems keine Rolle spielt. Die äußere Politik der Griechen war auf Asien gerichtet. Die Küstenländer Kleinasiens waren von Griechen bewohnt und gehörten näher zu Griechenland, als zum Orient. Asien beherrschte der Feind, über den die Griechen in Vertheidigung und Angriff am Glorreichsten triumphirt haben. Die Perserkriege gaben Asien den Beweis, daß Europa sich nicht straflos reizen ließ und daß ein kleiner Theil dieses kleinsten Welttheils mehr Geist und Kraft entfaltete und dem großen Könige wichtiger ward, als alle die unermeßlichen Provinzen, die seine Satrapen im Innern Asiens beherrschten. Der Sturz der Persischen Monarchie war eine Strafe für ihre grundlose Herausforderung. Aber nicht Europa, nur Griechenland war bedroht gewesen. Und Asien selbst ward nicht unterworfen; die Dynastieen, die aus Alexanders Lorbeer erwuchsen, folgten nicht Griechischer Politik, sondern dem Zuge des Bodens, auf dem sie herrschten. Nicht auf Europa waren die Blicke der Griechen gerichtet. Ihre dortigen Colonieen erblühten in Unabhängigkeit und Athen mußte den Versuch, eine dauernde Herrschaft über die Tochterstaaten Siciliens zu begründen, gar schwer bezahlen. Nicht Griechenland war die Bestimmung geworden, an der Bildung des heutigen Staatensystems zu arbeiten, und das vernachlässigte Europa rächte sich an ihm, indem es ihm wie aus der Nacht

*) Vergl. zu diesem und dem vorhergehenden Paragraphen: Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit. Ein Buch, neben dem ich kein Anderes nennen mag.

hervor einen Herrn sandte, der es nicht bloß durch Waffenkraft, sondern auch durch Politik besiegte.

Hier handelt es sich nicht um die Momente der Römischen Geschichte, welche gerade für Rom, sondern um die, welche für Europa die Wichtigsten geworden sind. Hierher gehört zuvörderst die durch Camillus Ausdauer und Vaterlandsliebe herbeigeführte Niederlage der Galen des Brennus. Ob Veji oder Rom siegte, darauf kam zuletzt soviel nicht an; denn in jedem Falle wäre doch ein verwandtes Volksthum unerschüttert geblieben. Aber der Sieg der Galen hätte das Celtenthum über Italiens Boden verbreitet und damit wäre die politische Aufgabe, die Italien für Europa zu lösen hatte, im Voraus erstickt worden. Vielleicht daß diese Celten, nach allmäliger Ausrottung der Romanischen Elemente, doch nicht in Barbarei versunken wären, sondern weitere Unternehmungen, nach Afrika namentlich, ausgeführt hätten. Aber die Celten in Gallien konnten nicht von den Celten in Italien, sie konnten von Italien aus nur dann beherrscht werden, wenn dieses sie mit Waffen bekämpfte, die nicht die Ihrigen waren. Es bezeichnet aber den Celtischen Charakter, daß sie, nach ihrer ersten Zurückweisung, nicht wiederkehrten, vielmehr sich zum Theil friedlich in Norditalien niederließen und nach und nach geduldig unterwarfen.

Die Kriege des Pyrrhus, der als Vertheidiger der Griechischen Nationalität in Italien auftrat, haben weniger Wichtigkeit. Pyrrhus gestand es selbst, daß er Italien nur als einen Uebergangspunkt zu weiteren Unternehmungen betrachte, die nicht auf Europa, sondern auf Carthago und dessen Herrschaft in Afrika und Europa berechnet waren. Er mochte fühlen, daß das Griechenthum in Italien keine Bedingungen selbstständiger Fortentwickelung in sich faßte. Wie auch er es nicht halten konnte, war die Frage entschieden. Und wäre es zu halten gewesen, so hätte man ihn nicht gebraucht.

Von hoher Bedeutung dagegen die Besiegung Carthago's. Carthago hatte das Griechische Volksthum in Sicilien bereits untergraben und dadurch die Römische Herrschaft vor-

bereitet. Es hatte die Spanischen Celten geweckt, die Kräfte und Hilfsquellen dieses Landes gezeigt und dadurch die Blicke der Römer auf die Länder jenseits der Alpen gelenkt. Trug Carthago den Sieg in dem Kampfe mit Rom davon, so wäre das Celtenthum unangefochten geblieben; die Punier, deren Staat nicht auf Kriegskraft gebaut war, würden weder Spanien, noch Gallien, bleibend unterworfen, sie würden sich begnügt haben, diese Länder für ihre Handelszwecke zu benutzen und eher Saaten der Barbarei, als der geistigen und sittlichen Cultur in sie auszustreuen; und Europa wäre fortwährend von halbgebildeten Naturvölkern bewohnt gewesen, in deren Volksthum keine Keime einer forschreitenden Entwickelung lagen. Auch die Germanen, denen es nicht an solchen Keimen gebrach, hätten die Befruchtung entbehrt, durch welche das Römerthum sie weckte. Die Punischen Kriege haben ferner am Meisten zur Ausbildung der Römischen Staatskunst beigetragen und diese auf die hohe geistige Stufe gehoben, welche bald auf das Ganze ihrer Maaßregeln und Einrichtungen einwirkte und etwas Bewußtvolles und Berechnendes in die öffentlichen Handlungen brachte, das sich seitdem nie wieder aus dem Europäischen Staatsleben verloren hat.

Die Unterwerfung der Griechen vollendete den Uebergang der Griechischen Cultur auf die Römer, deren Bestimmung es war, das für Europa Brauchbare in den Griechischen Ideen in einer dem Europäischen Wesen angemessenen Form dem übrigen Europa zu überliefern.

Die allmälige Eroberung der von den Macedoniern gegründeten Reiche hatte für Europa nur die Folge, daß sie den dereinstigen Untergang der Römischen Herrschaft mit vorbereiten half. Als Rom den Orient in Besitz genommen hatte, mußte es den Sinn und den Geist verlieren, der zur Erhaltung seiner Gewalt in Europa erforderlich war. Die Mittel, durch welche man in Asien herrscht, waren nicht für Europa gemacht. Aber sie entsprachen den Schwachheiten und Leidenschaften der ausgearteten Stärke zu gut, um nicht allmälig in die Römische

Staatskunst einzudringen, die von Anbeginn an der Herrschaft Alles geopfert, aber in den bessern Tagen wenigstens durch Mäßigung und Gesetzlichkeit mit der Herrschaft versöhnt hatte.

Der wichtigste Mann für Europa's Geschicke ist Julius Cäsar gewesen und hat es wohl verdient, daß sein Name noch heute die höchste Würde Europäischer Herrschaft bezeichnet. Er gewann Gallien und erhielt Spanien für das Römerthum. Er legte den Grund zu der Verschmelzung des Celtenthums und des Romanismus und dies an einem Punkte, wo beide Elemente auf die Germanen einwirken konnten. Er machte Rom mit Britannien bekannt und hinterließ seinen Nachfolgern die Aufgabe der Unterwerfung dieser Insel; bei welcher das Celtenthum als eigenthümliche, in Einrichtungen, Sitten und Sprachen ausgeprägte Gestaltung so gut wie vernichtet, die letzte, festeste Burg desselben erstürmt und der Grund zu den künftigen Geschicken Englands gelegt wurde. Ohne die Römische Herrschaft, ohne die Auflösung des alten Celtenthums, die sie bewirkte, ohne den Gegensatz, den sie in diese Länder brachte, deren Bevölkerung sie der Bedingungen beraubte, auf denen ihre selbstständige Volkskraft beruhte, wäre England nicht von den Sachsen, nicht von den Dänen, nicht von den Normannen erobert und nie das England geworden, das es jetzt ist. Die Germanen standen noch nicht auf der Stufe, wo sie das Celtenthum auflösen konnten und die Germanischen Stämme, die sich bleibend in Gallien niederließen, unterwarfen sich mehr dem Celtenthum, als daß sie dieses sich unterworfen hätten. Endlich triumphirte Cäsar auch über Deutsche Gefolge und betrat selbst den heiligen Boden Germaniens. Er lernte diese Völker kennen und schätzen; ergriff den Gedanken, durch ihre reine Naturkraft das erschlaffte Römerthum zu erfrischen, und hielt seinen Nachfolgern die Eroberung und Cultivirung Germaniens als eine Aufgabe vor, in deren anfänglichem Gelingen der Untergang der Römischen Herrschaft begründet lag.

Solange zwischen Römern und Germanen die Celten

lagen, konnte die Stellung dieser Völker die Alte bleiben, die sie Jahrhunderte lang gewesen war. Gelegentliche Kämpfe zwischen Celten und Germanen, ohne höhere Bedeutung und wesentlichen Erfolg. Naturvölker auf ungefähr gleicher Stufe der Cultur lernen in den Kämpfen mit einander weder höhere Kriegs- noch höhere Staatskunst. Sobald nicht von Außen her eine neue Idee in dieses Treiben hineingebracht wird, so können sie Jahrtausende lang in steter Wiederholung derselben Scenen verharren. Aber ein ganzes System von neuen Ideen gieng für die Germanen durch die Erscheinung der Römer auf und fand bei ihnen einen empfänglichen Boden. Nicht empfänglich, sich, wie die Celten, diesen Ideen zu unterwerfen, sich mit Verläugnung ihrer politischen Eigenthümlichkeit *) zu romanisiren, waren sie wohl geeignet, sich durch diese Ideen zur Entfaltung der im Volke selbst ruhenden Kräfte wecken zu lassen. Diese Empfänglichkeit zeigt sich anfangs bei Einzelnen und verpflanzte sich später, wie menschliche Leidenschaften mit den neuen Ideen in Bund traten, zu den Massen. Wohl mag es Staunen erregen, wie schnell und sicher Hermann, Marbod und Civilis zu einer mit der Römischen wetteifernden und doch des Germanischen Gepräges nicht ermangelnden Politik reiften. Namentlich blieb in den Gauen, wo Arminius wirkte, das Germanische Princip in höchster Reinheit, erhielt sich deßhalb auch dort am Längsten und ward bleibend siegreich. Marbod gieng schon viel näher in die Römischen Ideen ein und gerade in den Ländern des Markomannischen Völkerbündnisses drang später die Römische Herrschaft weit ein und verließ sie nur, um Völkern von allerlei Herkunft Platz zu machen, so daß ein großer Theil dieser Länder von Mar-

*) Die Mitglieder eines Volks behalten oft lange ihre häuslichen Sitten, selbst ihre Sprache und ihr Recht und haben doch längst aufgehört, ein eignes Volk zu sein, weil sie in den öffentlichen Beziehungen des Lebens aus Mangel an Uebung das Alles längst vergessen haben, was sie einst von dem Volke unterschied, mit dem sie jetzt vereinigt einer gemeinschaftlichen Regierung folgen.

bods Zeit an wie getrennt von der innigen Verbindung mit Germanien erscheint und also schon damals der Grund zur Idee des Oesterreichischen Staates gelegt ward. Civilis endlich unterwarf sich nach rühmlichem Kampfe der Römischen Herrschaft, dabei jedoch in ehrenvollem Vertrag die Nationalität seines Volkes rettend.

Die Unternehmungen des Cäsar, des Varus, des Germanicus, des Drusus, in und gegen Germanien sind also wichtig, weil sie die Germanen zuerst *) mit dem Römerthum in Berührung brachten und den Ideenkreis jener Völker erweiterten. In vorstrebenden Geistern schlug die Idee von Macht und Herrschaft Wurzel; sie nahm bei reinen und edlen Gemüthern den Glanz einer Nothwendigkeit für das Gemeinwohl **) an; und die durch Römische Waffen die Germanische Freiheit bedrohende Gefahr bot die Gelegenheit dar. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß in der nächsten Folgezeit nach jenen Offensivschritten der Römer große Veränderungen im Innern des Deutschen Volkslebens, zu Gunsten der Adels- und Fürstengewalt, vor sich gegangen sind. Hermann selbst fiel als ein Opfer der Reaction der alten Volksfreiheit gegen Schritte, die er gewiß in löblichster Absicht unternommen, gewiß nicht in dem Sinne gedacht hat, in dem die Gegner sie auffaßten und auf den sie in der That hinführen mochten. Die Ideen selbst verloren sich nicht, und wirkten in den späteren Schicksalen der Nationen mit. Die Sueviſchen Völkerschaften, welche mit den Römern in nächste Berührung traten und auf mehrfachen Punkten deren Oberhoheit anerkannten, haben in den Unruhen der Periode, die man die Zeit der Völkerwanderung zu nennen pflegt, zwar im südlichen Europa Reiche gegründet; aber ihre Geschöpfe waren nicht von Dauer und giengen wieder in das Oströmische Reich, oder in die Herrschaft der Franken, oder der Gothen auf.

*) Ob Cimbern und Teutonen Germanen waren, ist zweifelhaft. Jedenfalls haben sie mit den Römern bloß gekämpft, nicht mit ihnen verkehrt und sind nicht in die Heimath zurückgezogen.

**) Ueberall sehen die Handelnden nur den löblichen Beweggrund ihrer Schritte, die urtheilende Welt sieht nur den Unedlen.

Ihre Stammsitze im Innern Deutschlands aber waren, mit wenigen Ausnahmen, theils eine Beute wechselnder Durchzüge, theils wurden sie von den nachrückenden Slavischen Völkerschaften in Besitz genommen, bis Sächsische Schwerter sie wieder eroberten. Ein glänzenderes Loos fiel denjenigen Völkern des nordwestlichen Deutschlands, die, zuerst unter Arminius vereinigt, später unter dem Namen der Franken auftraten. Zum Lohne für den Muth und die Weisheit, mit der sie das Joch der Römischen Zwingherrschaft abwarfen, ward ihnen der Ruhm, eine bleibende Herrschaft über Romanische Länder zu begründen, und zuerst die Krone der Cäsaren auf das Haupt eines Deutschen Volksfürsten zu setzen. Indeß diese Völker, die das physische Joch der Römer nicht ertrugen, unterwarfen sich ihrem geistigen Einflusse desto bereitwilliger und giengen in den hohen Beziehungen des öffentlichen Lebens allmälig zu Römischen Ideen über. Darum sind sie Nichtdeutsche geworden und haben erlebt, wie manche Grundlagen des Germanischen Volkslebens allmälig von Romanisch-Celtischen Ideen aufgelöst wurden. Dagegen haben die hinter ihnen sitzenden Völker desselben nordwestlichen Deutschlands, die später als Sachsen in der Geschichte handeln, (und zu denen sich vielleicht die Partei der Freiheit schlug, während die Partei des Ruhms mit den Franken zog,) das Germanische Wesen am Treuesten bewahrt gehabt; die Römischen Ideen, soweit sie für Deutsches Volksthum brauchbar waren, nicht unmittelbar von den Römern, sondern erst durch das mildernde Medium der Franken, angenommen; und auch dann noch mehr zur Wirkung und Belebung des eigenthümlichen Germanischen Volkslebens benutzt, als dieses ihnen geopfert. Darum wnrden sie vor Allen zur Begründung des selbstständigen Deutschlands berufen. Darum ward ihnen die Ehre, auf Englands Boden das Reich zu gründen, was die reinste Entwickelung Germanischer Principien, dieses echt Deutsche Fortbilden auf alten Grundlagen, darstellt.

Die Römer hatten den ersten Fehler durch ihre Eroberungssucht gemacht; den Zweiten be-

giengen sie durch ihre Mäßigung oder Schwäche. (War die Schwäche unbesiegbar, so war der erste Fehler doppelt schlimm.) Nachdem sie die Germanen geweckt, gereizt, in ihrem Gebiete beeinträchtigt hatten, mußten sie ganz Germanien unterwerfen. Ein civilisirter Staat, der an seinen Grenzen ein weites unbekanntes Gebiet voll streitbarer und barbarischer Nationen hat, die vielfach mit ihm verflochten werden und denen er nicht unbedingt überlegen ist, muß entweder alle Kräfte in rastlosen Versuchen zur Unterwerfung dieser Völker aufbieten, oder sich in die Gewißheit fügen, daß dort sich die Gewitter sammeln, die ihn treffen müssen. Er muß angreifen, nicht vertheidigen. Als die Römer sich entschieden, gegen Germanien und in Britannien nur bis zu einem gewissen Punkte zu gehen und ihre Sicherheit Grenzlagern und Grenzmauern zu vertrauen, da unterschrieben sie auch schon das Urtheil, das durch die Germanen, wie in Britannien, über sie verhängt ward. Ein ganzes Reich ist leichter zu behaupten, als ein Halbes. Wer die tapferste Nation besiegt hat, braucht die Schwächeren nicht zu fürchten. Wer aber vor ihr zurückweicht, der erkennt bereits seinen dereinstigen Sieger in ihr.

Gallien, Spanien, Britannien, wurden bald die friedlichsten Provinzen des Reichs; zugleich schon damals durch ihr rasches Aufblühen und ihre stete Erfrischung der Römischen Heere die unerschöpfliche Lebensfülle Europa's bekundend. Das aber mochte die Cäsaren in Sicherheit einwiegen. Innere Händel und die Angelegenheiten Afrika's und Asiens, die Bekämpfung von Gefahren, die höchstens entlegenen Provinzen, nicht aber Rom selbst und seiner Grundmacht drohten, zerstreuten sie. Als hätte Roms Bestehen und Größe von dem Besitze einer Persischen Grenzprovinz abgehangen! Auch die Römer verkannten Europa's Bedeutung und daß Rom nur von Europa aus die Welt beherrschen, nur, solange es dort die Stützen seiner Macht suchte, auch im ungünstigsten Falle seine Unabhängigkeit retten konnte. Ein unglücklicher Zug lenkte schon die Antonine auf die südöstlichen Theile Europa's hin; dem Punkte zu, wo Konstan-

tin den Sitz des Byzantinischen Kaiserthums gründen sollte. Ein Zug, der natürlich war, da diese Länder in der Mitte lagen, zwischen den Europäischen und den Asiatischen Besitzungen der Römer. Unweise aber, da sie von Norden und Westen und von den wichtigsten Meeren zu fern liegen, als daß von ihnen aus Europa beherrscht werden könnte. Was ist aus der Römischen Cultur in Pannonien, Dalmatien, Dacien, Mösien, geworden? Wie haben diese Länder dafür gebüßt, daß sie sich dem verfallenden Glücke der Römer so innig anschlossen! Nur geschwächt hat Rom ihre kriegerischen Bewohner, die eigenthümliche Nationalität ertödtet und Boden und Volk zur leichten Beute der Barbaren bereitet. Doch hat es jenes Ländergebiet geschieden und in ihm den wichtigsten Wirkungskreis Oesterreichs in Voraus bezeichnet.

Wollten oder konnten die Römer nicht selbst, durch kühnen Angriff, die sichere Gefahr, die von Germanien drohte, ersticken; so mußten sie in den Provinzen sich Schutzwehren bilden. Waren sie von ferneren Händeln abgezogen, so mußten sie in der Nähe Vertheidiger schaffen, welche die nahe Gefahr zurückzuweisen bereit waren. Das ist in allen Welttheilen die hauptsächlichste Ursache des Unterganges der Römischen Weltherrschaft geworden, daß die Römer Alles auf den Mittelpunkt ihres Reichs, auf Rom oder die Kaiser stellten und nicht in den Provinzen ein selbstständiges Leben zu entwickeln wußten; daß sie eine Herrschaft Roms und nicht ein von Rom geleitetes Völkerbündniß der Nationen von Griechisch-Römischer Cultur bezweckten. Denn nicht so etwas war gemeint, als der Sitz des Reichs nach Byzanz verlegt wurde. Der Kaiser dachte: wo er sei, da sei Rom. Darum waren die Provinzen rathlos und hilflos, sobald das Centrum erschüttert war. Darum wurden sie eine willige Beute der Feinde, als die Herrschaft in Schwäche, Verwirrung und Verfall gerieth. Wohl ließen die Römer den besiegten Völkern ihre Götter, ihre Sitten, zuweilen ihre Sprache, ihr Recht und ihre Gemeindeverhältnisse. Aber in dem, was eine Nation zur Nation macht, in den höheren Kreisen des Staatslebens prägten sie Alles in die Formen

Europäischer Militärdespotie. Sie wandelten Alle in Römer um; verbreiteten Rom über die ganze Erde, und dehnten eben dadurch auch seinen Verfall über ihr ganzes Gebiet aus. Beherrschen, in hartem Joch halten, hätten sich die Germanen nicht lassen, aber leiten und bilden konnte man auch sie. Nur mußte die Leitung nicht jene Arglist athmen, welche die Römische Politik zu diesen Zeiten bestimmte; man mußte nicht durch die Leitung zur Herrschaft gelangen wollen, am Wenigsten den Argwohn einer solchen Absicht bei den auf ihre Freiheit eifersüchtigen Völkern entstehen lassen. Und man mußte ein wahrhaft bildendes Princip haben, wie es Karl der Große im Christenthume besaß. Zu leiten waren die Germanen. Es beherrschte sie keineswegs wilde, ungezügelte Eroberungswuth. Freiheit, nicht Herrschaft war ihr Ziel. Die Völker, mit denen die Römer am Frühesten in Berührung kamen, haben am Längsten einen friedlichen Verkehr mit ihnen gepflogen und nahmen erst in der allgemeinen Verwirrung ihren Theil der Beute.

Im Nordosten Germaniens lagerten Völker, die Tacitus gar nicht, oder nur flüchtig nennt und deren Volksthum nicht mit dem Römischen, sondern mit dem Finnischen und Slavischen (Sarmatischen) in Verkehr war. Diese Hirten- und Jägervölker waren auf ihren Zügen nicht durch die Nähe seßhafterer Stämme beengt. Nach Westen und Südwesten hin bildete der Kriegsmuth der Sueven eine unübersteigliche Schranke; aber in den weiten Ebenen des östlichen Europa konnten sie mitten durch die umherschweifenden Stämme der Finnen und Slaven ziehen. Verstärkt durch manche Slavische Stämme besetzten die Gothen die Ukraine und machten von da aus Einfälle in das nahe Dacien. Bald beunruhigten sie auch das friedliche Mösien, erstürmten Städte, schlugen Römische Heere und Roms Schwäche verrieth sich, indem ihr Rückzug erkauft und ihnen ein schmählicher Tribut bewilligt ward. Nun fielen auch Franken in Gallien, Suevische Allemannen durch Rhätien in Norditalien ein; damals nur in Raubzügen. Aehnliche Unternehmungen versuchten bald auch die Gothen nach Kleinasien und Griechenland und

verbanden mit ihrem Namen den Gedanken an Barbarei und Verwüstung. Aber noch einmal faßte Rom seine Kräfte zusammen. Kriegskunst und die Gewohnheit der Ordnung waren ihm geblieben und ein ernsteres Aufbieten derselben reichte hin, den in Ermangelung jedes andern Lebensgeistes allmälig ersterbenden Körper eine Zeit lang zu halten. Das war das Verdienst der Kaiser: Claudius, der die Gothen in gewaltiger Schlacht besiegte; Aurelian, der sie zu Frieden und Vertrag zwang, aber ihnen auch Dacien preißgab, das er nicht mehr vertheidigen zu können glaubte; der dadurch für eine Zeit lang einen Feind in ein Bollwerk des Reiches umwandelte; der ferner die Allemannen auf Italischem Boden züchtigte, aber auch sich veranlaßt fand, Rom mit neuen Mauern zu umgeben, damit anerkennend, daß nach sovielen Jahrhunderten der Herrschaft Rom in seinem Mittelpunkte selbst nicht mehr sicher war; dann des Tacitus; des Probus, der die Franken zurücktrieb, die Burgunder schlug und die Lygier *) vernichtete, der selbst in Germanien eindrang, aber dort auch nichts zu thun wußte, als die rohen Verhaue in eine Steinmauer von der Donau zum Rhein zu verwandeln, die nur zu bald von den Allemannen umgestürzt ward; dann des Diocletian, der die Unmöglichkeit erkannte, das an allen Grenzen bedrohte, überall wankende Reich durch Einzelkraft zu halten und deshalb Genossen seiner Würde annahm, mit denen er sich in die Provinzen theilte. Wäre diese Theilung eine Vollständige gewesen und hätte man nicht, durch Bewahrung der Idee des Gesammtstaates, fortwährend die Blicke jedes Einzelnen auf das Ganze gerichtet, Einer oder der Andere dieser Staaten, oder Alle hätten sich halten können. Es wäre dann kein Römisches Reich mehr gewesen. Gab doch damals Britannien eine Zeit lang, unter Carausius, den Beweis, daß es selbstständigen Bestehens fähig war **). Aber in einem Verhältnisse, wo mehrere Herrscher

*) Burgunder und Lygier ehedem Nachbarn der Gothen im Nordosten Deutschlands.

**) Zugleich auch, daß es berufen sei, eine Seemacht zu werden.

über einzelne Theile des Ganzen gesetzt waren und diese im Sinne und Interesse des Ganzen regieren sollten, ihre Herrschaft fortwährend von dem Ganzen, ihre Geschicke von dessen Geschicken abhängig sahen und wo diese Absonderung und Vereinigung nicht auf organische Institute, sondern nur auf den Einzelwillen unumschränkter Gewalthaber gestellt war, da mußte das Streben der Einzelnen, sich des Ganzen zu bemächtigen, erwachen. Der Beamte duldet Collegen; es kann Mitbesitzer eines Landgutes geben; aber auf einem Throne können nicht Viere stehen. Von Neuem also Bürgerkriege, bis Konstantin allein an der Spitze des Ganzen stand.

Konstantin hat zwei entscheidende Handlungen vollbracht; Beide in Anerkennung der gebieterisch drängenden Verhältnisse; Beide voll hoher Bedeutung für die Geschicke Europa's; Beide aber auch wirkende Gründe zum Untergange des Römerthums. Indem Konstantin den wahren Sitz seines Reichs von Rom in das durch ihn zu Konstantinopel umgeschaffene Byzanz verlegte, entsagte er den Grundideen der Römischen Herrschaft. Bis dahin war Rom und die Majestät seines Namens noch immer das bindende Glied des Systems gewesen. Es war nun gebrochen. Er näherte allerdings den Sitz des Reichs den reichsten Provinzen und denen, die am Leichtesten zu behaupten schienen. Aber gerade das war ein Fehler; es war eine unbewußte Verzichtleistung auf das Uebrige. Er wählte mit seltenem Scharfblick den trefflichsten Punkt für Begründung seiner Stadt aus. Diese Stadt mußte reich und bevölkert werden, sie konnte der glänzende, üppige Sitz eines Reichs sein; ihr Besitz an sich war werthvoll. Aber der Mittelpunkt des Römerreichs konnte nur Rom sein. Das Reich, dessen Hauptstadt Konstantinopel sein sollte, war nur eben die Herrschaft eines Einzelnen, hervorgegangen aus der Herrschaft der Römer, nicht diese selbst. Und doch ward ihm keine eigenthümliche Grundlage gegeben; doch sollte es von der Erbschaft des Römischen Ruhmes zehren und sich in einem absterbenden Gräcisirten Römerthum hinfristen. Nur in den höchsten Formen des

Staatslebens trat offen das Gepräge des Orientalischen Despotismus hervor, das schon lange im Wesen gegolten hatte. Im Uebrigen behielt man die Schattenbilder Römischer Institute bei.

Bei jener Verpflanzung folgte Konstantin zugleich seiner Neigung. Aber mehr dem Zuge der Verhältnisse huldigte er in den Handlungen, die man eine Erhebung der Christlichen Religion zur Staatsreligion nennen mag. Es ist das größte Wunder des Christenthums, daß eine Lehre, deren göttlicher Urheber sie mit dem scheinbaren Tode am Kreuze besiegelte, die entstanden war unter den niedrigsten Classen eines von allen andern Völkern schroff gesonderten und verachteten Volks in einem entlegenen Winkel des Reichs; in diesem Volke selbst von den mächtigsten Parteien hart verfolgt und wie in der Geburt erstickt; darauf zu öfteren Malen allgemeinen und grausamen Verfolgungen von Seiten des Staats gegen ihre Anhänger ausgesetzt; eine Lehre, die sich nicht an das Bestehende anschloß, nicht etwa nur eine neue Deutung alter Räthsel versuchte, sondern im stärksten Gegensatze gegen das Heidenthum auftrat; eine Lehre ferner, die nicht etwa menschlichen Schwächen und Leidenschaften schmeichelte, vielmehr zu Mäßigung, Geduld und Demuth, zu Liebe und Frieden, zu Nachsicht und Vergebung, zur Verachtung der Güter und Genüsse der Welt ermahnte und mit diesen Forderungen in eine sittenlose und entartete Welt hineintrat, die bisher ganz entgegengesetzte Eigenschaften bewundert hatte; daß eine solche Lehre, unbemerkt und im Hintergrunde der Begebenheiten, sich über die ganze civilisirte Erde verbreiten und im Laufe von nur drei Jahrhunderten so mächtig werden konnte, daß der Beherrscher des Römerreichs durch seine Staatskunst gemahnt ward, ihre Anerkennung und Erhebung an die Stelle der Verfolgung zu setzen und daß die in Palästina gegründete Religion ihre festesten Sitze unter den Barbaren Europa's fand. Diese Ereignisse mußten den Untergang des Römerthums beschleunigen. Sie brachten einen inneren Zwiespalt, eine Kette von Zweifeln und Ungewißheiten unter das Volk. Sie raubten den Schlüs-

sel zu vielen Instituten der Vorzeit, das Verständniß der Elemente des öffentlichen Lebens. Sie machten dem Sklaventhum vollends ein Ende, was die Grundlage der nationalökonomischen Verhältnisse des Alten gewesen war. Die Verwirrung vermehrte sich, wie feindliche Völkerschaften zum Christenthum bekehrt wurden, ohne aufzuhören, die Feinde Roms zu sein. Die alte Römerherrschaft stürzte mit ihren Göttern und fortan konnte nur von auf den Trümmern des Römerthums errichteten Christlichen Reichen die Rede sein.

Wohl erkannte das die Cäsarenseele des Julianus, dessen Abfall keine Sünde; nur die Rückkehr von einem Gotte, den er nicht kannte, zu einer Größe erscheint, die wohl fähig war, edle Herzen für sich zu entzünden. Konstantin handelte als Kaiser, Julian als Römer. Vielleicht wenn er den Orient aufgegeben, seinen Sitz in Rom aufgeschlagen und statt die Perser zu bekämpfen, lieber das Gallien vertheidigt hätte, in dem er, fünfmal den Rhein überschreitend, seine ersten Lorbeeren erkämpfte, wäre es anders gekommen. Das Heidenthum hätte er nicht gerettet *); vielleicht aber doch einen ruhigeren Uebergang zu dem Neuen vermittelt. — Bald nach ihm abermals Theilung. Diesmal eine Vollständige, die einen westlichen und einen östlichen Kaiser darstellte. Aber Valentinian nahm seinen Wohnsitz zu Mailand, den Gallischen und Illyrischen Provinzen näher. War doch in Rom kein Römervolk mehr! War doch Rom nur noch eine große Stadt! Auch ruhte der Kaiser nicht zu Mailand und vertauschte oft diesen Sitz mit Trier, von wo er die Germanischen Stämme bald zu gewinnen, bald zu theilen suchte. Gratian verlegte den Sitz des Hofes in das sichrere Sirmium. Für kurze Zeit vereinigte Theodosius beide Reiche wieder. Die endliche Theilung, die mit dem Regierungsantritt seiner Söhne erfolgte, schied für immer den Osten und Westen des Reichs.

*) Es mußte stürzen, weil es nicht perfectibel war.

Die östliche Hälfte tritt für die Europäischen Händel in den Hintergrund; den Kaisern des Westen blieb die traurige Rolle, die rasch sich folgenden Stadien der Auflösung mit ihren Namen zu bezeichnen. Das östliche Reich, damals, wie es schien, durch die Gothen ernster bedroht, als der Westen von Franken und Allemannen ward, mußte sich dennoch länger halten, da der Geist des Byzantinischen Kaiserthums seinen Verhältnissen angemessener war und seine Bevölkerung wohl von den Barbaren, wie von einem Sturme, überzogen werden, aber nicht so leicht mit ihnen verschmelzen konnte. Orientalische Völker mußten den Orient unterwerfen; und die es dereinst sollten, waren noch nicht auf der Bühne erschienen.

§. 7.

Fortsetzung.

Die Auflösung.

Erhielt auch der Westen mit Honorius einen besonderen Kaiser, so fehlt doch viel, daß der Römische Charakter die Schritte seiner Regierung bestimmt hätte. Vielmehr ward der Geist des Byzantinischen Staatslebens auch auf den Hof von Ravenna übergetragen. Die Interessen des Reiches verloren sich in Hofintriguen; der Einfluß des Hofes erstreckte sich wenig über seine nächsten Umgebungen; die Provinzen wurden vergessen und wurden es mehr noch, als eben diese Vernachlässigung es den Feinden möglich machte, den Schauplatz des Krieges vor die Sitze der Regierung selbst zu verlegen. Der Byzantinische Hof konnte, bei größerer persönlicher Sicherheit, noch lange einen Einfluß auf fernere Länder zu üben streben. Der Westliche mußte den Verlust des Entfernten über die nahe Gefahr vergessen. Die einzige Provinz, um die man sich ernstlich kümmerte, war das von den übrigen Besitzungen, wie es schien, gedeckte, fruchtbare Afrika. Aber die Zeit war hin, wo Rom noch auf Macht

und Unabhängigkeit rechnen konnte, indem es sich auf Italien beschränkte. Es hatte die Geister geweckt, die hinter den Alpen hausten und mußte sie beherrschen, oder dienen. Rom ward der Zielpunkt der fernsten Barbaren und sein Ruhm hatte nur noch die Wirkung, daß nicht bloß Plünderungssucht, sondern schon der Stolz, die ewige Roma siegreich verhöhnt zu haben, die wilden Führer der Feinde anlockte. Ein Mal über das Andere ward Rom von Germanischen Völkern erstürmt und verwüstet und noch war kein Jahrhundert nach dem Tode des Theodosius, den man noch den Großen nannte, verflossen, als der letzte Römische Kaiser des Römischen Westreichs von seinem Besieger nicht einmal der Mühe der Ermordung werth gehalten, sondern mit Pension entlassen wurde.

Das Alles wäre auch ohne die Hunnen und ohne die sogenannte Völkerwanderung erfolgt, die nur den Anstoß gab, der eine Form zerbrach, deren Stützen schon verfault und deren Geist entwichen war. Die Barbaren, die wahrhaft als wandernde Nationen hereinbrachen, um sich im Süden und Westen Beute und neue Wohnsitze zu suchen, sind größtentheils einen Verwüstungszug vorübergezogen, ohne Bleibendes zu begründen.

Es ist bereits bemerkt worden, daß zuerst die Völker aus dem nordöstlichen Germanien hereinbrachen. Völker aus der Nachbarschaft der Sarmaten, mehrfach mit Slavischen Stämmen vermischt, einem nomadischen, umherziehenden Leben näher stehend, als seßhaftem Ackerbau. Darum auch stets zum Weiterziehen gedrängt *), zum Weitergreifen geneigt, bis ein stärkerer Feind sie vernichtete, oder zum Weiterziehen kein Raum mehr war. Darum die Verfassung auf Eroberungskrieg berechnet und unermeßliche Volksschaaren dem

*) Die Gothen ruhen nur so lange, als nöthig ist, um die durch Kriege und Niederlagen entstandenen Lücken der Bevölkerung auszufüllen. Die fruchtbarsten Länder genügen ihnen nicht; wie keinem Hirtenvolke.

Commando eines königlichen Kriegers folgend. Darum kein leichtes Verschmelzen mit fremdem Volksthum.

Den ersten Rang unter ihnen nehmen die Gothen ein. Es schwebt ein melancholischer Zug über der Geschichte dieses Volks. Wir begegnen wohl auch im Leben Einzelnen, denen wir Kraft des Geistes, Gemüths und Körpers nicht absprechen können, um deren Stirn aber der schwarze Schleier sich zu breiten scheint, aus dem der Kundige Unglück und frühen Tod voraussagt. Der Geist wirkt wohl tüchtig, aber er wirkt nicht in Freudigkeit. Das Gemüth ist wohl treu, aber des ruhigen Gleichmaaßes entbehrend. Das Sinnliche schwankt zwischen Phlegma und Zorn und wählt Jedes selten zur rechten Zeit. Sie leben der Gegenwart nicht und verstehen doch auch nicht, die Zukunft zu gründen. Das Rechte wollend, und nicht unfähig, es zu vollbringen, gelingt es ihnen nicht, es zu erkennen. Vielleicht kann man keinen einzelnen Schritt tadeln, aber über dem Ganzen waltet ein unheilvoller Zug, der zum Abgrund führt. So bei Einzelnen, so bei Völkern. — Glücklich die Stämme der Gothen, die auf Schwedischem Boden sich ein Vaterland gründeten, das von Versuchungen und Gefahren weniger umringt war und wo sie mit einem verwandten und glücklicher temperirten Volke verschmelzen konnten. Auch dort ist die Geschichte düster, doch nicht hoffnungslos. — Den Gothen, die in die südöstlichen Länder gezogen waren, wurden bald die fruchtbarsten Provinzen zu enge. Sie kamen in gemeßnen Verkehr und wechselvolle Reibungen mit den Kaisern; in mannigfache Conflicte mit Slavischen und Mongolischen Völkerschaften. Ueber Stämme von aller Art gebot Hermanrich, der König von Scythien; ein Verband, der sich auflösen mußte, wie er geknüpft ward. Die Menge theilt sich in Ostgothen und Westgothen. Letztere von Anbeginn an mit größerer Klugheit geleitet. Vor den Hunnen weichend, wurden sie auf Römischen Boden aufgenommen, was bald darauf die Ostgothen erzwangen. Die Römer, statt sie mit Weisheit für sich zu gewinnen, brachten sie durch schaamlosen Druck zur Verzweiflung, zum Aufstand und Krieg, der dem Kaiser

Valens das Leben kostete und erst durch Theodosius Weisheit beschwichtigt ward. Die Gothen erhielten Wohnsitze in Thracien und Kleinasien. Es wäre besser gewesen, sie hätten sie sich als Sieger erobert. Denn wo sie dienen sollten, während sie in sich die Kraft zu herrschen fühlten, konnte das Verhältniß nicht von Bestand sein. Fortwährende Reibungen und Versuchungen verhinderten ihr ruhiges Einwurzeln in der neuen Heimath. Mit den Griechischen Nachbarn konnten sie nicht verschmelzen, und unruhiger Sinn weckte rastlos neue Pläne in ihnen auf. Der kühne Alarich aus dem Baltengeschlecht, dem man den Oberbefehl des Reichsheeres abgeschlagen, zog nun als Volksführer verwüstend durch Griechenland, bis beide Kaiser sich um seine Gunst bewarben und die Westgothen ihn zu ihrem König erhoben. Mit sichrem Blicke entschied er sich für den Westen des Römerreichs, weil er der schwächste Theil war. Von Stilicho zurückgewiesen, kehrte er in einer günstigeren Zeit zurück, eroberte und plünderte Rom; der Erste seit Brennus dem Galen. Aber ihn hielt Italien nicht. Es zog ihn nach Afrika und als er vor dem Beginne des Zuges starb, gelang es dem Römischen Hofe, den Nachfolger zu gewinnen und, um Barbaren gegen Barbaren aufzureiben, zum Zuge nach Spanien zu bewegen, das nun die Westgothen den Alanen, Vandalen und Sueven wieder abgewannen. Westgothen setzten sich nun in Gallien und Spanien; durch Römischen Einfluß gemildert und in schwankendem, wenigstens nicht offen feindlichem Verkehr mit dem Kaiserhof; so daß in der Schlacht von Chalons*) die Römer und Westgothen vereint den Attila von Gallien zurücktrieben. Die letzten westlichen Kaiser fanden manchen Schutz in dem Bündniß des Gothenkönigs Theodorich. Doch nahmen die Gothen auch ihren Theil von den Trümmern des Römerreichs und Odoaker, der weise ge-

*) Nicht so wichtig, wie sie gemacht ward; Attila, der ohnehin sich und sein Heer bedeutend romanisirt, oder romano-germanisirt hatte, hätte doch kein bleibendes Hunnenreich in Europa gegründet, so wenig wie ein späterer Attila ein Mongolenreich.

nug war, sich mit einem Italischen Königreich begnügen zu wollen, trat feierlich die Ansprüche Roms in Spanien und Gallien an Eurich den Westgothen ab. Aber in dem Kampfe zwischen dem nördlichen und südlichen Gallien mußte damals das Erstere siegen, weil es den ganzen Norden zu seinem stützenden Rückhalt hatte, aus dem es stets erneuerte Kräfte ziehen konnte. Auch ohne Chlodwigs List und den Sieg bei Poitiers wäre das Frankenreich über Gallien verbreitet worden. Damals aber galt das Gesetz in der Staatenwelt: daß was der Vereinigung fähig war, vereinigt werden mußte und das Königreich Aquitanien verschwand aus der Reihe der unabhängigen Staaten. Die Westgothen fanden Ersatz für diesen Verlust, indem sie endlich in Spanien bei höherer Reife mit leichter Mühe das Suevenreich umstürzten und hier die Pyrenäen und das befestigte Frankenreich *) als Schutzwehr gegen östliche Angriffe erhielten. — Die Ostgothen hatten indeß in Pannonien geruht, bis Byzantinische Ränke sie aufreizten und die einmal in Bewegung gekommene Kraft einen Ausweg suchte, den Theodorich in Italien fand. Odoakers Pläne aufnehmend, gründete er ein Königreich Italien, das er mit Ruhm und Glück beherrschte. Indeß ist es noch keiner Nation gelungen, sich bleibend in Italien festzusetzen, wo der Einfluß des Römerthums zu stark sein mochte, um nicht die nationellen Eigenthümlichkeiten der Fremden zu schwächen und doch auch nicht so stark, daß sie sich ganz ihm hätten ergeben mögen. Die Fremden konnten nicht mit dem Volksthum verschmelzen und doch konnte nur ein einiges Volks-

*) Die Sueven stürzten, weil hinter ihnen noch die Westgothen saßen, die versorgt werden mußten und mit Franken und Ostgothen in besserer Verbindung standen, als Jene. (Die Franken vertrieben die Westgothen aus Gallien, sahen aber nicht ungern, daß sie in Spanien ihr Genügen fanden.) Die Westgothen blieben sicher, weil hinter ihnen das Frankenreich sich schloß und das Nachziehen fernerer Völker verwehrte. Hätten die Longobarden statt in Italien, in Aquitanien gesessen, so würden sie wieder die Westgothen bezwungen haben.

thum Italiens Unabhängigkeit retten. (Einheit des Volksthums ist auch ohne politische Einheit denkbar.) In Italien bildete sich ein Zustand, wo das Land weder sich selbst beherrschen konnte, noch sich von Andern willig beherrschen ließ. Darum ein steter Wechsel der fremden Herrschaft; im Anfang, weil die Fremden keine Stütze im Lande hatten, folglich von andern Fremden bezwungen wurden; später, weil eine stete Reaction im Lande bereit war, die rastlos an ihrem Joche schüttelte. In der ersten Zeit fand diese Reaction einen Ausdruck in den Versuchen des Byzantinischen Hofes, seine Ansprüche auf die Heimath seiner Herrschaft geltend zu machen und die Ostgothen, deren Glück nur für kurze Zeit durch Totila wieder aufgeweckt ward, unterlagen den Feldherrntalenten des Belisarius und des Narses. Später übernahm das Pabstthum die politische Leitung der Vertheidigung Italiens. — In Frankreich und in Italien ist der Name der Gothen verschwunden. In Spanien und in Schweden ward er eine Grundlage des Jetzigen.

Ruhmloser noch das Geschick der Vandalen, die wahrscheinlich mit den Lygiern identisch sind, und deren rein Germanischer Ursprung nicht ganz unbezweifelbar ist *). Sie waren zum größeren Theile dem Zuge der Gothen gefolgt, stürmten aber rascher als diese in die Länder des Westen, verbündet mit den Slavischen Alanen; bezwangen in Spanien die Sueven, mit denen sie wohl schon in den Lausitzen Nachbarkämpfe gefochten haben mochten, drangen von da in das üppige Afrika und gründeten auf dessen Nordküste ein Vandalisches Königreich, das unter dem grausamen Genserich eine Flotte zur Verwüstung Roms schickte, zuerst das Piratenhandwerk auf jenen Küsten einbürgerte, aber bald der Verweichlichung des Volks, der Kriegskunst des Belisarius und der Abneigung der Eingebornen erlag. Letztere vorzüglich durch den auch den Gothen nachtheiligen Umstand genährt, daß sie sich einem andern christlichen Glaubensbekenntnisse

*) Waren sie nicht vielleicht Celten, die in Germanien sitzen geblieben?

angeschlossen hatten, als dem, dessen Wurzeln bereits vor ihrer Ankunft so tief in die Bevölkerung eingedrungen waren, daß es das Herrschende werden mußte. Toleranz lag damals nicht im Volksgeiste. Die Vandalen sind spurlos verschwunden.

Ein besseres Glück fiel den aus denselben Gegenden herbeigezogenen Burgundionen zu. Es gelang ihnen, auf Gallischem Boden ein Königreich zu gründen, das zwar bald in das Frankenreich aufgieng, aber doch in dem Namen und Charakter einer oft zur Unabhängigkeit aufstrebenden Provinz sein Gedächtniß, in manchem Ereigniß der Folgezeit seine Wirkung behielt.

Die Völker des inneren Germaniens sind nicht in Massen in den Süden und Westen gezogen und die Sueven, Allemannen u. s. w., die uns überall begegnen, die zahlreichen Völkerschaften, an deren Spitze Odoaker stand, waren nur Gefolge unternehmender Heerführer. Damit war um so weniger auszurichten, je weiter sie sich von der Heimath entfernten und durch zwischentretende Völker von ihr abgeschnitten wurden. Die Sueven in Spanien, die sich wieder aufrichteten, nachdem der Sturm der Vandalen vorübergebraust war, unterlagen den Westgothen, hinter denen das Frankenreich sich schloß. Der Grund, warum das Letztere so überraschendes Glück machte, liegt in seiner steten und innigen Verbindung mit der gemeinschaftlichen Stammmutter. Nicht die Franken, Deutschland eroberte Gallien; durch das natürliche Uebergewicht, was aufstrebende und überströmende Kraft über Auflösung und Verfall hat.

In Britannien hatten die Römer die Grundlagen des alten Volksthums zerstört. Die hartnäckigsten Anhänger desselben fanden in den Gebirgen von Wales und Schottland, auf den Hebriden und in Irland eine Zuflucht. In Letzterem, dessen Bezwingung die Römer unklug unterlassen hatten, verbanden sie sich mit manchen Elementen eines älteren Volksthums und beunruhigten von dort aus, wie aus den Hochgebirgen Schottlands die Römische Civilisation.

Solange jedoch die Romanisirte Bevölkerung noch in dem Römerreiche ihre Stütze fand, mochte sie den Anfällen der barbarischen Picten und Scoten die überlegene Kraft des Geistes und der Kriegszucht entgegensetzen. Wie das Reich allmälig in Unordnung und Verfall gerieth, ereignete es sich öfterer, daß in Britannien selbstständige Regierungen sich erhoben. Aber es waren dies nicht Britische Herrschaften, sondern Römische in Britannien gegründet; ebendeshalb gieng ihr Ziel nicht auf Britanniens Zwecke, sondern auf die Herrschaft im Römerreich; und ebendeshalb giengen diese Unternehmungen entweder zu Grunde, oder, wo ein Römischer Feldherr, mit Hilfe der Britischen Legionen, den Oberbefehl im Reiche erlangt hatte, so war er nun eben Römischer Kaiser und Britannien blieb immer in der Reihe der Provinzen. Als nun aber das Römische Westreich dergestalt aufgelöst war, daß alle Richtung der Provinzen auf den gemeinsamen Mittelpunkt aufhörte, da zeigte es sich recht deutlich, daß die Römische Civilisation der Provinzen nicht ohne Rom bestehen konnte; daß sie stütz- und haltlos zerfiel, sobald sie der eignen Kraft vertrauen sollte, daß wenigstens jede Bedingung einer politischen Selbstständigkeit mit Rom gestürzt war. Diese Romanisirten Völker wollten wohl ihre Sprache, Sitten, Gesetze, ihre friedlichen Künste und Uebungen behalten. Aber Volk zu sein wußten sie nicht; sie konnten nur Provinz sein. So wenig Hilfe auch Rom in der letzten Zeit den Provinzen zu bringen vermocht hatte, so lange es nur noch als Reich bestand, erhielt es in ihnen die Kraft, sich einigermaaßen zu vertheidigen. Sowie die Form gebrochen war, standen sie rathlos da. Sie hatten den Willen, den gewohnten Zustand zu halten; aber es mangelte der Entschluß, dies durch eigne Kraft zu thun. Die Römischen Briten verzweifelten daran, die Picten und Scoten, diese hartnäckigen Anhänger des Celtenthums abwehren zu können; und da der imaginäre Schutz des Römerthums mangelte, so riefen sie die neue, Europa beherrschende Gewalt, die Germanen, zu Hilfe. Hengist der Sachse kam mit einem kleinen Gefolge, dem bald sein Bruder Horsa und Andere nachzogen.

Die Eroberung war nicht so leicht. Das Römerthum vertheidigte sich mit zäher Standhaftigkeit und die heldenmüthigen Kämpfe der Briten haben vielleicht zu den Sagen von König Arthur Anlaß gegeben, so wenig Römisches Gepräge diese auch tragen mögen. Jeder Sächsische Anführer mußte sich auf diesem oder jenem Punkte ein kleines Reich gründen, das er allmälig vergrößerte, bis das gesammte England, mit Ausnahme der Gebirge von Wales, von den Sachsen erobert war. Je langwieriger der Kampf war, desto wirksamer zeigte er sich. Die Britische Bevölkerung ward theils vertrieben; theils gieng sie völlig in die Sachsen auf und es scheint, daß das Sächsische Volksthum die wesentlichste Grundlage des Englischen geworden ist, während es von dem Britischen kaum einige auf die königliche Gewalt bezügliche Ideen angenommen haben mag *).

Das Alles Auflösungskämpfe des bisherigen Provincialsystems. Zu einem neuen Staatensysteme war noch kein Anfang gemacht. Denn der Versuch eines Solchen, den unreife Unternehmungen und vorübergehende Persönlichkeiten vermittelten, mußte mislingen. Ich meine die Sachlage, wie sie zur Zeit des Ostgothen Theodorich bestand. Damals war allerdings ein Königreich in Italien, ein Westgothisches im südlichen Gallien, ein Burgundisches im Südöstlichen, ein Fränkisches im Nördlichen, ein Suevisches in Spanien, ein Vandalisches in Afrika und selbst im Herzen Deutschlands hatten das Königreich Thüringen und das Baierische Gebiet eine dem Romanisirten Germanismus dieser Staaten analoge Gestalt angenommen. Auf alle diese Staaten übte der weise Geist des Theodorich einen mäßigenden Einfluß, der aber dem Drängen der Gewalt nicht lange widerstehen konnte und auf einzelnen Punkten noch selbst erleben mußte, daß sich nicht halten ließ, was des Grundes ermangelte. Die Herrschaft der Ostgothen sank, weil ihre Blüthe nur auf Persönlichkeit gestellt war, und weil Italien sie nicht mochte, während sie doch außer Italien keinen Boden hatte. Die West-

*) Nicht Ideen der Beschränkung, sondern der Weihe.

gothen wurden aus Gallien vertrieben, weil das Frankenreich Eins werden mußte. Ebendeshalb stürzte Burgund. Die Sueven wurden in Spanien besiegt, weil die Westgothen Raum brauchten, die Vandalen aus Afrika vertrieben, weil nicht Germanisches Volksthum sich in Afrika lagern konnte. Die Germanischen Königreiche aber giengen in die Obergewalt der Franken über, damit durch dieses Medium das für Entwickelung des Germanischen Volksthums brauchbare Element des Romanischen nach Deutschland übergetragen werde *).

Dennoch ist nicht Alles von diesen Zuständen ohne Folge geblieben, wenn es gleich zum Theil mehr zu fortdauernden Verwirrungen Anlaß gegeben, als daß es zur Grundlage bleibender Zustände geworden wäre. Die Ostgothen haben eine gewisse Verbindung Italiens mit Pannonien und Dalmatien vermittelt, die in einer viel späteren Zeit Venedig wieder aufnahm. Sie erstreckten ihre Gewalt über einen Theil der Helvetischen und Rhätischen Alpen, wodurch ein neuer Gegensatz in diese zerrissenen Landstriche gebracht ward. Einen Andern rief die Burgundische Herrschaft über einen Theil Helvetiens hervor. Burgund selbst gieng zwar in das Frankenreich auf; aber Name und Gedächtniß blieben und wurden noch lange der Keim zu Spaltungen und Reactionen. Die Idee eines Aquitanischen Reiches gieng mit den Westgothen nicht unter; zeigte sich in manchen, durch Baskisches Volksthum gestützten Reactionen gegen die Karolinger und später durch die Gewalt der Grafen von Barcelona. Daß die Ostgothen die Provence besaßen, die ein besserer Stützpunkt für Aquitanien oder Burgund gewesen wäre, hat vielleicht den Untergang dieses Reichs befördert. Die Idee dieses Besitzes ist später mehrmals von Savoyen wieder aufgegriffen worden. In Baiern erhielt sich eine Opposition gegen das Frankenthum, eine Verbindung mit Italien und ein Anflug höherer politischer Civilisation, als im übrigen

*) Das Thüringerthum hatte zuviel von dem Römerthum angenommen, und doch nicht genug. Darum hielt es sich nicht solang, wie die Sachsen, und herrschte nicht, wie die Franken.

Germanien. In Thüringen endlich ward zwar das eigenthümliche Reich gebrochen; aber doch blieben dort die wesentlichsten Stützpunkte für die späteren Unternehmungen, durch welche die Deutschen den Slaven ihren Boden wieder abkämpften.

§. 8.

Keime des Wiederauflebens.

Italien ist in mehreren Perioden der Europäischen Staatengeschichte berufen gewesen, gewissermaaßen ein Vorspiel dessen zu geben, was sich später auf der größeren Weltbühne ereignen sollte. Allemal so, daß die größeren Ereignisse nicht gerade von den Kleineren veranlaßt wurden; auch Jene nicht Diese absichtlich nachahmten; sondern nur daß factisch in Europa erfolgte, was einige Zeit vorher in Italien geschehen war. Es sollte aber über Europa eine Periode hereinbrechen, in welcher sich an den verschiedensten Punkten die mannigfaltigsten, einer Entwickelung fähigen Elemente festsetzten und in vielfach verworrenem Kampfe ihre Existenz, ihre Unabhängigkeit und ihre freie Entwickelung vertheidigten; auf daß die Keime des mittleren und neueren Volksthums Wurzel schlugen und einlebten.

Durch den Sturz des Ostgothenreichs ward den Longobarden, einem Suevischen Volke, die Bezwingung der den Gothen verbrüderten Gepiden in Pannonien leicht. Dieser Sieg zeigte den Weg zu der gesammten Erbschaft der Ostgothen und Alboin zog nach Italien und nahm die Länder in Besitz, in welchen die Byzantinische Herrschaft noch nicht wieder einzuwurzeln vermocht hatte. Ein Vorbild der kommenden Zeiten, setzte er in die abgetrennten Landestheile Herzöge, die durch eigne Kraft die Interessen des Gesammtstaates fördern sollten. Dadurch hoben sich Benevent, Capua, Salerno. In Ravenna erhielt sich, als dem Sitze des letzten Römischen und des letzten Gothischen Hofes, dann auch in Rom selbst, das Byzantinerthum, durch Exarchen gepflegt. Bald aber ist Rom mit seinen Päbsten von dem Exarchate

getrennt, auf eignen Füßen stehend. Indeß war es von hoher Bedeutung, daß Rom noch eine Zeit lang nach dem Untergange seines Kaiserreichs mit den östlichen Kaisern in Verbindung blieb und daß es sich gegen die Longobarden zu behaupten wußte. Denn durch Beides ward der Uebergang seiner Bischöfe in die Stellung von Landesbischöfen verhindert; dadurch aber die Begründung des Pabstthums wesentlich erleichtert *). — Auf den Inseln der Lagunen begann eine gemischte, geflüchtete Bevölkerung, die den Muth hatte, dem wechselnden Joche der Barbaren zu entfliehen — denn auch dieser Muth fehlte den meisten Römern — zur Unabhängigkeit zu reifen. In Calabrien und Samnium grenzten Longobardische und Byzantinische Herrschaft in wechselnden Kämpfen. Die Longobarden hielten mit den Slavischen Avaren, denen sie, dadurch die Slavisirung Pannoniens begründend, ihre dort verlassenen Sitze eingeräumt hatten, Frieden, mit den Baiern, die alte, Ostgothische Verbindung nährend, Freundschaft. Ihr Feind aber waren die Franken und gefährlicher noch Italien selbst, das keine Fremdherrschaft auf seinem Boden einwurzeln lassen wollte und deshalb Fremde gegen Fremde zu Hilfe rief Die Longobardische Herrschaft war nicht ohne Verdienst und möchte man wohl, der Würdigkeit nach, ihnen besseres Glück gegönnt haben, als den Franken; weshalb denn auch ihr Name nicht untergegangen ist. Sie hatten auch richtig erkannt, daß Italiens Unabhängigkeit am Besten zu vertheidigen ist, wenn die schützende Kraft sich um die Nordgrenzen vereinigt und mit den Illyrischen, Helvetischen und Rhätischen Völkern Freundschaft hält. Ihr Unglück war, daß Burgund schon gebrochen war und daß sie Italien selbst nicht für sich hatten.

Es war aber Bestimmung, daß die gesammte Gebietsmasse Europa's, so weit sie wenigstens hier in Betracht kam **),

---

*) Vergl.: Flathe, Geschichte der Vorläufer der Reformation; (Leipzig, 1835. 8.) Th. 1., S. 140.

**) D. h. soweit sie einen Einfluß auf die Bildung des bevorstehenden Staatenverhältnisses üben konnte.

in einer Hand, — wenn auch auf kurze Zeit — vereinigt werden mußte, bevor sie wieder jenem Gährungskampfe verfallen konnte. Es war dies nothwendig, damit der Gedanke der Vereinigung, das Ziel des Kommenden, die Idee der Staatenwelt, in die Welt gebracht und also dem Gährungskampfe ein leitendes Princip gegeben werde. Die Ehre dieser Rolle fiel den Franken zu, weil sie das einzige Germanische Volk waren, das außerhalb Germaniens ein Reich gegründet, das Brauchbare aus dem Romanischen sich angeeignet und doch die stete, innige Verbindung mit der großen Stammmutter bewahrt hatte.

Nachdem bereits Burgunder, Westgothen und Franken den größten Theil des Römischen Gebietes in Gallien in Besitz genommen hatten, behauptete sich doch in den Gegenden von Paris, Soissons, Rheims, Troyes, Beauvais und Amiens der Patrizier Aegidius auf dem Grund des Römischen Reichs. Eine Zeit lang unterwarfen sich ihm selbst die Franken. Bald aber vertrieb ihn Chlodwigs Vater, der König Childerich und bereitete dadurch die Eroberungen seines Sohnes vor. Denn wunderbarer Weise ist jene Gegend später der Mittelpunkt der Herrschaft über Gallien geworden und die Machthaber, wenn sie auch nur auf diesen Besitz beschränkt waren, von dort aus unterwarfen und beherrschten sie doch die ungleich mächtigeren Provinzen.

Der Sohn des Aegidius, Syagrius, behauptete darauf Römische Herrschaft in Normandie, Isle de France, Champagne und Lothringen. Chlodwig vernichtete sie in der Schlacht bei Soissons (486). Darauf brach er bei Zülpich (496) die Macht der Allemannen des Oberrheins. Dies ein wichtiges Ergebniß. Denn diese Allemannen hatten kaum kleinere Ansprüche, als die Franken. Nunmehr aber mußten sie weichen, oder dienen, oder als Franken herrschen. Chlodwig bezwang, wie erwähnt ist, bei Poitiers (507) die Westgothen. Mehr als dies Alles that er zur Begründung des Frankenreichs, indem er zur christlichen Religion und zwar zu dem herrschenden Glauben der Mehrzahl der Christen, zu

dem Römisch-katholischen, übergieng. Dadurch, nur dadurch wurde die Weltherrschaft des Frankenreichs möglich. Nun wurde die Kirche in allen Ländern die Verbündete der Franken. Nun näherten sich ihnen die freien christlichen Städte Armorica's. Nun ward ihre Aufgabe der Civilisirung Germaniens begründet.

Die Söhne theilten. Austrasien, der wichtigste Bestandtheil, da es die Quellen der Frankenmacht, die Rheinländer mit dem östlichen Gallien umfaßte. Die Länder der Gothen zwischen Loire und Garonne. Das zuletzt Römisch gewesene Gebiet zwischen dem Ocean und der Loire. Pikardie und Niederlande. Eine Theilung ohne tieferen Grund, die der Einheit der Frankenherrschaft nicht schadete. Trotz der Trennung der Fürstensitze gieng die Macht der Franken ihren siegreichen Gang, vereinigten sie Burgund (574) und brachen Thüringen. Die Länder wurden, unter den Wirren des Merovingischen Hauses, mehrmals vereinigt und wieder getheilt. Der Unterschied zwischen Austrasien und Neustrien, oder den mehr Germanischen und den mehr Romanischen Landen, erhielt sich am Fühlbarsten. In Austrasien war die wahre Grundkraft des Volksthums. Von dort aus erhoben sich auch jene mächtigen Hausmeier, die zuerst für die sinkenden Merovinger regierten, dann aber ganz an deren Stelle traten. Diesen Zeiten gehören mehrfache Unternehmungen zur Befestigung der Fränkischen Herrschaft in Germanien an. Zu Weiteren bahnten die Apostel des Christenthums die Wege.

In Spanien nahte den Westgothen eine ernste Prüfung. Diese Völker mußten aufgelöst werden, um mühsam und allmälig wieder zu erringen, was sie anfangs im Sturme erobert hatten. Die Araber fielen in Spanien ein und bezwangen das Westgothenreich, dessen tapferste Vertheidiger in die Gebirge Asturiens zogen, dort, erst ihre Freiheit zu behaupten, dann nach Jahrhunderten wieder zur Herrschaft aufzudringen. Die Araber, damals noch im Fanatismus des Glaubensheerzuges begriffen, drangen ins südliche Frankreich, bis Karl Martell sie zwischen Tours und Poitiers (732)

schlug. Diese Länder waren nicht für die Mauren gemacht. In Spanien dagegen fanden sie Afrika wieder und bildeten blühende Reiche. Für jetzt hatte ihre Herrschaft die Folge, daß Spanien von dem übrigen Europa getrennt blieb.

Gleiches bewirkte die fortdauernde Theilung Englands in die Reiche der Heptarchie für dieses Land. — Der Skandinavische Norden war von Völkern besetzt, die nur durch Seeräubereien sich bemerklich machten. Die südöstlichen Länder, von Slavischen Völkern durchstreift, beschäftigten Politik und Waffen des Byzantinischen Kaiserhofes. So beschränkte sich die Aufgabe der Franken auf Gallien, dessen streitige Grenzprovinzen, Germanien und Italien.

Zweiter Abschnitt.

Ferneres Schicksal der Elemente des Europäischen Staatensystems bis zu dessen erster Entwickelung.

---

§. 9.

Die Vereinigung.

Die Vereinigung der wichtigsten Grundlagen des künftigen Staatensystemes war nothwendig, damit dessen Theile von gewissen Ideen durchdrungen würden, die von da an fortwährend auf den Höhen des Staatslebens geherrscht haben und, wenn sie auch zuweilen ganz aus dem Leben verdrängt schienen, dennoch rastlos an der Entwickelung der Staatenwelt arbeiteten. Die Ehre der Durchführung fiel den Franken zu. Für die Verwirklichung derselben schuf die Fürsehung ein treffliches Werkzeug in Karl dem Großen; in der That einer der großartigsten Erscheinungen der Weltgeschichte, dem übrigens sein Vater Pipin, wie einst Philipp der Macedonier dem Alexander, vorgearbeitet hatte und der die Mühe seines Vorgängers noch besser benutzte.

Eine der wichtigsten Aufgaben seines Lebens war: der Uebergang der Römischen Kaiserwürde auf das Reich der Franken; vermittelt durch den Ausspruch des Pabstes, den schon Pipin für die Erlangung der Fränkischen Königskrone benutzt hatte. Es war dies vielleicht für das in-

nere Staatsleben noch wichtiger, als für das Aeußere, für das es zunächst berechnet war. Denn es hat die Idee des Staats in die Germanische Welt zurückgebracht, die oberste Gewalt mehr als eine zum Besten Aller gegründete Würde, denn als ein für Sonderzwecke geübtes Recht erscheinen lassen, das Beispiel öffentlicher Behörden, Beamten und Anstalten gegeben; und wenn auch in der Folgezeit die Kaiserwürde oft zum leeren Namen herabsank und die Einrichtungen Karls des Großen sich in Privatrechte umwandelten; so ist doch die Idee nie wieder völlig verschwunden und aus ihr heraus hat sich in einer späteren Zeit alles neuere Staatswesen entwickelt. (Die Idee machte es freilich nicht, sondern das Bedürfniß; indeß sie gab Weg und Form an.) Ebenso ist die Stellung des Pabstthums zum Kaiserthum, die für die ganze Geschichte des Mittelalters so folgenschwer werden sollte, in jener Zeit begründet worden.

Die äußere Veranlassung zur Erfüllung der erwähnten Bestimmung boten die Longobarden dar. Es war ein natürliches Verhältniß, daß Italien ihre Herrschaft nicht dulden wollte, folglich der Pabst und Rom, welche der Ausdruck der natürlichen Forderungen des Italienerthums waren, gegen sie reagirten. Die äußere Veranlassung dazu aber gab das Exarchat her, das der Pabst übernommen hatte, da Byzanz es nicht mehr vertheidigen konnte und das die Longobarden ganz oder zum Theil in Anspruch nahmen. Der Pabst bediente sich des Mittels, das seine Nachfolger später so oft in Gebrauch genommen haben: eine mächtige, auswärtige Hilfe anzurufen. Das entferntere Joch schien weniger drükkend, als das Nahe. Die im Lande gesessene Herrschaft konnte so tief einwurzeln, daß sie unvertilgbar wurde; des auswärtigen Herrn mochte man hoffen, sich in der Zukunft wieder entledigen zu können. Der Pabst rief also die Franken zu Hilfe, diese katholischen Söhne der Kirche, so gewaltig durch Kriegsruhm und Staatskunst und der Kirche so hoch verpflichtet. Das Reich der Longobarden fiel vor den Franken (774). Sein Gedächtniß ward im Namen bewahrt; seine Wirkung mag in dem eigenthümlichen Charakter der

Lombardischen Länder Italiens fortgedauert, vielleicht zu der Opposition gegen das Pabstthum das Ihrige beigetragen haben, die später den Namen der Ghibellinen annahm, vielleicht noch sich in der Thatsache beweisen, daß die Völker des nördlichen Italien dem Germanischen Volksthum um etwas näher stehen, als die des Süden.

Bei alle dem dachte Karl nicht an festere Herrschaft über Italien; wie er überhaupt die seltene Weisheit hatte, nicht mehr zu wollen, als nöthig war. Mit dem Longobardenreiche waren die Lombardischen Lehnsherzogthümer noch nicht gefallen. Karl ließ sie, scheinbare Unterwürfigkeit vorbehaltend, bestehen. Nur Friaul, das den Franken am Nächsten lag, folglich sowohl leicht beherrscht, als auf der anderen Seite gefährlich werden konnte, ward, wie die Untreue des Herzogs Rotgaud einen Vorwand bot, aufgelöst (775). Spoleto unterwarf sich. Benevent bewahrte factische Unabhängigkeit. Als diese zu Anmaaßung ausartete, eilte Karl, den Herzog Arichis (786) zu demüthigen, ohne deshalb die ferne, unsichere Herrschaft behaupten zu wollen. Das Fortbestehen des Herzogthums Benevent hat den Grund zu der Unabhängigkeit des südlichen Italien von Rom und dem Norden gelegt; so daß es immer seine Eigenthümlichkeit bewahrt hat und den Geschicken des übrigen Italien ferner stand. Oder vielmehr, dieselben Gründe, die das Letztere bewirkten, haben auch jenes Fortbestehen vermittelt. — Venedig wußte sich, des Trotzes gegen Karl sich enthaltend, in neutraler Freiheit zu behaupten und Karl war groß genug, Alles zu übersehen, was ihm nicht Gefahr drohte. Denn die Herrschaft war ihm nicht Zweck, sondern nur Mittel. Daher sein ausdauerndes Glück und seine Größe.

Die Vernichtung des Longobardenreiches war ein hohes Verdienst, das sich Karl um das Pabstthum erwarb. Ein gleiches Verdienst um die Person eines Pabstes, daß er nehmlich Pabst Leo III. gegen Aufrührer in Schutz nahm und dadurch den Eifer der weltlichen Macht für die Aufrechthaltung der Ordnung und legitimen Gewalt bethätigte, verschaffte ihm die Römische Kaiserkrone, deren Uebergang auf

die Franken (800) das neunte Jahrhundert denkwürdig bezeichnete.

Die zweite große Aufgabe des Frankenreichs war: Die Grundsätze der aus der Verbindung des Germanismus mit dem Romanismus hervorgehenden Civilisation und des neuen Europäischen Staatsrechtes, zur weiteren eigenthümlichen Verarbeitung, nach Deutschland zu verpflanzen; Deutschland mit dem Frankenreich zu vermählen und eben dadurch zum selbstständigen Bestehen und zur Wiedererlangung seiner alten Grenzen zu befähigen.

Das ganze Leben Karls des Großen ist dieser Aufgabe gewidmet gewesen. Sie — denn Gallien wäre auch ohne ihn zu Einheit und Kraft gekommen — ist die große Bestimmung gewesen, die ihm von der Fürsehung zum Besten der Europäischen Menschheit vorgezeichnet war. Etwas Anderes war die politische Nothwendigkeit, die einem so hellen Geiste die Erfüllung jener Bestimmung, um seiner eignen näheren Interessen willen, empfehlen mußte. Die Franken hatten das mittlere und südliche Europa durch die stützende Kraft des Norden bezwungen. Die Römer waren untergegangen, weil sie an ihren Grenzen die Werkstätte kriegerischer Nationen bestehen ließen, die früher oder später über sie hereinbrechen mußten. Diese Erfahrung mußte den Kaiser belehren, daß all' sein Wirken und alle Hoffnung des Frankenreiches nichtig sei, solange noch in dem unbezwungenen Germanien die Gefahr des dereinstigen Umsturzes bestand; solange noch Germanische Völker den Franken thun konnten, was die Franken den Römern und den Gothen gethan hatten. An eine bloße Unterwerfung der feindlichen Stämme war dabei nicht zu denken. Zwar war sie der überlegenen und gutgeleiteten Macht der Franken möglich. Aber solange der Gegensatz des Volksthums fortbestand und die Besiegten nur gewaltsam beherrscht, nicht geistig versöhnt und verbündet waren, so blieb die Gefahr nichts weniger als entfernt. Indeß hatte Karl der Große einen Weg zur Hebung jenes

Gegensatzes, wie er in der Art den Römern nicht zu Gebote stand; und indem seine Kriege von der Ausbreitung des Christenthums ihre Farbe annahmen, erhielt er dadurch das geeignetste Mittel, ihren wahren Zweck zu erreichen und ihre Wirkungen zu verewigen. Aeußerlich endlich ward ihm das Werk durch die Gewalt erleichtert, welche die Franken über einen großen Theil Germaniens, namentlich über die südwestlichen Theile Desselben ausübten. So hatten ihm auch hierin seine Vorgänger vorgearbeitet, indem sie die Verbindung mit den alten Stammsitzen der Franken bewahrten, die Allemannen und Baiern unterwarfen, das Thüringerreich brachen.

Für die Pläne auf Deutschland wäre es ein großes Hinderniß gewesen, wenn irgendwo in Deutschland ein Reich bestanden hätte, was, ein eigenthümliches politisches Leben bewahrend, sich nicht willig dem Frankenthum untergeordnet haben würde. Ein solches Reich stellte sich in Baiern dar. Aber dieselben Umstände, die es gefährlich machten, veranlaßten es auch, den Stachel gegen seinen Herrn zu recken und Karl einen Anlaß zu geben, den ergreifend er die Agilolfinger vom Herzogsstuhl stoßen (788) und das Land durch Statthalter und Grafen, seine Beamte, verwalten lassen konnte. (Damals ward der Nordgau zu Baiern geschlagen, aus dem später die Oberpfalz erwachsen ist; folglich ein Grund zu alle den Händeln und Verbindungen gelegt, die nachher zwischen der Pfalz und Baiern stattfanden. Ebenso schreibt sich von dieser Zeit der Einfluß des Erzbisthums Salzburg in den Baierischen Händeln her.)

Als nun Baiern in das Frankenreich übergegangen war, bekamen es die Slavischen Avaren, die sich in Noricum auf den Trümmern Römischer Herrlichkeit gelagert hatten, und von da aus die Grenzen beunruhigten, mit den Franken zu thun. Von dieser Stelle aus und an den Marken eines schon für höhere Cultur gewonnenen Landestheils waren sie am Gefährlichsten. Deshalb langwierige Kriege, die mit ihrer Vernichtung, oder theilweisen Vertreibung, theilweisen Un-

terjochung und mit Gründung Oesterreichischer Markgrafthümer endigten.

Schwieriger war die Erfüllung der Hauptaufgabe: die Bezwingung der Sachsen, dieses Kernvolks Germanischen Wesens, die nur an Kriegskunst und Einheit, nicht an Tapferkeit den Franken nachstanden. Doch scheint es nicht, als hätte das Germanische Volksthum selbst einen allzu ernsthaften Widerstand geleistet; und wenn der Krieg gegen die Sachsen fast das ganze Leben Karls des Großen beschäftigte und ein Aufstand auf den Andern folgte, so lag die Schuld mehr an der natürlichen Verzweiflung der Sachsen über die harten Mittel, die der Kaiser — dem Geiste seiner Zeit gemäß und wohl auch im Glauben, daß harte Köpfe nur durch harte Mittel zu brechen seien — in Gebrauch nahm. Als er nach dreißig Jahren und sechzehn Feldzügen zur Milde und Billigkeit schritt (803), vereinigten sich die Sachsen mit den Franken auf dem Grundsatz der Gleichheit. Das Altgermanische Volksthum flüchtete nun nach Skandinavien. Die Sachsen aber wurden bald eifrige Bekehrer mit Wort und Schwert gegen Dänen und Wenden.

In Bezug auf die Slaven kam es für Karl nur darauf an, sie zu schrecken. Ihre gänzliche Unterwerfung, oder Zurückweisung, konnte er ruhig der von ihm gegründeten Zukunft Deutschlands überlassen. Den Grundsäulen seiner Macht drohte keine Gefahr von dort aus und es ward zu deutlich erkannt, daß das Germanische Volksthum an Kraft und Ausdauer dem Slavischen überlegen war. Zudem waren wenigstens die in Deutschland gesessenen Slaven ziemlich friedlich und einzelne Stämme unterwarfen sich ohne Zwang. Schon damals hat man namentlich in Bezug auf die an der Ostsee wohnenden Obotriten erkannt, daß diese zwar dem Angriff der Germanen nicht bleibend trotzen, aber doch auch, bei ihrer Entfernung von den Reichssitzen, nicht für immer im Joch gehalten werden konnten, daß es folglich für beide Theile das Beste war, wenn jene Völker zu freien Bundesgenossen wurden, die die Oeffentlichkeit des Reichs anerkannten und in Gemeinschaft seiner Vortheile traten.

Von dem Skandinavischen Norden war etwas Ernsthaftes nicht zu besorgen. Diese Völker waren zu wenig zahlreich, als daß sie Eroberheere hätten aussenden können, die dem Frankenreiche gewachsen gewesen wären: Nur auf Abentheuerzügen einzelner Gefolge mochten sie in Zeiten der Verwirrung Unternehmungen ausführen, die mehr dem Erfassen einer Beute, als der Erwerbung der Staatskunst glichen, und diese Gefahr hat auch Karl den Großen mit trüben Ahnungen erfüllt *). Sie war aber keine Nothwendige; ihr konnte durch Weisheit und Kraft begegnet werden. Dem neugegründeten Volksthum drohte von dort aus kein Umsturz; vielmehr war es kräftig genug, auch jene nordischen Gegenden zu durchdringen und jedenfalls ihre Söhne, sobald sie sich anderwärts niederließen, sich zu unterwerfen. — Dänemark war das geordnetste Reich an jenen Küsten. Aber es war nur zum Necken stark genug, nicht wahrhaft furchtbar. Ein 811 geschlossener Friede bestimmte die Eider zur Grenzmark beider Reiche.

Mit den Spanischen Arabern hatte Karl eigentlich nichts zu thun, als daß er mit Recht die Besitzungen im südlichen Frankreich, die sie von den Westgothen ererbt hatten, ihnen entriß und dadurch allen seinen Nachfolgern die Aufgabe stellte, auch diesen Bestandtheil des alten Gallien nicht wieder aufzugeben. Daß er in Spanien selbst eindrang, war ebenso unnöthig, wie die Einsetzung eines Grafen zu Barcelona. Darum sind auch die Spanischen Unternehmungen am Wenigsten glücklich für ihn gewesen **).

Die diplomatischen Verbindungen mit Byzanz und dem Fürsten der Gläubigen zu Bagdad waren nur poetische Aus-

*) Dieselben Ahnungen beweisen, daß Karl dem Fortbestehen seiner äußeren Schöpfungen kein rechtes Zutrauen schenkte; daß er selbst fühlte, es hänge hier Alles von Persönlichkeiten ab, auf die nie Verlaß ist und es seien die Institute, auf die er es stützen wollte, von der Zeit nicht gehalten.

**) Es ist gesagt worden, daß Karl nichts Unnöthiges that. Keine Regel ohne Ausnahme und auch diese Ausnahme bestärkt die Regel.

schmückungen des Kaiserlebens, die keine reellen politischen Folgen haben konnten.

§. 10.

Anfang der Trennung.

Das Frankenreich umfaßte zu Karl des Großen Zeit ganz Gallien, den größten Theil Germaniens, die Schweiz, Italien. Die Slavischen Völker wurden durch Furcht in Zaum gehalten. Skandinavien war unkräftig. Britannien hatte mit sich selbst zu thun. Ebenso Spanien. Mit Byzanz war Friede. Also der eigentliche Kern des Europäischen Staatenlebens ein einiges Reich; umgeben von Völkern, die außer Betracht bleiben konnten, weil sie keinen höheren Einfluß auf seine Geschicke übten. Aber die Vereinigung jenes Kernes mußte gelöst werden: weil er viele Bestandtheile in sich faßte, die eines selbstständigen Lebens fähig waren; die als Theile mehr wirken konnten, als jetzt das Ganze; die eben in der Trennung an der Aneignung und Erweckung der noch dem rohen Naturprocesse überlassenen Nachbarländer arbeiten sollten.

Diese Trennung wäre auch ohne die Schwäche Ludwigs des Frommen und die planlose Habsucht seiner Söhne erfolgt. Denn sie war Naturgebot; sie war durch die Zwecke dieser verschiedenen Ländermassen und die Unmöglichkeit ihrer allseitigen Versöhnung gefordert. Auch läßt sich ein so großes Reich weit leichter gründen als erhalten. In den Momenten des Eroberungskampfes verschwinden alle untergeordneten Interessen vor den gewaltigen Bestrebungen, die dann um die Höhen des Staatslebens wogen. Der Ruhm siegt über den Vortheil und das kleinere Uebel wird ertragen, wenn nur die größere Gefahr beschworen ist. Sobald aber die Ruhe sich befestigt, so kommen allmälig die Theile zum Gefühle ihres Bedürfnisses und streben nach dessen Befriedigung. Auf allen Punkten regt sich Opposition

und die Machthaber erkennen die Unmöglichkeit, den widerstrebenden Forderungen genugzuthun. Ueberdem ist ihnen stets das Interesse des Mittelpunktes das Höchste und man hat es auch in weit aufgeklärteren Zeiten erfahren, daß die Selbstständigkeit des Einzelnen, der Gemeinden und der Provinzen überall gefährdet war, wo sie lediglich vom menschlichen Willen abhieng und nicht durch organische Institute geschützt war. So würde es selbst einem zweiten Karl dem Großen schwer gefallen sein, zu erhalten, was der Erste gegründet hatte. Und zu jeder Zeit ist ein Mann wie dieser eine seltene Erscheinung, und jenes Jahrhundert vor Allen hatte der bildenden Elemente zu wenig in sich, als daß man nicht das Auftreten des großen Kaisers als eine besondere, zu speciellem Zwecke bestimmte Fügung der Fürsehung betrachten sollte.

Er selbst wollte theilen. Was er, durch Todesfälle verhindert, nicht ausführen konnte, erfolgte später unter großen Verwirrungen. Die Menschen begehen bei solchen entscheidenden Handlungen, die über das Geschick der Völker bestimmen, jederzeit Fehler. Das Nothwendige thun sie; aber bald zu früh, bald zu spät, bald zu viel, bald zu wenig. Denn Leidenschaften und Schwächen treiben ihr Spiel, und der Geschichte fällt die Aufgabe zu, unter großem Elende der Völker die Irrthümer wieder auszugleichen.

In dem Vertrag von Verdün (11. August 843) einem der folgenreichsten Acte für die Europäische Staatengeschichte, ward das Frankenreich auf den Grund natürlicher Verhältnisse und früherer Vorgänge, in drei Hauptmassen getheilt. Die Germanischen Lande erhielt König Ludwig. Der Rhein war Grenze. Jenseits desselben fielen ihm noch die Bischofssitze Mainz, Speier und Worms mit dem Gebiete ihrer Städte zu. Damit war Deutschlands Selbstständigkeit gegründet. Der größte Theil von Gallien kam auf den König Karl. Was ihm aber entzogen ward, das schien man ihm nur genommen zu haben, damit in Frankreich das natürliche Streben erwache, das Verlorene wieder zu gewinnen.

Für den Charakter des neuen Frankenreichs und für des-

sen größere Entfernung von dem Germanischen Wesen war es von Bedeutung, daß man gerade die Austrasischen Länder abtrennte, durch welche die Verbindung der Franken mit Deutschland wesentlich vermittelt worden war.

Ein drittes Reich ward aus Italien, Helvetien, dem größten Theil von Burgund, und dem späteren Elsaß, Lothringen und Belgien gebildet, und als Lotharingien dem Kaiser Lothar gegeben. Ein Reich, das in dieser Vereinigung nicht verbleiben konnte. In Italien gedieh kein fremder Herrscher. Und wäre auch ein Solcher aufgekommen, so konnte er wieder von Italien aus jenen langgedehnten, vielverschlungenen, zwischen zwei compacte Völkermassen gedrängten Länderzug nicht behaupten. Dieses Reich umfaßte Bestandtheile, die eines selbstständigen Bestehens fähig waren und durch nichts an einander gedrängt wurden. Länder ferner, die fast fortwährend in einem Mittelstande zwischen Germanismus und Celtoromanismus geschwankt haben; die bestimmt schienen, eine Art Völkerscheide zu bilden; auf die weder Deutschland noch Frankreich unwiderlegliche Ansprüche hatte; die also nur in einer viel weiter vorgeschrittenen Periode, entweder sich ruhig dem Staate, der ihre Interessen am Besten pflegte, anreihen, oder als unabhängige Staaten, vielleicht durch ein Völkerbündniß verflochten, zwischen den Uebrigen bestehen konnten *); bis dahin aber ein steter Streitapfel für Frankreich und Deutschland bleiben mußten.

In der That erfolgte schon mit Lothars Tode eine Theilung durch den Vertrag zu Orbe (859). Damals fiel Italien und Rhätien mit der Kaiserkrone, die man also als eine Ehrenwürde des Aeltesten betrachtete, an Ludwig II. Aber nach dessen Tode (875) kam Rhätien an Deutschland, Italien und die Kaiserkrone an Frankreich. Beides für beide

*) Man könnte sich denken, daß in einer Periode bewußtvoller Volkskraft die Niederlande, Elsaß, Lothringen, Burgund, die Rheinlande und die Schweiz, in selbstständige Staaten vertheilt und durch ein Völkerbündniß verflochten, ein für das Europäische Staatensystem nützliches Dasein behaupten könnten. In ein einiges Reich verbunden, wären sie schwer zu halten.

Reiche unsichre Besitzthümer. Burgund, Elsaß und Lothringen hatte zu Orbe Lothar II. erhalten, nach dessen Tode (868) es die Oheime theilten. Doch fiel das Meiste allmälig Deutschland zu, dem das nicht eben mit Recht Erworbene in einer viel späteren Zeit mit offenem Unrecht wieder entrissen worden ist. Darin, daß diese Länder an Deutschland, statt an Frankreich kamen, lag ein Hauptgrund, warum sie nicht bleibend den übrigen Landen einverleibt wurden, sondern später zum Theil zur Unabhängigkeit aufstreben konnten. Endlich erhielt damals der Jüngste von Lothars Söhnen, Karl, die Provence und Lyon, die nach seinem Tode (863) mit Recht in Frankreich einverleibt wurden. Nun waren wieder nur zwei große Theile des Frankenreichs.

§. 11.

Die Einzelstaaten.

Die nächste Zukunft zeigt uns Frankreich innerlich verfallend, weil es keine politische Aufgabe zu erfüllen hatte, als die einer Ordnung des inneren Staatslebens, zu welcher die Zeit nicht reif war. In der damaligen Zeit konnte nur eine große Idee, zu deren Ausführung es eines starken und entschlossenen Anführers bedurfte, die Gemüther in Gehorsam vereinigen. Eine solche Idee fand sich für Frankreich nicht; folglich trat auch der Mann nicht auf. Planlose Stärke bewegte sich in gewaltthätigem, herzlosem Treiben und rüttelte an Karls des Großen Werke; ohne doch die Bedeutung der Vereinigung, die ihm geglückt war, vernichten zu können, die vielmehr fortwährend seinen Nachfolgern als erbliche, dereinst zu lösende Aufgabe vorschwebte.

Frankreich konnte nicht mehr für seine Theile sorgen, eben weil es geschmälert, von feindlichen Staaten umringt, und die Zeit noch nicht da war, wo auch der kleinere Staat die Kraft des Großen entfalten mochte. So sorgten denn die Theile für sich selbst und der unverlöschliche Name der Burgunder fand einen Repräsentanten in Boso, dem auf An-

trag der Burgundischen Bischöfe gekrönten Könige der Burgunder (872). Nur schlimm, daß dieses Reich eine so schwankende Basis hatte, daß kein Grund war, warum es gerade in dieser Vereinigung bleiben sollte und daß es daher einer Trennung entgegensehen mußte, sobald persönliche Verhältnisse zu Solcher Anlaß boten. Dieses geschah nach Boso's Tode, wo die Landstriche am Jura in Savoyen sich von dem übrigen Burgund trennten, um nie wieder mit ihm vereinigt zu werden. Damals also ein Grundstein zu der heutigen Lage der Schweiz und Savoyens. Burgund suchte sich in Frankreichs Verwirrungen auf dessen Seite zu entschädigen. Ebenso mußte, sobald keine starke Gewalt mehr die Theile zusammenhielt, die Bretagne zur Unabhängigkeit aufstreben, da sie eine eigenthümliche Bevölkerung in den Flüchtlingen aus Britannien erhalten hatte. Es ist dieses Land von da an stets bereit gewesen, jede Gelegenheit zu ergreifen, wo es das Französische Joch lüften, oder gänzlich abwerfen konnte. Es ist aber dabei von dem allen Celtischen Völkern eignen Unglück verfolgt worden; oder vielmehr, es hat nichts Großes dafür gethan *). — Auch übermächtige, trotzige Vasallen, wie die Grafen von Anjou und Flandern, erhoben sich und schmälerten die Rechte der Krone. Am Gefährlichsten aber ward der Sturm, der sich von Norden durch den Einfall der Normannen erhob.

Die Edlen Norwegens, der Alleinherrschaft auszuweichen, die Harold Haarfagar über sie gelegt hatte, fuhren mit ihren schnellen Schiffen aus, und gründeten Reiche, wo sie Platz trafen. In Rußland, auf Island, an Frankreichs Küsten. Doch war der Angriff für ein großes Reich so gefährlich nicht. Abentheurer konnten in Frankreich sich wohl eine Gewalt erringen; Frankreich selbst umzubilden, vermochten sie nicht; vielmehr mußten sie sich seinem Genius unterwerfen **). Hätten Normännische Edle sich

*) Heiße Stirnen und eine Binde vor den Augen.

**) Wie verschieden nach wenig Jahrhunderten die Normannen auf Island, in Frankreich, in Sicilien!

selbst auf den Thron von Frankreich geschwungen, was wäre dabei verloren gewesen? Sie waren nicht schlechter, nicht besser als die Söhne Capets, und das Volk hätte doch auch ferner aus Galliern, Römern und Franken bestanden. So aber begnügte sich Rollo mit dem Herzogthum Normandie, (912) das er von Frankreich zu Lehn empfieng. Immer ein widerwilliger und übermächtiger Vasall mehr im Lande, dessen Pläne zum Glück in einer spätern Zeit auf eine andere Seite gelenkt wurden. Letzteres freilich der erste Grund zu alle den Händeln, die so lange Zeit England und Frankreich verfeindeten.

Die Krone Frankreichs kam unter allen diesen Verwirrungen so in Verfall, daß der Abgang der Karolinger und die Erhebung Hugo Capets, dessen Vater bereits, in veränderter Form, die Stelle der Hausmeier bei den schwachen Königen versehen hatte *), fast unbemerkt vor sich gieng. Die Zeit war vorüber, wo die Senatsidee, die Würde selbst schon Macht gab. Es kam eine Andere, wo der Herrscher nur soviel Recht hatte, als er durch äußere Kraft vermochte. Folglich erwachte das Streben, die Bedingungen der Gewalt zu vereinigen, die damals wesentlich im Grundbesitze lagen. Die Könige, die nicht mehr im Volkswillen die Grundlagen ihrer Gewalt fanden, mußten sie in ihren Besitzungen suchen und dieser Aufgabe haben die Französischen Könige mit früherem Eifer und besserem Glücke obgelegen, als die Deutschen. Der Grund lag darin, daß die Deutsche Krone nicht so früh so weit heruntergebracht worden war, wie die Französische, weshalb auch jenes entgegengesetzte Streben nicht so früh erwachte. Ferner darin, daß Frankreich früher ein Erbreich geworden war **). Letzteres war wieder in dem Drucke begründet, der in Frankreich auf den kleineren Vasallen und

*) Ist es die Nemesis der Geschichte, daß die letzten Pipiniden dasselbe Schicksal erfuhren, was Pipin über die Merovinger verhängt hatte?

**) Factisch, wenngleich nicht der Form nach.

auf dem Volke lastete *) und der es bewirkte, daß diese Classen mehr auf den König, als auf die großen Vasallen sahen; während in Deutschland die Abstufungen der Macht nicht so grell waren, folglich die Großen zugleich als Volkshäupter handelten und ebendeshalb das Größte aussprechen konnten **). — Wie die Karolinger allmälig den eigenthümlichen Besitz der Krone verringert sahen, so ward er unter den folgenden Häusern nach und nach wieder zusammengebracht. Die einzelnen Fürsten wichen oft vom Plane ab; indem sie jüngern Söhnen heimfallende Herrschaften vertrauten. Das Haus im Ganzen aber bewahrte ihn und die Verhältnisse drängten, die Schwächen menschlicher Weisheit wieder gutmachend.

Deutschland hatte zwar auch dem verworrenen Geiste der Zeit, die an Kraft und Biederkeit verloren und noch nicht den Adel und den hohen Sinn der Kommenden gewonnen hatte, seine Schuld zu zollen. Im Ganzen aber gieng es einen ruhmvollen Gang. Es ruhte auf der reinen und unverfälschten Grundlage Germanischen Volksthums, während man dem Französischen Wesen fortwährend die Celtische Beimischung angemerkt hat; wie sich später in Deutschland das Slavische Element bemerklich macht. Dann hatte aber auch Deutschland eine große Aufgabe zu lösen: die Wiedereroberung der alten Landmarken, durch Unterwerfung der in Deutschland seßhaft gewordenen Slaven, und die Sicherung des Europäischen Staatswesens gegen die von Ost und Südost hereinbrechenden Horden nomadischer Slavenvölker.

---

*) Folge des Celtenthums. Die Masse der Celten, wie der Slaven, hat sich stets der Gewalt gebeugt. Diese haben erst Galische Edle, dann Römer, dann Franken geübt.

**) Weil in Deutschland die niederen Classen nicht allzu niedrig standen, wurden sie treuere Anhänger und Stützen der Höheren und bewirkten dadurch, daß eine bessere Ordnung, Gliederung und Vertheilung der Gewalt bewahrt ward. Dazu die Erhaltung des Volksthums im organischen Ausdruck; so daß wohl in Deutschland, aber viel weniger in Frankreich die Herzöge wahrhaft Repräsentanten bleibender Interessen waren.

Nicht den Karolingern war es vorbehalten, diese Aufgabe vollständig zu lösen. Dem ersten Kaiser aus diesem Geschlechte mochte es gelingen, von dem Kaisernamen nur die Würde und Pflicht zu ergreifen. Seine Nachfolger sind frühzeitig auch den Schwächen der Cäsaren verfallen. Sie vergaßen, daß man in jenen Zeiten die ererbte Würde zugleich verdienen mußte *). Sie dachten sich mehr als Kaiser des jüngeren Römerreichs, denn als Deutsche Könige. Dennoch hat Ludwig der Deutsche Böhmen mit Kraft gezüchtigt und einen Grundstein zu dem Verhältniß gelegt, in welches Böhmen darauf zu Deutschland gekommen ist: dem einer unwilligen, durch Zwang und Gewohnheit erhaltenen, aber bleibenden staatsrechtlichen Abhängigkeit, bei fortdauernder Trennung des Volksthums **). — Der Versuch, die Krone Frankreichs mit der Deutschen zu vereinigen, konnte nicht von dauerndem Erfolg sein. In jener Zeit der Auflösung und Verwirrung war nur in Isolirung das Heil und jeder Herrscher hatte im eignen Reiche zuviel zu halten, als daß er es hätte durchführen können, Mehrere zu behaupten. Der Deutsche König mußte seine Gewalt in Frankreich auf die Französischen Vasallen stützen; da seine Deutschen nur dann in Frankreich geblieben wären, wenn sie dort, wie früher, Besitz und Heimath gefunden hätten. Jene aber zogen zuletzt doch den einheimischen Herrscher dem Fremden, den nur von ihnen Abhängigen dem durch das Ausland Gestützten vor. Bereits waren beide Länder dergestalt getrennt, daß, wer in Frankreich herrschen wollte, zum Franzosen, wer in Deutschland, zum Deutschen werden mußte. Beides zugleich konnte man nicht sein; beiderlei Interessen nicht in einer Regierung vereinigen und so konnte fortan Keines dieser Länder das Andere erobern. Der mislungene Versuch trug aber dazu bei, die Blicke Deutschlands von Frankreich abzuwenden,

*) Später übernahmen Verfassung und Gesetze diese Pflicht. Damals aber war Alles persönlich.

**) Weshalb auch eine völlige Trennung dieser Länder von Deutschland möglich ist.

worauf lange Zeit beide Länder, mit Ausnahme von Grenzhändeln und der kurzen Zeit unter Karl dem Dicken, außer näherem Bezug geblieben sind. Der Anspruch, den Frankreich nach Ludwigs Tode auf Deutschland erhob, ward durch die Schlacht bei Andernach (877) vernichtet. — Es ist gesagt worden, wie um diese Zeit Deutschland auch einen Theil des Lotharingischen Reiches erwarb. Ludwig II. erhielt verdienstlos das Uebrige.

Nach Ludwig I. Tode legte eine Theilung seiner Söhne, so vorübergehend sie war, doch einen Grund *) zu der Trennung Deutschlands in Völkermassen. Eine Handlung, deren Möglichkeit einen charakteristischen Zug des Deutschen Staatslebens beurkundet. In Frankreich sind wohl auch die jüngeren Brüder, zum Nachtheil der Krone, mit großen Besitzungen versehen worden. Aber sie erhielten sie doch nur zu Lehen von der Krone, und der Misbrauch, den sie damit trieben, war nur factische Anmaßung; in den Folgen, weil ungeordnet, verderblicher; im Wesen, aus gleichem Grunde, nicht dauernd. Daß in Deutschland diese Theilungen, erst der Königsgewalt, später wenigstens der Fürstlichen, zur friedlichen, erblichen Sitte werden konnten, beweist allerdings ein frühes Verkennen der politischen Natur der fürstlichen Würde. Es hat auch zu der Zersplitterung Deutschlands das Seinige beigetragen, in der man ein Unglück zu erblicken pflegt. Ich bin nicht der letzteren Meinung, wiewohl die Zersplitterung vielleicht zu weit gieng. Am Wenigsten möchte ich die eigentlich wirkenden Ursachen, die sie erzeugten und möglich machten, für ein Unglück erklären. Denn sie sind eben in jener echt Germanischen Achtung vor dem Besonderen, vor der Individualität, in jenem gerechten Mistrauen gegen den zweifelhaften Nutzen des Allgemeinen in jener Neigung begründet, jedem eines selbstständigen Lebens fähigen Kreise dies zu gönnen. In Deutschland ist

*) Die Art und Weise, wie sie erfolgte, und daß sie überhaupt erfolgte, war nicht ganz willkürlich. Ein Grund dazu mußte schon im Volke liegen. Aber er ward durch diese äußere Anerkennung befestigt.

man darin zu weit gegangen und hat alle öffentliche Beziehung verloren; man hat die Selbstständigkeit in Eigenmacht ausarten lassen, und weil keine Gewalt die Kraft hatte, das Streben der Großen zu zügeln, so rissen sie zu viel an sich und so trieben das Recht des Stärkeren und der Zufall ihr Spiel. Aber doch ist diese Einseitigkeit nicht so verderblich gewesen, doch hat sie mehr der Freiheit, der Festigkeit und des Glückes bestehen lassen, als die Entgegengesetzte, welche Alles der Willkür des Mittelpunktes preißgab. Das rechte Maaß ist in England getroffen worden, wo die Krone Gewalt genug behielt, um die Großen nicht überstark werden zu lassen und ebendeshalb Diese, mit dem Volke vereint, jene Fülle öffentlicher und individueller Freiheiten retteten. Die Folge endlich jener Zersplitterung, ist sie nicht zugleich Beweis und Ursache jener unerschöpflichen Kraftfülle, die im Deutschen Volksthume lebt? Ist Deutschland fremdem Joche unterworfen worden? Haben nicht seine einzelnen Theile oft größere Kraft entwickelt, als anderwärts ganze Reiche? Hat es nicht zwei Großmächte aus seinem Schooße geboren und außerdem viele Staaten, die theils zu selbstständiger Kraft, theils zu hoher Wichtigkeit für die Staatenwelt reiften? Hat Frankreich jemals um die Gunst Spanischer oder Englischer Großen und Städte so buhlen, sich um ihre inneren Angelegenheiten so kümmern müssen, wie es bei Deutschen Fürsten, Bischöfen und Reichsstädten mußte? Und was hat Deutschland an wahrhafter innerer Kraft und mehr noch an innerem Glücke verloren, daß es kein Centralreich wurde, wie Frankreich ist? Ist Frankreich wahrhaft mächtiger, steht sein Volk höher und freier, ist es glücklicher als Deutschland? Möglich, daß auch für Deutschland eine Epoche der Vereinigung kommt; daß wenigstens eine einfachere Vertheilung seines Gebiets, nach Volksinteressen, und eine Verbündung dieser Glieder zu einem volksthümlich organisirten Staatenstaate — mit Kaiser und Reichsfürsten — ein Schlußstein seiner Geschicke wird. Aber nur dann wird es ihm zum Segen gedeihen, wenn es in einer Zeit geschieht, wo durch die Trennung die Interessen der Theile zu einer so unvertilgbaren

Kraft gereift sind, daß das Ganze sie nur noch mit seinen Zwecken versöhnen, nicht Diesen opfern kann.

Jene Theilung wies die Markomannischen Länder: Baiern, Kärnthen, die Oberhoheit über die Slavenreiche in Böhmen, Mähren und Oesterreich dem Karlmann; die Allemannischen oder Schwaben dem Karl; die Sächsischen mit Thüringen, Frießland und Ostfranken dem Ludwig zu. Letzterer vereinigte bald (880) auch Karlmanns Erbe mit dem Seinigen, das er durch das ganze Lothringen verstärkt hatte. Sein früher, erbloser Tod, getrübt durch den Räuberzug der Normannen, welche die Königsburg zu Aachen verbrannten, brachte das Reich von Neuem in eine Hand. Karl der Dicke vereinigte bereits Italien mit seinen Besitzthümern; und als ihm die rathlosen Reichsstände Frankreichs, die selbst mit dem Joche der Deutschen deren Schutz erkaufen wollten, dessen Krone antrugen, so fanden sich die Reiche Karls des Großen von Neuem zusammen. Was dem Ahnen zum Ruhm gereichte, das gedieh dem Enkel nur zu Schmach und Elend. Unter Jenem hielt ein Theil den Andern, weil Jeder durch die Vereinigung gewann. Unter Diesem fiel Alles in Auflösung, weil die Vereinigung unnatürlich geworden war. (Sie war es stets gewesen und die kurze Periode, wo die Vereinigung nöthig war, war nur Ausnahme von der Regel.)

Arnulphs besseres Glück verdankte er weniger seiner allerdings tüchtigen Kraft, als den Verhältnissen, die ihn wider Willen auf Deutschland beschränkten. Sowohl in Frankreich, als in Burgund und Italien bewährte er Deutschlands Würde; ohne etwas Anderes zu erwirken, als die Anerkennung seiner Obermacht, die wenigstens für Italien und Burgund auch in der Folgezeit fortlebte. — Nützlicher, daß er die Normannen so schwer gezüchtigt hat, daß ihnen für immer der Muth vergieng, mit Heereskraft den Deutschen entgegenzutreten. Dagegen von schwerem Unglück für die nächste Zukunft begleitet, daß er, um Zwentibolds Mährische Herrschaft zu brechen, die Ungarn gegen die Slaven heraufrief. — Unter der Minderjährigkeit seines Sohnes wurden die Großen des Reichs in die Staatsverwaltung gezogen,

was manchen ehrgeizigen Plan in Männern geweckt haben mag, die auf eigner Macht fußten. Der Letzte der Deutschen Karolinger starb jung und im Kummer über die Verwüstungen der Ungarn.

Die Krone erhielt ein Frankenfürst, König Konrad, durch Wahlrecht; der Erste, der ernstlich mit der erwachenden Fürstenmacht zu kämpfen hatte, aber weise genug war, seinen stärksten Gegner zu seinem Nachfolger zu bestimmen; eben weil er die Macht gehabt hatte, sein starker Gegner zu sein. Darauf das Haus der Sächsischen Könige.

Italien war in dieser Zeit einem fortwährenden Wechsel preisgegeben, erzeugt durch jene seltsame Mischung von Unfähigkeit, eine eigne Herrschaft zu gründen, und Kraft, jede Fremde am Einwurzeln zu verhindern. Weder Französische, noch Deutsche Karolinger, noch Burgundische Könige konnten sich in Italien halten, noch inländische Fürsten ihre Macht auf die Gesammtheit des Staates ausdehnen. In diesen wechselnden Kämpfen, die durch die neckenden Einfälle der Araber und die Ränke der Griechen in Süditalien noch mehr verwirrt wurden, haben sich große Leidenschaften, Kräfte und Geistesgaben bethätigt, denen aber Zeit und Verhältnisse die Erfassung eines erhabenen und erreichbaren Zieles versagten. Dafür wirkten sie für die kräftige Ausbildung des Besonderen, das den Grund zu jenen Herrschaften und Städten legte, die soviel Glanz, soviel Größe, soviel Ruhm entfaltet haben. — Nicht ganz so günstig waren die Erfolge jener Zeiten in den Inselländern, welche als Dependenzen Italiens betrachtet werden, obwohl sie von der Natur zu einer Kraftentwickelung bestimmt scheinen, die sie der Schmach überheben könnte, die Beute jedes Mächtigen zu sein, der in oder über Italien zur Gewalt kam. Es erwachte kein eignes Leben in ihnen und der Wechsel war in Italien zu schnell, als daß eine fremde Gewalt von dort aus sich hätte befestigen können. So blieben sie den Anfällen aller Feinde Italiens ausgesetzt und bildeten unwillig eine verworrene Herrschaft. Die Bewohner Siciliens trösteten sich mit sinnlichem Genuß der üppigen Naturschätze. Sarden und Corsen verblieben in

rauer Wildheit. Diese Länder sind zuweilen ein Preiß, aber nie eine selbstbestimmende Triebfeder der Staatenhändel gewesen.

Im Allgemeinen ward also die Europäische Staatenwelt damals, — wie lange noch nachher, — theils von inneren Händeln, theils von der Frage bewegt, wer das Ganze, oder einzelne Theile der Lotharingischen Erbschaft an sich ziehen werde. Es war kein planmäßiges Ringen zwischen Deutschland und Frankreich darüber. Denn man hatte es mehr mit den Bewohnern der Länder selbst zu thun, die gleichfalls planlos zur Unabhängigkeit aufstrebten. Aber in den Verwirrungen dieser Kämpfe suchten, bald Deutschland, bald Frankreich, an sich zu reißen was sie konnten; meist ohne das Errungene behaupten zu können.

Die übrigen Länder Europa's standen diesem Treiben ziemlich fern und erscheinen wie vergessen, bis sie sich selbst bemerklich machen. Doch auch hier werden im Innern die Keime einer neuen Ordnung, unter Auflösung des Bestehenden, gelegt.

In Pannonien saßen die Trümmer von Völkerschaften aller Art; Celtischen, Slavischen Ursprungs; hier und da vielleicht einzelne Reste von Römern und Gothen; Alles verworren, ohne Wurzel und Halt. Da trafen die von ihren Sitzen am Uralsk verdrängten Magyaren dort ein, vertrieben Einige, verbanden sich mit Andern und gründeten Ungarn (897). Sie hatten Stärke und Wildheit genug, die besser geordneten Länder zu schrecken, aber nicht Kraft, noch Staatskunst, sie zu erobern. Auch gebrach es ihnen an nachziehenden Stammgenossen.

Was in Byzanz und Griechenland vorgieng, gehört mehr Asien als Europa an.

So war auch Rußland, dessen Stämme um diese Zeit Normännische Häupter erhielten (862), zunächst nur dem Finnischen Volksthum und Byzanz gefährlich. Mit Letzterem kam es in frühe politische und kriegerische Berührung und empfieng von dort aus die befruchtenden Elemente seiner religiösen und staatlichen Entwickelung.

In Skandinavien wirkte ein innerer Kampf zwischen Christen- und Heidenthum, sowie zwischen politischer Machtvereinigung und Altgermanischer Naturfreiheit, fort. Unzufriedenheit mit den wechselnden Schicksalen dieses Kampfes trieb unternehmende Kraftmenschen zu Abentheurerzügen, durch die sie ihren Namen und ihr Leben verewigt, aber, im fremden Lande sich einbürgernd, vom Vaterlande sich losgerissen haben. Nicht Norwegen hätte vermocht, was die Normänner gethan haben. Uebrigens hat das frühere Aufkommen ziemlich unumschränkter Einherrschaft in Dänemark und Norwegen bewirkt, daß beide Staaten damals eine höhere politische Macht entfalteten, als das in Schweden und Gothen getheilte und ebendeshalb *) dem Umsichgreifen der Königsgewalt weniger günstige Schweden. Norwegen ward jedoch vielfach von Kämpfen um die Krone gestört, da das Erbfolgegesetz nur unvollkommen geordnet war und in Ländern, wo die Kraft einen so hohen Werth besaß, Gewaltthätigkeit oft über das Recht siegte. Dänemark, an Deutschland angrenzend, nahm von dort aus allmälig Christenthum und Gesetzgebung auf; sodaß bald der Feudaladel die Königsgewalt von Neuem auf neue Art beschränkte. Schweden reifte langsamer, aber gediegener. Auf dem fernen Island gründete der Unmuth freisinniger Edlen ein Reich, was zu einer hohen Culturstufe auf der Basis altnordischen Volksthums gediehen, zuletzt der Ungunst der Natur und dem Mangel an geistiger Berührung erlegen ist. Finnland, zwischen Russen und Schweden gedrängt, zu stark, um sich widerstandslos zu unterwerfen, zu schwach, um sich auf die Dauer zu behaupten **), vermochte keinen höheren politischen Einfluß zu äußern.

In England spiegelte sich um diese Zeit jene Zukunft vor, in der es aus Künsten des Friedens zur Größe gelangen

*) Weil die Opposition stets in dem einen Theile Schutz und Hilfe fand, wenn sie in dem Andern besiegt ward, und weil die Könige ihr Volk schonen mußten, da sie seiner bedurften.

**) Immer lag in der größeren Stärke Finnlands der Grund, warum seine Bewohner nicht so tief gesunken sind, wie Esthen, Liven und andere Stammvettern.

sollte. Durch Tapferkeit und Weisheit beschirmte Alfred der Große sein Reich vor den Plünderungseinfällen Dänischer Abentheurer. Unter dem Schutze der Sicherheit, fern von verlockenden auswärtigen Unternehmungen, bei weise entwickelten Gesetzen, gläubig erfaßtem Christenthum und wißbegierig aufgenommenen Kenntnissen, mußte das Land zu einem seltenen Glücke gedeihen. Schon vorher, unter Egbert (827), war es, in Folge eines klaren Naturgebotes, vereinigt worden und diese Vereinigung hat im Wesentlichen alle Stürme der Zukunft überdauert. Nicht so das Glück. Es gebrach dem damaligen England an dem feurigen Unternehmungsgeist, der der Gefahr entgegenzugehen vermochte. Diese Sachsen, wenn sie ein mäßiges Glück errungen, so überließen sie sich dessen freiem und friedlichem Genusse. Daraus wird leicht ein Versinken in Indifferenz und Trägheit. Es waren aber Zeiten, wo die Kraft nicht stillstehen durfte, da Alles umher sich entwickelte.

In Schottland und Irland trieben sich Celtische Stämme in inneren Kämpfen umher; im letzteren Lande mehr wie dort durch Cultur gemildert. Die Celten haben die Cultur wohl annehmen und zu glänzender Erhebung einzelner Naturen benutzen können. Es scheint ihnen versagt zu sein, eine klare, zum Heil ihres Volks gereichende Idee zu erkennen und festzuhalten. Es sind heiße Stirnen. Treffliche Krieger unter fremden Führern. Erst spät erhielten die Schotten dergleichen an einwandernden Sachsen; erst sehr spät die Irländer an — Jesuiten.

In Spanien hatten die Araber die Oberhand über die acht von Cordova aus regierten Provinzen. Von weiteren Zügen zu Lande hielt sie theils das Gedächtniß an die Kraft der Franken, theils die Zufriedenheit, mit welcher das Volk die neue Heimath bewohnte, ab. Darum waren ihre Unternehmungen nur Solche, wie sie von dem Ehrgeize einzelner Fürsten durch Absendung von Flotten gemacht werden konnten. Sie eroberten Kreta (825) und gründeten Arabische Herrschaft auf Corsica, Sardinien, den Balearischen Inseln. In Sicilien geschah das Gleiche, doch nicht von Spa-

nien, sondern von Tunis aus. Alles Erwerbungen, die Zufall machte und Zufall nahm, und die jedenfalls mit dem Sinken des Hauptstammes sinken mußten. Letzteres aber erfolgte unausbleiblich bei den Spanischen Arabern. Hauptgründe lagen in dem Verfalle des Hauptstammes, von dem die Spanischen Araber nur ein abgesenkter Zweig waren. Wie das Arabische Volksthum in Afrika sank, mußte auch seine Herrschaft in Spanien einer kräftigen Stütze und Erfrischung entbehren. Zugleich gebrach den Arabern das schaffende und fortbildende Princip, das es ihnen möglich gemacht haben würde, eine eigenthümliche, dem Charakter der neuen Heimath entsprechendere Richtung anzunehmen. Endlich war ihr Volksthum und was der damaligen Zeit das Wichtigste war, ihr Glaube dem in Europa Herrschenden feindlich entgegengesetzt. Beide konnten nicht neben einander bestehen, und sie waren nicht stark genug, den Ihrigen zum Herrschenden zu erheben. Nun hatten sie die vorgefundene Bevölkerung keineswegs ausgerottet; sowenig wie die Germanen dies zu ihrer Zeit gethan haben mögen *); sondern sie hatten sich begnügt, die Gewalt zu erfassen. Es scheint auch, als hätte sich die Mehrzahl ihres Volks in den westlichen und südlichen, ihnen klimatisch besser zusagenden Gegenden concentrirt, während sie über den Norden und Osten nur Herrschaft behaupteten. Da nun unbezwungene Trümmer der früheren Herrscher sich in Asturiens Gebirgen erhielten, so konnte es diesen nicht so schwer fallen, die allmälige Schwächung der Araber zu benutzen und auch außer dem sichern Asyle der Freiheit Wurzel zu fassen. Ordunho stellte (914) zu Leon die königliche Würde des Westgothischen Stammes wieder her.

*) Doch scheinen in Spanien die Celten ungleich mehr ausgerottet worden zu sein, als in Gallien; was dann daher rühren kann, daß mehrfache Germanische Eroberervölker und zum Theil ziemlich Wilde sich dort drängten. Die Baskischen Provinzen und Navarra sind weder von Germanen, noch von Arabern unterworfen worden. Dort hielt sich das Celtenthum, theils in Absonderung verharrend, theils mehr zu Frankreich, als zu Spanien sich neigend. Wahlverwandtschaft.

§. 12.

Fortsetzung.

Die Zeit der Kaiser.

Die in dem vorhergehenden Paragraphen abgehandelte Zeit sah im Allgemeinen eine Auflösung der Staatengestaltung, die zur Zeit des großen Karl bestanden hatte. Nicht jedoch, daß diese Auflösung ein Zeichen, oder eine Folge, inneren Verfalles gewesen wäre. Diese Völker hatten keineswegs einen Culminationspunkt der Größe erreicht, von dem sie nun wieder abwärts stiegen *). Die Keime, die in ihnen

*) Es ist überhaupt ein, zwar gewöhnlicher, aber trostloser und irriger Gedanke, wenn man das Schicksal der Menschheit in einem ewigen Steigen zur Höhe und Herabsinken zur tiefsten Erniedrigung suchen will. Allerdings ist in den Schicksalen der äußeren Macht, bei Völkern, wie bei Geschlechtern, ein steter Wechsel bemerklich, dessen Erklärung jedoch in dem allmäligen Aufhören der Bedingungen, unter denen die Macht erzeugt war, sehr bereit liegt. Je bleibender diese Bedingungen werden, je mehr sie, nicht in wechselnden Persönlichkeiten und Sitten, sondern in den natürlichen Interessen der Länder und in denjenigen Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur begründet sind, auf welche man immer rechnen kann, desto weniger ist der Fall zu fürchten. Das Gebäude der heutigen Europäischen Staatenwelt, mit all seiner Trennung und seinen kämpfenden Interessen, beruht auf weit festeren Grundlagen, als die Weltreiche der Alten. Für die Menschheit selbst aber, soweit die beglaubigte Geschichte reicht, und, was sich von der Früheren ahnen läßt, auch vor ihr, ist kein Sinken, sondern Vorschritt das Bild der Geschichte. Jener Wechsel ist hier nur mit den Umwälzungen eines Rades zu vergleichen, die die Maschine vorwärts treiben, mit den Entwickelungskrankheiten des Menschenorganismus, nach deren Ueberstehung der Körper gereift ist. Allerdings ist die Menschheit periodenweise gesunken, aber nie sank sie in die frühere Tiefe hinab, und wenn sie sich wieder gehoben hatte, so war die neu erstiegene Höhe der früher Eingenommenen überlegen. Vielleicht anderer Art, aber im Ganzen höher. Werthvolle Erwerbungen wurden aus dem Verfall in die neue Zeit mit hinübergerettet; und wenn das Zeitalter in der Intensität einzelner Eigenschaften vielleicht den Vorgängern nach-

lagen, hatten sich keineswegs zur höchsten Blüthe entwickelt, sodaß sie nun wieder vertrocknen und abfallen mußten. Vielmehr erfolgte die Auflösung, eben damit die selbstständige Entwickelung desto kräftiger stattfinden sollte und mancherlei Spuren derselben zeigten sich bereits in den einzelnen Reichen. Deutlicher noch tritt diese Befestigung in dem folgenden Zeitraum hervor.

Namentlich in Deutschland. Den Sachsen, die das Germanische Wesen am Reinsten erhalten, ward die Ehre, die große Aufgabe der Wiederherstellung und Constituirung Deutschlands am Vollständigsten zu vollenden. König Heinrich, den man, mit besserem Grund, als Ludwig, den Deutschen nennen sollte, beruhigte zuvörderst das Reich, indem er trotzige Herzöge unterwarf; zufrieden, wenn sie zum Gehorsam zurückkehrten, nicht nach ihrem Gute trachtend, durch Mäßigung und Achtung gewinnend. Von den Ungarn bedrückt, benutzte er die Waffenruhe, ein kräftiges Vertheidigungssystem zu organisiren, das sich in der Schlacht von Keuschberg bewährte. Ebenso züchtigte er die Slaven in Brandenburg, Meißen, der Lausitz und Böhmen. Aus den Grafschaften, die er an der Saale und gegen die Elbe hin gründete, ist die Mark Meißen erwachsen. Gegen Dänemark, das er gleichfalls demüthigte, errichtete er die Mark Schleswig, die nun auch nicht mehr Deutsch ist.

Der Sohn vollendete, was der Vater begonnen hatte. Bei Otto des Großen*) Krönung fungirten die drei Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cöln, die später eine so wichtige Rolle im Deutschen Reiche gespielt; dann die Führer der Lothringer, Franken, Schwaben, Baiern und Sachsen.

---

stand, so war es ihnen dafür in Anderen und in der Masse der Vorzüge überlegen; nicht ohne Hoffnung dabei, daß die weiter vorschreitende Menschheit auch die verlorenen Güter sich wieder aneignen, daß Bewußtsein erfassen werde, was einst die Natur verliehen. Vergl.: Gibbon, history of the decline and fall of the roman empire.

*) Eine mit Begeisterung für Otto's Größe geschriebene Monographie ist D. Behse'ns Otto der Große.

Die Deutsche Krone war damals noch so reich dotirt, daß es, im schroffen Gegensatze zur Folgezeit, unpassend schien, wenn der zum König erhobene Herzog sein Land behalten hätte.

Vielleicht ist damals der größte Wendepunkt der Deutschen Geschichte, vielleicht wäre es Otto dem Großen möglich gewesen, die Kaiserwürde, ohne zu großen Widerstand des Volks, mit einer bedeutenden und compacten Grundmacht zu umgeben, die Pflichten des Kaisers und des Landesherrn zu vereinigen und seine Nachfolger in den Stand zu setzen, die Würde auf die Macht stützend, eine Stellung zu erstreben, wie die Französischen Könige sie errangen. Als die Nachfolger es versuchten, war es zu spät. Möglich jedoch, daß Otto in der That den von allen Seiten andrängenden Aufgaben nicht allein gewachsen war und daß er wenigstens den Vertheidigern der Reichsmarken die höheren Rechte und Vortheile nicht versagen konnte, aus denen sich die Landeshoheit um so eher entwickeln mußte, je früher sich die Erblichkeit dazu gesellte. Diese Erblichkeit aber gehörte theils zu den Vortheilen, die der Kaiser den Markgrafen nicht lange verweigern konnte; theils war sie eine natürliche Folge der Thatsache, daß die damalige Staatsmacht nicht von der Art war, daß ein Beamter durch die bloße Uebernahme des Amtes sogleich den zur Ausübung desselben erforderlichen Antheil an derselben erlangt hätte, daß vielmehr das öffentliche Wirken nur von dem erfolgen konnte, der im Besitze hinreichender eigner Macht dazu war. Die Erblichkeit war nothwendig, da das Amt allein nicht hinlängliche Macht gab, sondern die Kaiser das Amt den Mächtigen geben mußten. Aus der Erblichkeit aber und der Amtsmacht mußte die Landeshoheit erwachsen. Wäre es jedoch in der That dem Kaiser Otto I. möglich gewesen, jenen durch die rein Germanischen Elemente, mit denen er es zu thun hatte, im Gegensatze zu dem Celtisch-Romanischen Frankreich, erschwerten Versuch zu wagen, und hätte die Sache Bestand gehabt, so war es doch, nach meiner Ueberzeugung, ein Glück

für Deutschland, daß er den Versuch nicht machte und daß es später zu spät war.

Das Sächsische Herzogthum verdiente sich Hermann Billung in dem Kriege gegen die Böhmen, der mit der durch Annahme des Christenthums und der Lehnspflicht befestigten Unterwerfung Böhmens (950) endigte. Von da an hat Böhmen wohl zuweilen mit einzelnen Königen oder Fürsten gehadert, wie dies andere Reichsfürsten auch thaten; aber nie wieder ist das Böhmische Volksthum gegen das Deutsche angestürmt; vielmehr hat es wenigstens das Staatsrechtliche wie das Kirchliche von ihm angenommen. (In der Hussitenzeit stritt nicht Volk gegen Volk, sondern Glaube gegen Glaube und Rache gegen Gewaltthat.) Dahin aber mußte es Deutschland bringen, um Sicherheit für sein Wesen zu erlangen. Otto sorgte für die innere Ruhe des Reichs, indem er Fürsten, deren Uebermacht sie zum Streben nach Unabhängigkeit verleiten möchte, zu schwächen wußte. Dazu gab Baiern Anlaß, worauf die Oesterreichischen Markgrafen von dessen Mittelgewalt befreit wurden. In den folgenden Zeiten ist der Gedanke, sich dem Reich zu entziehen, in den eigentlich Deutschen Ländern nicht wieder erwacht. Wer Parteiungen wollte, der suchte sie *im* Reiche und *durch* das Reich. Einen solchen Versuch, den Eberhard von Franken angestiftet, vereitelte Otto. Er unterwarf ferner Lothringen, um das schon sein Vater mit Frankreich zu streiten gehabt.

Wenn die Könige damals nicht bedurften, ihre Gewalt auf eignen Besitz zu stützen, so strebten sie dafür, die Reichswürden in befreundete Hände zu bringen. Das hat auch Otto gethan. Freilich ein unsichres Band, das selten über ein Menschenalter aushält. Otto brachte Lothringen, Baiern, Schwaben und Sachsen an Verwandte und Freunde. Vor Allem ward ein tapferer und treuer Anhänger der Markgraf Gero *), durch Eroberungen, die er im Nordosten Deutsch-

*) Die Bedeutung dieses Mannes hat v. Leutsch erkannt und ihm eine Monographie gewidmet, die eine reiche Fundgrube historischer und geographisch-historischer Gelehrsamkeit ist.

lands über Slavische Völker errang und behauptete, mächtig. Und wenn seine Erwerbungen nicht für sein eignes, durch des Sohnes frühzeitigen Tod verwaistes Haus von Belang waren, so haben sie doch den Grund zu den Märkischen und Lausitzischen Markgrafthümern gelegt. Denn langsam und fest schritt die Deutsche Herrschaft von Westen nach Osten in der Wiederbesitznahme der alten Germanenländer vorwärts. Thüringen war der erste Anhaltepunkt, der nie gewichen. (Bedeutungsvoll kann Anhalts Name erscheinen. Denn dort mag ein Anhalt gegen Nördliche Slaven gewesen sein.) Bald wurden es Meißen und die Nordmark.

Gegen Norden zwang Otto die Dänen zur Annahme des Christenthums und der Lehnspflicht, womit auch diese Gefahr gedämpft war. Mitten unter den nordöstlichen Slavenvölkern errichtete er die Bisthümer zu Brandenburg und Havelberg, die allmälig und sicher diese Völker dem Reiche gewannen. Zur Leitung dieser Unternehmungen bestimmte Otto, noch am Schlusse seines Lebens, das Erzbisthum Magdeburg (968).

Ferner schlug er die Ungarn in der gewaltigen Lechschlacht (10. August 955), worauf sie Deutschland in Ruhe ließen und sich im eignen Lande setzten.

Endlich hat er Italien und die Kaiserkrone ans Deutsche Reich gebracht. Wohl hatte er durch persönliches Verdienst, ebenso wie die Deutsche Nation durch ihre damalige Haltung, vor allen Andern vollgiltige Ansprüche auf diese Ehre. Viele sind jedoch der Meinung, daß sie für Deutschland nicht von Vortheil gewesen, daß sie die edelsten Kräfte in nutzlosen Unternehmungen versplittert, die Aufmerksamkeit der Kaiser von viel besseren Dingen abgelenkt und den ersten Grund zu dem allmäligen Verfall des Reichs gelegt habe *). Daß sie äußerlich mehr Nachtheil als Vortheil gebracht und den Kaisern, wie ihrem Volke, viel Noth und Verwirrung bereitet hat, liegt am Tage. Eine andere Frage aber ist es, ob in jener Zeit wahrhaft etwas Besseres zu thun war und

*) Siehe: Menzel, Geschichte der Deutschen.

ob es geschehen sein würde, wenn nur die Kaiser ruhig zu Hause gesessen hätten. Was ist denn in den andern Reichen soviel Größeres und Nützlicheres gethan worden? Es läßt sich recht gut im neunzehnten Jahrhunderte wünschen, daß das eilfte Jahrhundert etwas hätte thun können, was ihm und den Nachkommen zu Nutz und Frommen gereicht haben würde. Aber wenn man jenes Jahrhundert desbalb tadeln wollte, so müßte man auch den Sinn des neunzehnten Jahrhunderts bei ihm voraussetzen dürfen. Und Gott weiß, ob es bei dem Tausche gewonnen hätte. Wie der Mensch, so hat auch das Volk seine Zeit, wo es mehr das Große und Begeisternde, als den dürren Nutzen ins Auge faßt, seine Zeit für Enthusiasmus und Heldenthum und seine Zeit für Ordnen und Festsetzen. Uebrigens mußte damals Deutschland die Römerzüge erfassen, weil es in seinem Innern nichts Besseres zu thun hatte. Seine Hauptaufgaben waren erfüllt und gerade Otto hat das Deutsche Volksthum gegen Dänen, Slaven und Magyaren gesichert. Zum inneren Ordnen und Einrichten waren Volk und Zeit noch nicht reif. Beide lagen in jenem Naturprocesse, den man walten lassen, den kein Eingreifen stören soll. Politische Entwickelung auf dem Wege der Gesetzgebung bahnen und fortführen, ist zu jeder Zeit schwer, am Schwersten aber in Zeiten, denen es an politischem Bewußtsein mangelt. Wären jene Zeiten dazu befähigt gewesen, die Anfänge, die Karl der Große gemacht hatte, wären nicht bis auf wenige Grundideen, die sich selbstwirkend forterhielten, vernichtet worden. Das Werk Alfreds des Großen wäre nicht, bis auf wenige Volksrechte, die nicht er ersonnen, zu Grunde gegangen. War etwa damals eine Nation in Europa, die ihre Zeit soviel besser genutzt hätte? Bietet die Französische Geschichte nicht ein viel trostloseres Schauspiel dar, als die Deutsche? Hat nicht England noch Jahrhunderte später seine Periode gehabt, wo es in den unfruchtbaren Unternehmungen gegen Frankreich und in Bürgerkriegen sich umhertrieb? Italien, Spanien, der Skandinavische Norden, Ungarn, die Slavenreiche, sind sie nicht voller Verwirrungen gewesen? Selbst das civilisirte

Byzanz, was hat es damals zu Stande gebracht? Und ist wahrhaft jene Zeit so steril gewesen? Die Veränderungen, die in jenen Jahrhunderten mit dem Lehnswesen vor sich giengen, waren organischer und tiefer eingreifend, als das Meiste, was unsre Zeit schafft. (Man kann sagen, sie waren keine Verbesserungen. Und doch waren sie es, denn sie waren nothwendig. Die Zeit der alten Volksfreiheit war vorüber, denn die Zeit der alten Tugend war dahin und der Ehrgeiz in die Welt gekommen *). Sein Treiben mußte geordnet, zum Besten gekehrt werden und ein Ziel gewinnen.) Ob die Zersplitterung Deutschlands, zu der auch jene Römerzüge beigetragen, ein Unglück gewesen, ist schon oben gefragt und die Frage verneint worden (§. 11). Endlich, wer mag es berechnen, was Deutschland durch den großartigen Eindruck jener Züge, durch die mannigfachen Gefahren und Verwickelungen, die sie herbeiführten, durch die Bekanntschaft, in die es dadurch mit fremder, feinerer Sitte gekommen, gewonnen hat? Wer mag entscheiden, ob nicht die Deutschen, bei einer Beschränkung auf ihr Inneres, erschlafft und indolent worden wären, wie die Sachsen in England? Je mehr man über die Geschichte nachdenkt, desto klarer fühlt man, daß Alles so wie es wurde am Besten war **).

Es ist wahr, daß Otto zuerst die Kaiserkrone, die Karl der Große nur als eine unerwartete Folge seiner Thaten annahm, zum festen Ziel und Anspruch Deutscher Könige machte, und daß dieses Ziel direct von keinem Werthe für die Wohlfahrt des Deutschen Volks war. Aber es war eine Zeit, wo man die Nationalehre als das wichtigste Gut des Volks betrachtete und gewiß war dies nicht der schlechteste Zug jener Zeit. Otto folgte der Zeit, und was er nicht gethan hätte, hätte ein Anderer gethan. Die Ueberlieferungen der Väter zeigten

---

*) Die Zeit kann wiederkommen; denn der romantische Ehrgeiz ist dahin und einem Edleren gewichen; sie kann wiederkommen, nicht an der Hand der Sitteneinfalt, aber an der der Einsicht.

**) Man würde dies auch von dem Leben des Einzelnen nachweisen können, wenn man das wüßte, was nach dem Ende kommt.

die Kaiserkrone als das edelste Gut, die Bürgschaft der Obergewalt über Europa. Sollten die Deutschen diese Ehre und diesen Anspruch einer andern Nation überlassen?

Uebrigens sind die Nachtheile und Beschwerden, die sich mit diesem Streben verknüpften, größtentheils durch die Verbindung der Krone mit Italien und namentlich durch die Päbste herbeigeführt worden. Im Anfang hatte man es mit Byzanz zu thun, das seine Besitzungen in Süditalien vertheidigte und wohl mehr um ihrentwillen, als wegen der von Byzanz verachteten westlichen Kaiserwürde, opponirte. Dann war aber auch die Zeit bald vorüber, wo der Pabst fremder Hilfe bedurfte und froh war, wie Karl die Krone als Lohn derselben annahm. Die Herrschaft der Deutschen über Italien war dem Volke verhaßt und dem Pabste nicht angenehm. Endlich reifte unter diesen Kämpfen und durch die Wichtigkeit, welche die Kaiser selbst dem Pabste, als dem Verleiher der Krone, beilegten, dessen Würde und Macht zu einer Höhe, wo der Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt unvermeidlich ward *).

Otto konnte das Alles nicht voraussehen. Im Anfang verhinderte persönliche Bedrängniß einzelner Päbste den Ausbruch und die Kaiser traten als Schirmvoigte der Römischen Kirche auf. — Otto II. hatte es nur mit Italien und vergeblichen Versuchen, die südlichen Länder den Griechen und Arabern zu entreißen, zu thun. Gegen die Wenden halfen die Sachsen sich selbst. — Auch Otto III. starb jung in Italien. Für Deutschland verewigte er sein Gedächtniß, indem er Schlesien in dessen Bereich zog. Es war die Zeit, wo auch Polen die Deutsche Oberhoheit anerkannte. Alle

*) Nur Oberflächlichkeit kann es für ein Werk des Zufalls, oder für etwas Seltsames halten, daß dieselbe Stadt zweimal, auf verschiedenem Wege, zur Herrschaft der Welt gelangte. War denn Rom eine bloße Stadt? Ist denn die Erinnerung an solche Weltgröße jemals zu verwischen gewesen und mußte sie nicht einen Bedeutung verleihenden Eindruck erhalten? Und hatte nicht Roms Stellung zunächst die Folge, daß seine Bischöfe nicht Landesbischöfe wurden, daß sie ein Primat erlangten, daß sie zu Päbsten reiften?

diese Slavischen Völker haben, wie früher die Celtischen, im Anfang ihre den Nachbarn ungefährliche *) Freiheit stürmisch vertheidigt, und in der großen Zeit nach der Unterjochung einige Male die Ketten in plötzlichem Aufruhr abzuschütteln gesucht, dann aber sich unterworfen **), bis sie in gereifteren Zeiten, nachdem sie von den Feinden gelernt, in gleichen Wettkampf mit ihnen getreten sind ***).

Frankreich hatte in dieser Zeit wenig Einfluß auf die äußere Staatenwelt. Seine Könige hatten mit Erweiterung ihres Erbguts und allmäliger Zügelung der Großen genug zu thun. Einige Versuche, bei Abwesenheit oder Minderjährigkeit Deutscher Könige sich Lothringens zu bemächtigen, scheiterten, da bei dem ersten Herannahen Deutscher Heere Französische Furcht vor Deutscher Kraft wich.

Burgund hielt sich an Deutschland. Das von Dijon aus regierte Herzogthum ergriff frühzeitig die Aufgabe, sich auf Kosten Frankreichs, dann nach Belgien und der Schweiz hin, zu erweitern. Es hat dabei nur für Frankreich selbst gearbeitet. — Dagegen war das Königreich Arelat mehr auf Italien gerichtet. Aus einer Statthalterschaft dieses Königreichs, die auf Wallis, die Umgegend Genfs, Savoyen, Aosta, Piemont sich ausdehnte, sind die Savoyen entsprungen. — Die Herren von Hochburgund, die am Jura gewaltig waren, sind in den Verwirrungen der späteren Zeit für politisches Wirken untergegangen, nicht ohne einen Theil ihres Reichthums auf glänzende Geschlechter zu vererben, wovon der Besitz von Neufchatel in Preußischen Händen noch Zeugniß giebt. — In den Niederlanden, wo das Volk dem Meere sein Land erst abzwingen mußte, führte Bedürfniß zu Fleiß und Freiheit, Beides zu starker, industriöser Bevölkerung.

---

*) Die Slaven necken die Nachbarn mehr, als die Celten; aber doch erst nach vorhergegangener Reizung. Wahrhaft Eroberungsvolk sind unter den Slaven nur die Russen; und auch hier kriegt nicht die Masse, sondern die Regierung.

**) Die Slaven schwerer als die Celten, und weniger leicht in fremdes Volksthum eingehend.

***) Den Celten ward dies nicht vergönnt.

Das Zeitalter verachtete ihren Sinn; einzelne Fürsten wußten ihn zu schätzen; Alle, die ihm begegneten, nutzten ihn.

In Italien stritten sich erst inländische Herren um die Herrschaft. Dann setzte sich Südburgundische Gewalt fest; aber nicht durch Burgund selbst, sondern auf Italische Parteiungen gestützt. Ihr gewann der Provençale Hugo, seine Französischen Besitzthümer an Arelat, das sie besser behaupten konnte, abtretend, die Krone ab. Nach ihm ein Hochburgundischer Markgraf Berengar. Diese Alle nur durch persönlichen Einfluß, durch Gewalt und Ränke, nicht auf innere und äußere Macht fußend. Darum keine Folge und kein Bestand in den Plänen. Erst als die Deutschen berufen wurden, entstand Zusammenhang und Dauer in Angriff und Gegendruck. Die Folge war, daß Italien auf den Pabst als seinen Vorkämpfer und Vertreter blickte und die heilige Roma abermals an die Spitze trat. Diese neue Unterwerfung Italiens unter Römische Leitung ist für Italien vielleicht wohlthätiger, aber weniger gleich und fest gewesen, als die frühere war; denn sie war nicht auf die Macht des Herrschers, sondern auf den Willen des Unterwerfenden gegründet. Deshalb öfteres Schwanken und Abfall, bis die Noth die Geängsteten unter dem Banner der Kirche vereinigte. Aber immer hat Rom in Italien die beste Grundlage seiner Macht gesammelt, für deren Bestehen hier weniger der durch die Nähe geschwächte Glaube, als das gemeinsame Interesse bürgte. Italien enthielt stets soviel Opposition gegen das Pabstthum, um nicht durch dessen rücksichtslose Uebermacht erdrückt zu werden; aber nie ließ es diese Opposition soweit gehen, das Pabstthum selbst zu stürzen, von dem ganz Italien Vortheile erndtete. Endlich hatte der Zustand Italiens, wo es an einer Alles umfassenden, von Allen willig anerkannten, volksthümlichen Centralmacht gebrach, die Folge gehabt, daß die einzelnen Kreise sich selbstständig ausbildeten, auf eignen Füßen zu stehen suchten und eben dadurch jene merkwürdige Kraft entwickelten, die einzelne Städte über umfassende Reiche hob.

In Spanien griff die Emancipation der christlichen

Völker, durch innere Naturnothwendigkeit getrieben, weiter. Zu Burgos entstand (933) eine Grafschaft, aus der das Königreich Castilien (1037) erwuchs. Der tapfere Baske, Graf Asnar und sein Geschlecht gründete an Frankreichs Grenzen, also von einer Seite gesichert und durch Zuzüge verstärkt, das Königreich Navarra (857), das sich bald in Aragonien ausbreitete. In den Tagen Sancho des Großen (1000) war fast die ganze christliche Macht in Spanien in einer Hand vereinigt. Die Theilung, die er für seine Söhne festsetzte, war kein Fehler. Denn sie war die Bürgschaft fortdauernder Anstrengung, das Hinderniß jener aus übergroßem Selbstvertrauen entspringenden Erschlaffung, zu der das Klima hinzog. So entstanden die Königreiche: Navarra, was, nachdem es Vormauern gewonnen hatte, dem Sinne des Volks gemäß, in genügsamer Beschränkung verharrte; Castilien und Leon, wo die fortdauernde Gefahr die Keime der Nationalfehler, die dort vornehmlich wucherten, noch zurückhielt; Aragonien, dessen Verhältnisse am Mannigfaltigsten waren und das folglich am Weitesten in der Politik der Zeit schritt. Die Kräfte dieses Landes vereinigte Heirath mit dem Unternehmungsgeiste der Grafen von Catalonien, die, aus Französischem Blute entsprossen, fortwährend einen regeren Geist bewahrt hatten, dem im Volke Cataloniens Küstenlage Nahrung gab.

England fiel in Erschlaffung; oder vielmehr es vergaß der Fortbildung, die es später so trefflich verstanden hat. In den Briten lag der Sinn dafür nicht. In den Sachsen lag er, aber bedurfte der Weckung und Führung. Das Volk war tüchtig, aber die Kraft war nicht für das Gemeinsame gewonnen. So unterlagen sie den Dänen und gehorchten Kanut dem Großen. Aber die Dänen als Volk besaßen das auch nicht, was den Sachsen gebrach. Und selbst ihre Herrschaft konnte nicht von Dauer sein, da sie nicht zur Englischen Herrschaft werden, sondern England als Provinz behandeln wollte. Nicht dazu war es berufen.

In Rußland hatte Czar Wladimir (980) erkannt, daß die dringendste Aufgabe der Anfang der Civilisirung sei;

daß sein Volk vorerst wenigstens in den Elementen der Culturstufe der Uebrigen angenähert werden müsse. Die Grundlage entlehnte er von Byzanz, als dem Europäischen Reiche, das noch am Meisten Orientalisches Gepräge trug. Mit den übrigen civilisirten Staaten des Abends und Aufgangs trat er in jene Verbindung, die, durch keine bleibenden Interessen belebt, nur einen Austausch von nützlichen Gunstgeschenken vermittelte. — Indeß die Bildung, die er beförderte, war keine Bildung durch Freiheit. Der Samen, den er streute, ist nicht verloren gegangen; aber er hat sich auch nicht zu fruchttragenden Saaten entfaltet, und ward lange noch von üppigem Unkraut umwuchert. Nach acht Jahrhunderten mußte Czar Peter wiederholen, was einst Czar Wladimir gethan, und die Europäische Civilisation, wie sie sich in Europa selbstständig entwickelt hatte, nach Rußland übertragen, — soweit sich so etwas übertragen läßt.

Ebenso war Byzanz mehr auf den Orient, als auf den Westen gerichtet. Den Resten seiner Macht in Italien mußte es bald entsagen. Von Afrika's Küsten, wo es für Europa am Wichtigsten werden konnte, war es durch die Araber bleibend verdrängt worden. In den südöstlichen Ländern kämpfte es mit den Bulgaren lange Jahrhunderte.

Auch in diesem Zeitraume bietet die Europäische Staatenwelt ein verworrenes Gemälde. Es ist nicht die Auflösung selbst; vielmehr der Beweis, daß das Zerfallen nicht aufgelöst hat. Aber noch ist es unentschieden, was aus den einzelnen Bestandtheilen und aus dem Ganzen werden soll. Nur in Deutschland und in Spanien sind klare, würdige Aufgaben, deren Lösung mit Kraft versucht wird. Die einzelnen Staatenbeziehungen der damaligen Zeit lassen sich im Ganzen auf bestimmte Gruppen zurückführen, die isolirt neben einander wirkten. Deutschland und Italien im Beginn der innigsten Wechselwirkung, in welche namentlich der Theil von Burgund, der das Königreich Arelat bildet, verflochten ist. Um Italiens willen kommen die Deutschen mit Griechen und Arabern in feindliche Berührung. Ueber die unter einander in lebhafter Verbindung begriffenen Slavischen Reiche üben

sie unbestrittenen Einfluß; mit dem Norden und mit Frankreich sind sie nur in Grenzhändel verflochten. — Der Skandinavische Norden steht in Beziehung mit Island und den Britischen Inseln. — In Spanien führen Christen und Araber isolirte Kämpfe, in welche nur Abenteurer des angrenzenden Frankreichs verflochten werden. Doch währt, wie einst zu Carthago's Zeit, eine Beziehung Spaniens auf Sicilien und Neapel fort. — Byzanz ist nur mit dem Osten in ernsterer Berührung, während es in Europa, in Italien den Deutschen, an seinen eignen Grenzen den Russen und den Bulgaren begegnet.

§. 13.

Fortsetzung.

Die Zeit des Pabstthums.

Der Kampf wird ernster in der folgenden Zeit, und wie die Menschheit einer kunstvolleren Stufe zureift, wird er auch mit lebendigerem Bewußtsein geführt. Doch ist diese Periode mehr für das Innere der Staaten wichtig; für das Aeußere naht die Krisis erst in der Nächsten.

Heinrich II., einem jüngeren Zweige des Sächsischen Königshauses entsprossen, also nicht von dem Glanze der Ottonen umstrahlt, war nur nach langem Hader erwählt worden und hatte auch während seiner Regierung viel mit inneren Zwisten zu thun. Dann mit Italien, wo es immer gewöhnlicher ward, daß man die Deutschen berief, sobald man der inneren Herren müde war, und sich gegen die Helfer auflehnte, sobald man sie nicht mehr brauchte. Mit Polen, das unter Boleslaus seine Kraft und die Schwäche der Deutschen Grenzlande *) fühlte und dem man im Frieden von Bautzen (30. Jan. 1018) selbst die Lausitzen abtrat. Dagegen bereitete er durch Unterhandlung und Uebermacht den

*) Deren Fürsten mehr das Erworbene zu genießen, als zu erweitern gedachten, überdem auch oft sich vom Reiche verlassen sahen.

Anfall des Königreichs Arelat vor; für die Krone kein Gewinn, aber scheinbar wichtig *), wie einmal alle Politik auf Italien hinwies.

Einen höheren Plan erfaßten die Fränkischen Kaiser **), die den Sächsischen folgten. Von Konrad dem Salier an kam das scheinbar glückliche Streben unter die Kaiser: die Königsmacht durch Herabdrückung der Großen zu stärken. Es ist jedoch dieses Streben zu keiner Zeit wahrhaft erfolgreich gewesen. Denn wenn auch einzelne Kaiser Gewalt genug hatten, Jeden zurückzudrücken, der ihrem Ansehen gefährlich wurde, so haben sie doch gleichzeitig Andere in andern Theilen maaßlos gewähren lassen und ließen überhaupt ihre Gewalt nur gelegentlich fühlen, statt sie auf Einrichtungen und Verhältnisse zu gründen. Der ganze Plan mußte zuletzt scheitern, weil die Zeit die Könige nicht dazu führte, etwas Besseres an die Stelle der Macht zu setzen, die sie verdrängen wollten. Denn daß sie hier und da einer Willkürlichkeit steuerten, hier und da einem Geringen, der zufällig Zugang zu ihrem Thron gefunden, Recht schafften gegen den Unterdrücker; das konnte die Königsmacht bei gutem Willen zu jeder Zeit leisten. Aber wahrhaft das Reich vom Mittelpunkte desselben aus zu regieren, dazu war es zu groß, dazu hatten die einzelnen Theile zu verschiedenartige und zu dringende Aufgaben; dazu reichten die Blicke nicht weit genug, war die Verbindung zu unterbrochen, das Interesse zu vielfach, die Staatskunst der Zeit zu wenig umfassend. Das Besondere forderte seinen besondern Ausdruck und die vernünftige Aufgabe der Kaiser konnte nur sein, die Repräsentanten des Besonderen in ihrer Treue gegen das Reich zu erhalten, nicht ihre Macht zu schwächen. Daß nicht Alle diese Aufgabe richtig erkannten, darf den Kenner der menschlichen Natur nicht befremden. — Man ist ferner oft in dem

*) Einen starken Deutschen König hätte Arelat niemals aufgehalten, wenn es auch in feindlichen Händen war.

**) Vergl.: Stenzel's gründliche Geschichte der Fränkischen Kaiser.

Streben zu weit gegangen und hat, indem man gegen die Leiter der Nationen handelte, die Nationalität selbst verletzt. Daher die Kämpfe der Sachsen gegen Heinrich IV. — Endlich verwirrten später die Römer- und Kreuzzüge den Plan der Kaiser, da sie sie nöthigten, dieselben Fürsten zu schonen und zu begünstigen, die sie herabstellen wollten.

Wenn übrigens ein Kaiser zur Erreichung des Zweckes, wo nicht fähig, doch würdig war, so ist dies Konrad II. der Salier gewesen. Bezweifelt aber kann es werden, ob das Mittel, das er zur Ausführung jenes Planes ergriff, die Vererbung der Lehne nehmlich, wahrhaft dem Zwecke entsprach. Bei den großen Lehen nun gleich gar nicht. Je mehr hier die Macht zum Eigenthum wurde, desto werthvoller ward ihre Erweiterung; desto sichtbarer verlor sich alle öffentliche Beziehung. Nun wollten auch mehrere Kaiser jenen Grundsatz bei den großen Vasallen nicht ausführen. Aber da der Begriff des Staatsamtes schon zu weit verdrängt und Würde und Besitz zu sehr vermischt war, so mußte dies ungerecht erscheinen und vielfach unausführbar bleiben. Die kleinen Vasallen aber, deren Lage jene Maaßregel unbestreitbar verbesserte und durch deren bessere Stellung überhaupt ein Vorzug des Deutschen Wesens vor dem Französischen befestigt ward, dessen Segnungen bis auf die neueste Zeit empfunden worden sind, mochten wohl dem Könige, als ihrem Beschützer und Wohlthäter, mit Treue anhängen, solange die Dankbarkeit noch frisch und das Bedürfniß des Schutzes zur Ausführung der neuen Einrichtung noch dringend war. Als sie aber sich fest und sicher in ihren Besitzungen sahen und das Herkommen hielt und erweiterte, was einst der Wille des Königs begründet hatte, so hatten sie weit weniger als die niederen Stände Frankreichs Veranlassung, auf den König zu blicken; vielmehr war ihnen die Gunst des näheren Machthabers viel wichtiger, der ihnen nur wenig Schaden zufügen, aber immer noch reiche Wohlthat zu erweisen vermochte. — Ebenso konnte die andere Maaßregel nicht ausreichen: daß nehmlich diese Könige heimfallende Herzogthümer nicht anderweit vergaben, sondern durch Statthalter verwalten ließen.

Denn theils konnten sie dieser Maaßregel nicht treu bleiben, weil sie oft wieder veranlaßt waren, um mächtige Geschlechter für politische Zwecke zu gewinnen, davon abzugehen; theils hatte in damaliger Zeit die Regierung nicht genug Mittel, die Bewohner zerstreuter Länder an den entfernten, von wichtigeren Interessen abgezogenen König zu fesseln. Auf das Regieren konnte die Regierung ihre Macht nicht stützen; der Besitz aber ward durch reiche Verleihungen an kleinere Vasallen zersplittert.

Konrad hielt Deutschland in Ordnung; unterwarf Italien; vereinigte und behauptete Burgund *). Die Grenzhändel mit den Slaven in Böhmen und Polen waren unwichtig, da innere Unruhen die Kraft dieser Reiche, besonders des Letzteren ohnehin für längere Zeit gebrochen.

Unter Heinrich III. trat die äußere Würde der Römischen Kaiser, als der Schiedsrichter in Völkerzwisten, mehrfach ans Licht und wohl könnte man sich denken, daß ein Zustand des Staatensystems kein Ungünstiger wäre, wo eine Centralmacht die Bürgschaft der Erhaltung des Rechtsstandes unter den sie umringenden, unabhängigen Staaten übernähme. Nur müßte man auf unbedingte Gerechtigkeit, auf Verläugnung des eignen Interesses und auf die Mäßigung rechnen können, daß der Schiedsrichter sich nicht ohne gerechte Veranlassung einmischen werde. Darauf ist aber auf die Dauer nicht zu rechnen. Heinrich III. intervenirte in den Zwisten der Polen und der Böhmen, zum Schutze der Ersteren. Er intervenirte in Ungarn, zum Schutze des vertriebenen Königs Peter. Dabei machte er freilich die Erfahrung, daß ein Fürst, der im Innern seine Gewalt nicht zu gründen versteht, durch äußere Kraft nicht bleibend zu halten ist. Dem Reiche aber verschaffte er von Ungarn die Abtretung des Landes zwischen dem Kalenberg und der Leitha, die seitdem die Grenzscheide zwischen Ungarn und Oesterreich geblieben ist. — In Italien trat Heinrich als Kirchenverbesserer auf.

Unter ihm war das Uebergewicht auf Seiten der welt-

*) Arelat.

lichen Macht. Unter Heinrich IV. kam es auf Seiten der Geistlichen. Dann folgte ein gewaltiger Kampf, wo beide Theile ihre ganze Kraft und all ihre Mittel aufboten und in denselben Mitteln, durch die sie ihre wechselnden Erfolge erlangten, die Keime ihres Untergangs ins Leben riefen. Der Kampf zwischen Kaiser und Pabst ist nunmehr die eigentliche Triebfeder alles Geschehenden. In der That ist er nicht bloß in den Verhältnissen der Staatenwelt begründet; obgleich es nicht ohne Einfluß darauf blieb, daß die Kaisergewalt auch Italien bedrohte und daß der Pabst auch in Italien Feinde fand. Vor Allem aber war es der Mangel eines anderweiten Impulses, und daß die einzelnen Europäischen Staaten so wenig mit einander zu rechten hatten, vielmehr in schroffer Isolirung bestehen konnten, was jenen Momenten so großes Gewicht verschaffte.

Im Anfang galt die nüchterne, ohnedem durch den Vorgang der Vorzeit und des Ostens bestärkte Ansicht, daß der Kaiser, als der Schutzherr der Kirche, auch ihr Ordner sei; oder wenigstens auf die Erhaltung der Gesetzlichkeit in ihrem Innern namentlich da zu halten habe, wo, wie bei dem Pabste selbst, kein geistlicher Oberer diese Pflicht übernehmen konnte. Indeß war es natürlich, daß die geistliche Macht diesem Verhältniß widerstrebte, und da das Jahrhundert dem Ansehen der geistlichen Macht günstiger war, als dem der Weltlichen, da die Letztere der zahlreichen Mittel entbehrte, durch welche sie in späterer Zeit die Kirche unter sich zu bringen wußte, und da sie nur durch rohe Gewalt, nicht durch innere Würde dem Pabstthum überlegen war, so war das Letztere sichtlich im Vortheil. Vielleicht wäre es Heinrich III. noch möglich gewesen, dem Ansehen der Päbste das der Bischöfe und der Concilien entgegenzusetzen und dies würde der Zukunft große Uebel, der Kirche vielleicht das endliche Schisma erspart haben *).

*) In der Form wenigstens wäre vielleicht Einheit erhalten worden.

Heinrich IV. konnte es nicht. Denn ihm trat jener finstere Genius, Gregor VII. gegenüber, der den Gedanken päbstlicher Allgewalt erfaßt hatte und Europa in eine durch den Nachfolger Petri regierte Theokratie verwandeln wollte, in welcher alle weltliche Macht nur Ausfluß der Geistlichen, nur Werkzeug derselben und von ihr geleitet sei. Die Mittel, die er zur Verwirklichung dieses Gedankens ergriff, sind von Statten gegangen; das Ganze mußte zuletzt scheitern, da in dem Charakter Europäischer Völker zu viel Freies, Offenes, mit dem Systeme der Theokratie Unverträgliches liegt; der Europäische Sinn, bei reiner Entwickelung, zuletzt doch das Große nur in der Einfachheit und Natürlichkeit findet. Wie überall, hat auch Gregor nur das verwirklicht, was die Verhältnisse mit sich brachten, keineswegs Alles, was er gewollt haben mag.

Vor Allem suchte Gregor den Kaiser zu demüthigen. In Italien selbst gesichert, reizte er ihn durch Aufwiegelung der Reichsfürsten; heiligte den Widerspruch durch Verkündigung des Bannes und verfolgte selbst den gedemüthigten Gegner bis zum Grabe. Der härtere Heinrich V. ward nicht in gleicher Maaße gebeugt, erlangte aber doch die alte Stellung der Kaiser nicht wieder.

Schon während Heinrichs IV. Minderjährigkeit waren die von der Krone in Besitz genommenen Reichsländer in die Hände der Fürsten zurückgefallen. Er selbst war ein Spielball seiner Vormünder; nicht ohne Gaben, aber unfähig, sie recht zu brauchen; in der Zügellosigkeit verzogener Prinzen aufwachsend; des Maaßes, der gleichmäßigen Besonnenheit entbehrend. Doch hat die Verwirrung des Reichs dem Zeitalter viele Noth, aber kein irreparables Unheil bereitet. Zwar drangen Wendische Völker im Norden Deutschlands zur Unabhängigkeit auf, die aber doch nur wenig Jahrzehnte aushielt. Die inneren Parteikämpfe, welche Deutschland zerrütteten, sind so wechselvollen Charakters gewesen, daß weder der König die Nationalfreiheiten bleibend erdrücken, noch das Ansehen königlicher Gewalt durch gelungenen Aufstand vernichtet werden konnte. In der Geschichte des Gegenkönigs Her-

mann von Luxemburg aber zeigte es sich bereits, daß ein Fürst, der weder auf bedeutende Hausmacht gestützt, noch gewaltiger Volksführer war, die Königskrone nicht behaupten konnte, daß also die Würde allein nicht Macht gab. Das bessere Glück endlich, das Heinrich V. im Ganzen vor seinem Vater voraus hatte, und daß es ihm weniger schadete, von den Sachsen besiegt worden zu sein, als seinem Vater sie besiegt zu haben; das beruhte zum großen Theil auf dem Beistand, den die Süddeutschen Großen dem Kaiser leisteten, dessen Einsicht sie besseres Vertrauen schenken konnten, als der des Vaters. Fortwährend aber sind die südlicheren Theile Deutschlands der wahre Sitz der Reichshändel gewesen. Sie haben Norddeutschland nicht unterjochen; dieses hat sich oft der Berührung mit den Reichshändeln und deren Folgen entziehen können; aber was eigentlich Reichssache war, das ist meist im Süden entschieden worden. Der Grund liegt darin: daß das südlichere Deutschland in Berührung mit einer mannigfaltigeren, bewegteren und gebildeteren Staatenformation war, als das Nördliche, welches Letztere überdem des Reiches weniger bedurfte und seine eignen Interessen hatte. Aber der feste Halt des Reichs verlor sich, je weiter der Sitz der Reichshändel von der Mitte Deutschlands hinweg und in den höheren Süden rückte; je mehr Länder also veranlaßt waren, auf eignen Füßen zu stehen.

In Italien hob sich das Pabstthum zur vorragenden Gewalt; jedoch nicht ohne hier zuerst manche heftige Opposition von Seiten des Volks zu erfahren; nicht ohne in der Nähe minder mächtig zu sein, als in der Ferne. So ist es geblieben, bis die neuere Zeit auch die ferne Gewalt geschwächt hat. Italien aber ist niemals völlig vom Pabste abgefallen. Es hat stets mehr gegen die weltliche Macht Desselben, als gegen die Geistliche opponirt; mit der Letzteren war sein eignes Interesse, vielleicht mehr als sein Glaube, verbunden.

In der damaligen Zeit war es von besonderem Vortheil für den Pabst, daß er in Italien selbst, nicht im Volke, aber in einer neu entstandenen Macht, eine Stütze fand. Nor-

männische Abenteurer hatten erst, im Bunde mit den Griechen, die Araber, dann, den erfahrenen Undank zu rächen, die Griechen selbst, von Süditalien verdrängt. (Was ohnedem nicht anders zu erwarten war.) Sie zeigten dem Pabste zuerst ihre Kraft, und beschieden sich dann, Apulien, Calabrien und das noch in den Händen der Araber befindliche Sicilien, von ihm zu Lehn zu nehmen. Der Wunsch, einen Rechtstitel zu ihrer Gewalt zu erhalten, mag den ersten Gedanken geweckt haben; befestigt hat ihn die Ueberzeugung, daß der Pabst und sein Einfluß in Norditalien, das Gelingen seiner Bemühungen gegen fremde Herrschaft, das beste Bollwerk für den Süden sei. So blieb sich das Verhältniß, auch unter ganz andern, nachfolgenden Herrschern in Neapel, mit wenigen Ausnahmen, gleich. Neapel hat selten den Päbsten kräftige Hilfe geleistet; aber doch ihren Rücken gedeckt. Dagegen ist es, in Folge der größeren Bewegung, welche die Diplomatie des Pabstthums, die Macht Venedigs und Genua's, der Freisinn der Lombardischen Städte, in Nord- und Mittelitalien hervorriefen, gewissermaaßen im Hintergrunde der Begebenheiten geblieben. Für die Thatkraft des Volks nicht von Vortheil. Der Pabst aber hat immer die Regierung in Neapel beschützt, die ihm die Ergebenste zu werden versprach. — In diesem Zeitraume machen sich also in Italien vornehmlich der Pabst und die Normannen politisch wichtig. Mathilde war nur der Ausdruck der Partei des Pabstes.

Ueber Frankreich ist aus diesem Zeitraume nichts zu berichten.

Wohl aber hat England in Demselben die folgenreichste Umgestaltung erfahren. Die Dänische Herrschaft war, in Folge ihrer Zwecklosigkeit, untergegangen; die der Sächsischen Könige wieder erhoben worden, ohne besser begründet zu werden. Da zog von der Normandie aus Wilhelm der Eroberer nach England, erschlug den Sachsenkönig (1067) und bezwang das Land. Die ersten Könige hielten die Normännische Herrschaft mit Härte aufrecht; als sie allmälig einwurzelte, suchten die Folgenden zu versöhnen und zu verschmelzen. In diesen

Ereignissen ist England zu der Stufe der übrigen Europäischen Reiche herangerückt worden. Seine Sachsen waren, mit Ausnahme der durch das Christenthum bewirkten Milderung ihrer Sitten, bei der Weise der Väter geblieben. Jetzt durchdrang sie allmälig der Geist, der sich in Frankreich bereits auszubilden begann und im folgenden Zeitraume reifte. Durch die Besitzungen, die die Normannen in Frankreich behaupteten, blieben sie in steter Verbindung mit dem Festlande, sodaß die Quelle der Fortbildung nie versiegte. Auch ward dadurch der Grund zu den politischen Verwickelungen gelegt, in welche England und Frankreich bald kommen sollten. Endlich gesellte die Normännische Eroberung dem Britischen Volksthum jenen von dem Geiste des Ritterthums angehauchten Unternehmungsgeist bei, der bis dahin seinen Führern gebrach und der von den Führern so leicht in empfängliche Völker dringt.

Uebrigens hatte nicht die Normandie England erobert, sondern nur Normannen hatten sich durch Waffengewalt zur Herrschaft in England erhoben. Diese Herrschaft ward eine Englische und die Normandie ward Provinz.

Spanien reifte langsam zur Befreiung vom Arabischen Joch. Im langen Heldenkampf ward Toledo, die alte Hauptstadt der Westgothen, zurückerobert (1080). Der Sieger, König Alphons, gab einem Hochburgundischen Grafen seine Tochter und die Eroberungen gegen Westen; eine Statthalterschaft, die mit ihrer durch eigne Kraft versuchten Erweiterung zum erblichen Reich ward. Daher das Königreich Portugal (1112).

Die Europäischen Staaten finden sich in diesem Zeitraume, die Händel der Kaiser und der Päbste, und die gelegentlichen Versuche der Deutschen, ihre Obergewalt über Polen und Wenden, ihr Ansehen gegen die Dänen zu behaupten, abgerechnet, außer politischer Verflechtung. Dagegen ist eine lebhafte Verbindung und Gemeinschaft der Völker bemerklich, und Gleichheit wichtiger Interessen, lebhafter Gefühle, bildet eine unsichtbare Kette, die über alle Christlich-Europäische Staaten die Gemüther vereinigt. Ein gewalti-

ges Band war die Kirche und der Antheil, den man an ihren Kämpfen nahm. Dann die Lust zu Abenteuern, der freudigen Bahn für die überströmende Kraft. An Toledo's Eroberung nahmen die edelsten Ritter aus ganz Europa Theil. Ein neuer Grund der Verbrüderung wurden die Kreuzzüge. Diese sind zunächst nicht aus einem politischen Grunde entstanden, wenngleich bald für politische Zwecke benutzt worden. Sie erfolgten, weil die Europäische Menschheit in jener Zeit nichts Besseres zu thun hatte und vor Thatendurst, wie vor Ueberdruß an der häuslichen Lage, brannte. Diese Männer mußten handeln, und würden durch Aeußerung ihrer Thatkraft im Innern der Heimath nichts Tüchtiges geschaffen, sondern nur die Verwirrung vermehrt haben. Die Idee war dem Charakter des Jahrhunderts so ganz entsprechend, daß sie, einmal entstanden, alle Gemüther entzündete. Bald lockten auch Ehrgeiz und Gewinnsucht, auf die Kunde von der reichen Beute, nach den eroberten Ländern. Das Volk trieb die Sehnsucht nach himmlischem Trost für die Rauheit des irdischen Lebens, nach Befreiung von drückenden Lasten, nach Veränderung der beschwerlichen Lage. Die Politik der Kirche betrieb das Werk, damit die weltliche Macht von ihr abgezogen, anderswo beschäftigt, getheilt und ihrer unternehmendsten Anhänger beraubt werde. In der That hat sie besonders den Kaisern durch die Kreuzzüge manche Verlegenheit bereitet; im Ganzen aber sich doch dabei verrechnet. Denn gerade die Fürsten, die in Europa etwas Tüchtiges zu schaffen hatten und zu schaffen verstanden, verloren es nicht leicht aus den Augen; durch den Wegzug der Abenteurer aber und der Unzufriedenen, durch die Erschöpfung des Adels namentlich, und mit Benutzung einer Zeit, wo die Blicke des niederen Clerus und des Volks von dem Heimischen abgekehrt waren, erstarkte in mehreren Staaten die weltliche Macht dergestalt, daß sie bald dem Pabste die Spitze bieten konnte. Ein glücklicher Gegner aber hatte für Alle gesiegt.

Die Beschäftigung der Europäischen Völker, die Befestigung ihrer Machthaber, die Erweiterung ihrer Cultur und ihres Handels, die Erhebung vieler gläubigen Gemüther

durch Kampf und Tod für eine heilige Sache, das sind wohl die eigentlichen höheren Endzwecke der Kreuzzüge gewesen. Sie konnten nicht ohne indirecte politische Folgen bleiben.

§. 14.

Fortsetzung.

Die Hohenstaufen.

Der folgende Zeitraum, der der Hohenstaufen, stellt uns, bei Gelegenheit einer denkwürdigen Krisis, die höchste Entwickelung dar, zu welcher die Europäische Menschheit auf den damaligen Grundlagen gelangen konnte. Auch in der Staatenwelt führt er die Verhältnisse an den Culminationspunkt, dem sie von Anbeginn zustrebten und nach dessen Erreichung es sich zeigte, daß eine Fortsetzung des gleichen Systems nicht denkbar war, daß es wohl bis auf jenen Punkt gelangen, aber nicht auf ihm stehen bleiben, nicht von ihm aus sich fortbilden konnte. Der wahre Grundtrieb des Geschehenden ist der Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht. Ein Kampf, den beide Theile verlieren mußten. Die weltliche Macht, weil sie den Gegner nicht erfolgreich auf seinem eignen Gebiete angreifen, nicht den Glauben an die göttliche Autorität der Kirche aufheben konnte, mit dessen Bestehen das höhere Ansehen der geistlichen Macht untrennbar verbunden war. Die Geistliche, weil sie den Gegner auf seinem eignen Gebiete angriff, seine eignen Waffen gebrauchte, statt sich auf die ihr Eigenthümlichen zu beschränken, zu sichtlich ein weltliches Interesse in das Geistliche mischte und ihre Erfolge über die Grenzen des Maaßes ausdehnte.

Die Europäischen Staaten waren damals nicht von Verflechtungen der Staatenwelt bestimmt. Bei der geringen Verkehrsverbindung verstatteten die Verhältnisse Isolirung, die bei den vielen Angelegenheiten, die noch im Innern zu ordnen waren, sich wünschenswerth machte. Jeder Staat hatte im Wesentlichen nur mit sich und mit kleinen Händeln

gegen die nächsten Nachbarn zu thun. Das genügte einem Geschlecht nicht, das zu hoher Kraft gereift war, das aber der Richtung dieser Kraft auf das Schaffen im Innern, auf das Erfinden, Ordnen und Einrichten ermangelte, vielmehr der Natur noch zu nahe stand, als daß es sich nicht willenlos hätte dem Walten des Naturprocesses hingeben sollen.

Darum ward über die Alleinherrschaft, nicht zwischen zwei Staaten, sondern zwischen der größten weltlichen Macht und der durch alle Staaten verbreiteten geistlichen Macht gestritten. Darum giengen neben all diesen Kämpfen die Kreuzzüge ihren Gang fort — dem Volksgefühl wichtiger, als die Staatshändel — und wurden zur Verwirrung des Kampfes benutzt.

Die äußeren politischen Fragen traten nur ausnahmsweise auf; wiewohl sie nicht verfehlten, bei Gelegenheit des größeren Kampfes sich zu zeigen. So die Politik Frankreichs. So die Händel des Kaisers über und in Italien. Aber wenn in späteren Zeiten die politischen Händel von den anderweiten Impulsen nur ihre Färbung erhielten, und auch ohne Diese, nur in anderer Weise, aufgetreten sein würden; so dürfte man von der damaligen Zeit behaupten, daß jene Händel erst durch die allgemeine Hauptfrage veranlaßt wurden. Hätte der Pabst zu den Hohenstaufen in dem Verhältnisse gestanden, in dem er zu Karl dem Großen stand, man würde nicht über Italien gehadert haben. Oder die Deutschen hätten es nur mit den Italiänern zu thun gehabt und hätten Diese, die dann des mächtigsten Beistandes, des von Seiten des Pabstes, beraubt waren, bezwungen; oder hätten ihre Freiheit, zu deren Umsturz dann kein gewaltiger Impuls trieb, geachtet. So aber mußte der Kaiser allerdings darnach trachten, in der Nähe seines großen Gegners selbst eine Herrschaft zu haben. Er that vielleicht nicht allemal deshalb, was er that, aber er mußte es deshalb thun; es lag dieses Streben so tief in der Natur der Verhältnisse begründet, daß jeder andere Impuls dadurch seine wahre Stütze empfieng und das Streben, bei allem Wechsel der Personen und Umstände, fortdauerte.

Die Erhebung des Sachsen Lothar zum Kaiser war ein vorübergehender Versuch, eine Seite zur Gewalt zu bringen, deren Platz die Opposition war. Hätte sich die ganze Fülle der Kaisermacht im Norden Deutschlands erhalten, das Culturleben der Deutschen und ihr politisches Wirken hätte eine ganz andere Richtung bekommen; wahrscheinlich aber, da das Volk schon nüchterner geworden und die Heldenzeit der Ottonen bereits vorüber war, eine Stabilere. Die nöthige Aufregung konnte nur dadurch vermittelt werden, daß das Reich mit dem Süden und Westen verflochten ward. — Es war jene Erhebung ferner ein abermaliger Versuch, den Kaiser mehr auf seine Würde, als auf Erbmacht, oder persönliche Auszeichnung zu stützen; ein Versuch, der nicht geradezu mislang, weil Lothar nicht machtlos, von mächtigen Helfern umgeben und nicht ohne Verdienst war; der aber insoweit fehlschlug, als auch unter dieser Regierung keineswegs der Begriff jener Würde, als einer durch sich selbst Gebietenden, einwurzelte, sie vielmehr nur eine Ausnahme blieb, nach deren Wegfall das Recht wieder der Macht folgte. Endlich war sie ein Versuch, den Streit mit der Kirche dadurch zu versöhnen, daß man einen der Kirche ergebenen, ihrer Partei seine Erhebung verdankenden Kaiser wählte. Man machte dabei die gewöhnliche Erfahrung, daß der Gewählte nach der Wahl anders war, als vor ihr. Nicht vielleicht weil er sich vorher etwa verstellt hätte; sondern weil er sich dem natürlichen Einfluß seiner Würde nicht entziehen konnte. Die Kaiser haben dieselbe Erfahrung mit den Anhängern gemacht, die sie zu Päbsten wählen ließen.

Bei der folgenden Wahl erhielt man die fernere Lehre, daß Erbmacht wohl zur Behauptung der Königswürde, nicht aber, solange nicht Gewohnheit und Gleichgiltigkeit sich einfanden, zu deren Erlangung ausweiche. Heinrich von Baiern und Sachsen ward, weil er zu mächtig war und die Deutschen Fürsten keine Lust hatten, den Grad von Unabhängigkeit zu verlieren, zu dem sie sich aufgeschwungen, nicht gewählt. Auch die Kirche mochte keinen mächtigen Kaiser und betrieb die Wahl ihres zeitherigen Gegners, Konrad des Hohenstaufen. Der Ver-

such des neuen Königs dagegen, den Gegner auch seiner Erbmacht zu berauben, mislang, da der gerechte Sinn des Volkes zu dessen Geschlechte hielt. Ein Beweis, daß die völlige Erniedrigung der Fürsten, wegen deren Unterlassung Viele die Könige tadeln, nicht einmal möglich war. Die unpassende Verbindung Baierns und Sachsens ist jedoch getrennt worden. Konrad hat sich übrigens in den Händeln der Zeit mit Würde und Eifer benommen, ohne etwas Großes ausrichten zu können, da dies nicht in der Zeit lag. Wen darf es befremden, daß selbst seine eigne Theilnahme an den Kreuzzügen, wie die des Königs von Frankreich, nichts Bleibendes schaffen konnte?

Die Hoffnung, in der man nach seinem Tode (1152) seinen Neffen, Friedrich den Rothbart zum König wählte, daß er nehmlich dem Streite zwischen Ghibellinen und Welfen ein Ende machen werde, da er aus beiden Häusern abstammte, konnte natürlich nicht in Erfüllung gehen. Denn da die Verschiedenheit der Familien nur das Losungswort der Parteien abgab, der wahre Grund des Streites aber in dem Kampfe zwischen dem Interesse der Weltlichen, und dem der geistlichen Macht, sowie zwischen dem Kaiser und den Fürsten, zwischen dem Kaiser und der Freiheit Italiens, zwischen den Anhängern und den Gegnern des Pabstes als weltlichen Herrn, lag; so konnte auch die Vereinigung der Familien den Kampf nicht enden. Vielmehr ist er nur desto heftiger entbrannt, je größer die Persönlichkeit war, mit der Kaiser Friedrich I. an die Spitze der einen Seite und zwar der einzigen Seite trat, für die er als Kaiser sich entscheiden konnte.

Doch gedieh der Streit zwischen Kaiser und Pabst nicht bis zum Aeußersten und jeder Theil konnte sich in gewisser Hinsicht den Sieg, oder doch das Nichtbesiegtsein zuschreiben; weil Keiner von Beiden sich stark genug fühlte, mit ganzer Kraft und Feindschaft in den Kampf zu treten; weil Beide noch eine richtige Ahnung hatten, daß die gänzliche Vernichtung des Gegners für sie selbst nur nachtheilig sein könne. Die ganze Idee von Kaiser und Pabst als den Oberhäuptern der

Christenheit war auf eine völlige Einigkeit und gegenseitige Unterstützung beider Mächte berechnet. Sie mußte an der Unmöglichkeit einer bleibenden Begründung dieses Zustandes scheitern. Um so mehr, da der Wille der kirchlichen Gewalten nicht rein; die weltliche Macht nicht organisirt, sondern im Einzelnen von Persönlichkeiten, im Ganzen von unerkannten Verhältnissen abhängig war. Die Hauptschuld lag an der Kirche, die von den Kaisern verlangte, daß sie ihr, selbst gegen eignes Interesse, dienen sollten und doch ihnen nicht mit gleichem Eifer dienen wollte. Ein bleibendes Verhältniß der Einigkeit unter getrennten Mächten kann nur aus Gegenseitigkeit der Vortheile aufgehen. Den Kaisern kann man nicht nachsagen, daß sie dem Pabste Unbilliges zugemuthet.

Dagegen haben sich die Kaiser allerdings in den Mitteln vergriffen, durch welche sie ihre Macht zu stützen suchten. Namentlich war dies in dem Kampfe gegen die Freiheit der Lombardischen Städte der Fall. Indeß soll man auch dies den Kaisern nicht zum Vorwurf machen. Denn kaum konnten sie anders; oder das zu thun, was das Beste gewesen wäre, dazu würde sich auch unsre Zeit schwerlich entschlossen haben. In diesen Lombardischen Freistädten lebte die Tendenz zu dem altrepublikanischen Wesen, dessen Erinnerung, mit dem Pomp großer Namen und glänzender Institutionen, so oft die Köpfe derer verwirrt hat, die nach den wahren Ursachen jenes Glanzes und nach den Veränderungen der Verhältnisse und Grundlagen zu forschen vergaßen. Wollte man sie zu unterthänigen Landstädten herabdrücken, so mußte man den Kampf auf Leben und Tod mit ihnen kämpfen. Freiwillig ergebene Reichsstädte, wie später in Deutschland die besten Stützen der Kaisermacht waren, konnten sie nicht werden *); eben weil sie nicht Deutsche Städte waren, weil

*) Schon deshalb nicht, weil sie nicht so sehr das Bedürfniß des Schutzes hatten und nicht in dem Kaiser ihren natürlichen Beschützer sahen. Einige Städte und die Parteien in den Andern, die einen Solchen in ihm fanden, hielten auch zu ihm.

die Opposition Italiens gegen alle Fremdherrschaft in ihnen waltete. Man hätte sie, wie Venedig, als unabhängige Staaten betrachten und erwarten sollen, daß ihre Thatkraft die nützliche Richtung auf Handel und Schifffahrt nehmen, und daß man in ihnen treffliche Verbündete gegen jede Macht, die in Italien zur Alleinherrschaft aufdringen möchte, finden würde. Der Kaiser konnte ein Interesse daran haben, den Pabst zu zügeln. An Italiens Unterjochung hatte er kein Interesse. Denn das freie Italien drohte Deutschland keine Gefahr. Dem Pabste stand es nur bei, wenn es in ihm Italiens Interessen selbst gefährdet sah. Die Blüthe Italiens war für ganz Europa wichtig.

Kaiser Heinrich VI. war weniger fähig, den Sieg zu erlangen, als sein Vorgänger. Denn er hatte weniger gewinnende Eigenschaften, wie sie zum Einwurzeln einer aufgewungenen Gewalt so wichtig sind. Dennoch kam er dem Ziele ungleich näher, da er zu allen Zwangsmitteln bereit und in ihnen glücklich war. Er unterdrückte die Opposition unter den Reichsfürsten. Er besaß ein Recht auf die Normännischen Reiche in Italien, diesen Rückhalt des Pabstes und wußte es gewaltsam geltend zu machen. Er führte Deutsche Verfassung in Italien ein, was er dem Reiche zu verbinden gedachte. Dadurch schien er zum Gebieter des Pabstes geworden zu sein. Er hatte Willen und Kraft, zu vollbringen, was andern Fürsten in Frankreich, England, Spanien, geglückt ist. Aber er hatte es mit den Deutschen zu thun, deren natürliche Richtung seinen Mitteln auf die Dauer überlegen war, wie denn Zwangsmittel nie auf die Dauer ausreichen; mit Italien, das nur durch Schlauheit, nicht durch Gewalt, für lange Zeit zu unterjochen ist; mit der Kirche, die in der Opposition Italiens und Deutschlands bessere Stützpunkte für ihre Pläne fand, als die sich in andern Reichen darboten. Zudem war es ihm nicht vergönnt, die Krone einem in gleicher Thatkraft waltenden Erben zu übergeben. Sein Sohn war ein Kind, und der Pabst beschützte wohl dessen Recht auf Sicilien, nicht aber das auf die Kaiserkrone; damit nicht Beides in einer Hand sei.

Dagegen wurde sein Bruder Philipp, ohne allen tieferen Grund dafür, gewählt; worauf die Gegenpartei den Otto von Braunschweig als Gegenkönig aufstellte. Nun ward das Beispiel mehrjährigen Bürgerkriegs und bestrittener Doppelherrschaft in einer Weise gegeben, wie es früher nicht vorgekommen war *), wie es aber später sich nur zu oft wiederholen sollte. Dem Ansehen und der Macht des Kaiserthums zum großen Nachtheil **). Als nach Philipps gewaltsamen Tode Otto IV. der alleinige Herr im Reich war, da zeigte es sich abermals, daß die Stellung des Kaisers gegen den Pabst nicht so sehr von Familienverhältnissen abhieng, wie man glaubte. Denn obwohl Otto durch die Partei der Kirche zuerst auf den Thron berufen war, und sich bei der Krönung zu demüthigenden Bedingungen gegen den Pabst verpflichtete, so hatte er doch nicht vergessen, daß dieser ihn schon aufgeben wollte, als sein Spiel verloren schien, daß er den Erben der Hohenstaufen in Sicilien schirmte, und daß der Pabst weltliche Besitzthümer an sich gebracht hatte, die nach der Ansicht des Kaisers Eigenthum des Reichs waren. Daraus offener Bruch, im Verlauf dessen der Pabst den Sohn und Erben des furchtbaren Gegners Heinrich VI., den König Siciliens, das Haupt der Hohenstaufen, Friedrich II. als Gegenkönig aufstellte, der denn auch nach dem Tode des Kaisers allgemein anerkannt wurde.

Ein hochsinniger Geist lebte in Kaiser Friedrich II. Ebendeshalb hat er die Sache auf die Spitze gestellt und die Krisis herbeigeführt, in der er erlegen ist. Bei alle dem kann man von dem unter seiner Regierung Geschehenen nicht sagen, daß die Ursache davon lediglich in ihm gelegen habe und daß es unter einem andern Kaiser anders gekommen sein würde. Man hat ihm bittre Vorwürfe gemacht, daß er seine Kraft nicht einzig und allein Deutschland gewidmet,

*) Die früheren Gegenkönige waren Anführer gewaffneter Aufstände; das Recht selbst war nicht streitig.

**) Sowohl durch die Folgen des Sieges ihrer Gegner, als auch durch die Mittel, durch welche die Kaiser sich Anhänger gewannen.

daß er fortwährend nur den Pabst und Italien im Sinne gehabt habe, und hat den Grund davon darin gesucht, daß er in Italien aufgewachsen, an Italisches Leben gewöhnt war *). Dennoch hat er sich in seinem ganzen Leben voll Deutschen Sinnes gezeigt und sich lange Zeit die Ergebenheit und Liebe der Deutschen zu erhalten gewußt. Erst als seine Sachen in Italien immer verzweifelter giengen, erhoben sich Gegenkönige, ohne eine Bedeutung gewinnen zu können. Nach seinem Tode that sein Nachfolger, was er gethan hatte. Nach dessen Tode trat das Interregnum ein, und die zahlreichen Namen, die im Verlaufe dieser Epoche auf der Liste der Deutschen Könige figuriren, bezeichnen nirgends eine Regierung voll größerer, nützlicherer Unternehmungen, nirgends auch nur den Versuch, die Königswürde der Deutschen durch sich selbst zu heben. Ein kluger Mann befestigt die Ordnung wieder; aber nach den ersten, gegen gänzliche Auflösung getroffenen Maaßregeln, widmet auch er seine Anstrengungen der Begründung einer Hausmacht. Kein späterer Kaiser hat durchgesetzt und wenige haben versucht, was man Friedrich II. versäumt zu haben vorwirft. Hatte er bessere Gelegenheit dazu und worin lag die? Oder liegt in dem Allen nicht ein Beweis, daß Deutschland werden mußte, was es geworden ist? Es war kein Land, aus dem man machen konnte, was man wollte.

Deutschlands Verhältnisse führten sichtlich darauf hin, daß auf allen Punkten das Besondere seinen eignen Ausdruck erhielt. Es hatte mit den Dänen gegen Norden, mit Slavischen Völkern gegen Nordost, Ost und Südost, mit Belgiern und Franzosen gegen Westen, mit Italien gegen Süden zu thun, und allen diesen Bewegungen konnte nicht von einem Punkte aus genügt werden; es mußte überall Lebenspunkte empfangen, überall selbstständige Kräfte entwickeln. Diesen natürlichen Zug haben weder die Sächsischen, noch die Fränkischen Kaiser aufgehalten und die Schwäbischen vermochten es auch nicht. Friedrich II.

*) Siehe: Menzel's Geschichte der Deutschen.

hat allerdings Deutschland vielfach seinem Schicksal überlassen. Deshalb ist es nicht schlecht gefahren; denn es hat Kraft genug gehabt, die Dänen für immer zu züchtigen, die nordöstlichen Länder zu germanisiren und den Völkersturm der Tartaren zurückzuweisen. Eine Kraft, die zum Theil in den Italischen Feldzügen zur Ueberlegenheit gereift war.

Wenn Friedrich II. sein Leben der Bezwingung Italiens und dem Kampfe mit dem Pabste gewidmet hatte, so that er nur, was alle seine Vorgänger gethan hatten, oder was aus ihren Thaten hervorgieng. Sein Unglück war es, daß er zu den äußersten Mitteln verschreiten mußte, sowie, daß er an dem Ausgange des Kampfes stand und die Entscheidung zu tragen hatte, die nur wider ihn ausfallen konnte. Der Glaube an Kirche und Pabst war noch zu lebhaft in den Völkern und für die einzelnen Mächtigen, die ihn nicht theilten, war er doch eine erwünschte Beschönigung ihrer anderweiten Oppositionsgründe.

Daß Friedrich alle Anstrengungen der Behauptung Süditaliens widmete, war natürlich. Denn er mußte wissen, wie nützlich es zur Zeit seiner Vorgänger dem Pabste gewesen war, daß Neapel und Sicilien sich in befreundeten Händen befanden. Um Deutschland brauchte er sich weniger zu kümmern; denn von Deutschland aus drohte ihm keine Gefahr. Italien aufgeben und sich auf Deutschland beschränken, wäre weiser gewesen. Aber die Zeit führte nicht darauf hin; es wäre ihm selbst in Deutschland zum Vorwurf gemacht worden, zur Verkleinerung seines Ansehens gediehen; und man soll keinen Menschen tadeln, daß er die Weisheit der Beschränkung nicht kennt. So Wenige kennen sie. Endlich darf es nicht befremden, daß den Hohenstaufen die schönen Italischen Königreiche werthvoller erschienen, als der Deutsche Thron, dessen Attribute die unvermeidlich anwachsende landesherrliche Macht rastlos schmälerte. Sie hatten dort ihre Erbmacht, einen kostbaren königlichen Besitz; sie hatten dort, was ihre Nachfolger gleichfalls suchten und erst in Deutschland selbst sich allmälig zu sammeln strebten. Es war noch nicht anerkannt, daß die Deutsche Königskrone nur ein

Zuwachs von Ehrenrechten zu einer ihr fremden, begründeten Erbgewalt sei, aber man fühlte doch schon, daß sie nichts anderes sein könne.

So hat denn auch König Konrad IV. die kurze Zeit seiner Regierung nicht auf Deutschland, sondern auf Italien gewendet und so ist auch Konradin nicht in Deutschen Händeln, sondern in dem Versuch, seine Italischen Erblande wieder zu gewinnen, untergegangen.

Daß der Pabst einen Vertilgungskampf gegen diese letzten Hohenstaufen führte, war eine Thorheit; war der gewöhnliche Fehlschluß, der Alles auf Persönlichkeiten berechnet. Ausgeschlossen von Deutschland und auf die Sicilien beschränkt, würde Konradins Haus dem Pabste nicht anders entgegengestanden haben, als die Anjou und Aragonien. Nicht die Hohenstaufen haben mit dem Pabstthum gekämpft, sondern die Kaiser. Friedrich II. mit all seinen Erklärungen gegen den Pabst war nicht ein einzelner freidenkender Fürst unter lauter Gläubigen. Was er seine Kanzler für sich sagen ließ, das würden Französische oder Englische Könige auch verkündet haben, wenn ihre Verhältnisse sie in die Nothwendigkeit versetzt hätten, die Sache so aufs Aeußerste zu treiben. Frühzeitig haben Französische Könige mehr gegen die Päbste gethan, als Friedrich gesprochen; aber da nur Person gegen Person handelte, oder nur um ein vorübergehendes Interesse gehadert ward, nicht aber das ganze Recht in Frage kam, so konnten sie immer die Rolle der treuen Söhne der Kirche behaupten.

Dagegen ist es gewiß, daß die Römerzüge der Hohenstaufen Deutschland weniger direct berührt haben, als die der Ottonen. Denn die Zeit war schon hin, wo die Kaiser die Völker für ihre Zwecke aufbieten konnten. Ehrgeizige, Beutelustige, Abenteurer folgten den Römerzügen und den Kreuzfahrten. Aber wer irgend daheim etwas Besseres zu thun wußte, der pflegte weislich sein Interesse im Vaterlande. So entwickelte sich unbemerkt, im Hintergrunde der schimmernden Begebenheiten, welche den Griffel des Geschichtschreibers am Meisten beschäftigen, die innere Verfassung Deutschlands,

zur Selbstständigkeit des Besonderen, zur Bildung einer Menge geordneter Gewalten, zur Entstehung besonderer, von eigenthümlichen Interessen bewegter Staatengruppirungen aufstrebend. Es gehört nicht hierher, wie dies im Innern kam und wirkte. Nur die Thatsache darf nicht unerwähnt bleiben, daß, je mehr die fürstliche Gewalt als erbliche, landesherrliche Macht sich befestigte, desto mehr auch die verschiedenen Interessen der einzelnen Theile des großen Deutschlands einen bleibenden Ausdruck fanden, und ebendeshalb desto sichtbarer hervortraten. Wie überall, Wechselwirkung. Dies mußte auch auf das Aeußere und auf die Beziehungen der einzelnen Staaten zu einander einwirken. In dieser Zeit und der Nächstfolgenden haben sich sowohl im Innern der Staaten, als in ihren äußeren Beziehungen die Verhältnisse gebildet, welche bis auf die neuere Zeit als Grundlagen geblieben sind; soviel besonders die Stellung der Fürstengeschlechter und ihren Wirkungskreis gegen Außen anlangt. Der Gedanke an das frühere persönliche Verhältniß verlor sich; und das erbliche, dingliche Recht trat in den Vorgrund. Dieses ist auf die Dauer stärker als Jenes. Darum hatten manche Schritte der Kaiser gerade das Gegentheil von dem zur Folge, was sie bezweckten. Sie zerschlugen die großen Herzogthümer; aber die Theile wurden mächtiger, als das Ganze, weil sie in näheren und freieren Besitz kamen.

Damals erhob sich in Süddeutschland das Haus Wittelsbach, vom Stamme der alten Schyren. Oder vielmehr, da es die Zeit war, wo nicht mehr in den Häusern *), sondern in den Ländern Bedeutung lag, es ward Baiern zur wichtigen Macht in Süddeutschland, indem nun eine ihm eigenthümliche Gewalt an seine Spitze trat. Es reifte allmälig zum Gefühl dieses Verhältnisses. Aber als es gereift war, fand sich bereits an seiner östlichen Seite ein mächtigerer Nebenbuhler erwachsen.

*) Früher lag in den Häusern als Volksführern und durch den Volksglauben allerdings Bedeutung. Später lebte sie in den Häusern als Inhabern der Landeshoheit wieder auf.

Gegen Westen die Rheinpfalz, durch Zufälle mit Baiern vereinigt, durch Erbtheilung wieder von ihm getrennt, hatte allerdings ihre eigenthümliche Bestimmung und kein directes Interesse zur Vereinigung mit Baiern. Sie war schon mehr auf die westlichen Händel verwiesen.

In der Mitte Deutschlands bewegten sich die Markgrafen von Meißen, die mächtigen Landgrafen von Thüringen, die tapfern Fränkischen Grafen. Thüringens Erbschaft war groß genug, um Meißen verstärken *) und doch noch dem tapfern Geschlechte der Hessen Raum lassen zu können. Nicht zu entfernt von den Reichshändeln und doch zur sorgsamen Förderung eigner Interessen veranlaßt, bildete sich in diesen Landen ein blühender Zustand und eine frühzeitige Ordnung. Zugleich ein Sinn, der Ergebenheit gegen das Reich mit Festigkeit in Vertheidigung eigner Rechte vereinigte. Es hatte es aber diese Staatengruppe theils mit inneren Händeln, theils mit Reichszügen, theils, soviel namentlich Meißen betrifft, mit Böhmen zu thun.

Die Lausitzen und Schlesien waren zu früh geordnet und germanisirt, als daß sich dahin die Unternehmungen **) hätten richten können. Beide Länder blieben aber in naher Beziehung zu Polen und Böhmen.

Ein weiteres Feld, als den Thüringisch-Meißnischen Herren, war den Markgrafen zu Brandenburg eröffnet. Das erkannte Albrecht der Bär, einer der praktisch-klügsten Geister seiner Zeit, und entsagte willig dem Herzogthum Sachsen für den freien Besitz seiner Mark, die im Verlaufe der Zeit sich allmälig über die nordöstlichen, von Slaven bebauten Länder erweiterte.

---

*) Man kann zweifelhaft sein, ob die Verstärkung von Nutzen, ob es nicht dem Hause Wettin von Nachtheil gewesen ist, daß es doppelte Zwecke: so Meißnische, als Thüringische, erhielt.

**) Nehmlich Eroberungsunternehmungen. Auf friedlichem Wege war mit Glück und Geschick auch dort etwas zu machen; da weder die Lausitzen, noch Schlesien so recht zur Selbstständigkeit des Staats reifen wollten und ebendeshalb in fremde Hände gerathen sind.

Die eigenthümlichste Bewegung war in der nordwestlichen Staatengruppe. Nicht mehr das Herzogthum Sachsen, das unter den Askaniern nicht wieder zur alten Größe emporstieg, war ihr Mittelpunkt. Das alte Sachsenland war in einzelne Theile zersplittert, die aber Kraft und Leben genug bewiesen. In Braunschweig bewährten die Erben Heinrichs des Löwen den unbeugsamen Sinn ihrer Vorfahren und wurden in diesem Geiste durch die fortwährenden Angriffe neidischer Nachbarn und durch ihre Verflechtung in die Händel der mittleren Staatengruppe angeregt; sodaß der kleine Erbstaat Größeres ausrichtete, als einst das mächtige Reichsland, und unverrückt sein Ansehen behauptete. Nördlicher noch erhielten Holstein, Oldenburg, Schwerin und die großen Leitstädte der Hansa die Deutsche Würde und machten in der Schlacht von Bornhövede (22. Juli 1227) den Absichten der Dänen auf Nordalbingien für lange Zeit ein Ende.

Südwestlicher zerfiel das Lotharingische Staatengebiet in kleine Besitzungen, die mannigfaches Leben entwickelten, aber theils Französischem Einflusse erliegen, theils allmälig von Deutschland sich trennen, oder nur in Schattenverbindung mit ihm bleiben sollten *). Doch ward auch Westphalen in diese Händel gezogen, seit es, bei der Zersplitterung der Sächsischen Herzogsmacht, von Sachsen getrennt war. Das aber hat seine Nachwirkung bis auf die neueste Zeit gehabt.

In den Niederlanden, wie in der Schweiz, ward in Städten und kleinen Landschaften, die Grundlage künftiger, machtvoller Freiheit gelegt.

Altgermanische Volksfreiheit vertheidigten am Längsten die Friesen gegen Feudalthum und Landesherrschaft.

Im Norden Deutschlands waren Pommern und Mek-

*) Wechselwirkung. Der auswärtige Einfluß that an dieser Grenze das Seine, daß keine starke geschlossene Gewalt sich bilden sollte und der Mangel einer Solchen begünstigte wieder den auswärtigen Einfluß.

lenburg mächtig, hatten aber bald Dänischen, bald Polnischen Einfluß abzuwehren.

Gegen Nordosten verbreiteten Deutsche Ritter, auf blutigem Wege, die Germanische Herrschaft über Preußen, Livland und fernere Ostseeländer.

Italien widerstand in dieser Zeit mit Glück dem Versuche der Kaiser, es in eine Provinz des Deutschen Reichs umzuwandeln. Als der Pabst seinen Sieg erfochten, ward Italien seiner und seiner Anhänger Herrschaft überdrüssig. Allein die Schlacht von Tagliacozzo (18. Aug. 1268) entschied für immer wider die Hohenstaufen, und Karl von Anjou behauptete sich in beiden Sicilien. Das war keine Französische Herrschaft in Italien, sondern nur die Gewalt einiger Französischer Herren über Italische Länder. — Die Lombardei, die ihre Freiheit so mannhaft gegen hochsinnige Kaiser vertheidigt, verlor sie im Strudel der wildesten Anarchie an einheimische Tyrannen. Das aber hatten die Kreuzzüge bewirkt, daß im Verlaufe derselben die Verbindung mit dem Orient durch das mittelländische Meer gefördert wurde, und dadurch mehrere Italische Städte, und namentlich das kluge Venedig, wie das thatkräftige Genua, zu wichtiger Handelsgröße reiften. Reichthum aber gab jederzeit Macht *).

Frankreich nahm an den großen Bewegungen der Zeit mehr Antheil, als an den eigentlichen Händeln der Staatenwelt. Die Reunionen im Innern schritten vor; die Monarchie hielt sich aufrecht; kluge Benutzung Englischer Verwirrungen verschaffte Frankreich die Normandie zurück (1283); in Kurzem die Quelle blutiger Kriege. Die ersten Anfänge der Politik, die Frankreich in späteren Zeiten so geschickt zur Schwächung der Kaiser zu behaupten wußte, zeigen sich schon. Frankreich verstand es, in dem unglücklichen Kampfe, den die Stellung der Kaiser gegen den Pabst erregt hatte, den Ersteren gelegentliche Streiche zu versetzen, sie in Verlegenheiten zu bringen und im Unglück tiefer hinabzudrücken. Schon damals erfaßte Frankreich die Aufgabe: sich selbst zu behaup-

*) Allerdings da Reichthum nicht sicher ist, nicht immer Bleibende.

ten und zu befestigen, und gegen das Principat der Deutschen Könige zu opponiren. Heirath und Eroberung brachte Artois (1180) und Vermandois (1185), also Theile des Lotharingischen Staatengebietes an Frankreich. Dadurch ward zu weiteren Vergrößerungen nach dieser Seite hin ermuthigt.

In England begannen die inneren Unruhen im Fürstenhause, in deren Verlaufe die Englische Freiheit erblühte, da sie den Fürsten das Volk, den Großen die Bürger wichtig machten.

Schottland blieb außer ernsterer politischer Berührung mit England, solange dort rein Celtisches Volksthum dem rein Germanischen in Südbritannien entgegenstand. Als aber allmälig Sachsen in Niederschottland sich seßhaft machten und durch höhere Civilisation zu Macht gelangten, begann die Berührung, die anfangs nur eine feindliche sein konnte.

Irland blieb immer Celtisch, daher am Längsten die Beute wechselnder, planloser Bewegung. Was Irland bis auf Wilhelm von Oranien gewesen ist, das würden Gallien, Spanien, Britannien, geblieben sein, wenn sie nicht von Römern und Germanen in Besitz genommen worden wären. Glanz im Einzelnen, ohne Größe im Ganzen.

Von den Skandinavischen Reichen trat nur Dänemark in Conflict mit der übrigen Staatenwelt. Es war nahe daran, zur Herrschaft in Norddeutschland zu gelangen. Wie dies vereitelt wurde, ist schon erwähnt worden. Behauptet hätte Dänemark jene Macht doch nicht; oder vielmehr, es wäre eine Deutsche Herrschaft, und Dänemark wieder von ihr getrennt worden. Denn das Dänische Volksthum hatte nur die Kraft, sich von dem Deutschen zu trennen, aber nicht, es zu unterwerfen.

Ein eigenthümliches Staatensystem bestand im Nordosten Europa's. Polen, der Mittelpunkt desselben. Von dort aus wurden die Deutschen zur Germanisirung Preußens und Livlands eingeladen. Von dort aus wurden die Schlesischen Herzogthümer gegründet, die sich bald dem Germanischen We-

sen verwandter fühlten, als dem Slavischen *). Von dort aus manche Conflicte mit den Russen, die im Uebrigen mit Europa nur in, durch die Hansa geleiteten Handelsverbindungen standen.

Spanien beharrte in Isolirung und kräftiger Verfolgung seiner eignen Aufgabe. Umsonst riefen die Araber Marokkanische Hülfe an. Rohe Uebermacht ist jederzeit ungenügend gefunden worden, Europäische Kraft zu bezwingen. Die Schlacht zu las Navas di Tolosa verschaffte Alphons VIII. von Castilien entscheidenden Sieg (16. Juli 1210). Sevilla, Cadix (1250) wurden erobert und bald sahen sich die Araber auf Granada beschränkt. Ebenso bildete sich in Portugal die Christliche Herrschaft immer mehr aus.

Die im Verlaufe der Kreuzzüge in Asien und Afrika gegründeten Europäischen Reiche konnten so wenig von Bestand sein, wie das Lateinische Kaiserthum in Konstantinopel. Eine bleibende Herrschaft kann nur auf Volksthum und Interesse des Landes, dem man gebieten will, gegründet werden. Wer über ein Land, das eines selbstständigen Lebens und eigenthümlicher Interessen fähig ist, herrschen will, muß sich zum Vertreter und Ausdruck derselben machen. Das lag nicht im Sinne der damaligen Eroberer. Die von ihnen gegründete Gewalt schlug keine Wurzeln im Innern, und konnte nur halten, solange die Quellen, aus denen sie geflossen war, nicht versiegten. Diese unklugen Unternehmungen haben ihre nachtheiligen Folgen gehabt, indem sie zur Schwächung des Byzantinischen Reiches, zur Verwirrung des Orientes und zur Entstehung eines neuen Impulses beitrugen, der die Mohamedanischen Völker aufregte und allmälig gegen das Abendland führte.

Das Bild der politischen Verflechtung der Europäischen

*) Die Nähe, das zahlreiche Einwandern Deutscher Geschlechter, das Aufblühen von Städten mit Deutscher Sitte, vor Allem das frühe Entstehen einer die Aristokratie in etwas zügelnden Landeshoheit erklären dies. In den Ostseeländern ward die Herrschaft Deutsch, das von der Aristokratie geschiedene und gedrückte Volk blieb Finnisch.

Staatenwelt ist also, kurz bezeichnet, in diesem Zeitraume Folgendes. Der Kampf zwischen Kaiser und Pabst wird mit dem Siege des Letzteren für einige Zeit entschieden. Damit auch, oder vielmehr mit der Besiegung des Ersteren, die Unabhängigkeit Italiens. In Deutschland beginnt diejenige Gestalt der provinziellen Absonderung, die bis auf unsere Tage gedauert hat. Die Norddeutschen weisen die Dänen zurück und treten zu Polen und den nordöstlichen Ländern in politische und merkantilische Verbindung. Sie ziehen sich mehr und mehr von den Händeln des Reichs zurück. Frankreich benutzt das Unglück des Kaiserthums für seine Zwecke. Auch zeigt sich bereits, daß es zunächst mit England in Conflict kommen wird. Im Uebrigen Isolirung.

§. 15.

Fortsetzung.

Auflösung.

Die alte Zeit sollte aufhören und eine Neue beginnen. Der Kampf war mit der Niederlage des einen Gegners beendigt. Jene Bestimmung aber wäre nicht erfüllt worden, wenn der Andere gesiegt und sich in Sieg und Uebermacht behauptet hätte. Darum begann die Macht der Päbste und namentlich ihre Gewalt über die Kaiser gerade in der Zeit zu sinken, wo sie über ihre gefährlichsten Gegner, über die Hohenstaufen, triumphirten. Es zeigte sich, daß ihre Macht nur gefährlich war, weil sie bestritten ward. Sie konnten übertriebene, der Zeit übertrieben scheinende Angriffe mit Glück zurückweisen; aber sie konnten das System, das ihren Plänen zum Grunde lag, weder aussprechen, noch festhalten, da es kein Solches war, auf welches das Volkswohl bleibend sich stützen läßt und da ein theokratisches Regiment dem Germanischen Volkssinn widerstrebt *). Dazu kam,

*) Wahn, der jede Forschung verpönt, ist das Grundgesetz, Arglist und Trug sind die beliebtesten Mittel der Staatsform, die den Namen der Theokratie misbraucht.

daß, nachdem sie die größte Gefahr entfernt sahen, sie mit ihren weltlichen Plänen offener hervortraten und ebendadurch ihr Ansehen rettungslos schmälerten, auf allen Punkten Widersachern begegneten und in den meisten Fällen scheiterten.

Ueberdem konnten und mußten auch die Kaiser ihre Pläne auf Italien nunmehr im Wesentlichen aufgeben; so daß die Römerzüge eine Zeit lang nur Formsache wurden und erst in späterer Zeit das Streben nach Erwerbungen in Italien mit einem ganz andern Charakter wieder auftauchte.

Sie konnten jene Pläne aufgeben, weil das Jünglingsalter der Nation, die Zeit der Abenteuer und Heldenzüge, für Fürsten und Völker vorüber war und die nüchterne Epoche des praktischen Mannes anbrach, der zu erwerben beflissen ist und diesem Streben in seinem engen Berufe, in seinen nächsten Umgebungen nachgeht. Es war jetzt für Fürsten und Bürger im Innern Deutschlands zu thun. Für die Ersteren in Begründung solider Hausmacht, die man hoffen konnte, auf blühende Geschlechter zu fernerer Erweiterung zu vererben und die sich so werthvoll zu zeigen begann, daß man sie nicht mehr an das zweifelhafte Spiel des Ruhmes wagen mochte. Für die Bürger in Städtefreiheit, Gewerbe und Handel.

Sie mußten jene Pläne aufgeben, weil ihre Stellung im Innern unsicherer ward; weil sie mit der Behauptung der Krone und der Rechte derselben genug zu thun hatten; weil die Begründung eignen Familienbesitzes sich immer nöthiger zeigte; weil die Möglichkeit, die Reichsglieder für jene Unternehmungen, durch Hoffnung oder Furcht, zu gewinnen, immer mehr entschwand; und weil sich nähere Händel für Deutschland erhoben.

Für die Päbste aber war es ein Unglück, daß die Deutschen längere Zeit Italien so ziemlich sich selbst überließen; und als Deutsche Könige wieder ihre Aufmerksamkeit dorthin wendeten, dies nicht mehr lediglich in Folge der Kaiserrechte geschah, folglich der Gegenkampf auch nicht mehr als Vertheidigung des Geistigen gegen das Weltliche dargestellt werden konnte. Die Päbste wurden bei ihren weltlichen Plänen

von den Völkern lange vorher verlassen, ehe ihre geistliche Macht gebrochen war und gerade in Italien fanden sie den lebhaftesten Widerstand gegen Absichten, die Italien zunächst bedrohten. Fortan übten sie wohl durch die Klugheit ihrer Werkzeuge, durch den geordneten Organismus der Hierarchie und durch den Reichthum der Kirche einen mächtigen, ränkevollen, indirecten Einfluß. Aber der Bannstrahl des Pabstes erkaltete und die weltlichen Interessen traten überall in den Vorgrund.

Die Zeit des Interregnums hatte ihre wichtigen Folgen für das Innere des Reichs. Sie nährte den Sinn für Erwerbungen, indem sie reiche Gelegenheit zu dessen Befriedigung darbot und weckte zuletzt das Verlangen nach einer gewissen gesetzlichen Ordnung, die das Erworbene sichere. Keinesweges aber wollte man einen geistvollen, lebenskräftigen Staatsorganismus, bei welchem vielleicht Einzelne ihren Vortheilen zum Besten des Ganzen hätten entsagen müssen. Dazu war die Zeit nicht. Sie drängte mehr und mehr zur Verknöcherung des Staatslebens; die bewegte Lava begann langsamer zu fließen; ein Vorzeichen, daß sie stillstehen und erstarren würde.

Es hätte etwas Besseres aus diesen großen Einigungen der Volksglieder, die sich gegen eine gewaltsame Zeit zu Schutz und Trutz verbündeten, aus den Genossenschaften der Ritter, den Verbindungen der Hansa, dem reichsstädtischen Wesen, entstehen können. Es entstand nicht, weil bei dem Allen nur das nächste Bedürfniß, kein höherer Geist, kein freierer Umblick waltete, folglich das Streben mit dem nächsten Bedürfniß aufhörte; weil es ferner an einem Mittelpunkte gebrach, gegen den das gemeinsame Streben sich hätte richten können; Dieses also in örtlichen, widersprechenden Interessen zersplitterte; weil endlich dem Ganzen die Gerechtigkeit mangelte, und die Mehrzahl des Volks von den Vortheilen des Lebens ausgeschlossen blieb *).

*) Möglich, daß sich damals die große Menge immer noch besser befand, als unsere Proletarier. Aber die Schuld der damaligen Leiden lag mehr als jetzt an der Härte und Habsucht der Mächtigen.

Die während des Interregnums gemachten Königswahlen konnten nicht von Frucht sein, da sie im Wesentlichen auf auswärtige Fürsten gefallen waren. Man wollte damals um keinen Preis einen Fürsten mit bedeutender Hausmacht im Innern Deutschlands. Dadurch bekundete sich der entschiedene Widerwille der Fürsten gegen eine Schmälerung ihrer Rechte. In den Händen entfernter, auswärtiger Prinzen aber mußte die Krone sich ganz als ein bloßes, von wesenlosen Ehrenrechten umgebenes Schattenbild zeigen. Um so weniger waren diese Prinzen geneigt, ihre reellen Vortheile an den Versuch zu wagen, jenem Schatten einen Körper zu schaffen. Die Krone versank darüber in solche Schwäche, daß sie nie wieder auf dem Grund ihrer selbst das frühere Ansehen zurückerlangt hat.

Die Noth erweckte jedoch die Ueberzeugung, daß es bei dieser gänzlichen Auflösung, wo an die Stelle des untergegangenen Zustandes nichts Besseres treten wollte, keineswegs bleiben könne. Man wählte darauf einen tüchtigen Deutschen, den Rudolph von Habsburg, zum König (1273); mit dessen Wahl jenes glückliche Geschlecht auf die Höhen des öffentlichen Lebens trat, das berufen war, eine so große Rolle im Europäischen Staatensysteme zu übernehmen, ein neues und gewaltiges Reich, eine der festesten Grundlagen Europäischer Staatenverhältnisse zu gründen, und das dieser Aufgabe so gewachsen war *). Dabei hatte man jedoch abermals, dem Impulse der Zeit gehorchend, die Vorsicht gebraucht, keinen durch Erbmacht gebietenden Herrn zu wählen.

Seine Macht sollte auf die Würde gestützt sein. Sie war es auch für den ersten Augenblick, wo das allgemeine Bedürfniß ihm willigen Beistand zur Herstellung der nöthigsten Ordnung verschaffte. Aber so konnte es nicht bleiben, da es an einer organisirten Staatsgewalt gebrach, die die

*) Weiter habe ich mich darüber verbreitet in meiner Schrift: Staat und Gemeinde und ihre Behörden, Beiträge zur Verwaltungspolitik; (Leipzig, 1830. 8.) S. 49 ff.

Gemüther des Volks im Gehorsam gegen das Gesetz gebändigt hätte. Eine Solche zu bilden, war die Zeit nicht geeignet *). Am Wenigsten für das Reich. Ihre allmälige Entwickelung mußte in den einzelnen Territorien erfolgen. Mithin war es natürlich, daß Rudolph, den das Glück auf einmal auf die höchste Stufe weltlicher Ehren gehoben hatte, und der nicht gemeint war, die Gelegenheit ungenutzt zu lassen; es war natürlich, daß dieser den Gedanken festhielt, seinem Geschlechte eine gediegene Erbmacht zu gründen. Er war klug genug, zu erkennen, daß dies nicht, oder doch vor der Hand nicht, durch Herstellung der alten Königsmacht erfolgen konnte. Er fühlte, daß die Zeit der Landesherren gekommen war. Er mochte denken, daß, wenn sein Geschlecht nur erst Erbmacht erworben habe, diese auch die Königsmacht sichern und herstellen könne. Daher sein Streben nach Ländererwerbungen, die er nicht, wie frühere Könige, der Krone vindicirte **), sondern seinem Geschlechte verlieh. Hierin hatte er auch keinen Widerstand der Fürsten zu fürchten, während er überall einem Solchen begegnet haben würde, wo er versucht hätte, die Königsmacht auf ihre Kosten zu gründen.

Nun bot sich ihm überdem eine herrliche Gelegenheit zur Verwirklichung seines Planes dar. Die Länder im südöstlichen Deutschland, die alten Sitze der Markomannen, jetzt zum Theil von Slaven, zum Theil von Germanen bewohnt, waren allmälig zu höherer Blüthe gereift. Böhmen hatte in den höheren Be-

---

*) Eher in den einzelnen Territorien. Geist und Sinn des Volks verloren die Richtung auf den Mittelpunkt. Sie mußten es, weil nicht von dort aus ihre gereiften Interessen zu befriedigen waren. Sobald aber Volk und Verhältnisse nicht mehr für den Mittelpunkt wirkten, war für diesen nichts mehr zu thun. Damit ist nicht gesagt, daß nicht veränderte Zeit seine frühere Bedeutung, aber in einem ganz andern Sinne, wieder herbeiführen könne.

**) Er mußte auf Erbmacht denken, da die Krone Deutschlands rechtlich und factisch eine Wahlkrone und es nicht gewiß war, ob seine Nachkommen ihm auf dem Throne folgen würden, woran Otto I. nicht zu zweifeln brauchte. Nur der Erbmonarch kann um seiner Kinder willen für den Staat wirken.

ziehungen des Staatslebens sich Germanischem Wesen unterworfen. Mähren schloß sich an Böhmen an. Aus beiden Ländern reichten mancherlei Fäden nach Schlesien und Polen und kündeten bewegte Staatenbeziehungen an. Oesterreich und seine Schwesterlande blühten auf, seit sie, in Folge der Consolidirung Ungarns, nicht mehr, wie früher, von barbarischen Einfällen gestört waren. Es war also an der Zeit, daß jene Gegenden Bedeutung erlangten und mit den älteren Geschwistern in Wetteifer traten. Die Frage war nur, ob Slavische oder Germanische Herrschaft dabei leiten sollte. Sie ward in der Schlacht auf dem Marchfelde (26. Aug. 1278) zu Gunsten Letzterer entschieden. Für jetzt wenigstens in soweit, daß das Uebergewicht der Slavischen Bestandtheile gebrochen ward. Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, kehrten auch factisch zum Reiche zurück und bildeten den Kern der künftigen Großmacht. Böhmen ward auf den früheren Standpunkt freier, ehrenvoller Abhängigkeit zurückgeführt. Daß auf diese Weise Böhmen und Oesterreich getrennt wurden, um erst in einer viel späteren Zeit, wo Oesterreichs Wichtigkeit schon bedeutend gestiegen war, wieder vereinigt zu werden, das hat seine großen Folgen gehabt. Denn wären sie gleich damals vereinigt geblieben, so würde der Hauptpunkt dieser Staatengruppe sich in Böhmen, als dem wichtigsten Reiche, gefunden haben. Dann aber wäre das politische Wirken desselben wahrscheinlich, wo nicht gegen Deutschland, doch gegen Schlesien und Polen gerichtet und von den südöstlichen Ländern abgezogen worden. Dabei wäre es dem Leitstaate Böhmen von großem Vortheile gewesen, im Rücken durch Oesterreichs Freundschaft gesichert zu sein. So aber hatte es nicht bloß gegen das nördliche Deutschland den von Meißen *) geleisteten Widerstand der Deutschen zu erwarten, sondern war auch von Oesterreich im Rücken wenigstens im Schach gehalten. Als in späterer Zeit die Vereinigung doch erfolgte, war Oesterreich bereits dergestalt erstarkt, daß es

*) Daß auf dem Marchfelde Meißen mit Böhmen stand, war nur momentan und persönlich.

der Hauptsitz des Reichs blieb und daß ebendeshalb der Gesammtstaat die große Aufgabe ergriff, die ihm in dem Südosten Europa's vorgezeichnet ist. Zugleich hatte Oesterreich alsdann auch schon seine Pläne auf Ungarn aufgenommen und blieb auch deshalb der Sitz des Reichs, um auf beide Seiten, auf Ungarn und auf Böhmen, wirken zu können; zugleich sich Tirols als Brücke zum Westen des Reichs bedienend. — Endlich war es nicht ohne Vortheile, daß in Böhmen das Slavische Fürstengeschlecht noch eine Zeit lang zu herrschen fortfuhr. Theils hielt dies die Bewegung in jenen Gegenden rege und beschäftigte die Nachbarn. Theils machte das geringe Glück dieses Geschlechts die Böhmen empfänglicher für Aufnahme eines Germanischen Fürstenhauses, als sie unmittelbar nach des kräftigen Ottokar Tode gewesen sein würden.

Die Fürsten hatten den tüchtigen, aber machtlosen Rudolph willig gewählt. Seinem mit den Erbbesitzungen des Hauses (in Elsaß und Schwaben) und den Oesterreichischen Landen (Oestereich, Steier, Windischmark und Krain) belehnten Sohne die Krone zu überlassen, trugen sie Bedenken. Der rauhe Charakter desselben war nur ein Nebengrund. Sie wählten den allerdings hochsinnigeren Adolph von Nassau. Auch dieser fühlte das Ungenügende der machtlosen königlichen Würde und strebte nach Begründung einer Erbmacht. Allein er hatte nicht dieselben Gelegenheiten, wie Rudolph; er mußte, um seinen Wunsch zu befriedigen, die Rechte der Landesherren im Innern Deutschlands antasten, erregte dadurch eine starke Partei wider sich, an deren Spitze der einzige Fürst trat, der damals die Königskrone als väterliches Erbe wünschte, der Habsburger Albrecht, und die zuletzt siegreich war. Daß König Albrecht I. die Pläne seines Vaters übersteigerte und nach allen Seiten hin, ohne Rücksicht auf Recht oder Unrecht der Mittel, seine Macht zu erweitern suchte; das ist indirect die Ursache seines gewaltsamen Todes (1308), direct aber der Grund eines Mistrauens gegen das Haus Habsburg geworden, wodurch es für vier Geschlechter von der Krone ausgeschlossen blieb. Zugleich veranlaßte

Albrechts Verfahren die größere Entfernung Hollands vom Reiche und die Lossagung der Schweizer Waldstätte von der Gewalt der Voigte; welche der Grund zur allmäligen Trennung der Schweiz vom Reiche ward. Doch war eine Trennung so der Schweiz wie Hollands schon seit Langem darin prädestinirt, daß sie des Reichs nicht bedurften, oder wenigstens, daß ihnen das Letztere das nicht leistete, worin es ihnen hätte nützen können. Mit den Schweizern bekam es das Haus Habsburg für längere Zeit zu thun; besonders in Folge der Lage seiner ursprünglichen Erbbesitzungen. So ward es in der Zeit von den östlichen Händeln abgezogen, wo es zu deren definitiver Lösung noch nicht reif war. Bedeutungsvoll war in dieser Beziehung auch der frühe Tod des Sohnes König Albrechts, Rudolph, dessen Erwählung zum König von Böhmen Albrecht vermittelt hatte. Denn es zeigte sich eine übermächtige, antiösterreichische Partei und da durch die Lostrennung des Herzogthums Kärnthen eine Opposition in die Oesterreichischen Länder gebracht war, so ward der Nachfolger aus dieser, aus dem Hause Kärnthen genommen.

Nach Albrechts Tode bemühte sich König Philipp von Frankreich um Erlangung der Deutschen Königskrone für seinen Bruder; den Gedanken einer Herstellung des Reiches in all seinem Glanze fassend. Nun würde zwar der König von Frankreich schwerlich viele Gewalt in Deutschland erlangt haben; auch wäre die Vereinigung gewiß nicht von Dauer gewesen. Der Gedanke, Deutschland und Frankreich gemeinsam zu beherrschen, war in einer Zeit, wo die Kräfte beider Staaten schon soweit entwickelt waren, widersinnig. Jedes dieser Reiche forderte eine Behandlung im eignen Sinne. Jedes hatte sein eignes Interesse. Keines durfte dem Andern geopfert werden. Aber es war auch der Gedanke der Zeit so fremd, daß er, trotz der, freilich nicht aufrichtigen, Empfehlungen des Pabstes, keinen Eingang fand.

Die Krone kam an die Luxemburger. Abermals also ward ein machtloses Haus erkoren und dadurch aufgefordert, zur Macht zu streben. Heinrich VII. wählte mit richtigem Takte zuerst Böhmen zum Zielpunkte seiner Pläne und ver-

schaffte seinem Sohne dies Reich. Mit demselben verbanden die Luxemburger die Schlesischen Lande und die Oberlausitz. Dadurch sind diese Gegenden von dem Polnischen Einflusse getrennt und dem Deutschen Wesen gewonnen worden. Ihre Vereinigung mit Böhmen, als freies Staatenbündniß, konnte von Dauer sein. Beherrscht werden konnten sie von Böhmen aus weniger lange, wie überhaupt Böhmen, seiner örtlichen Lage nach, wohl zu einer beschränkten Unabhängigkeit, nicht aber zur Herrschaft berufen scheint. —

Eine weitere Erwerbung bereitete ein Gegner des Hauses vor. Nach Heinrichs VII. Tode fiel die Deutsche Krone in großen Streit. Die eine Partei erwählte den Herzog Friedrich von Oesterreich; die Andere, vornehmlich aus den Anhängern der Luxemburger bestehend, setzte ihm Ludwig von Baiern als Gegenkönig entgegen. Die Habsburgische Macht, ohnehin durch die Schweizer Händel beschäftigt, war noch nicht hinreichend erstarkt, sich den Sieg zu sichern. Sie sollte langsamer reifen, um dann desto gediegener dazustehen. Mithin erhielt sich Ludwig der Baier auf einem fortwährend schwankenden und bestrittenen Throne. Trotz eines hohen Geistes und nicht geringer Erbmacht, theilte er das Geschick aller Deutschen Könige der damaligen Uebergangsperiode: mit der Opposition der Fürsten, den Ränken des Pabstes und dem natürlichen Zuge der Verhältnisse einen fruchtlosen Kampf für die guten Rechte der Krone zu kämpfen. Man kann auch sagen: für das, was den Königen als das nothwendige Bedürfniß der Krone erscheinen mußte. Denn daß sich die Könige mit dem begnügten, was später das Attribut der Deutschen Krone war, das setzte lange Gewohnheit, sichtbare Unmöglichkeit des Gegentheils und zum Anfang schwache Gemüther voraus. Solange das Andenken an die früheren Kaiser noch zu frisch war, mußte ein unternehmender König nach dessen Erneuerung streben. Ueberdem war der Baiernfürst in seinem eignen Lande nicht so beschäftigt, sah seinen Unternehmungsgeist durch dessen Interessen nicht so in Anspruch genommen, daß er hier das Hauptziel seines Strebens hätte erkennen und die Reichshändel nur als Zugabe anneh-

men mögen, wie dies später die Habsburger konnten. Die Deutsche Krone gab anfangs durch sich selbst Macht, sodaß die Könige sich ihrer Hausmacht entschlagen konnten. Darauf gab sie dem Mächtigen Macht; d. h. wer durch eignen Besitz schon kräftig war, der konnte als Inhaber der Krone deren höhere Macht in Fülle üben. Darauf ward sie ein Mittel, zur Macht zu gelangen; sodaß ihr Besitz zur Erweiterung der Erbmacht Anlaß und Gelegenheit gab. Das setzte geschickte Benutzung voraus und mußte schwieriger werden, je seltener das herrenlose, oder schwachgeschützte Gut wurde. Endlich ward sie ein Anhang zu einer kräftigen Erbmacht, der dem Besitzer der Letzteren Ehre, unbestimmte Ansprüche und manchen indirecten Vortheil bei Verfolgung seiner, im Interesse der Erbmacht gefaßten Pläne verlieh. (So nahm also die weltliche Macht des Kaisers denselben Ausgang, wie die geistliche des Pabstes. Letztere hielt sich länger, weil das bloß indirecte Wirken im Geistlichen natürlich ist, als im Weltlichen.) — Um die Zeit Ludwigs des Baiern kam zu den übrigen Hindernissen der Königsmacht noch das allmälige Erwachen einer berechnenden, ränkevollen Politik bei den größeren Staaten. Frankreich, die italienischen Republiken, der Pabst und das Luxemburger Haus waren Meister in ihr. — Ludwig hat nicht unwürdig gekämpft; aber sein Unglück war, daß er den vergeblichen Kampf für die Krone kämpfen mußte, weil er für Baiern nichts thun konnte; während doch die Krone nur noch Mittel für Hauszwecke zu sein vermochte. Brandenburg, das er seinem Hause verschaffte, konnte er nicht zu Baierns Erstarkung anwenden. Er mußte es einem Prinzen seines Hauses lassen; sodaß es ein abgesondertes Land blieb; aus denselben Gründen, wegen deren er es erwerben konnte, die Beute des Starken. So hatte er auch hierin nur seinen Gegnern vorgearbeitet und genoß keine Früchte aus dem Unrecht, mit dem er die Askanier ihres Erbtheils beraubte.

Die Handlung selbst war von hoher politischer Wichtigkeit. Wäre damals Brandenburg mit Kursachsen vereinigt

worden, so wären die Pläne dieser neuen Macht von den östlichen Gegenden ab- und auf den Nordwesten Deutschlands gelenkt worden, sodaß dort in veränderter Form das alte Sachsen erstehen konnte. Dadurch wäre im Osten Raum für eine neue Macht geblieben, deren Basis Schlesien und die Lausitz gewesen wäre.

Näher in Baierns Interesse war die Erwerbung Tirols, die aber auch nur durch ein unsichres Band an das Haus geknüpft war und die ihm Oesterreich damals nicht lassen konnte, um nicht von dem westlichen Reiche abgeschnitten zu werden.

Die Luxemburger hatten Ludwig unterstützt, damit kein Habsburger auf den Königsthron komme. Denn nur zwischen Habsburg und Luxemburg konnte ernsterer Streit sein. Jede andere Königsmacht bildete nur eine Episode. Sobald nun die Gefahr entfernt war, so wurden aus Freunden Gegner. Denn einen mächtigen König wollten die Luxemburger nicht. Den Anlaß, vielleicht das einzige bewußte Motiv, gab eben die Verleihung Brandenburgs, nach dem die Luxemburger selbst strebten. Mit Ludwigs Tode (1347) ward der Luxemburger Karl IV. König und bald war die schlecht verkittete Baierische Macht zerstückelt. Die Söhne theilten sich in das Erbe, zerfielen und befeindeten sich vielfach. Darüber sind die Theile verloren gegangen, die gar nicht, oder nicht nothwendig zu Baiern gehörten. Tirol kam an Habsburg (1363), fortan ein kräftiges Bollwerk seiner Macht, in den Bedrängnissen seiner Jugend als sichre Zuflucht doppelt wichtig, aber ein steter Zankapfel zwischen Baiern und Oesterreich. Brandenburg aber mit der Niederlausitz ward 1373 an Böhmen gebracht.

Karl IV. verleibte die Marken, wie die Schlesischen und Lausitzischen Lande feierlich seinem Königreich Böhmen ein. Man schreibt ihm den Plan zu, er habe allmälig das ganze Deutschland diesem Böhmischen Reiche incorporiren wollen. Abgesehen von dem Unwahrscheinlichen, daß er wahrhaft den ausschweifenden Gedanken gefaßt habe, die thatkräftigen Meißnischen Fürsten, die Sächsischen und nördlichen Lande,

die mächtigen Baiern und Pfälzer, die ritterlichen Edlen Thüringens und des Rheingaus, die staatsklugen Habsburger, die reichen und tapfern Städte u. s. w. mit gleicher Leichtigkeit zu unterwerfen, wie die entnervten Wittelsbacher mit ihrer noch nicht eingewurzelten Herrschaft in Brandenburg; abgesehen davon, so hätte das Unternehmen auch im glücklichsten Falle nicht in jenem Sinne gelingen können. Denn Deutschland kann nicht von Böhmen aus regiert werden. Der Augenblick, wo ganz Deutschland in Böhmen incorporirt worden wäre, würde den Sitz der Herrschaft von Prag verpflanzt und Böhmen von Neuem in eine untergeordnete Provinz verwandelt haben.

Das Haus Luxemburg hat nicht nur diesen Plan nicht erfüllt; sondern es ist selbst gestürzt und der Hauptgrund seines Sturzes lag in dem Reiche, auf das es den Grundpfeiler seiner Macht stützen wollte, in Böhmen.

Wenceslaus Schwäche verdient für Deutschland keine Erwähnung. Denn hier hat sie keine politische Folge gehabt, als vorübergehende Erniedrigung der Königsmacht, die ein geschickterer Nachfolger wiedergutmachen konnte. Wichtiger war es, daß er in Böhmen zuerst der kräftigen Opposition eine Nahrung gab, die sich später in den Hussiten- und Freiheitskriegen bethätigte. Dadurch grub er die Grube, in die Siegmund stürzte, der nichts Besseres um ihn verdient hatte.

König Rupprecht, der Pfälzer, bildete nur eine Episode. Er verzehrte in der Unmöglichkeit, seine Würde auf eine solide Macht zu begründen und in fruchtloser Einmischung in die Italischen Händel *) eine Kraft, die er nützlicher auf Consolidirung seiner reichsfürstlichen Gewalt verwendet hätte.

Darauf wieder ein Luxemburger, Siegmund, in gewandtem Geiste Karl IV. verwandt; dazu im Besitze Ungarns, Dalmatiens, Bosniens, bald auch Böhmens, Mährens,

*) Er lebte in den Ideen der früheren Kaiser. Es wäre rühmlich, wenn auch fruchtlos gewesen, hätte er gestrebt, zu werden, was sie waren. So aber versuchte er bloß, zu thun, was sie gethan hatten.

Schlesiens, Brandenburgs und der Lausitz. Doch nur in Böhmen und den innig damit verflochtenen Landen war diese Macht eine solid Begründete. Nur hier konnte sie sich mit den zu Erblanden gewordenen Oesterreichischen Besitzungen der Habsburger vergleichen. Anderwärts beruhte sie mehr auf Zufälligkeiten. Ungarn zudem ist nie zum Angriff gegen das Ausland zu gebrauchen gewesen. Es ist kein Eroberungssinn in diesem Volke. So vermehrte es nur die Wirren, in die Kaiser Siegmund kam.

Nun war es Luxemburgs Unglück, oder Schuld, daß es gerade mit den Reichen zerfiel, auf die allein es seine Macht stützen konnte und nie hat sich eine fürstliche Schlechtigkeit so bestraft, wie die von Siegmund an Huß Begangene. Sie rief die Hussiten hervor, welche Böhmen von den Luxemburgern losrissen, und eine Zeit lang Schrecken und Verwirrung über die Nachbarlande verbreiteten, ohne, trotz zahlloser Kriege und offener Ueberlegenheit des Kriegsmuthes, gegen Außen eine Eroberung machen, oder im Innern etwas Bleibendes gründen zu können. Damals ist die dereinstige Trennung Schlesiens von Böhmen zuerst vorbereitet worden, da Schlesien, das in das Treiben der Hussiten nicht eingehen mochte, lernen mußte, auf eignen Füßen zu stehen. Den Versuch Polens, Schlesien wieder an sich zu ziehen, vereitelte die Standhaftigkeit des Raths von Breslau (1440). In der That war das Deutsche Wesen zu tief gewurzelt in Schlesien, als daß dieses Land einem rein Slavischen Staate hätte folgen mögen.

Siegmund erkannte frühzeitig, daß ihm Brandenburg nichts nutzen konnte. Deshalb verkaufte er es an den staatsklugen Burggraf von Nürnberg, den Hohenzoller Friedrich. Nun erst erhielt Brandenburg wieder ein Fürstengeschlecht, das sein Interesse zum Eignen machte. Nun erst konnte es seine eigne Aufgabe erfassen, während es zeither fremden Zwecken nutzlos geopfert worden war.

Derselbe Siegismund übertrug, um Geld, die erledigte Sächsische Kur dem Meißnischen Markgrafen Friedrich dem Streitbaren. Eine neue Beraubung des Askanischen

Hauses. Auch von dieser Erwerbung mag man behaupten, daß sie dem erwerbenden Hause nicht zum Segen gediehen sei. Als Markgrafen von Meißen hatten diese Fürsten ihre politische Aufgabe nach Böhmen, den Lausitzen, Schlesien hin. Als Landgrafen von Thüringen hätten sie im Herzen Deutschlands, in Thüringen und Franken, eine Macht gründen können, die der wahre Schwerpunkt des Reiches geworden wäre. So aber wurden sie nutzlos in die unfruchtbaren Reichshändel verflochten und haben von einer redlichen Treue gegen eine undankbare Sache, der zu Liebe sie die Pläne des Landesherrn opferten, nur schlechten Lohn geerndtet.

Ebenderselbe Siegmund hat in dem Kriege, den er gegen die Habsburger führte und in dem er sie an den Abgrund des Verderbens gebracht zu haben glaubte, ihre im Bereiche der Schweiz gelegenen Stammgüter den Schweizern, die sie für das Reich erobert, um Geld überlassen. Die Habsburger haben das damals und später schmerzlich beklagt. Aber es gereichte zu ihrem Besten. Denn es entfernte die nächste Gelegenheit zu Argwohn und Zwist mit der Schweiz und machte es dem späteren Oesterreich möglich, in ein würdigeres Verhältniß zu der Eidgenossenschaft zu treten.

Die Habsburger bedurften der Uebung nicht mehr, die ihnen jene kleinlichen Dynastenhändel verschafft hatten. Sie waren auf eine größere Schaubühne berufen. Von dem Unglück, in das sie Siegmunds Glück und Haß gebracht und gegen dessen äußerste Vollendung sie das treue Tirol geschützt hatte, erholten sie sich bald, und gegen das Ende Siegmunds standen sie in so befreundetem Verhältnisse zu ihm, daß er selbst ihnen sein Erbe gönnte. Nicht bloß, daß Albrecht sein Eidam war — ein Band, das in Fürstenhändeln wenig bewirkt hat — er sah den Luxemburger Mannsstamm erlöschen, seine Pläne gescheitert, die Hoffnung aber bereit, daß das glücklichere Geschlecht vollenden werde, was seinem Stamme zu schwer gefallen war *).

*) Ob Habsburg oder Luxemburg siegen sollte, das scheint von dem Zufalle der Persönlichkeiten abgehangen zu haben. Ein mitwirkender

Albrecht zu Oesterreich ward sein Nachfolger; in Ungarn, in Böhmen, in Deutschland. Es ist aber bezeichnend, daß die Ungarn ihrem Könige zur Bedingung gemacht hatten, daß er die Deutsche Krone nicht annehmen wolle und erst mühsam zum Erlaß des Versprechens bewogen werden konnten. Es war ein Beweis ihrer Weisheit, daß sie erkannten, wie diese Krone ihren König nur an der treuen Pflege ihrer Interessen hindern könne, die ihnen wichtiger sein mußten, als der matte Glanz jener Krone. Albrecht hatte übrigens keine Gelegenheit, zu zeigen, wie er diese verschiedenen Interessen vereinigen werde. Ein frühzeitiger Tod raffte ihn dahin und sein Erbe folgte ihm nur in den Erblanden und in Deutschland. Wahrscheinlich ein Glück für Habsburg; denn ein Zeichen, daß der Besitz der andern Reiche noch nicht fest war. Jedenfalls war den Habsburgern der Besitz gezeigt worden; sie hatten den Anspruch erhoben; und dieses Geschlecht hat noch keinen werthvollen und der Ausführung irgend fähigen Anspruch aufgegeben.

In diesem Zeitraume machten sich die Slavischen Reiche vorzugsweise geltend. Böhmen rang sich durch Deutschland zu Glanz empor und versuchte sich darauf in Unabhängigkeit von Deutschland. Schlesien ergab sich seinem Schutze und blieb dadurch von Polen getrennt. Karl IV. erwarb den größten Theil der Oberpfalz; wodurch, sowenig diese Erwerbung Bestand hatte, doch ein neuer Anlaß zu künftigen Händeln mit Baiern gegeben ward. Gegen Meißen hin waren die Grenzen ohnehin bestritten und wechselnd. Wie Böhmen auch Brandenburg in seinen Bereich zog und wie und warum dieses Verhältniß nicht von Dauer sein konnte, ist gemeldet worden. Mähren blieb, wenngleich zuweilen unter eignen Fürsten, der treue Nachtreter Böhmens; doch zeigte es, bei geringerer Kraft, mehr Lust zur Ruhe. — Ungarn ward von inneren Parteiungen zerrissen, von An-

---

Grund war jedoch, daß Habsburg seine Macht auf Deutsches, Luxemburg die Seine auf Slavisches Wesen stützte.

fällen der Türken bedroht. Dennoch bewies es sich dabei den Nachbarn zwar ungefährlich, aber ihrer Achtung würdig. Seine Könige nahm es aus verschiedenen Häusern, ohne daß dies für das Ausland wichtige politische Folgen hatte, da die Verfassung und der Charakter Ungarns dieses Land vor der Gefahr bewahrten, fremden Zwecken zum Opfer gebracht zu werden. Nur Rothreusen verlor Ungarn an Polen, damit Ludwig von Anjou der Polen König werden könne; doch verloren die Ungarn damit nichts ihnen Eignes. Die zufällige Verbindung mit Polen selbst ward ebenso zufällig (1382) wieder aufgelöst. — Polen erreichte unter den Jagellonen, seit der Vereinigung mit Lithauen, den Gipfelpunkt seiner Macht, der jedoch erst im folgenden Zeitraume erstiegen ward. Rußland beugte sich vor den Polen und vor dem Orient.

Es ist aber in all diesen Slavischen Händeln weder Einheit erzielt, noch etwas Bleibendes von weiterer Ausdehnung begründet worden. Diese Völker schwankten jederzeit zwischen inneren Händeln, die ihre Blicke vom Auslande abzogen, oder indolenter Erschlaffung.

Zwischen Deutschland und Italien erhob sich die Schweiz, die bald für die Französischen und Italischen Händel so wichtig werden sollte. Die Lotharingischen Länder, die früher zwischen Deutschland und Frankreich vielfach geschwankt hatten, begannen jetzt, das bessere Theil zu ergreifen und sich selbst zu vertrauen. Die Waldstätten widersetzten sich den Bedrückungen Habsburgischer Voigte und dem Bergvolk gelang es, seine Freiheit zu schützen und im Kampf dafür Ruhm zu erndten. Dort wo die Natur in einsamen Thälern, um Seen und auf Bergen die Ortschaften so geschieden, die Interessen so getrennt hat, ward es bald fühlbar, wie dieses Volk keiner höheren Centralmacht zu seinem Glücke bedürfe und bald schlossen sich Landschaften und Städte einem Verhältnisse an, das unnöthigen Druckes entband. Sie wollten auch ferner zum Reiche halten. Aber es ergab sich, daß, wer weder dem Kaiser, noch einem Reichsfürsten eigen war, noch wie die inneren Reichsstädte, in das Reich verflochten, des Reichsschutzes bedurfte, sich allmälig losmachen müsse von

diesem Verbande. Bald wurden die Schweizer nur als Verbündete wichtig.

Auch Italien befestigte seine Unabhängigkeit durch Begründung zahlreicher einzelner Herrschaften. Das Ausland versuchte nicht mehr, es direct zu bezwingen, aber der indirecte Einfluß blieb nicht aus und die Unternehmungen, die nicht mehr gegen das Ganze gerichtet waren, fanden bei dem Einzelnen desto öftere Nahrung. Sicilien verjagte die Franzosen (1282), aber nur um sich Spanischer Herrschaft zu ergeben, die, bei größerer Wahlverwandtschaft der Völker, einen tieferen Einfluß auf Italien gewonnen hat, als jemals die Französische. Neapel behielt noch lange Zeit wechselnde, unglückliche Erben des Französischen Hauses, bis es endlich (1435) gleichfalls an Aragonien fiel. In diesen Händeln wurden die Blicke der Spanier auf das Ausland gelenkt. — Die Päbste mühten sich um weltliche Herrschaft, um Versorgung ihrer Nepoten und in kleinen Intriguen ab. Der Römergeist verließ sie so gänzlich, daß sie, Französischem Einfluß erliegend, für lange Zeit sogar ihren Wohnsitz zu Avignon aufschlugen. Frankreich mochte den Vortheil, die Päbste zu beherrschen, wohlfeil zu erkaufen glauben, wenn es ihnen den Comitat überließ. Das Land blieb deshalb doch Französisch und gewann keinen eignen politischen Charakter, am Wenigsten einen Feindlichen. Aber wenn auch Frankreich die Päbste beherrschte, so war dies doch nur bei Nebensachen von Vortheil. Die Welt durch die Päbste zu beherrschen, gelang ihm nicht. Denn die Macht der Päbste beruhte auf der Bedingung, daß sie zu Gunsten des Pabstthums, die Macht des Pabstthums auf der, daß sie zu Gunsten der Römischen Kirche verwendet werde. Pabstthum und Römische Kirche aber wurden schon allmälig von der Zeit abwärts gedrängt. Auch würden die Päbste jenen Aufenthalt gewiß nicht gewählt haben, wenn sie dabei hätten befürchten müssen, daß ihre Zwecke fremden Zwecken zum Opfer fielen. In den Tagen Napoleons haben sie bewiesen, wie beharrlich sie gegen Zwang zu protestiren wußten.

Uebrigens war es nicht eben ein politischer Fehler, daß

sie Rom verließen. Denn es war damals wenig für sie in Italien zu thun und ihr Ansehen konnte in den örtlichen Unruhen mannigfach compromittirt werden. Italien bedurfte ihrer nicht mehr als Führer der Opposition gegen auswärtige Macht. Zwar um Neapel und Sicilien stritten sich Französische und Spanische Prinzen. Aber man war seit Langem daran gewöhnt, diese Länder von dem übrigen Italien getrennt zu denken. Und dem ganzen Streite lagen mehr Privatzwecke, als politische Interessen zum Grunde. Die Regierung Neapels ist in allen Zeiten dieselbe geblieben, mochte das Gouvernement nun aus Frankreich, Spanien, oder Oesterreich stammen. Die Deutschen Könige kümmerten sich wenig um Italien, weil sie im eignen Lande genug zu schaffen hatten. Kaum daß sie einen formellen Besuch machten, die unfruchtbare Ehre der Kaiserkrone zu holen. Die Zeit des Praktisch-Nützlichen *) näherte sich und Karl IV. war unempfänglich für die Größe der ewigen Roma. Oder wenn Deutsche Könige sich doch in Italische Händel mischten, da geschah es ganz im Gegensatz zu den großen Bestrebungen ihrer Vorgänger; da wollten sie nur ihre Mittel verstärken zur Verfolgung ihrer Zwecke in Deutschland. So gewann in Italien die Ghibellinische Partei fast die Oberhand über die Guelfische; oder vielmehr beide Namen veränderten abermals ihre Bezeichnung und wurden nur der Ausdruck für zwei entgegengesetzte Parteien, deren Idee in jedem Staate eine Andre und deren Zweck nur die Herrschaft der Partei in dem einzelnen Staate war. Kühne Feldherren trachteten nach Errichtung eigner Reiche, die sie meist tyrannisch beherrschten, und wo auf dem unsichern Throne ein Usurpator dem Andern folgte. Freiheitslustige Städtebürger gefielen sich im republikanischen Treiben. Eine thatkräftige Zeit strebte durch Handel und

*) Auch dies kann durch höhere Ideen geweiht werden und wird erst dann wahrhaft fruchtbringend für Adel und Glück der Menschheit. Damals kannte man keine solche Weihe, da die Ideen, welche das Mittelalter bewegt hatten, bereits krankten und verdarben. Darum war Alles so gemein und so nüchtern.

Gewerbsfleiß zu Reichthum, durch Kunst und Wissen zur Bildung auf.

Noch im Namen des Reichs, aber für eigne Zwecke wirkte Ezelin da Romano; vielen glücklicheren Nachfolgern das Beispiel gebend. Rudolph von Habsburg verkaufte den Lombardischen Städten die Reichsrechte, die das Reich nicht mehr üben konnte, noch mochte. — Die Stadt, in der ein kluges Geschlecht die Macht zu erringen und in ihrer Uebung das gemeine Interesse mit dem Seinigen zu versöhnen wußte, ward blühend und groß. So haben die Medicis klug und allmälig eine Herrschaft in Florenz begründet, in deren Verlauf Florenz zu Toskana wurde. Das Anschließen dieser Herrschaft an die wechselnde Zeit, ihre Annäherung an die in den übrigen Staaten waltenden Grundsätze hat ihre Dauer bewirkt. Im Anfang waren die Medicis gemäßigte Volksführer, der Ausdruck der Bürgerpartei, des Tiers parti, jener Tage. — Nicht ein einzelnes Geschlecht, aber die Vereinigung der edlen Geschlechter in dem gemeinsamen Interesse der Herrschaft hat Venedig gehoben. Die äußere Politik ist das Hauptfeld der Aristokratie *). Darum ist Venedig in Erweiterung seines Gebietes so glücklich gewesen. Aber nur was es in der Nähe erwarb, wo also bleibende Interessen die Vereinigung stützen konnten, war von längerem Bestande. Ebenso konnte eine Verfassung, die auf ganz eigenthümlichen, dem allgemeinen Charakter des Zeitlebens fremden Grundsätzen beruhte, zu deren Behauptung es einer immer größeren Ver-

*) Weil die Aristokratie ihren Geist von Jugend auf in der Richtung darauf erhält und weil sie die Grundsätze, oder vielmehr den Gesammtcharakter derselben, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Zeugniß giebt Roms Senat, Venedig, das britische Oberhaus, Oesterreich. Frankreichs Diplomaten sind nur geschickt in Durchführung des einzelnen Geschäfts. Darin können die Russischen mit ihnen wetteifern, die noch den Vorzug größerer Sorgfalt und Gleichmäßigkeit vor ihnen haben. Dafür merkt man es der Russischen Politik an, daß sie nur von einzelnen aus der Politik hervorgegangenen, aber in den Dienst der absoluten Monarchie getretenen Männern, und nicht von einer organisirten aristokratischen Gewalt geleitet wird.

künstlichung der Einrichtungen bedurfte, nicht von ewiger Dauer sein, am Wenigsten lange Zeit hindurch in wahrer, geistvoller Kraft bleiben. — Genua hatte in thatkräftiger Anstrengung dieselben günstigen Zeit- und Handelsconjuncturen mit gleichem Erfolge für Reichthum, Macht und Besitz benutzt, deren Venedig sich erfreut hatte. Aber mehr noch als Venedig gefiel es sich in Erwerbung von Besitzungen, die nur zufällig, nicht nothwendig sein eigen, folglich dem Verluste von Anbeginn ausgesetzt waren. Ebenso kam weder ein einzelnes Geschlecht, noch eine Partei, noch eine künstliche Verfassung auf *); sodaß das Innere des Staats einem steten, unruhevollen Wechsel ausgesetzt blieb, der oft auch die äußere Unabhängigkeit gefährdete. — Usurpatorische Herrschaft tyrannischer Kriegsführer wechselte in Mailand, das seinen Einfluß auf die Lombardei fortwährend behauptete; stand aber doch dem feudalisch-landesherrlichen Charakter näher, als dem republikanischen Wesen, wozu die größere Verbindung mit dem Reiche beitragen mochte. Deshalb bildete sich dort mehr eine Landesherrschaft, als ein Stadtregiment. Der Charakter der Herrschaft aber und ihre Erwerbungsweise bereitete den dereinstigen Uebergang des Landes in auswärtige Hände vor; was für Toskana die bessere Pflege, welche die Medicis den inländischen Interessen angedeihen ließen, verhinderte. — Wahre, reine Landeshoheit bildete sich, unter dem Scepter eines angestammten Fürstengeschlechts, in Savoyen aus, dessen Fürsten frühzeitig die Wichtigkeit der Lage ihres Gebiets erkannt, sich bei den Römerzügen und den Schweizer-Händeln wichtig gemacht und auf Kosten beider Parteien, die Beide ihren Beistand suchten, vergrößert hatten. Dieses Verfahren, was in den damaligen Verwirrungen so glücklich war, ist auch in viel geordneteren Zeiten nicht ohne Erfolg gewesen. Doch ward es schwieriger, je mehr die Nachbarn zu Kraft und Einsicht erstarkten und ein Fehler war es, daß die Savoyen ihre Erwerbungspläne mehr

*) Letztere hätte wenigstens für einige Zeit die innere Ruhe und das planmäßige Verfahren gegen Außen verbürgen können.

auf Helvetische und Französische, als auf Italische Kreise richteten. Denn Erwerbungen der letzteren Art würde ein sichrerer Bestand zu versprechen gewesen sein, als denen der Erstieren war und ist.

Die bisher erwähnten vier Schattirungen wiederholten sich in den kleineren Staaten Italiens, und bestimmten ihr Schicksal. Die Republiken giengen meist in Größere auf, um so schneller, je ungeordneter ihre Verfassung war. Usurpatorische Einherrschaften blieben ein Kampfpreis der Kriege und Parteiränke. Wo wahre Landesfürstliche Gewalt allmälig einwurzelte, da war Dauer und die Anhänglichkeit des Volks führte oft die vertriebene Herrscherfamilie auf den Boden der Väter zurück. So hat auch die Erhaltung einfacher, patriarchalischer Verfassung und die der unbefleckten Redlichkeit nie entgehende Achtung die Republik San Marino, mehr als ihre Unbedeutendheit, durch alle Stürme der Zeiten gerettet. — Ragusa, das durch Tapferkeit sich in wilden Umgebungen Achtung, Ruhe und innere Unabhängigkeit errungen hatte, gehörte, nicht seinem Volkscharakter, aber seiner Stellung nach, mehr dem Dalmatischen, als dem Italischen Kreise an. Dem Erobererſinn wäre dort ein reiches Feld, aber auch die Möglichkeit des gänzlichen Unterganges geöffnet gewesen. Das fleißige, friedliche Volk errang kein großes Gebiet, aber Reichthum und selbst bei den Türken Achtung. Ragusa ward politisch wichtig, als Venedig seine Pläne auf jene Gegenden zu richten begann. Allerdings war der Gedanke nicht so unglücklich, daß Italien am sichersten hoffen könne, über Illyrien nach Dalmatien hin seine Grenzen zu erweitern, wo Handel und Bildung die Herrschaft gründen, Kriegskunst und Politik sie befestigen, natürliche Lage der Länder und alte Erinnerung der Völker sie verschmelzen könnte. Nur lag Venedig zu entlegen *); es war zu sehr von andern Hindernissen beschäftigt; es ergriff jenen Gedanken erst dann mit Eifer, als es dort bereits der übergewaltigen Kraft der Türken begegnete.

*) Für die Landherrschaft nehmlich.

Denn diese rückten allmälig in den Südosten Europa's ein, für den sie so wichtig werden sollten. Nachdem sie die Kleinasiatischen Besitzungen der Griechen erobert, giengen sie nach Europa über, durchstreiften Thracien und Macedonien, eroberten (1360) Adrianopel zum vorläufigen Sitze ihres Europäischen Reichs, übten sich von da aus in mühevollen Unterjochungskämpfen wider die streitbaren Servier und Bulgaren, unterwarfen Bosnien und nahmen eine Stellung ein, die der eines furchtbaren Belagererheeres glich, das sich vor einer schlechtbewehrten Festung in einem Lager verschanzt hat, von wo aus es theils der Festung imponirt, und ihre letzten Schutzmauern untergräbt und umstürzt, theils jeden Versuch der zum Entsatz herbeieilenden Alliirten auf eine Weise zurückschlägt, die Schrecken vor seinem Namen verbreitet. Konstantinopel war die Festung, der planlose, ungeordnete Angriff auf die Belagerer ward meist von Ungarn, aber schlecht geleitet. Ungarn hatte keinen nachziehenden Rückhalt; wohl aber hatten ihn die Türken damals noch; folglich konnte auch ein über sie erfochtener Sieg die Gefahr nur verzögern, nicht aufheben.

So bereitete sich also im Südosten Europa's eine neue Staatenverflechtung; damit auch diese Theile eine Wichtigkeit für Europa erlangten, die ihnen das Griechenthum bis zu seinem Ausgange entzogen hatte. Dorthin wurden die Blicke Ungarns, der Völkerschaften in Dalmatien, Bulgarien, Servien, bald auch die Venedigs, Polens, Oesterreichs gelenkt.

Ebenso trat im westlichen Staatensysteme eine von den übrigen Zeithändeln unabhängige Verwickelung hervor; die planlos in ihrem Zwecke, zur Vermehrung der allgemeinen Wirren, aber auch zur Bildung der davon betroffenen Staaten für die neue Richtung und zur Erfüllung vieler Geschicke nicht wenig beigetragen hat.

Die Kämpfe zwischen England und Frankreich hatten ihren eigentlichen Vernunftgrund lediglich darin, daß Frankreich nicht auf die Dauer eine fremde Macht im Besitze wichtiger Provinzen seines Naturgebietes lassen konnte, und daß auf der andern Seite England, wenn es einmal

im Besitze war, sich des natürlichen Strebens nach dessen Erweiterung nicht erwehren konnte. Daß dieses letztere Streben den Anfang des Kampfes machte, floß aus dem factischen Umstande, daß England eine Periode innerer Ruhe und Kraft zu einer Zeit hatte, wo Frankreich unter schwachen Fürsten an inneren Parteiungen litt. Die Edwards benutzten diese Zeit, um Frankreich wiederholt in den Staub zu beugen, ohne es wahrhaft unterwerfen zu können. Sie gewannen die Schlachten von Crecy (1346) und Poitiers (1356), legten den Franzosen schmähliche Bedingungen auf, schürten alle inneren Zwiste an, unterstützten alle ehrgeizigen Vasallen; aber stets fand die natürliche Bestimmung Frankreichs einen Ausdruck, einen Anhalt; stets fand sich ein Führer, der jene auch mit dem Leichtsinne der Franzosen vereinigte, geschmeidige Zähigkeit besaß, der auch an der verzweifeltsten Sache nicht verzweifelte und den Augenblick ausharrte, wo auf einmal, bei einem Nachlassen der vorübergehenden Gründe fremder Obergewalt, sich Frankreich in seiner ganzen Größe wiedererhob und den Beweis gab, daß das Unmögliche nicht möglich werden kann. Was Karl V. noch als Dauphin, gegen die Edwards war, das wurde Karl VII., anfangs gleichfalls als Dauphin, gegen die Heinriche. Umsonst die siegreiche Schlacht bei Azincourt; umsonst ward Heinrich V., nachdem des Dauphins geistesschwacher Vater und herzlose Mutter Diesen enterbt, zum Regenten von Frankreich ausgerufen; umsonst eroberten Talbot und die andern Feldherren Heinrich VI. fast ganz Frankreich, daß Karl VII. wenig mehr als Orleans blieb. Konnte ein Mann zugleich König von Frankreich und von England sein? Eins oder das Andere hätte Provinz werden müssen und Keins konnte Provinz bleiben. Die Heinriche fühlten die Schwäche ihrer Gewalt in Frankreich gar wohl: darum blieb der Sitz ihrer Herrschaft in England und Frankreich ward nur als erobertes Land im Gehorsam erhalten. Als nun auch für England die Periode innerer Verwirrungen anbrach, da trat die Natur in ihre Rechte und in kurzer Zeit sah England alle seine

neuen Eroberungen in Frankreich, und mehr als Diese, sich entrissen.

Mithilfe des Sturzes, wie der Wiederaufrichtung, war Burgund geworden, durch dessen Gründung König Johann (1363) einen Fehler gemacht hatte, der seinem Hause theuer zu stehen kam, der aber doch auch seine nützlichen und gewichtigen Folgen gehabt hat. Für Frankreich, indem das neue Verhältniß der Politik den nachfolgenden Regierungen die Richtung auf die allmälige Wiedererwerbung dieser indeß durch eigne Kraft erweiterten Lande gab. Für Europa, indem durch Burgund ein wichtiger Theil der Lotharingischen Erbschaft eine neue Organisation erhielt und den bevorstehenden Kämpfen zwischen Habsburg und Frankreich ein gemessenes Ziel gegeben ward.

Burgund war durch Aussterben des alten Hauses an die Krone Frankreich zurückgefallen. König Johann verlieh es seinem jüngeren Sohne Philipp, der durch Heirath Flandern, Artois, Mecheln und Antwerpen damit vereinigte. Dessen Sohn Johann erwarb auf gleiche Weise die Ansprüche auf Holland, Seeland und Hennegau, die unter seinem Sohne, Philipp dem Guten, verwirklicht wurden, der überdem Namur, Lothier, Brabant, Limburg, Luxemburg durch Gold, Erbschaft und Vertrag, erlangte. Die damalige Zeit hat die späteren politischen Verhältnisse der Niederlande begründet. Für das Haus Burgund konnte es vielleicht klüger scheinen, wenn es seine Pläne mehr, wie später die Philippe von Orleans, auf den Französischen Thron gerichtet hätte. Für Europa war es wichtiger, daß sie diese zerstückelten — und doch in ihrer Zerrissenheit so blühenden — Lande in einer Hand vereinigten. Um so mehr, da dabei das Streben nach Selbstständigkeit dieser Lande nur genährt, ihnen das Gefühl erhalten ward, sie seien fähig, eine eigne Macht zu bilden. Darum war es wichtig, daß sie weder in der gänzlichen Zerrissenheit verblieben, in Folge deren sie in der Periode der Vergrößerungssucht nach und nach von mächtigeren Staaten verschlungen worden wären; noch gleich damals einem Groß-

staate anheimfielen, der sie zur untergeordneten Provinz gemacht und als Solche behauptet hätte.

Im Uebrigen festigte Frankreich seine Einheit, indem es Champagne und Navarra *) (1285), die Dauphiné (1349), endlich, nachdem die Unglücksperiode der Engländer gekommen war, deren Normännische Besitzungen, mit alleiniger Ausnahme von Calais, erwarb. Letzteres mußte ein Zielpunkt für ferneres Streben bleiben, das seinen Zweck um soviel später erreichte, als Calais fester als andre Plätze war.

Diese Kämpfe zwischen Frankreich und England haben übrigens ihre große politische Nachwirkung gehabt, indem sie beide Staaten in die nächste Berührung brachten, sie vielfach in einander verflochten, und lange Zeit die Nothwendigkeit eines fortwährenden offenen oder geheimen Kriegsstandes zwischen ihnen als eine Art von politischem Glaubenssatz erscheinen ließen. Ein Dogma, was allerdings im Allgemeinen falsch war, da beide Staaten, weit entfernt davon, nicht zu vereinigende Zwecke zu verfolgen, gerade vorzugsweise Aufgaben hatten, die recht gut neben einander bestehen konnten **); das aber doch in den vorübergehenden Momenten, wo sie in der That gegründete Ursache hatten, sich zu bekämpfen, diesem Kampfe in dem verjährten Nationalhasse und den eingewurzelten politischen Vorurtheilen eine kräftige Stütze verschaffte.

England, nachdem es Wales unterworfen, obwohl noch lange Zeit nur ein widerwilliges Besitzthum in diesem Asyl des alten Britenthums bewahrend, versuchte zu früh, durch Eroberung Schottlands die ganze Insel unter einem Scepter zu vereinigen. Wäre es ihm damals gelungen, dem

---

*) Dies nur für kurze Zeit. Da das Salische Gesetz in Navarra nicht galt, so kam es durch Erbtöchter wieder in fremde Hände. Ludwig XIV. würde es fester gehalten haben.

**) Darum war ein aufrichtiger Friede zwischen Frankreich und England möglich, als die Normännischen Besitzungen mit Frankreich, die Schottischen Lande mit England vereinigt waren. Darum hörten Argwohn und Zwist auf, als Frankreich den Plan der Universalmonarchie aufgab.

Geiste jener Zeit gemäß würde man Schottland behandelt haben, wie man später Irland behandelte. Darüber wäre Schottland zurückgeblieben und doch keine Einheit der Gesinnung bewirkt worden. Beide Reiche mußten getrennt bleiben, bis Beide zu einer Stufe gereift waren, wo Einsicht und gegenseitige Achtung es möglich machten, in ein auf Gleichheit der Rechte gegründetes Verhältniß zu treten. Für Schottland war der Angriff, der ihm seine Selbstständigkeit zu rauben drohte, nur günstig. Die raue Kraft, die sich bis dahin in verworrenen Zwistigkeiten verzehrt hatte, gewann nun ein edles Ziel in mannhafter Vertheidigung gegen den feindlichen Nachbar und fügte sich williger einer in Einheit geordneten Führung. Seit der Kampf einen würdigen Grund hatte und im Frieden die Ordnung befestigt ward, bildeten und bewährten sich Helden und Volksgeist. Aber mitten in diesen Kämpfen setzten sich mehr und mehr Sächsische Geschlechter in Schottlands Niederlanden fest, die Regierung gieng in die Normännischen Grundsätze und Sitten ein; näherte sich durch Frankreich der Politik des übrigen Europa und das Galenthum zog sich auch hier in die Hochlande zurück. Schottland ward übrigens nur das Werkzeug, durch welches Frankreich den Rücken Englands bedrohte, und solange Schottland mit England in Zwist war, bestand die natürlichste Bundesgenossenschaft zwischen Schottland und Frankreich, die es geben kann. — Wie England darauf in die Französischen Kriege gerathen und wie es ferner in innere Händel verfallen, ist erwähnt worden. Seine Zeit war noch nicht gekommen.

Von den übrigen westlichen Staaten hielt sich Spanien auf gleichem Standpunkte, während sein Culturleben vorschritt. Noch waren die Mauren in Granada stark genug, ihren gänzlichen Sturz zu verhindern, aber lange schon zu schwach, das Verlorene zurückzuerobern. Diese Pause veranlaßte in Castilien innere Unruhen; in Aragonien ermuthigte sie zu auswärtigen Unternehmungen, wodurch die Balearen, Neapel, Sicilien und (1326) Sardinien erlangt wurden.

Portugal, das seit 1253 auch Algarbien mit sich

vereinigt hatte, bewahrte seine Unabhängigkeit von dem Castilianischen Joche, indem das Volk Johann I. (1385) auf dem Throne erhielt. Damals schon bewährte sich der Widerwille der Portugiesen gegen die Spanische Herrschaft und bildeten sich die Keime eines Nationalhasses, der die stammverwandten Bewohner der Pyrenäischen Halbinsel bis auf unsre Tage entzweien sollte. Ist diese Trennung unnatürlich? und wird sie deshalb im Verlaufe der Zeiten verschwinden, sodaß dort ein einiges Reich besteht? Allerdings ist nicht mehr ursprünglicher Grund vorhanden, warum gerade die Portugiesischen Provinzen von Spanien getrennt sein sollten, als sich bei Catalonien, bei Valencia, bei Navarra, bei den Baskischen Provinzen finden würde. Aber in Spanien scheint überhaupt die Getrenntheit seiner Provinzen; deren so verschiedenartige Lage; die Eigenthümlichkeit, wonach der eine Küstenstrich auf die Verbindung mit England und Frankreich, der Zweite auf die transatlantischen Länder, der Dritte auf die Beziehungen zu Italien und Afrika verwiesen ist; ferner die merkwürdige, aus verschiedenartigen Elementen erwachsene und doch zur innigen Verwandtschaft gereifte Zusammensetzung seiner Bevölkerung; der Sinn des Volks, der sowohl von den Germanen, als von den Mauren eine Stimmung angenommen hat, die zur Unabhängigkeitsliebe hinzieht; endlich die Geschichte, die aus den Tagen der Trennung soviel Ruhmvolles berichtet, worauf das stolze Volk mit Selbstgefühl schaut; dies Alles scheint in Spanien eine solche Verfassung als die Geeignetste zu bezeichnen, wo die einzelnen Theile, statt in jeder Beziehung von einem Centralpunkte abzuhängen, vielmehr in selbstständigem Leben sich entwickeln und vielleicht nur, zur Handhabung inneren Friedens und zur gemeinsamen Vertheidigung gegen das Ausland, in einer völkerrechtlichen, oder staatsrechtlichen Verbindung stehen. Gerade dieses Land wird die reiche Entwickelung, deren es fähig ist, nicht auf dem Wege Frankreichs, wohl aber auf dem Wege des alten Griechenlands, des Italiens gegen Ende des Mittelalters, der Niederlande in noch späterer Zeit, oder Englands, erwarten können. Nicht aus Einheit der Herrschaft, sondern

aus Mannigfaltigkeit der Richtungen; nicht aus Zusammendrängen der Lebenskraft, sondern aus allseitiger Vertheilung derselben muß sie ihm aufgehen. Der Widerwille, den Portugal jederzeit, seit es einmal getrennt war, gegen die Wiedereinverleibung in die Spanische Herrschaft gezeigt hat, beweist, wie richtig das Volksgefühl den Werth dieser Trennung schätzt. Zu den veranlassenden Ursachen derselben gesellt sich nun auch die Heiligung, welche die Jahrhunderte ihrem Bestehen gegeben haben. Die Kraft, die Portugal, zuweilen den soviel größeren Nachbar überragend, während der Trennung entfaltete, lehrt, was Spanien in seinen Theilen zu leisten vermag, wenn Diese auf eignen Füßen stehen. Den Wunsch nach einem gleichen Verhältnisse hat Catalonien wiederholt geäußert. Die Baskischen Provinzen empfinden ihn, ohne ihn zu erkennen. Die Nachwirkung des ganzen Verhältnisses zeigt sich selbst in den großen Erfolgen, die in den neueren und neuesten Zeiten, in Spanien, wie in Südamerika, die Provinzialjunten gehabt haben. — Portugal, nachdem seine Unabhängigkeit entschieden war, wendete sich ab von Spanien und von den ihm gleichgiltigen Arabern auf Handel und Schiffahrt, wozu seine Lage und vielleicht phönizische Stammneigung anreizte.

Neben den Deutschen Staatshändeln und denen im Südosten und im Westen Europa's, bewährte sich der Geist des Jahrhunderts auch in den nördlichen Ländern, deren politische Beziehungen an innerer Bedeutung gewannen. Die drei Skandinavischen Reiche sehen sich unter der Königin Margaretha, (1388) zu einem Reiche verbunden und die Calmarische Union (1397) sprach diese Vereinigung als eine für ewige Zeiten Geltende aus. Es schien dieses Verhältniß wenigstens dadurch verbürgt zu sein, daß man nicht die Gründung eines Centralreichs beabsichtigte, sondern die Beibehaltung der besonderen Rechte und Freiheiten jedes Staats verhieß. Allein theils lag die starre Festhaltung dieses Versprechens nicht in dem Charakter einer gewaltthätigen Zeit; theils mochten die aufstrebenden und feurigen Schweden am Wenigsten geneigt sein, sich einer Herrschaft zu unterwer-

sen, deren Sitz in Dänemark sein sollte; theils endlich gebricht es in der That in Skandinavien an einem Mittelpunkte, zu dem alle Theile auch nur in der Art in natürlicher Unterordnung ständen, wie es selbst bei den Mitgliedern eines Staatenstaates, eines Bundesstaates, ja eines Staatenbundes sein muß. Die drei Reiche richteten, vereinigt und noch durch den Erbbesitz von Holstein verstärkt, nicht mehr, ja viel weniger aus, als früher Dänemark, später Schweden allein vermocht hat. Dänemark ward durch Holstein in norddeutsche Händel verflochten und hatte oft das Gewicht der Hansa zu fühlen. Norwegen blieb in der vom Geiste kräftiger Naturfreiheit gestählten Ruhe und Abgezogenheit von den Europäischen Händeln, die seine Lage begünstigte, seit die Zeit der Abenteuer und Seekönige vorüber war. Schweden rüttelte an seinem Joche. Es wollte seine Kraft allein und unabhängig haben; denn es fühlte, daß es sie dann zu gebrauchen wisse. —

Die Finnischen Länder an der Ostsee waren indeß dem grausamen Loose anheimgefallen, von einer seltsamen kriegerisch-geistlichen Aristokratie unterjocht zu werden; deren Herrschaft fortwährend drückend sein mußte, weil eigenthümliche Verfassung der Beherrscher, eine Verschmelzung derselben mit den Beherrschten, eine Aufbildung des Volks nach dem Geiste der Führer, eine Umstimmung der Führer nach dem Sinne des Volks, nicht zuließ. Die Deutschen, die König Heinrich gegen die Wenden führte, sind mit ihnen zu Meißnern, die Normannen, mit denen König Wilhelm den Sachsenthron stürzte, mit Sachsen, Dänen und Briten zu Engländern verschmolzen. Aber die Preußen konnten nicht Deutsche Ritter, die Liefländer, Kurländer, Esthländer nicht Schwertbrüder, sondern sie konnten nur die Leibeignen dieser Orden werden. Zudem war die innere Verfassung wohl auf tapfere Bestehung von kriegerischen Gefahren, wie sie auf Kreuzzügen begegnen mochten, nicht aber auf Staatsregierung und Staatshändel berechnet. Darum zogen die Ritter auch meist in ihren Verhältnissen zu geordneten Staaten den Kürzeren.

So sehen wir im Ganzen in dieser Zeit die Kräfte, welche das Mittelalter belebt, die Säulen, die es gestützt hatten, sinken; jedoch nicht ohne daß die Bildung einer neuen Zeit schon als herannahend erkannt werden könnte, in welcher auch die auswärtigen Verhältnisse der Staaten ein größeres Gewicht erlangen sollten.

§. 16.

Fortsetzung.

Vorbereitung.

Das funfzehnte Jahrhundert hat an dem, was im Sechszehnten geschehen ist, leicht mehr Antheil, als dieses selbst und sicher größeres Verdienst dabei. Es hat den Samen zu der reichen Erndte gelegt, die später gemacht wurde. Allerdings handelte es sich in ihm nur um eine Vorbereitung des Kommenden, das erst auftreten konnte, als Zeit und Verhältnisse reif waren. Aber bei dieser Vorbereitung ist mit größerem Geschick verfahren worden, als später bei der Benutzung; und es ist ein merkwürdiger Umstand, daß dasselbe Jahrhundert vier Fürsten sah, die so ganz dafür gemacht waren: Ludwig XI., Ferdinand den Katholischen, Matthias Corvin und Heinrich VII. *), alle Vier verwandten Charakters, Alle vom Geschlecht des Macedonier Philipp.

Deutschland gehörte Keiner von diesen Fürsten an. Aber der Geist des Hauses hat Habsburg stets ersetzt, was seinen einzelnen Gliedern abgieng, und die Zeitlage schrieb selbst vor, was zu thun war. Auch war Friedrich III. für seine Verhältnisse nicht unbedingt ungeeignet. Zwar gebrach es ihm an der ränkevollen Gewandtheit und der eifrigen Thatkraft jener Fürsten. Sie bedurften auch deren mehr, da sie in Verhältnissen lebten, wo es sich für sie um Sein oder Nichtsein handelte. Für Friedrich III. dagegen

*) Es wird sich später ergeben, warum ich Georg Podiebrad nicht in eine Reihe mit diesen Männern gestellt wissen mag.

war es das Beste, die Verhältnisse walten zu lassen und er hatte ganz den ruhigen, ausharrenden Sinn dazu. Dabei jenes den Habsburgern eigenthümliche, feste Vertrauen auf ihre Würde und auf das Glück ihres Hauses, das sie abhält, um Kleinigkeiten zu hadern und bei jedem Fehlschlagen zu verzweifeln. Doch ließ er nicht etwa eine Gelegenheit vorübergehen, die Erbmacht seines Hauses zu erweitern, oder ihre Vergrößerung für die Zukunft vorzubereiten. Auch für die Deutschen Verhältnisse war er geeignet, da er sich mit dem Möglichen bescheiden konnte, und nicht nach dem Unerreichbaren trachtete. Alles in Deutschland drängte auf Erhebung der Landeshoheit. Wie kann man glauben, daß die Erfüllung oder Nichterfüllung dieser Bestimmung von dem Charakter eines Einzelnen abgehangen hätte? Hat denn Karl V., der mit ganz andern Kräften in den Streit trat, oder hat Ferdinand II. das Ziel erreicht? Nur Verwirrungen und Elend hat das fruchtlose Streben bereitet und die Gegenpartei veranlaßt, ein Verhältniß, was sich *factisch* gebildet hatte, und bei fernerer Fortbildung *auf diesem* Wege leicht zu etwas Edlerem hätte führen können, durch staatsrechtliche Normen, durch Vertrag und Gesetz, zu sanctioniren, deren Fortbildung schwerer ist und durch das allseitige Festhalten an starrer Stabilität verhindert ward.

Es könnte scheinen, Friedrich III. habe eine treffliche Gelegenheit zur Vermehrung seiner Erbmacht ungenutzt vorübergehen lassen, als er die ihm angetragene Böhmische Königskrone ausschlug. Aber er handelte dabei in weiser Vorsicht, wie Herzog Albrecht von Baiern, der vor ihm das Gleiche that, in Gerechtigkeit handelte. Böhmen in seinem damaligen von Parteiungen zerrissenen Zustande — unwillig, beherrscht zu werden, unfähig, sich selbst zu beherrschen und doch stark zum Trotz — war kein Besitzthum für einen Fürsten, der nicht Erbmacht und äußere Stützpunkte genug besaß, um es als eine schätzbare, aber leicht im Zaume zu haltende Provinz behandeln zu können. Friedrich als König von Böhmen hätte sich ganz den Böhmischen Händeln widmen müssen und hätte darüber die Gelegenheit zu wichtigeren

Vortheilen versäumt, vielleicht ohne in Böhmen etwas Solides zu erndten. Böhmen mußte unabhängig bleiben, oder einem größeren Staate zufallen. Die ehemals so übliche Vereinigung mehrerer, in keiner natürlichen Verbindung begriffener, ungefähr gleichmächtiger Staaten hat in der Regel allen Theilen geschadet. Uebrigens verlor Friedrich weder die Böhmischen, noch die Ungarischen Händel aus den Augen; obwohl er die erstere Krone ausschlug und die Letztere fruchtlos ambirte. Auch mag in dem Rathe, den er damals den Böhmischen Ständen ertheilte, während der Minderjährigkeit des rechtmäßigen Thronfolgers eine ständische Regentschaft einzusetzen, leicht die geheime Absicht gelauert haben, dadurch einen Zustand der Schwäche, Parteiung und Unruhe zu erhalten, der in dem Volke die Sehnsucht nach einer kräftigen und geordneten Regierung immer neu erwecken mußte. Wenn er ferner zwar selbst die Böhmische Krone ausschlug, so ließ er deshalb doch die Böhmischen Händel nicht aus den Augen, suchte fortwährend Einfluß darauf zu gewinnen und empfand es schmerzlich, als Böhmen in die Hände Georg Podiebrads kam und damit dem Hause Habsburg entzogen ward. Er mochte es nicht selbst, aber in seinem Hause sollte es bleiben. Denn fast immer haben die Prinzen des Hauses Habsburg in der Hausmacht ihre Eigne erkannt. In diesem Hause hat sich der Sinn erhalten, der während des Mittelalters in allen adeligen Geschlechtern waltete. Uebrigens irrte Friedrich, wenn er an der nichtfürstlichen Herkunft Georg Podiebrads besonderen Anstoß nahm. Es wäre dem Interesse Habsburgs leicht verderblicher gewesen, wenn ein auch außerhalb mächtiges Fürstengeschlecht sich in Böhmen festgesetzt hätte. Auch konnte er nur scheelsehen zu Georgs Erhebung, mußte aber eine äußerliche Freundschaft mit ihm halten, da er seiner besonders in den Händeln mit Ungarn bedurfte.

Dabei kam ihm der Böhmenkönig entgegen, den theils das gleiche Interesse, theils der Wunsch bestimmte, Deutschland mit seinem Throne zu versöhnen. Die natürliche Bestimmung Böhmens und die Verschiedenheit der politischen

Stellung von Böhmen und von Ungarn spricht sich in dem verschiedenen Benehmen aus, was Georg Podiebrad und Matthias Corvinus beobachteten. Letzterer griff offen den Kaiser an, zog Reichslande in seinen Besitz und achtete des Reiches nicht. Der Erstere aber fühlte, daß er Böhmen weder zur Herrschaft im Reiche erheben, noch auf die Dauer dem Reichsverbande entziehen könne, und strebte daher nur nach der Begründung eines sowohl ehrenhaften, als freundlichen Verhältnisses zu dem Reiche. Darum hat er den Kaiser zu wiederholten Malen aus großen Gefahren, in die ihn die Feindschaft mit Ungarn und die inneren Oesterreichischen Händel gebracht hatten, gerettet. — Die Feindschaft mit Ungarn hätte sich Friedrich ersparen können. Sie hat für die Zukunft nicht geschadet; aber für *seine* Zeit wäre es klüger gewesen, wenn er Ungarn mit Böhmen hadern ließ und Oesterreich vor diesen Wirren sicherte. Er konnte dies; denn zwischen Ungarn und Oesterreich bestand kein wahrer Anlaß zum Streite. Aber er haßte den Matthias Corvin, wie er vielleicht keinen Menschen so sehr gehaßt hat. Er betrachtete ihn als den Räuber eines Gutes, nach dem er selbst getrachtet hatte und das er als das Erbtheil seines Hauses vorahnete. Während er die Böhmische Krone ausschlug, bewarb er sich um die der Ungarn und trat selbst als Gegenkönig auf. Allerdings war diese ein sichreres Besitzthum; eben weil in Ungarn die Herrschaft der Aristokratie bereits organisirt und eingewurzelt war und die Rechte der Krone auf einen Kreis beschränkt waren, in welchem kein starker, kein nothwendiger Grund zu Zerwürfnissen zwischen König und Volk lag. Die Ungarische Krone konnte neben jedem andern Staate behauptet werden, weil Ungarn ein sich selbst regierendes Land ist und weder fordert, daß ihm die Interessen Andrer geopfert werden, noch eine Unterordnung seiner Interessen unter Fremde duldet, sondern nur unabhängige Isolirung erheischt. Während Friedrich ferner die Regierung Georg Podiebrads nur als eine vorübergehende Episode betrachten mochte, konnte er bei dem besseren Glücke und der jugendlichen Thatkraft und Gewandtheit Matthias Corvins allerdings befürchten, daß

Dieser Ungarn für immer dem Hause Habsburg entziehen werde. Der Haß ist erklärt. Aber daß er ihn bethätigte, darin lag der Fehler. Denn er konnte nicht erwarten, bei Matthias Lebzeiten etwas auszurichten und gab durch seine Händel mit den eignen Unterthanen dem Ungarkönig fortwährende Gelegenheit, Vortheile über ihn zu erringen. In dieser Zeit ist Oesterreich oft von den Ungarn verwüstet und selbst Wien von ihnen (1485) besetzt worden; freilich nur vorübergehende Schläge, die keine bleibenden Folgen haben konnten. Auch beugten sie Friedrich nicht nieder; und wie er gerade in der Zeit, wo er, von seinem Volke in Neustadt belagert, seinen solange bewahrten Mündel Ladislaus ausliefern mußte, den schon vom Herzog Rudolph IV. (1359) angenommenen erzherzoglichen Titel für die Habsburgischen Prinzen erneuerte; so wendete er die Zeit, wo er aus seinen Erblanden vertrieben war, dazu an, seinen Sohn zum Römischen König erwählen zu lassen. So war die höchste Reichswürde für sein Haus gerettet und dadurch die Zuversicht ausgesprochen, daß es in keinem Bedrängniß von seiner Höhe herabsteigen könne. War auch ein Theil von Friedrichs Erbstaaten vom Feinde besetzt und mußte dieser den Ungarn auch im Frieden, bis zur Bezahlung der Kriegskosten, überlassen werden; so ward doch der dereinstige Rückfall zugesichert und das Verfahren, was die Ungarn in Wien beobachteten, war eben nicht geeignet, Friedrich besorgen zu machen, daß seine Erblande mit Ungarn verschmelzen möchten.

Während auf diese Weise Böhmen und Ungarn mit den dazu gehörigen Ländern eher in feindlicher Stellung gegen Oesterreich erschienen, als daß sich ein dereinstiger Uebergang derselben in die Hände des Hauses Habsburg hätte erwarten lassen; während vielmehr das Letztere gegen Jene in einer abwehrenden und fast defensiven Stellung verharrte; richtete es seine Unternehmungen, seinen Offensivplan gegen eine ganz andere Seite hin und verwickelte sich in die westliche Staatenverflechtung.

Unnütz, fruchtlos und von manchen augenblicklichen Nachtheilen begleitet, war die Einmischung in die zwischen Zürich

und den Schweizer Eidgenossen ausgebrochenen Händel. Den Kaiser reizte die Hoffnung, bei dieser Gelegenheit in den Besitz der Habsburgischen Stammgüter zu kommen. Was konnte ihm in politischer Hinsicht an Diesen liegen? Nicht durch diese Güter war Habsburg zur Macht gelangt. Die vom Glück gekrönte Mannhaftigkeit Rudolphs I. hatte es gehoben; der Sinn des Hauses und Oesterreich hatten es gehalten. Jene Güter durften in andern Zeiten als Privatbesitz, zum schönen Andenken an die Wiege der Kaisermacht, erstrebt werden. Damals aber waren sie noch politisch wichtig, und waren es doch nicht mehr für Habsburg. Habsburg konnte keine neue Macht darauf gründen; und doch mußte sein Streben nach ihnen in den Schweizern den Argwohn erwecken, als beabsichtigte es, darauf Pläne zu gründen, die nur auf Kosten ihrer Unabhängigkeit auszuführen waren. Vor nichts muß sich ein Volk, das einen Zwingherrn mit Gewalt vertrieben, mehr hüten, als ihn wieder festen Fuß in seiner Mitte fassen zu lassen. Er selbst aber, wenn er wahrhaft dem Zwiespalt ein Ende machen und das Verhältniß unabhängiger Freundschaft begründen will, muß jeden Grund zu dem Argwohn vermeiden, als habe er noch immer die Herstellung der alten Gewalt im Sinne. Dieser Schweizerzug brachte dem Kaiser nur Niederlagen, oder Siege, die gleiche Folge hatten, zu Wege, nährte das Mistrauen der Schweizer, deren Freundschaft für Oesterreich in Burgundischen, Französischen und Italischen Händeln so wichtig sein konnte, und zog überdem den Deutschen Landen einen verwüstenden Einfall der Franzosen zu. Denn in dem blinden Eifer des Hasses hatte Friedrich sich mit Frankreich gegen die Schweizer verbündet und das Hilfsheer, das ihm der Dauphin zuführte, brandschatzte, nach beendigtem Feldzug, die Grenzlande des Reichs. Ja es traten hier schon die Pläne hervor, die zwei Jahrhunderte später so wichtig wurden: die Grenzen Frankreichs bis an den Rhein zu erweitern. — Nicht bessere Erfolge hatte der Reichszug, den Maximilian gegen die Schweizer veranstaltete.

Wichtig wurden die Pläne, die Friedrich in Bezug auf

Burgund verfolgte, indem er seinem Sohne die Hand der Erbtochter dieses schönen Reiches verschaffte, dessen Grundstamm, das eigentliche Burgund, zwar wieder an Frankreich fallen mußte, das aber in den reichen und blühenden Niederlanden ein ungemein werthvolles Besitzthum darstellte. Nun konnte es zwar scheinen, als sei auch diese Erwerbung nur ein trügerischer Vortheil. Denn was konnte Oesterreich der Besitz eines durch so weite Länder von ihm getrennten Reiches helfen, das überdem von dem mächtigen Nachbarstaate bedroht und von einem an landesherrliche Autorität nicht gewöhnten, jederzeit zum Aufstand für Provincial- und Municipalrechte bereiten Volke bewohnt war? In der That hat dieser Besitz den Habsburgern viel Geld und Menschen, viel Sorge und Noth gekostet und wenig directe Vortheile gebracht. In allen Kriegen, in welche das Haus Habsburg später mit Frankreich verwickelt ward, lag ein Hauptgrund in diesen Niederlanden und in einer viel späteren Zeit hat Oesterreich sich selbst mit seinen Nachbarn entzweit, weil es eine Brücke zu diesem fernen Besitzthum zu brauchen glaubte, dessen Vereinigung mit dem übrigen Staate etwas Unnatürliches blieb. Indeß wenn Oesterreich, als es bereits zum Kaiserstaate gereift war, sich willig, ja freudig jener Provinzen entäußern konnte; so waren sie doch für einen Habsburger jener Tage gewiß lockend. Auch gewann Habsburg dadurch Einfluß auf ein seinem Einwirken bisher entzogenes Staatensystem und selbst in Deutschen, namentlich in Rheinischen und Westphälischen Händeln haben die Niederlande zum passenden Stützpunkt gedient. Ihre Erweiterung gegen Frankreich zu ward zwar verfehlt; der Plan aber mochte im Hintergrund liegen. Sie sind ferner eine Brücke gewesen, die Habsburg nach Spanien leitete, und wie bedeutungsvoll die Verbindung Oesterreichs mit Spanien gewesen, lehrt die Geschichte der folgenden Zeiten. Es war überdem für Habsburg ungemein wichtig, daß es in einer Zeit, die ihm noch nicht verstattete, die wahren Grundlagen seiner künftigen Größe zu sammeln, auf einen Schauplatz gebracht ward, wo es im Vorgrunde der Begebenheiten blei-

ben, seine Kraft üben, seinen Namen verherrlichen und das Höchste ansprechen konnte. Indem es mit Frankreich in Wettstreit trat, mußte es zu der Kraft streben, die Frankreich besaß. Endlich war es von der höchsten Bedeutung für Europa, daß die Niederlande in den Besitz des Hauses Habsburg kamen, und dadurch gegen Frankreich ein kräftiger Schutz gewonnen ward, wie ihn damals keine andere Macht zu leisten im Stande war. Außerdem hätte Frankreich die Offensive ergriffen, sich allmälig in den Besitz der Niederlande gesetzt und von da aus seine Unternehmungen auch wohl auf Norddeutschland ausgedehnt. Das aber war wieder für das Ansehen der Habsburger in Deutschland von Vortheil, daß sie in einem Kampfe den Vorreihen führten, der, zunächst ihrem eignen Interesse geltend, doch auch für die gesammte Nation von hoher Wichtigkeit war.

Dagegen war das Fehlschlagen eines andern Heirathsprojects, das Maximilian gefaßt hatte, schwerlich ein Unglück zu nennen. Er hatte sich mit Anna, der Erbtochter von Bretagne, verlobt. Aber König Karl VIII. von Frankreich gewann sie ihm ab und bewirkte dadurch die erst factische, später staatsrechtliche Einverleibung der Bretagne in Frankreich. Diese Provinz gehörte der Französischen Monarchie. Hätte auch Maximilian die Hand ihrer Fürstin *) davongetragen, er würde nur in unaufhörliche Kriege um eines Landes willen verwickelt worden sein, auf das sich kein politisches Gebäude gründen ließ, das allein stehen, oder mit Frankreich vereinigt bleiben mußte. Und wie die Französische Macht sich allem Unwillen Maximilians zum Trotze, bei der Erwerbung der Bretagne behauptete, so würde sie wahrscheinlich, wenn auch Maximilian die Braut davongetragen hätte, früher oder später diese Lande ihm oder seinen Nachfolgern abgerungen haben. Denn ein Naturgebot muß erfüllt werden.

Sowohl in den Beziehungen des Staats zur Kirche, als in den innern Reichshändeln ließ Friedrich im Allge-

*) Die übrigens in zwei Ehen ohne Erben blieb.

meinen die Verhältnisse walten. Das Weiseste was er thun konnte. Man hat ihn in ersterer Hinsicht getadelt, daß er nicht der Gesetzgeber und Reformator der Kirche wurde und nicht eben dadurch der im folgenden Jahrhunderte aufgetretenen Kirchenreformation zuvorkam. Denn Letztere lieben selbst manche Anhänger derselben, als eine traurige Nothwendigkeit, als ein äußerstes Mittel zu betrachten, was zu große Nachtheile für Kirche und Staat gehabt habe, um nicht bedauern zu lassen, daß man ihm nicht durch rechtzeitige Reformen vorbeugen wollte. Aber hat man wohl bedacht, ob in jener Zeit eine Reform der Kirche von der weltlichen Macht ausgehen konnte? ob irgend etwas Ersprießliches zu erwarten war, wenn die Reform nicht aus der Kirche selbst hervorgieng? ob auch der thatkräftigste Kaiser hoffen konnte, ohne Aufbietung aller der Kräfte und Leidenschaften, die später die Kirchenverbesserung in Bewegung setzte, auf ruhigem, friedlichem Wege, eine Aufgabe durchzuführen, deren Lösung das Pabstthum mit aller Kraft und aller Schlauheit und damals noch ungebrochenen Streitkräften entgegenstrebte? Friedrich hat sich diese Frage wahrscheinlich niemals vorgelegt; er war persönlich der Kirche ergeben und allen Radicalreformen abgeneigt. Aber was hätte er auch thun sollen, oder vielmehr thun können? Nur in Bezug auf gewisse äußere Rechte und Einkünfte konnte er allerdings den Deutschen einen Sieg über das Pabstthum verschaffen, wenn er sich nicht durch die Ränke desselben täuschen ließ. Was außerdem dem Staate des neunzehnten Jahrhunderts leicht und natürlich ist, konnte von dem des Funfzehnten nicht verlangt werden. Was hier Noth that, das mußte aus dem Innern der Kirche selbst und aus dem Volke kommen. Ein Angriff von Seiten des Staats auf die Kirche hätte dieser nur die Gelegenheit verschafft, den Fanatismus des Glaubens noch einmal zu entzünden.

Weniger noch war im Reiche zu machen. Wer die unendliche Schwierigkeit bedenkt, die es den Kaisern Friedrich III. und Maximilian auch bei Angelegenheiten, welche der damaligen Zeit die Dringendsten erscheinen mußten, machte, irgend

einen Beschluß zu Stande zu bringen; und wie oft diese Beschlüsse wieder rückgängig wurden, erneuert werden mußten, bei der Ausführung verstümmelt wurden, gar nicht zur Ausführung gelangten; der wird es unmöglich finden, daß Friedrich III. mit seiner geringen Erbmacht hätte versuchen sollen, was Karl V. mit allen Waffen und Reichthümern seiner unermeßlichen Reiche nicht durchführen konnte. Deutschland drängte gebieterisch auf einen Zustand hin, wo immer weniger auf das Reich und immer mehr auf die einzelnen Territorien gestellt sei. Den einzigen Weg, auf welchem man hoffen konnte, ein entgegengesetztes Resultat zu erzielen, und König und Reich wieder in den Vorgrund zu stellen, haben Friedrich III. und Maximilian gar wohl geahnet und bei einzelnen Gelegenheiten einzuschlagen versucht. Er bestand nehmlich in einer Organisirung der Volksclassen, welche damals den Mittelstand ausmachten: der Ritter und der Städte; Beide den Kern des Deutschen Volksthums umfassend *). Daher der Schwäbische Bund, der Löwlerbund, die Vorliebe, die beide Kaiser für die Reichsstädte zeigten. Aber es war dafür zu wenig politisches Bewußtsein verbreitet; es gebrach der Zeit an Organisationsgeist, und die Verhältnisse allein wirkten nicht kräftig genug auf ein solches Ziel hin. Ueberall war Vereinzelung und das Bedürfniß ward nicht dringend genug empfunden, um die erwähnten Classen alle inneren Zwiste und abweichenden Interessen übersehen zu machen und sie um einen gemeinschaftlichen Schutzherrn zu vereinigen. Dazu gieng die Landeshoheit nicht gewaltsam genug. Sie entwickelte sich so ganz allmälig und unvermerkt, ließ dem äußeren Scheine nach soviel beim Alten und drängte die Classen, über die sie ihre geheimen Triumphe feierte, keineswegs in eine verzweifelte Lage herab. Große Theile von Deutschland, besonders im Osten und Norden, waren überdem durch ihre natürlichen Verhältnisse auf die Ausbildung der Landeshoheit verwiesen. Für sie war weder reichsritter-

*) Der Tiers Parti der damaligen Zeit. Der Bauer war Proletarier.

liches, noch reichsstädtisches Leben, sondern eben die gemäßigte, landesfürstliche Gewalt gemacht. Die Reichsstädte selbst wurden durch das rege Leben in Handel und Industrie, durch die Vorschritte des Luxus und die Bewegungen des Geistigen, von dem allgemeinen politischen Gesichtspunkte abgezogen und hatten zugleich von den Fürsten bei diesen ihnen zunächstliegenden Interessen eher Förderung als Hinderniß zu erwarten, während gerade die kleinen Ritter sie befeindeten und beeinträchtigten. Kurz an gewaltsame Unterjochung der Fürsten durch die Königsgewalt war nicht zu denken. Der einzige Weg aber, der in organischer Weise zum Ziele geführt hätte, war nicht gangbar und die Verhältnisse mußten walten. Indem Friedrich III. danach handelte und durch keine Prätensionen von seiner Seite die Eifersucht der Reichsfürsten auf die königliche Gewalt rege machte, verschaffte er seinem Sohne mit Leichtigkeit die Nachfolge in eine Würde, die immer noch als Würde ein hohes Ansehen genoß und deren Besitz von dem Hause Habsburg bei vielen Gelegenheiten sehr gut benutzt worden ist. Das war eben das Charakteristische, daß die Königsmacht nicht mehr in ihrer regelmäßigen Wirksamkeit dem Besitzer von besonderem Vortheil war, wohl aber gelegentlich ihm ihre Dienste leisten konnte.

Wenn man endlich Friedrich III. tadelt, daß er nicht versucht hat, was über seine Kräfte gieng und wenn man, gewohnt, das Wesentlichste aus Persönlichkeiten abzuleiten, den Schwächen seines Geistes und Herzens die Schuld giebt; bedenkt man da wohl, daß Maximilian in vielen Punkten das Gegentheil seines Vaters war und doch nicht mehr vollbracht hat? War irgend ein Charakter fähig, ein volksthümlicher König der Deutschen der damaligen Zeit zu werden, so war es Kaiser Max. Kräftig, muthvoll, an Abenteuern sich freuend, ohne dabei die Grenzlinien des dem Volke Verständlichen zu überschreiten, freigebig, offen, herzlich und gutmüthig, leutselig und doch nicht würdelos *), für große Un-

*) Auch dies ist ein Grundzug des Hauses Habsburg, daß ihm die Würde natürlich und angeboren ist und auch bei dem einfachsten, ungesuchtesten Benehmen nicht verloren geht.

ternehmungen gestimmt und zur Ausführung wacker, war er der König des Meistergesanges, wie die Hohenstaufen die Könige des Minnegesanges gewesen sind. (Der Meistergesang war aber für diese Zeit, was der Minnegesang für Jene gewesen ist.) Dennoch ist sein ganzes Leben im Wesentlichen eine Wiederholung der Regierungsgeschichte seines Vaters. Bei den einzelnen Handlungen hat er sich häufig männlicher benommen; gelungen ist ihm nicht mehr und nicht weniger.

Nur kürzlich mag noch über Maximilians Regierung bemerkt werden, daß er, nachdem er die Ungarn in ihre Grenzen zurückgewiesen, sich ungleich weniger als sein Vater mit den Slavischen Händeln beschäftigte. Seine Blicke waren mehr auf das Reich gerichtet, für das er leistete, was damals zu leisten war. Dann auf die westlichen und südlichen Angelegenheiten, gegen Frankreich, die Schweiz und Italien. Manches Vorspiel des Kommenden; aber noch war kein Plan in dem Ganzen, weder bewußt noch unbewußt. Wichtig aber war es, daß er in den Oesterreichischen Erblanden bessere Ruhe hielt, als sein Vater, und in das schöne Verhältniß eingieng, was zwischen den Oesterreichischen Landesherren und ihrem Volke so natürlich ist. Mit diesen Erblanden vereinigten sich zudem die dem erblos bleibenden Erzherzog Siegmund zugehörigen Lande: Tirol, Görz, die Besitzungen in Schwaben. Das Folgenreichste aber, was Maximilian gethan hat, war nur eine Nachahmung dessen, was sein Vater für ihn gethan hatte: daß er durch die Vermählung seines Sohnes Philipp mit der Spanischen Johanna den Uebergang der Spanischen Monarchie in Habsburgische Hände vorbereitete.

In den inneren Angelegenheiten Deutschlands befestigten sich allmälig die Verhältnisse, welche die Grundlagen der kommenden Gestaltung bilden sollten. Die alten Herzogthümer waren alle untergegangen und Landesherren an die Stelle der Volksfürsten getreten. Theils jene großen Geschlechter selbst, theils Andere, die sich allmälig aus dem Dunkel hervorgearbeitet, hatten an die Stelle der auf die

Reichswürden und den Willen des Volks *) gegründeten, glänzenden, aber ungewissen und unbestimmten Gewalt eine auf den solideren Grundlagen des Besitzes und erworbenen Rechts Errichtete gesetzt. Als sie eingewurzelt war, hemmte sie die weitere Entwickelung gleicher Elemente und verschanzte sich hinter dem Bollwerk des Status quo.

In Franken waren die herzoglichen Rechte auf einen geistlichen Fürsten, den Bischof von Würzburg, übergegangen. Um ihn her eine Anzahl Dynasten, Prälaten und Reichsstädte. Namentlich hatten die Bisthümer Bamberg und Eichstädt große Besitzungen erworben, und die Reichsstadt Nürnberg hatte sich, durch Fleiß und Bürgersinn, zu Reichthum und Macht erhoben. Doch wußte das staatskluge Haus Hohenzollern, das von der Burggrafschaft Nürnberg aus bereits den Brandenburgischen Kurscepter erfaßt hatte, auch in der Nähe jenes Ausgangspunktes allmälig Ansprüche in Besitzungen zu verwandeln, und das bereits erworbene Uebergewicht zum Mittel ferneren Anwachsens zu benutzen. Daher die beiden Fränkischen Markgrafthümer des Brandenburgischen Hauses, deren politische Zwecke jedoch im Wesentlichen von denen des Kurhauses, wenn auch nicht verschieden, doch getrennt waren, deren damalige Fürsten aber in den folgenden Händeln durch ihre, sie mitten in viele Bewegungen der Zeiten hineinführende, Stellung befähigt wurden, persönlichen Ruhm und Einfluß zu erwerben, ohne gerade ihre Erbmacht wesentlich zu erweitern. Von der andern Seite blickte bereits das Sächsisch-Thüringische Haus auf die reiche Hennebergische Erbschaft herüber, welche der künftigen Abfindung der Ernestinischen Linie wesentliche Bestandtheile liefern sollte. Der Fränkische Kreis ist in den nächstfolgenden Händeln wichtig geworden, da diese bald die Salzburgischen und Oesterreichischen Lande, bald Thüringen, bald Schwaben bewegten, wohin überall seine Beziehungen reichten. Eine bleibende Bedeutung konnte

*) Nicht daß das Recht des Fürsten aus dem Willen des Volks abgeleitet worden wäre. Aber seine Macht ward wesentlich von der Gunst seines Volks bedingt.

Franken nur erhalten, wenn das durch Natur und Volkssinn zu eigenthümlichem Leben ausgeprägte Land in einer Hand vereinigt wurde. Da dies nicht geschah, so waren diese kleinen, zersplitterten Herrschaften ihrer Selbstständigkeit nur solange sicher, als der Status quo noch geachtet ward, konnten aber ihren dereinstigen Uebergang in den Besitz von mächtigeren und besser geschlossenen Staaten voraussahnen. Von der künftigen Wendung der Geschicke hieng es ab, ob die Hauptgefahr von Thüringen, von Baiern, oder von Böhmen aus drohen sollte.

Von Baiern war in jener Zeit am Wenigsten zu besorgen. Zwar enthielt dieser Kreis zwei bedeutende Landeshoheiten, die Baierische und die des Erzbisthums Salzburg, und nur eine angesehene Reichsstadt: Regensburg; die überdem mehr durch die Reichsverfassung, als durch eigne Kraft gegen die Habgier ihrer Nachbarn geschützt war. Doch Salzburg war auf die Beziehungen zu den Oesterreichischen Landen verwiesen und folgte meist ihren Bewegungen. Das Baierische Haus aber war im Innern zersplittert und verzwistet. Ein Theil seines Gebiets war der Pfälzer Linie unter dem Namen der Oberpfalz abgetreten (1505) und seitdem ein bleibender Anlaß zu Eifersucht. Indeß ward doch um dieselbe Zeit (1506) die Untheilbarkeit mit Primogeniturfolge für den Stamm der Baierischen Lande festgesetzt. Baiern, das durch alle Zeiten der Deutschen Geschichte hindurch sein eigenthümliches Leben bewahrt hatte und dessen Fürsten den Uebergang von der Herzogswürde zur Landeshoheit zu finden wußten, sollte erst in den folgenden Zeiten das volle Gewicht seiner Lage erkennen. Erst als Oesterreichs primäre Wichtigkeit hervorgetreten war, mußte auch die secundäre Bedeutung Baierns in Bezug auf Oesterreich ans Licht kommen. Damals waren seine Absichten mehr gegen Süden und Osten gerichtet, und noch ahndete es nicht, daß im Norden und Westen sein Feld war. Nicht auf Oesterreichs Kosten sollte es seine Erwerbungen machen.

Der Oesterreichische Kreis, aus beiden Oesterreichischen Erzherzogthümern, Steiermark, Kärnthen, Krain, Win-

dischmark, Görz, Tirol, das die Verbindung mit dem Breisgau und den andern Schwäbischen Besitzungen vermittelte, bestehend, war so gut wie ganz in den Händen Habsburgs. Frühzeitig war, wenigstens in den ersteren Ländern, die Reichswürde zur Landeshoheit geworden; wie meist überall, wo das Reich seinen Fürsten eine große, selbstständige Aufgabe übertragen mußte. Nur aus den inneren Volksbewegungen der Zeit tauchten Verwirrungen auf.

Dagegen gewährte Schwaben, nach völligem Untergange der herzoglichen Gewalt, — wer hätte sie nach den Hohenstaufen behaupten mögen? — ein noch verworrneres Bild, als Franken. Dort war das fruchtbarste Feld für große und kleine Prälaten, Reichsstädte, Grafen und Ritter; die lockendste Versuchung für die Mächtigeren, ihre Macht auf Kosten der Nachbarn zu erweitern. Die Fürstenberge, Oettingen, Hohenlohe, Hohenzollern, Baden und Württemberg waren dazu berufen. Geschick und Glück haben den beiden Letzten die Palme verschafft. Württemberg war schon um die Zeit, von der hier die Rede ist, durch die Thatkraft seiner Fürsten und den festen Muth seines Volks zu einem Ansehen und Einfluß gelangt, wie die Schwäbischen Herzöge als Solche nie geübt hatten. Bei gleichen natürlichen Ansprüchen mag persönliche Würdigkeit entscheiden, die für sich allein in Staatenhändeln der Ungunst natürlicher Verhältnisse niemals gewachsen ist, weil eben diese Ungunst es verhindert, daß das gesammte Volk allgemein und bleibend die zur Besiegung der Verhältnisse erforderliche Richtung, Eigenschaft und Kraft sich aneigne. Unter den Städten bewährten Augsburg, Ulm, Reutlingen, Heilbronn, Eßlingen, Donauwörth, Nördlingen, Gmünd u. A., oft aus geringem Gebiete, eine Kraft und einen Muth, die die gewaltige Lebensfülle, welche Deutschland bei freier Entwickelung des Individuellen darzustellen befähigt ist, auf das Glänzendste beurkunden. Dieser Staatenkreis hatte es übrigens damals meist mit inneren Händeln zu thun und mochte nur gegen die Schweiz hin von Oesterreich benutzt werden.

Am Rhein wäre eigentlich der Punkt gewesen, wo sich

eine kräftige Landeshoheit, als Vormauer gegen Frankreich, hätte bilden sollen. Aber in der langen Waffenruhe, die zwischen Deutschland und Frankreich bestanden, war auch hier mehr Auflösung als Zusammenfassung eingetreten. Zudem waren dort die Besitzungen der drei großen geistlichen Kurfürsten: Mainz, Trier und Cöln gelegen, in welche manche ehemalige Reichsstadt und Grafschaft aufgegangen war. Diese geistlichen Kurstaaten waren stark und ehrwürdig genug, um den Vergrößerungsplänen ihrer Deutschen Nachbarn keine Aussicht zu gönnen; aber doch nicht so mächtig, und unter der wechselnden, geistlichen Leitung nicht immer geeignet, eine kräftige Vormauer Deutschlands zu bilden. Die Natur ihrer Herrschaft verwehrte ein Zusammenerben der Besitzthümer; der Grundsatz: clericus clericum non decimat Erwerbungen des Einen auf Kosten des Andern. Kurpfalz fand sich eben durch diese geistlichen Staaten gehindert, und wendete seine Blicke mehr auf das innere Deutschland, auf Baierische und Schwäbische Händel, und auf ungeordnete Pläne, mit denen es fruchtlos in der Ferne suchte, was ihm in der Nähe verschlossen war. Kurpfalz hätte entweder am linken Rheinufer oder in Schwaben eine Macht werden sollen. Beide Aufgaben blieben ungelöst und die Ereignisse, die dereinst Brandenburg den Weg zum Rheine bahnen sollten, konnte damals Niemand ahnen. Unter den kleineren Rheinischen Herrschaften hatte Nassau durch den Ruhm, einen Kaiser in seinem Hause gezählt zu haben, einen Anspruch auf größeren Aufschwung. Das Land gab ihn nicht; aber die vorragende Persönlichkeit vieler Glieder des Hauses errang, was das Land versagte *). Mit dem inneren Deutschland trat der Rheingau durch Hessen in Verbindung, das seine Beziehungen mit Thüringen vermittelte; sowie der Niederrhein durch Westphalen an das nördliche Deutschland geknüpft ward.

Der Elsaß war damals noch Deutsch und enthielt auf seinem glücklichen Boden zahlreiche Besitzungen von Prälaten, Herren und Reichsstädten. Noch lebte in Straßburgs Bür-

*) Nicht Nassau ist groß geworden; aber die Oranier wurden es.

gern soviel Sinn und Kraft der Deutschen, daß sie die Pläne Frankreichs, wie sie z. B. bei dem Einfall der Armagnacs vorzeitig auftauchten, in der Geburt erstickten. Aber für die Zukunft lag keine Bürgschaft in dieser Lage.

Lockerer noch das Band, was die vielen aus der Burgundischen Erbschaft gewonnenen Bestandtheile des Burgundischen Kreises an das Reich knüpfte. Denn hier, auf diesem Boden des Lotharingerreiches, war das Volksthum schon schwankend zwischen Deutschem und Französischem Wesen. Die Hauptlande waren zwar in Habsburgs Besitze; aber mehr nur durch Zufall und unter Gegenansprüchen Frankreichs. Lothringen hielt zum Reiche; nicht weil es sich ihm verwandt und angehörig fühlte, sondern weil es seines Schutzes bedurfte. Die Schweiz beschickte noch zuweilen die Reichstage, ward aber mehr und mehr zur Europäischen Macht, die, in sich getrennt, bald zu Frankreich, bald zu Habsburg, bald zu Beiden hielt. So war überall gegen Frankreich hin keine in Einheit starke, gedrungene Vertheidigungskraft. Die reiche Fülle des Einzelnen konnte in Momenten retten, war aber dem langsamen, durch Jahrhunderte fortwirkenden Umsichgreifen nicht gewachsen.

Die alte Sachsenherrschaft war vielfach zersplittert. Westphalen bildete das Verbindungsglied zwischen Rhein und Elbe. Den Titel seiner Herzöge führte Kurcöln. Die kleinen Fürsten in Cleve, Jülich, Berg, Mark, zuweilen in Niederländische Händel eingreifend, entfalteten wenig geistige Kraft und wurden bald eine bestrittene Beute der Nachbarn. Ostfriesland, Oldenburg, Delmenhorst, waren theils allen wichtigeren Händeln zu entlegen, theils in nordische Bewegungen verflochten. Aber wohl mochten die Bischöfe von Münster und Paderborn zuweilen ihre politische Macht, besonders in Niederländischen Angelegenheiten, erkennen. Darin freilich kein Keim einer kräftigen politischen Entwickelung.

In Niedersachsen standen die ihres Erbes im Reiche beraubten Nachkommen der Welfen, die Braunschweigischen Herzöge, auf ihre Allodialgüter und ihre innere Kraft gestützt, in glänzenderem Lichte da, als die Askanier in Lauenburg, die einst auf ihre Kosten sich bereichert hatten und sich nun

ihrerseits ihrer Erbschaft in Brandenburg und der Sächsischen Kur beraubt sahen. Braunschweig rührte an Hessen, Thüringen, Magdeburg, Halberstadt, Brandenburg, Mannsfeld, Anhalt, die alle, theils Diesem, theils dem Obersächsischen Kreise angehörig, eine bewegte Staatengruppe darstellten. Nördlicher berührte es sich mit den großen Hansastädten: Lübeck, Hamburg und Bremen, dem Erzstift Bremen und durch Holstein mit Dänemark. Meklenburg stand ziemlich isolirt da; an Bedeutung sinkend, seit das Slaventhum sich völlig in das Deutschthum verloren hatte. — Der Obersächsische Kreis zerfiel in zwei sehr getrennte Staatengruppen, denen Beiden ein weites Feld geöffnet war und die Beide an ihrer Spitze eine vorwaltende Macht sahen, zu welcher die frühe Entwickelung einer Landeshoheit geführt hatte, wie sie den Deutschen Markgrafen zu erwerben leicht war. Nördlich Kurbrandenburg, dessen Aufgabe auf den Deutschen Norden und Nordwesten, auf Preußen und Pommern hinwies. Südlich Kursachsen, oder eigentlich die Meißnischen, durch einen Theil von Thüringen verstärkten Markgrafen, die mit dem Titel der alten Sachsenfürsten nur wenig Land, aber eine ihren ältern Besitzungen entsprechende Ehre erlangt hatten. Sie übten ein Principat über die Thüringischen Herren und Reichsstädte, über das Voigtland, über Anhalt und Mannsfeld aus, und waren sowohl mit dem nordwestlichen Staatensysteme, dessen Fahne Braunschweig gebührte, als mit dem Nördlichen, wo Brandenburg seinen Aufschwung nahm, mit dem Rheinischen durch Thüringen und Hessen, mit dem Fränkischen und mit dem Böhmischen in Berührung. Ihre Aufgabe wies sie entweder auf Franken, oder östlich auf die Lausitzen und Schlesien hin, wenn sie nicht in Thüringen ihr Principat in Alleinherrschaft verwandeln konnten.

Die Lausitzen und Schlesien folgten damals noch den Geschicken Böhmens; wenngleich oft sich von dessen Rathschlüssen lossagend und ebendadurch für fremde Pläne ein passendes Feld bietend. Die Slavischen Reiche zeigen in dieser Periode ihre reichen Kräfte in lebendiger Bewegung und stellen im Ganzen einen Zustand dar, der mehr Achtung einflößen könnte, als die Lage

der Germanischen Reiche mit ihrer inneren Zersplitterung, ihrer Theilnahmlosigkeit für das Allgemeine, den Schwächen ihrer Führer und den kleinlichen Hindernissen, an denen so oft die Befriedigung der scheinbar dringendsten Interessen scheiterte. Aber die Sache gewinnt ein anderes Licht, wenn wir fragen, was denn eigentlich mit dieser Bewegung geschaffen worden ist, was die Slavischen Reiche mit den stolzen Kräften, die sie entfalteten, mit der besseren Vereinigung derselben in nur drei oder vier geschlossene Reiche, mit den ausgezeichneten Führern, deren sie sich rühmen konnten und mit der scheinbar günstigen Gelegenheit, die sich ihnen für Erweiterung ihrer äußeren Macht und für Entwickelung und Befestigung ihres inneren Zustandes zu eröffnen schien, verrichtet haben. Was ist aus dem Hussitenthum geworden und welche Früchte hat es, im Gegensatze zu der Deutschen Kirchenverbesserung, getragen? Nachdem die Böhmen es mit dem feurigsten Enthusiasmus ergriffen, halb Deutschland zu Ehren ihres Glaubens mit Feuer und Schwert verwüstet, und endlich der Römischen Kirche selbst das damals unerhörte Zugeständniß einer Art von Toleranz, eines Vergleichs mit Ketzern, abgedrungen hatten; haben sie es weder auszubreiten gewußt, — nicht einmal in den von ihnen abhängigen Provinzen und den verwandten und verbündeten Reichen, — noch es bleibend behauptet, noch endlich — was das Schlimmste und zugleich das eigentlich Charakteristische ist — es auch nur einigermaaßen fortgebildet. Böhmen und Ungarn gaben sich Könige aus der Mitte des Volks und fanden Männer von hoher Thatkraft und Staatsklugheit. Aber statt daß die Krone auf das Geschlecht Derselben hätte vererben sollen, flüchteten diese Völker gleich wieder zu ziemlich unbedeutenden Sprößlingen auswärtiger Fürstenhäuser und kein Slavisches Geschlecht durfte das Beispiel nachahmen, was bei den Deutschen Habsburg, Luxemburg und Zollern gegeben hatten. Die Slavischen Staaten standen in innigen, zuweilen in freundschaftlichen Beziehungen zu einander und namentlich Polen, als das Wichtigste und Gesichertste dieser Reiche, erhielt sich Ansehen und Einfluß. Aber an die Begründung eines Ver-

hältnisses, wodurch sich die Slavische Staatenwelt der Germanischen gegenüber — zu Schutz oder Trutz — vereinigt hätte, war nicht zu denken. Die Ungarn kämpften mit den Böhmen; nicht in Folge natürlicher Conflicte, sondern weil König Georg und König Matthias sich nicht vertrugen und Letzterer Mähren und Schlesien wünschte, mit denen Ungarn gar nichts anfangen konnte und die ebendeshalb nur ein ephemerer Besitz waren. Dafür fand Ungarn, bei seinem Vertheidigungskampfe gegen die Türken, immer noch eher aus Deutschland und Frankreich Unterstützung, als aus Böhmen. Recht und Verfassung, wie sie sich von Anbeginn an den Deutschen nachgebildet hatten, ohne jemals das Vorbild zu erreichen, so bildeten sie sich auch fernerhin auf gleichem Wege, keineswegs in selbstständiger Entwickelung. Nur die größere Zahl und geringere Abstufung des Adels in den Slavischen Reichen bewirkte, daß in Ungarn und in Polen die Aristokratie einen demokratischen Charakter annahm, und daß sich dergestalt die Nachtheile beider Staatsformen in derselben Verfassung vereinigten, die Vorzüge Beider schmälerten. Wenn daher eine größere Aehnlichkeit zwischen der Ungarischen und der Englischen Verfassung bemerkt wird, als zwischen der Letzteren und der Deutschen stattfindet, so waltet sie doch nur in den äußeren Formen und in den, nur in England zu weiterem Fortbau benutzten Grundlagen ob; keineswegs aber haben jene großen Grundideen, die jetzt das eigentliche Wesen des parlementarischen Staates ausmachen, und die die Englische Verfassung in sich hineingelebt hat, in die Ungarische Eingang gewinnen können. So sehr diese Reiche an gedrungener Kraft, an Wohlstand, Cultur und Nationalgeist damals den Germanischen eher vorzugehen, als nachzubleiben schienen, so sind doch Böhmen, Mähren, Schlesien, die Lausitzen, germanisirt worden; Ungarn ist unentwikkelt geblieben und Polen ist gesunken, ohne jemals eine Höhe erreicht zu haben, auf der es auf die Weltgeschicke einen bleibenden bestimmenden Einfluß geübt hätte.

Doch zu den einzelnen Reichen. Die erste Wuth der Hussiten hatte sich ausgetobt. Wie groß und wie furchtbar

auch die Wirkungen des Revolutionsgeistes sein und wie sehr sie kräftige Gemüther durch ihren anregenden Einfluß entflammen mögen, so ist doch ein Staatsleben undenkbar, das auf fortwährenden Revolutionen beruhte; es ist undenkbar, daß die Stimmung, die in solchen Momenten das Volk elektrisirt, nicht einer nüchternen Anschauung weichen, oder zu gräßlicher Verzerrung ausarten sollte, deren nothwendige Folge Ekel, Abscheu und Abstumpfung sein muß. Auch in Böhmen mußte die gemäßigte Partei siegen. Doch hatte sich in der vorhergehenden Periode die Böhmische Nationalität zu kräftig gezeigt und zugleich in zu starkem Gegensatz gegen das Ausland erhoben; es war auch das Land zulange der Herrschaft bloßer Parteiführer unterworfen gewesen, als daß es sogleich nach der Beruhigung sich willig der friedlichen Herrschaft eines auswärtigen Monarchen hätte fügen sollen. Zwar ward Siegmund in den letzten Jahren seiner Regierung anerkannt; aber seine Rechte reichten auch über die Zeit der Stürme zurück, und er erschien in der günstigen Stellung eines legitimen Monarchen, der eine lange verweigerte Forderung seinem Volke endlich einräumt. Darum gieng auch die Krone auf Albrecht und Ladislaus über. Doch mußte der Erstere vorher die Hussitische Partei mit Waffengewalt bekämpfen und auch den Letzteren würde man nicht anerkannt haben, wenn nicht die Aussicht auf eine lange Minderjährigkeit den Böhmischen Großen gerade recht genehm gewesen wäre. Als der junge König zu seinen Jahren kam, zeigte er sich unklug gegen die herrschende Stimmung der mächtigsten Volksparteien; was vielleicht seinen Tod und jedenfalls das zur Folge hatte, daß die erledigte Krone nicht wieder an einen auswärtigen Fürsten vertraut *), sondern dem Böhmen Georg Podiebrad, dem Haupte der gemäßigten Partei der Kelchner, übertragen ward. Durch Tapferkeit und Staatskunst ausgezeichnet, in hoher Achtung im In- und Auslande stehend, mit mächtigen Fürstengeschlechtern verschwägert, schien Georg Podiebrad zum

*) Angetragen ward sie wohl auswärtigen Monarchen, aber unter solchem Widerstreit der Parteien, daß die Erwählten sie ausschlugen.

Stifter einer neuen Dynastie berufen zu sein. Dennoch hat er auf dem Throne weniger Glück gehabt, als vorher; sah gegen Ende seines Lebens sich eines Theils seiner Provinzen beraubt, von heftigen und erbitterten Feinden verfolgt; hatte sich in vielfache, verworrene Ränke verwickelt und den Thron nur für Andre befestigt. Es scheint ihm geschadet zu haben, daß er bei dem vorgerückten Alter, in dem er den Thron bestieg, zu wenig Zutrauen in sich und seine Sache zu fassen vermochte, und daher sein ganzes ferneres Leben hindurch nur von dem Gedanken beherrscht ward, sich und sein Haus zu befestigen und mit der übrigen Christenheit zu versöhnen. Auch dies ist ein Ziel, was man am Besten erreicht, wenn man nicht direct darauf hinarbeitet. Der Fürst, der seine Herrschaft seinem Volke werthvoll und dieses Volk selbst stark und geachtet zu machen weiß, kann ruhig erwarten, daß allseitige Achtung ihm zu Theil werden wird. Wer aber sich merken läßt, daß er um jeden Preiß die Anerkennung des Auslandes erkaufen möchte; der erlebt, daß ihm für alle Zugeständnisse nur mit falscher Freundschaft gedankt wird. Dann ließ sich auch Podiebrad, dessen natürlicher Charakter ihn zu einer von Mäßigung und Biedersinn beseelten Klugheit geführt haben würde, durch jenes Mistrauen und durch den Geist des Jahrhunderts verleiten, sich in Gewebe von Intriguen zu verstricken, deren Durchführung er nicht gewachsen war, da er zu edel gesinnt war, um zu verrätherischen und grausamen Mitteln zu greifen. Endlich stand es allen diesen aus dem Volke hervorgegangenen Königen Slavischer Stämme entgegen, daß die Kluft zwischen dem König und dem Volke zu groß, der Adel zu zahlreich und nicht in sich so abgestuft war, wie in den Germanischen Reichen. Rudolph von Habsburg gieng aus einer nur wenig zahlreichen und an sich schon hochstehenden Classe hervor. Georg Podiebrad hatte Tausende neben sich, die mit ihm auf gleicher Linie gestanden hatten, die sich allenfalls vor seinem persönlichen Verdienste beugten, die aber nicht geneigt waren, seinem Geschlechte einen bleibenden Vorzug einzuräumen, auf den sie Alle gleichen Anspruch zu haben meinen konnten. —

Analoge Ursachen haben auch in Ungarn, das zu den Slavischen Reichen gerechnet wird, bewirkt, daß die Herrschaft, die Matthias Corvin auf die Lorbeeren seines Vaters, des Türkenbesiegers Johann Hunyad und auf die Tyranneilust des jungen Königs Ladislaus gegründet und mit jugendlicher Thatkraft, mit allen Künsten des Jahrhunderts, und mit sichtbarem Glück erhalten hatte, doch nicht auf seine Nachkommen übergieng. Ahneten vielleicht jene Völker, daß ein aus fremdem Fürstengeschlecht entsprossener König nicht so dringend der Zusammenfassung seiner Rechte zur Behauptung seiner Würde bedürfe, wie der aus dem Volke zum Thron Gelangte? Matthias ist getadelt worden *), daß er seine Waffen nicht lieber gegen die Türken, als gegen Böhmen und Oesterreich wendete. Letzteres war vielleicht ein Fehler; denn wiewohl er Mähren, Schlesien und die Lausitz erwarb und auch über einen großen Theil von Oesterreich seine Herrschaft ausdehnte, so dachte er doch bei Oesterreich an keine bleibende Behauptung und auch bei jenen Ländern hätte er ermessen können, daß Diese, die selbst Böhmen sich nicht willenlos unterwerfen konnte, von Ungarn aus nicht zu beherrschen waren. Aber den in jugendlicher Kraft aufstrebenden und klug geleiteten Siegesflug der Türken zurückzudrängen, war er, war Ungarn zu schwach.

Polen hob sich zu gewaltiger Macht, seit (1386) Jagello, der Großfürst von Litthauen, unter Annahme des christlichen Glaubens, mit der Erbtochter Hedwig Polen, Volhynien und Rothreußen erheirathet hatte. Gegen Norden und Osten fürchtete es nun keinen Feind. Die Deutschen Ritter erlagen seinem beharrlichen Andrang und mußten ihm (1416) einen Theil ihrer Eroberungen überlassen, für das Uebrige seine Oberhoheit anerkennend. Böhmen und Ungarn empfiengen Könige aus dem Hause der Jagellonen und Niemand hätte zur Zeit König Casimir's voraussagen mögen, daß auch diese Größe wieder sinken werde, weil sie nicht in

*) Joh. v. Müller, allgemeine Geschichte, Buch XVII. Cap. 43.

sich selbst ihre Kräfte zu immer weiterer Entwickelung zu steigern wußte und ebendadurch der Gefahr nicht gewachsen blieb, die hinter ihr unbemerkt sich bereitete.

Sorglos sah man, wie in Rußland Iwan Wasiljewitsch (1477) das mongolische Joch abwarf, das handelsmuthige Nowgorod (1478) unterjochte und die Khane von Kasan und von der Krimm für seine Sache gewann. —

So blieben die Slavischen Reiche in Isolirung von dem übrigen Europa, mit inneren Händeln beschäftigt. Ungarn freilich, indem es seine Grenzen gegen die Türken vertheidigte, ward zugleich zum Bollwerk für Deutschland. Außerdem stritten sie mit dem Hause Habsburg in Oesterreich, mit den Deutschen Rittern in Preußen; Beides Händel, die das übrige Europa nicht irrten.

Die letzterwähnte Combination konnte jedoch wenigstens der Hansa und den Skandinavischen Mächten nicht gleichgiltig sein. Die Hansa war in dieser Zeit — also gerade in der Periode, die ihrem Sinken zunächst vorhergieng, — eine politische Macht, die von dem Aufschwunge Polens, das in Danzig einen der lebhaftesten Häfen gewonnen hatte, von den Veränderungen in Rußland, mit dessen neuer Erwerbung Nowgorod sie in enger Verbindung stand und von den inneren Zwisten der Skandinavischen Reiche innig berührt ward und oft in Letzteren den Ausschlag gab. Daß sie eine politische Macht wurde, ohne in ihrer inneren Einrichtung auf eine Solche berechnet zu sein *); daß sie in die nordische Staatenwelt verflochten war, von der die veränderte Richtung der Zeit nicht ausgehen konnte; daß sie folglich auch in ihren politischen Berührungen keine Anleitung zur Vervollkommnung ihrer politischen Organisation gewann; und daß sie die durch unvermeidlichen Naturprozeß erfolgende Entwickelung jener Staaten ihren Interessen **) entgegenfand: das sind wesentliche Ursachen des Unterganges der politischen Macht der

*) Sie war höchstens auf Schutz berechnet.

**) Ihren falschen, grob-selbstsüchtigen Interessen.

Hansa gewesen, dem bald auch der ihrer merkantilischen Größe folgte *).

Von den westlichen Staaten blieb auch England den Händeln des Festlandes ziemlich fremd. Aber die Grundlage zu der kräftigen Art, mit der es künftig einschreiten sollte, ward bereitet, als die Parteienkriege durch die allseitige, das lebhafteste Bedürfniß nach innerer Ruhe erregende Erschöpfung, die dadurch geförderte Thronbesteigung Heinrichs VII. (1485) und die Geschicklichkeit seiner Regierung beendigt waren. Auch wendete in der That schon dieser König dem Festlande wenigstens seine Aufmerksamkeit zu; eine Richtung, bei der ihn jedoch wesentlich der Antheil, den Frankreich und Burgund an den innern Händeln Englands genommen, bestimmte. Noch unter dem Eindrucke des jahrhundertelangen Kampfes zwischen Frankreich und England, glaubte er Alles für Letzteres gewonnen, was das Erstere schwächte und der falschen Politik eine Gelegenheit erhielt, die inneren Zerwürfnisse Frankreichs zu schüren und bei Kriegsfällen sich in dessen Vasallenstaaten Anhänger zu erhalten. Darum mühte er sich für die Unabhängigkeit der Bretagne, suchte die Wahl eines Gemahls für Prinzessin Anna auf einen auswärtigen Prinzen zu lenken und griff selbst zu den Waffen für die Ansprüche Maximilians. Nun war aber damals durchaus kein Grund zum Kampfe zwischen Frankreich und England und der berechnende Geist Heinrichs VII., wenn er auch nicht frei von den politischen Vorurtheilen der Zeit war, mochte doch fühlen, daß die Bretagne wenigstens kein dringender Anlaß zu dem Wagniß des Kriegs und daß das Unvermeidliche nicht zu verhindern sei. Der Friede ward mit Geld erkauft. In der That hat es bis auf die Zeit, wo England und Frankreich einander wieder durch politische Nothwendigkeit entgegengesetzt wurden, also bis auf Ludwig XIV., niemals wieder zu einem dauernden ernsteren Kampfe zwischen ihnen

*) Lübeck, das in dem Politischen Allen voraus war, ist auch in dem Merkantilischen am Meisten gesunken. Vergl. übrigens: Sartorius classische Geschichte der Hansa.

gebracht werden können. Die Nationalvorurtheile trennten und verfeindeten sie; und dies bewirkte, daß die vielen Gründe, die sie gerade in dieser Zeit recht oft zu innigem Bündniß hätten bestimmen sollen, nicht immer beachtet wurden; man belauerte sich gegenseitig; suchte einander gelegentliche Streiche zu versetzen; gerieth auch bei vorübergehenden Veranlassungen in offenen Streit; aber bei aller Mühe, die sich die meisten Führer und die Völker beider Staaten gaben, konnte man es nicht zu jenem fortgesetzten, organisirten Kriegsstand bringen, wie er nur aus der Thatsache eines wahrhaften Gegensatzes der politischen Interessen hervorgehen kann *). Indeß ließ doch England schon damals, wie später so oft als seine Kraft nicht künstlich geschwächt war, ahnen, daß ein Staat, der soviel Hilfsquellen mit einer durch die Natur gesicherten Lage und vereinfachten Interessen vereinigt, in den Völkerzwisten Europa's ein hohes, schiedsrichterliches Gewicht ausüben müsse.

In Spanien wurde in dieser Zeit die Hauptaufgabe erfüllt, der es durch soviel Jahrhunderte nachgestrebt, und in deren Verfolgung es sich von manchen Verwirrungen und manchen Leiden des Mittelalters freigehalten, soviel Geist und soviel Kraft des inneren Lebens entwickelt hatte. Nachdem durch die Vermählung Ferdinands des Katholischen, der über Aragonien, Valencia, Catalonien, die Balearen und Sicilien herrschte, mit Isabellen, die, den Ansprüchen Portugals zum Trotze, zur Erbin von Castilien und Leon wurde, die ganze Pyrenäische Halbinsel, mit Ausnahme der Grenzländer Portugal und Navarra und des Maurischen Königreichs vereinigt war **), wendeten Ferdinand und Isabelle diese vereinigte Kraft gegen den durch innere Parteiungen

*) Die natürlichen politischen Interessen Frankreichs und Englands waren sich niemals entgegengesetzt; aber ein künstlicher Gegensatz wahrhafter Interessen entstand, sobald und sooft Frankreich zur Universalmonarchie strebte.

**) Factisch vereinigt, wenngleich nicht staatsrechtlich.

zerrissenen Rest der Maurenherrschaft, gegen Granada. Auch da noch erforderte es einen zehnjährigen Kampf, ehe Granada fiel (1494) und die Mauren der Herrschaft auf Spanischem Boden entsagen mußten. Sowohl um jene Vereinigung, als um diese Anwendung derselben zu bewirken, um seine Absichten bei Völkern durchzusetzen, die damals die meisten Garantiren gegen die Misbräuche der königlichen Gewalt besaßen und über diese, überhaupt über die Erhaltung ihrer Rechte, mit dem eifersüchtigsten Mistrauen wachten *), diente Ferdinand seine dem Genius des Zeitalters entsprechende Staatskunst und der Beistand der Kirche, der er so treu ergeben war, als es ein kleinlicher Egoist nur sein kann **). Glücklich für ihn und für Spanien, wenn er beide Eigenschaften nur auf Erreichung jener Hauptzielpunkte verwendet hätte. Daß er Navarra eroberte, enthielt zwar eine Ungerechtigkeit und war nicht von wesentlichem Vortheil, aber doch den Ansichten des Zeitalters entsprechend. Die Erwerbungen, die er an der Nordküste von Afrika machte, hätten auf Spanien eine der segensvollsten und großartigsten Aufgaben übertragen können, wenn es nicht durch die Entdeckung Amerika's von einer Seite, wo der Lohn nicht so mühelos geerndtet werden konnte, abgelenkt und wenn es nicht dadurch, wie durch andre Ursachen, im Innern erschlafft wäre. Auch die Erwerbung Neapels schien, da Spanien einmal Sicilien besaß, immer noch der natürlichste Zielpunkt für seine auswärtige Politik. Aber dadurch, daß er durch seine rastlosen Intriguen auch den Sinn der Großen vergiftete; daß er den Kampf gegen

*) Spanien in älterer, Schweden in neuerer Zeit, haben am Meisten gestrebt, die königliche Gewalt auf directem, mechanischem Wege zu beschränken und Beide haben damit viel weniger als das erreicht, was sich in England auf organischem Wege bildete.

**) D. h. soweit ihre Absichten ihm nicht den sichtbarsten und augenblicklichen Nachtheil brachten. Ludwig XI. war abergläubischer als Ferdinand, denn er war inconsequent in seinen religiösen Uebungen und glaubte, durch äußere Formalitäten die größte Gewaltthat gutmachen zu können; aber auf seine weltlichen Angelegenheiten verstattete er der Kirche nicht den mindesten Einfluß.

die Freiheiten seines Volks begann, zu welchem Ende, oder vielmehr zur Verstärkung der Königsmacht, er das Großmeisterthum der geistlichen Ritterorden an die Krone brachte, und daß er, von Ximenes *) und Isabellen bestimmt, die Einführung der Inquisition in seinen Landen duldete, die bald bei einem Volke, das zu düsteren und strengen Gefühlen geneigt ist, die furchtbarste Autorität erhielt und jede geistige Regung niederdrückte; dadurch hat er es verschuldet, daß Alles, was die Größe Spaniens begründen zu müssen schien, zur mitwirkenden Ursache seines Sinkens wurde. — Portugal war von den Europäischen Staatshändeln abgezogen und nur mit seinen Ostindischen Erwerbungen beschäftigt.

Im Vorgrund der Europäischen Bewegung standen Habsburg, Burgund, Frankreich, die Schweiz und Italien. Sie bestimmen den Charakter der damaligen Staatengeschichte. Alles was außer ihnen geschieht, geschieht nur um sie herum, hat aber auf ihre Händel keinen directen Einfluß. Das dagegen, was aus ihren Bewegungen hervorgeht, mußte bald auf ganz Europa seine Wirkungen äußern. Dessenungeachtet kann man noch nicht sagen, daß in ihren Kämpfen bereits ein System gelegen hätte. Es war nur ein gelegentliches, wechselvolles Collidiren; aber schon der Vorklang und zum Theil die Quelle des Kommenden.

Burgund war anfangs ein thätiges Subject, bald aber nur das Object des Kampfes. Die von Reichthum strahlende, sich rastlos erweiternde Burgundische Macht konnte weder von Frankreich noch von Deutschland sorglos betrachtet werden, und die Sache ward bedenklich, als ein in sich so kräftiges und lebensvolles Reich in die Hände eines von Ehrsucht und Kriegsmuth glühenden Fürsten, Karl des Kühnen, kam; der es überdem in seinem Innern durch Erwerbung des Herzogthums Geldern und der Grafschaft Zütphen consolidirte, im pfandweisen Besitze Oesterreichischer Herrschaften in Schwaben und Elsaß war, Lothringen bedrohte und

*) Ximenes ist der Gregor VII. Spaniens und seines Jahrhunderts.

nicht ohne Aussicht auf Erwerbung der Provence und der Dauphiné blieb. Die Gefahr war für Frankreich am Dringendsten. Aber Ludwig XI. war auch ganz der Mann dazu, einen so ungestümen Gegner zu umstricken. Er wußte alle die Schwächeren, die von Burgund bedroht waren, zu ermuthigen und zu vereinen, dem Herzog fortwährend kleine, seine Wuth reizende Hindernisse entgegenzustellen, seine Laune zu necken, ihn mit Verrath zu umgarnen, überall Argwohn gegen ihn zu erregen, ihn in tausend Händel zu verwickeln, Deutschland, dessen Kaiser eine Zeit lang durch die Aussicht, die Hand der Erbtochter von Burgund für seinen Sohn zu gewinnen, über die Gefahr verblendet war, aufmerksam zu machen und die Schweiz mit sich und allen Gegnern Burgunds zu verbünden. Die Hauptsache blieb freilich immer, daß Karl das Unmögliche wollte, oder wenigstens so handelte, als wenn er es wollte. Ein auf Kosten Frankreichs errichtetes, aus Frankreichs, Deutschlands und Italiens Grenzlanden zusammengebrachtes Reich, wie ein Königreich Lotharingien dargestellt haben würde, wäre ohne Halt, ohne Basis, ohne Bestand geblieben. Für den Ehrgeiz des Burgunders blieb nur ein doppelter Weg: entweder geradezu Frankreich zum Zielpunkt seiner Unternehmungen zu machen und sich, unter Vertreibung des von den Großen gehaßten und ihm an Kriegsmuth nachstehenden Ludwig XI., auf den Französischen Thron zu setzen. Dann wäre Burgund eine abhängige Provinz des von dem Hause Burgund beherrschten Frankreichs geworden, wenn nicht der Unabhängigkeitssinn einzelner Theile sie zur Selbstständigkeit geführt hätte. Oder er mußte seine Macht auf den Reichthum und die Kraft seines Volkes gründen. In dem Besitze von Ländern, die zu den Blühendsten des Erdbodens gehörten, die ein ungemein betriebsames Volk nährten, die eine große Anzahl von Städten umfaßten, in welche ein höheres Maaß von Freiheit eine starke Bevölkerung, Handel und Reichthum gelockt hatte, während in den sie umgebenden Landschaften aller Glanz und alle Tapferkeit eines ritterlichen Adels sich bewegte; konnte er ruhig sein Gebiet abschließen, es auf die zeitherige,

dem Genius des Jahrhunderts entsprechende, keinen allzugroßen Argwohn erregende Weise, durch kleine, gelegentliche Erwerbungen allmälig noch etwas abrunden und gewiß sein, es als eine Hauptmacht unter den Europäischen Reichen dastehen zu sehen. Es konnte die gewaltige Grenzmacht zwischen Deutschland und Frankreich sein. Es konnte das Schiedsrichteramt in ihren Händeln verwalten und ein mächtiger Schiedsrichter geht nie ohne Lohn aus. Flog der Ehrgeiz höher, so konnte der Beherrscher dieses Staats wohl auch die Ehrenwürde des Deutschen Königthums zu seiner Erbmacht gesellen; wenn dies unter denselben Beschränkungen geschah, unter denen es von Habsburg erfolgte. Zu dem Allen aber führten die Schritte nicht, die Karl that. Lothringen konnte vielleicht in diesen Plan passen und Lothringen würde Karl erlangt haben, wenn er nicht selbst dem Renatus auf allen Seiten Bundesgenossen erweckt hätte. Aber wozu die Provence, die Dauphiné, als wenn jede Erweiterung des Gebiets, wie wenig sie auch zu dem Uebrigen passe, eine Verstärkung wäre? Warum Frankreich, Deutschland und die Schweiz zugleich reizen? Warum vor allen Dingen dieses halsstarrige Bekämpfen der Schweiz, die nicht zur unterthänigen Landschaft berufen war; am Wenigsten in einer Zeit, wo die Einzelkraft nur des Selbstbewußtseins und freier Bewegung bedurfte, um zu hoher und höchster Bedeutung zu gelangen? Die Tage von Granson, Murten und Nancy züchtigten Karl den Kühnen dafür, daß er bei Herrschen und Kriegen nicht den politischen Interessen, nicht den vorwaltenden Zeitideen, sondern lediglich der Laune und Leidenschaft eines Einzelmenschen gefolgt war (1476—77). Er büßte selbst mit dem Leben und hinterließ sein Reich in Verwirrung. Das eigentliche Burgund kam an Frankreich, wohin es gehörte. Daß dagegen die Niederlande und die Franchecomté die für Maximilian gestimmte Neigung der Erbtochter Maria nicht misbilligten, und diese Vermählung der von Frankreich Betriebenen mit dem Dauphin vorzogen, war natürlich. Es war die Wahl zwischen Selbstständigkeit oder Provinz. Sie hätten vielleicht auch gegen Frankreich ihre Freiheiten behauptet; sie

hätten vielleicht von Deutschland aus Unterstützung gefunden, und sich losgerissen; aber es würde ihnen der Widerstand gegen einen Französischen Herrscher ungleich schwerer gefallen sein, als gegen einen Deutschen; ihr Gebieter würde weniger geneigt und geschickt gewesen sein, ihre Eigenthümlichkeit zu achten und jedenfalls läßt sich Unabhängigkeit weit leichter behaupten, als wiedererobern. Indem aber die Niederlande einen Deutschen Prinzen zum Gemahl ihrer Fürstin annahmen, traten sie dadurch Deutschland nicht näher, und die durch den Burgundischen Kreis vermittelte Verbindung mit dem Reiche war nur eine Schattenverbindung, von der die Niederländer selbst niemals viel wissen mochten, die aber dem Hause Habsburg einen Vorwand bot, gelegentlich die Reichskräfte für seine dortigen Interessen aufzubieten *). Die vormundschaftliche Regierung Maximilians ward unwillig ertragen, oft von Städten und ganzen Provinzen gebrochen; und als Philipp zur Mündigkeit gereift war, wurde sein Vater von den Niederländischen Händeln ausgeschlossen.

Frankreich ward in dieser Zeit zu der Rolle, die es zu übernehmen hatte, durch denjenigen Fürsten gezeitigt, welcher der Aufgabe seines Jahrhunderts am Besten gewachsen war. Ludwig XI. hatte vor seinen meisten Gegnern zuvörderst eine klare Einsicht in seine eignen Zwecke und in die Natur der Gegner voraus. Er wußte, was er wollte und errieth, was die Gegner thun würden. Er gehörte zu den seltenen Männern, die ihr ganzes Leben hindurch, auf langsamen, indirecten und verborgenen Wegen, für einen Plan wirken, dessen Erfüllung erst der Zukunft Werth hat, und der kein erträumtes Ideal ist, sondern von den Kundigen als durch die Verhältnisse selbst gelehrt erkannt wird. Er han-

*) Es lag in dem Ganzen ein Manoeuvre, wie es drei Jahrhunderte später der Congreß zu Wien mit Luxemburg wiederholt hat. Nur hatte man im sechszehnten Jahrhunderte mehr Grund, den Burgundischen Kreis für Deutsch zu erklären, als man im Neunzehnten hatte, einen ungefähren Theil aus den Niederlanden herauszugreifen und zum Genossen des Deutschen Bundes zu ernennen.

delte nicht in Ehrgeiz; sonst würde er nicht jeden Glanz verschmäht, sonst würde er die Gelegenheit gesucht haben, mit den Eigenschaften zu prunken, welche der Ruhm feiert. Nicht aus Interesse für seine Familie; denn die liebte er nicht. Nicht aus landesväterlicher Fürsorge; denn wenn er gleich nicht ohne alle Gutmüthigkeit war, so blieb doch Egoismus der Grundzug seines Charakters. Er handelte, wie ein Mann von außerordentlichem Verstande handeln mußte. Er that das Nützliche, weil er es zu schätzen wußte und weil ihm das Gescheidte daran Vergnügen machte; weil es seine Liebhaberei war; und weil er einsah, daß es auch ihm von Vortheil sei. Ein verständiger Egoist wird sehr oft in Verfolgung seiner eignen Zwecke dem Ganzen nützen; eben weil die Welt dergestalt eingerichtet ist, daß die nützlichsten Mittel auch die Richtigsten sind. Hätte sich der Enthusiasmus der Tugend zu seinem Verstande gesellt, so würde er eine edlere Erscheinung darbieten; aber er würde dann vielleicht nicht ausgerichtet haben, was er ausrichtete und was freilich früher oder später doch geschehen wäre *). In einem unmoralischen Zeitalter lebend, wo alle Güte in Schwäche und alle Kraft in Härte ausartete, bebte er vor keinem Mittel, wie niedrig und grausam es sein mochte, zurück. Aber leidenschaftslos wie er war, gieng er in seinen Mitteln nicht weiter, als er es für nöthig hielt. Von Natur nicht ritterlich kriegslustig, bewies er doch im Nothfalle Muth und Taktik und unterschied sich in dieser Hinsicht von Karl dem Kühnen, wie die Kriegs-

*) Wer das Rechte nur auf rechtem Wege will, wird es nicht immer verwirklichen. Aber darin liegt kein Grund, warum er einen andern Weg einschlagen sollte. Es liegt in seinem Fehlschlagen nur der Beweis, daß die Zeit für ein Ideal noch nicht reif ist, das sie nur auf einem Wege erlangen kann, dessen Nachtheile größer sind, als alle Nachtheile der — Verzögerung. Auch läßt sich über die Rechtlichkeit der Mittel viel gewisser urtheilen, als über die Nützlichkeit des Zweckes, und schon deshalb ist es *sicherer*, sich an das rechtliche Mittel zu halten und einen Zweck nicht für weise zu halten, der nur auf unrechtem Wege zu erreichen ist. Die Mittel sind ein Probirstein des Zweckes.

kunst der neueren Zeit von dem kriegerischen Abenteuergeiste des Mittelalters. Demgemäß organisirte er auch die Streitkraft seines Reiches. Endlich wollte er das, was nöthig war und errang es ebendeshalb, versuchte aber nicht mehr als dies. Die Großen zu demüthigen, jedes Element des Widerstandes gegen die Einheit der monarchischen Gewalt zu brechen und die abgerissenen Theile wieder mit Frankreich zu vereinigen, das war sein Ziel und das war von ihm und seinem Nachfolger im Ganzen erreicht, als Burgund zurückgefallen, die Provence ererbt, und die Bretagne erheirathet war. — Die Schweizer wußte er so gut zu benutzen, daß sie ihm unendlich mehr halfen, als wenn sie seine Unterthanen gewesen wären *). — In die Italienischen Händel hätte er sich schwerlich eingelassen, außer um gelegentlich seinen Feinden zu schaden.

Italien begann schon, ein großer Kampfpreiß der wetteifernden Mächte zu werden. Aber in welch andrem Lichte erscheinen jetzt die Römerzüge der Transalpinischen Völker, gegen die Zeit der Sachsenkaiser und der Hohenstaufen gehalten! Das Pabstthum kommt dabei ganz außer Betracht. Nicht als Oberhaupt der Kirche, nur als weltlicher Herr wird der Pabst in die Staatshändel verwickelt und fieng erst in der folgenden Periode wieder an, die Rücksicht auf die Interessen der Kirche zu einer wesentlichen Richtschnur bei seinen diplomatischen Verhandlungen zu erheben. Der Kirche drohte ja keine Gefahr; man fürchtete noch nicht, daß sie zurückgehen, sah aber keine Aussicht, wie sie vorwärts kommen könne. Italien ward der Zielpunkt des Ländergeizes, weil es ein herrenloses Land und seine Eroberung ebenso

*) Ein kriegerisches Volk, als selbstständiger Bundesgenosse, ist eine wichtige politische Macht, die man zu seinem Beistand gewonnen hat. Dasselbe, zur unterthänigen Provinz gemacht, liefert höchstens gute Rekruten. Ein Staat, der im Besitze voller Souverainetät ist, ist auch den Andern wichtiger und angesehener, als ein Land, das ihn vielleicht an Gebiet und Bevölkerung um das Doppelte übertrifft, aber nicht, oder nur halbsouverain ist.

leicht war, wie — seine Behauptung schwierig. Es gieng bereits das Gefühl durch die Staaten: daß möglichste Erweiterung des Territorialbesitzes ein Hauptstreben der Staaten werden müsse, die nicht zurückgehen wollten. Nun bot sich Italien dar, in welchem bis dahin weder eine Fremde, noch eine einheimische Macht zur Obergewalt gelangt war und das in seinem Innern einen fortwährenden Wechsel des Besitzes, ein Aufstehen und Sinken von Dynastieen und Verfassungen aller Art, dabei lockende Reichthümer, ränkesüchtige Große und ein unkräftiges Volk zeigte. Natürlich daher, daß es die Aufmerksamkeit der thatenlustigen und ehrgeizigen Fürsten auf sich zog. Eine Richtung, die aber anfangs ziemlich ungeordnet und planlos verfolgt wurde. Karl VIII. von Frankreich, von einem Usurpator des Mailändischen Fürstenstuhles eingeladen, erhob die ererbten Ansprüche auf Neapel, zog mit Franzosen und Schweizern durch Italien und eroberte in wenig Tagen das Königreich. Es war in den Händen einer Nebenlinie des Aragonischen Hauses gewesen und außer Verbindung mit Spanien gekommen. Der rechtmäßige Erbe behauptete sich in Sicilien, diesem Asyl der Fürsten Neapels *). Das Volk ward schwierig; die Italienischen Mächte verbündeten sich, dem König den Rückzug abzuschneiden; und als er diesen mit Mühe errungen hatte, war die Europäische Herrschaft in Neapel wieder zu Ende. Konnte denn auch Neapel eine Provinz von Frankreich werden? Sicherer schien die Erwerbung Mailands, die Ludwig XII. (1500) mit Schweizerhilfe als Erbe der Viscontis durchsetzte, und nachdem sie durch den Frieden von Dijon (1513) verloren gegangen war, Franz I. (1515) wieder erneuerte. Aus Neapel dagegen, was Ludwig XII. (1502) zum zweiten Male, in Gemeinschaft mit

*) Man könnte leicht auf den Gedanken kommen, daß ein Wechsel in den Dynastieen, oder der Verfassung Neapels nur dann von Bestand sein würde, wenn er nicht, wie zeither, von Neapel, sondern von Sicilien, seinen Ausgangspunkt nähme. Aber die ganze Verbindung Siciliens und Neapels ist nicht nothwendig.

Ferdinand von Aragonien eroberte, ward er (1503) durch diesen Bundesgenossen selbst für immer vertrieben. Im Ganzen ward Italien vor einer bleibenden Unterjochung durch dieselben Umstände bewahrt, die in einer viel späteren Zeit das Europäische Gleichgewicht beschützt haben. Es enthielt mehrere, ihm angehörige Mächte, die einzeln zwar schwach, auch durch eigne Vergrößerungspläne oft zu falschen Maaßregeln verleitet und gemeiniglich uneinig waren; die aber doch, sobald eine größere Gefahr von Außen drohte, sich zuletzt zu einem Bündniß zusammenfanden, das dem Auslande um so mehr gewachsen war, als damals auch die ausgedehnteste Großmacht, bei noch nicht entwickelten Kräften, schwachen Finanzen und Mangel an Einheit, den kleineren Staaten nicht so unbedingt überlegen war. Es war ferner schon damals die gegenseitige Eifersucht der Staaten ein Schutz gegen die Unterdrückung Italiens. Noch war man nicht so weit, daß man einem Andern eine Vergrößerung nicht gönnte, wenn man auch selbst keinen Anspruch darauf machte; nur damit er nicht mächtiger werde. Aber auf Italien — oder wenigstens auf das, was möglicherweise in Italien zu erlangen war — machten Frankreich, Deutschland und Spanien gleichmäßigen Anspruch. Was der Eine gewonnen, das sah der Andre als sich entzogen an. Rechtstitel entlehnte das Französische Haus aus seiner Verwandtschaft mit den Anjous, die die Hohenstaufen; das Römische aus der Seinigen mit den Aragonien, die die Anjous verdrängt hatten; das Habsburgische aus der alten Oberhoheit des Reichs. Der wahre Grund lag immer darin, daß Keiner Ansprüche hatte und daß der Staat, der sich gewaltsam eines Andern bemächtigt, alle Nebenbuhler berechtigt und anreizt, ihn bei vorkommender Gelegenheit nachzuahmen, oder ihm seine Beute wieder abzuringen. Spanien hatte, auf Sicilien und Neapel wenigstens, noch die scheinbarsten Ansprüche; denn es hatte den letzten Besitz und die lange Zeit für sich, die seine Usurpation geheiligt hatte. Die Reichsansprüche waren nicht wohl über das nördliche Italien hinauszudehnen; weniger noch anderswo zu behaupten. Die Französische Herr-

schaft war völlig bodenlos und überdem dem Italienischen Genius am Wenigsten entsprechend; sie hat auch das geringste Glück in Italien gemacht. Unter den Italienischen Mächten, die dem Aufkommen ausländischer Herrschaft am Wirksamsten widerstanden, zeichneten sich der Pabst und Venedig aus; Beide zunächst mit Vergrößerung auf Kosten der Kleineren beschäftigt *); Beide oft mit einander uneins, aber Beide bereit, durch Waffen und List so Frankreich, wie Deutschland, oder Spanien, zu bekämpfen, wenn Eins von Diesen übermächtig zu werden drohte; Beide die natürlichen Bundesgenossen der Macht, welcher gerade die Rolle der Opposition zufiel. Alle diese Umstände erklären, warum es den Venetianern möglich werden konnte, die Ligue von Cambray (1509), die den Pabst, den Kaiser, Frankreich und Spanien in ein unnatürliches Bündniß gegen sie vereinigte, zu trennen. — Von zufälligen Umständen hieng es ab, auf welche Seite sich Savoyen, Mailand, Florenz und die kleineren Staaten jedesmal schlagen sollten; im Ganzen waren aber auch sie auf die Dauer zur Opposition gegen jede Uebermacht geneigt, wenn sie gleich zuweilen im Taumel der durch innere Kämpfe erregten Leidenschaft den Feind zu Hilfe riefen.

Das Bild Europa's in dieser Zeit ist also Folgendes: In der Mitte fühlen die Häuser Habsburg und Frankreich sich Beide zum Erwerben berufen und suchen ihre Beute in der Burgundischen Erbschaft und der Italienischen Vacanz. Spanien ist, nach Vollendung seiner eignen Aufgabe, bereit, als Mitbewerber aufzutreten. England zeitigt, nach Ueberstehung innerer Händel, seine innere Kraft. Die Skandinavischen Reiche sind noch in dem innern Gährungskampfe befangen. Die Slavischen Länder halten sich isolirt und scheinbar unabhängig von den Germanischen.

---

*) Schon gieng der Ehrgeiz der Päbste nicht einmal mehr auf Erweiterung des Kirchenstaats, — eine große politische Macht hätten sie ohnehin nicht behaupten können; — sondern auf Gründung von Landeshoheiten für ihre Nepoten.

Von hinten aber fiel, wie jener ungeheure Krebs, der dem Alciden die Ferse benagte, die Türkische Macht Europa mit rastlosen Angriffen an. Sie war von Adrianopel nach Philippopel geschritten, hatte Bulgaren und Servier bezwungen — die Letzteren am Schwersten, wie denn Sultan Morad (1389) ihre Unterdrückung mit dem Leben bezahlte — die Ungarn wiederholt geschlagen, aber nicht bewältigt, Bosnien unterworfen, den Sturm der Mongolen überstanden, bei Varna die Ungarn für ihren Eidbruch furchtbar gezüchtigt, Konstantinopel beherrscht auch vor seiner Eroberung, und endlich schritt sie zu dieser. In dem Momente des Unterganges lebte der Geist der Cäsaren, aber nicht ihr Glück, in Konstantin, dem letzten Byzantinischen Kaiser wieder auf. Nach funfzigtägiger Belagerung ward das östliche Rom die Residenz der Türkischen Sultane (1453). Nachdem das Byzantinische Reich aus sich selbst kein Leben entwickeln konnte und der mislungene Versuch des Lateinischen Kaiserthums gezeigt hatte, daß auch Europa in seiner damaligen Culturstufe kein besseres Glück auf jenem Boden habe, der für die Befruchtung durch Germanisches Element noch nicht gezeitigt war, blieb kein anderer Ausweg möglich. Orientalische Barbaren mußten hereinkommen, diesen Boden zu zersetzen. — Nur Genuesische Kaufleute hatten für die Rettung des Griechischen Kaiserthumes gekämpft. Das übrige Europa blieb gleichgiltig und schrak erst auf, als der Streich gefallen war. In der That, welcher Fürst wäre auch nahe, bereit und aufgefordert genug gewesen, ihn abzuwenden? Waren doch damals die Janitscharen in der Taktik und Kriegszucht den Europäischen Truppen überlegen; also in den Momenten, durch welche der Entsatz Konstantinopels entschieden werden mußte.

Nach der Eroberung Konstantinopels gab die Unterwerfung der Trümmer des auch in seinen Trümmern noch gewaltigen Reiches den Türken genug zu thun. Durch sich selbst hielt sich das Griechenthum nicht mehr. Die Comnenen in Trapezunt wurden bewältigt (1461), die Paläologen aus dem Peloponnes fortgeschreckt. Die Freiheit, die Scanderbeg in Albanien aufrecht hielt, dauerte nur das Leben

eines Mannes aus, erhielt aber doch die Naturanlagen des Freisinns. In Asien triumphirten die Türken überall; schwerer ward ihnen jeder Schritt, wo sie Europäischem Wesen begegneten. Erst Selim I. unterwarf die Moldau. Die Ungarn wurden geschlagen und schlugen wieder. Einzelnes konnten die Türken wohl abreißen, plündern und schrecken; aber eine feste, bleibende Gewalt aufzurichten, fiel ihnen mit jedem Schritte schwerer, den sie den Germanischen Staaten zu thaten. Der Türkenkrieg ward nun ein stehender Artikel in den Manifesten der Päbste und der Kaiser; ein Hauptthema ihrer Vorwürfe gegen die Indifferenz der Zeit *) und oft ein Deckmantel anderweiter Bestrebungen.

*) Ob gerechter Vorwürfe, wird später untersucht werden.

Geschichte des Europäischen Staatensystemes.

Erste Periode.

Kämpfe der Häuser Habsburg und Frankreich um das Principat im Europäischen Staatensysteme.

Erster Abschnitt.

Karl V.

oder

directer Versuch des Hauses Habsburg, das Principat zu erringen.

§. 17.

Grundlagen.

Zum Beginne des sechszehnten Jahrhunderts war Frankreich das einzige Land in Europa, was, in der Mitte der Europäischen Staatshändel gelegen und dadurch befähigt, nach allen Seiten hin seine Kräfte zu verwenden, überall einzugreifen, die reichsten Hilfsquellen in gedrungener Verei-

nigung besaß, sie in einer Hand zusammengefaßt und zugleich willig sah, sich nach den Absichten eines unternehmenden Führers gebrauchen zu lassen. Ein junger, thatkräftiger Mann, voll Ehrgeiz und Kriegslust, durch sein ganzes Wesen das Volk für sich begeisternd, saß auf seinem Throne. Gleichwohl hat Franz I. *) zusehen müssen, wie ein Werkstück auf das Andere zu dem Gebäude der Macht seines Gegners sich aufthürmte; er erlebte fast nur Niederlagen im Kampfe; er mußte sich eine Concession nach der Anderen abringen lassen; er mußte von den Waffen zu Intriguen übergehen und sah sich auch da nicht selten besiegt; ihm blieb nur der Trost, daß die Bestimmung Frankreichs sich erfüllen mußte und daß bei Festigkeit, Geduld und Ausdauer er oder sein Nachfolger erwarten konnten, die ungezügelten Pläne seiner Gegner in sich selbst zerfallen zu sehen.

Ihm entgegen stand das Haus Habsburg, damals repräsentirt von Karl V. **) und Ferdinand, zwei Brüdern, von denen dem Ersteren die glänzendern, dem Letzteren die solideren Aufgaben des Hauses zufielen. Zum Zwecke der Erstereren diente die reiche Spanische Erbschaft, in den vereinigten Spanischen Königreichen, den neuen unermeßlichen Entdeckungen und Erwerbungen in beiden Indien und in Afrika, den reichen und lebenskräftigen Niederlanden, beiden Sicilien und andern Besitzungen und Ansprüchen in Italien bestehend. Dazu die Kaiserkrone. An Ferdinand überließ Karl V. (1521) die Deutschen Erblande, damit aussprechend, daß er nicht länger diese Grundlage seiner Größe bedürfe. Ferdinand selbst erwarb sich, wie in der Stille und im Hintergrunde der Begebenheiten, Böhmen (1527) und später auch Ungarn. Ohne sich allzu tief in ehrgeizige Pläne einzulassen, unterstützte er doch seinen Bruder, den größten Theil von dessen Regierungszeit hindurch, mit der Hausmacht, mit

*) Vergl.: Gaillard, Histoire de François I., Roi de France. à Paris, 1769. 7 Voll. 12.

**) Vergl.: Robertson, History of the Emperor Charles V. London, 1769. 3 Voll. 4. (Deutsch von Renner, 1792. 3 B. 8.)

deren Ansehen im Deutschen Reiche, mit dem persönlichen Gewichte, das ihm sein gemäßigter, vorsichtiger Charakter verschaffte. Karl V. selbst, ein Mann von hohen Kenntnissen und Talenten; mit jenem hochfliegenden Ehrgeiz der Cäsaren, der stets von Klugheit geleitet wird; mit einem überaus feinen, in aller Politik des Zeitalters geübten und gewandten Geiste; kalt ohne Strenge; nicht Gefühlsmensch, aber auch ohne Leidenschaft; ohne bigott zu sein, sich für das bestehende System der Kirche erklärend; nicht zu Extremen geneigt, vorsichtig, berechnend; nicht von chevalereskem Geiste angehaucht, aber guter Kriegsführer und fähig, wenn es Noth that, tapfer zu sein und selbst Ueberraschendes zu wagen, sobald kluge Berechnung ihn lehrte, daß er nicht zuviel wage *). Karl V., im Besitze jener großen, aber vielfach vertheilten, hier und da erst der Bearbeitung bedürftigen, hier und da unsichren und bestrittenen, nirgends dem raschen Gebote unbedingt folgenden Macht; hätte man nicht glauben sollen, er würde vorzugsweise die Rolle der Vertheidigung übernehmen und in einzelnen Kämpfen und Conflicten allmälig seine Gewalt zu consolidiren suchen? Statt dessen sehen wir ihn fast immer auf der Linie des Angriffs; jeden Frieden nur als Waffenstillstand betrachtend; rastlos das Höchste in Anspruch nehmend; den Sitz der Kirche stürmend und verwüstend; selbst in abenteuerliche Unternehmungen sich verlierend; Alles versuchend und — was das Wunderbarste ist — am Ende fruchtlos.

Sage man noch, daß die Menschen die Geschicke bestimmen! Auch Franz I. und Karl V. folgten dem Zuge ihrer Verhältnisse. Wohl hätte die Macht des Letzteren überall erst der Befestigung bedurft und Karl V. versuchte dies überall in Mitten seiner Kämpfe. Er versuchte es, wie die Menschen dies zu thun pflegen, durch Vermehrung seiner eignen Gewalt und rief ebendadurch den Gegenkampf im Innern

*) So z. B. bei dem abenteuerlichen Ritt nach Paris, wo er sich in die Hände seines Feindes begab. Indeß Franz I. wußte recht wohl, daß er von der Gefangenschaft des Kaisers so wenig bleibende Früchte erndten konnte, wie dieser von der Seinigen geerndtet hatte.

seiner Reiche hervor. Aber das Aeußere seiner Macht war von Anfang an imposant und mochte in einer Zeit, die noch nicht gewohnt war, sorgsam die Kräfte zu messen, zu dem höchsten Anspruch berechtigen. Die allmälige Entwickelung der inneren Hilfsquellen seiner Reiche, die Erweiterung ihrer Grenzen durch geschickte Verfolgung der jedem Einzelnen eigenthümlichen Zwecke, konnte nicht von einem Punkte aus erfaßt werden, hätte soviel Karl V. erfordert, als sich Hauptgruppen unter seinem Scepter befanden und er hatte nur einen Ferdinand. Deshalb mußte er allerwärts rasch auf das Centrum drängen, überall darnach trachten, sich als den ersten Monarchen der Christenheit darzustellen und mit allem Nachdruck gegen den Einzigen ankämpfen, der ihm diesen Platz streitig machen konnte.

Frankreich aber war zur Vertheidigung verwiesen; es hatte in jener Zeit seine schönste Aufgabe in der Vertheidigung Europa's gegen das drohende Habsburgische Principat. Mögen im Einzelnen falsche und persönliche Absichten gewaltet haben; dazu, die Herrschaft Habsburgs in Italien, die Vergrößerung der niederländischen Provinzen und die Erweiterung der Kaisermacht in Deutschland zu verhindern, war es berufen und darin hatte es die Verhältnisse selbst zu Mitstreitern. Zum siegreichen Angriff war es, mit all seiner Einheit und Kraft, in einer Zeit noch nicht reif, wo kleine Schaaren von Schweizern, oder Deutschen Lanzknechten seinen Heeren Trotz bieten konnten und eine einzelne Stadt, ein einzelner kleiner Fürst den Ausschlag in Völkerkämpfen zu geben vermochte. Jene Vortheile, die es vor andern Staaten Europa's voraus hatte, bürgten ihm nur dafür, daß es selbst nicht bezwungen und zerstückelt werden konnte und daß es nach jeder Niederlage, nach jedem ungünstigen Frieden, immer wieder zum Kampfe bereit stand.

§. 18.

Rüstungen.

Eine der ersten Unternehmungen, die Karl V. bei dem Antritte seiner Regierung begann, bestand darin: die Ver-

fassung der Spanischen Reiche dergestalt zu ordnen, daß diese Völker ihm zum bereitwilligen Werkzeug bei Ausführung seiner anderweiten politischen Pläne wurden.

Dieser Gedanke war natürlich; er wurde geschickt ausgeführt; er gelangte zum Ziele; aber er war dennoch übel berechnet und unheilvoll.

Er war natürlich. Zwar mochte sich Karl V. unter allen seinen Staaten am Wohlsten in den Niederlanden befinden und für die Regierung dieser Provinzen, die unter ihm ebenso blühten und ruhiger waren, als unter seinem Großvater, schienen auch die aus Glanz, Klugheit und Festigkeit gemischten Eigenschaften seines Charakters vorzugsweise geeignet. Aber der Umfang, der Reichthum, der damals noch vorhandene Aufschwung der Spanischen Lande, wie die Charaktertiefe ihrer Völker verfehlten nicht, seinem Gemüthe zu imponiren. Er dachte, dieses gewaltige Reich, mit soviel Leben, Hoffnung und Kraft, wenn es zu Einheit und Gehorsam gebracht sei, müsse am Ersten geeignet sein, sich mit Frankreich zu messen und einem Weltreich zur Grundlage zu dienen. Er erfaßte den Gedanken einer Herrschaft Spaniens und dieser verfehlte Gedanke ist später von seinen Nachfolgern eine Zeit lang noch emseitiger fortgeführt worden. Zudem fühlte er wohl, daß dasselbe Ziel in Spanien leichter zu erringen sein würde, als in dem zähen, zu festen Rechtsverhältnissen durchgebildeten, nüchternen Deutschland, dessen Krone er auch drei Jahre später empfieng (1519), als die Spanische (1516) und zu dem er sich auch durch Sinnesart nie so gezogen fühlte. Wie freiheitssüchtig auch die Spanische Nation war, ihr Freisinn bewegte sich um die höchsten politischen Kreise, um gewisse glänzende Ideen, Formen, Worte und unter den Beschützern ihrer Freiheiten war keine Einigkeit. Die Aristokratie war nicht auf der Seite des Volks; das Volk nicht auf der der Granden. Die Provinzen hielten nicht zusammen und waren eifersüchtig auf einander. Die persönliche Freiheit erhielt sich in Sitten und örtlichen Gewohnheiten, statt auf feste Rechtsinstitute gegründet zu sein. Wer Adel und Städte einzeln an-

zugreifen, jede Provinz für sich zu beschäftigen, die Eine gegen die Andre zu gebrauchen, den Formen das Wesen zu rauben, die unschädliche, örtliche Sitte zu schonen und das feurige Volk durch Aeußerlichkeiten für die Person des Fürsten, für dessen Würde, bei aller Beschränkung seiner Rechte, von jeher große Ehrfurcht in dem Volke gelebt hatte, zu enthusiasmiren, überdem den religiösen Fanatismus zu benutzen wußte, der mochte ruhig die alten fueros bei Seite legen, die Cortes einschlafen lassen und erst de facto, dann de jure ein absolutes Regime begründen. Die Großen wurden durch äußere Ehren entschädigt; dem unternehmenden Bürgerstand konnte man damals ein glänzendes Ziel in den Amerikanischen Colonieen vorhalten.

Ueberdem war es kaum zu verkennen, daß in der That eine Verstärkung der Staatsgewalt Noth that; daß manche, zum Theil aus der früheren Trennung herrührende Beschränkung zum Besten Aller wegfallen mußte; daß die Vertheidigung gegen Frankreich und die Pläne auf Afrika einen mächtigen Anführer forderten; dem Bürger und Landmann ein kräftiger Beschützer gegen die Bedrückungen der Aristokratie wünschenswerth war; und die Zeit war überhaupt der fürstlichen Gewalt günstig. Cardinal Ximenes wurde der Richelieu Spaniens und wie es scheint aus wahrer Vaterlandsliebe.

Der Anschlag ward mit Geschicklichkeit ausgeführt. Den ersten Angriff ließ Karl V., während seiner Abwesenheit, durch Ximenes ausführen, so daß der Groll darüber nur Diesen, ein hohes Kirchenhaupt und einen geachteten Patrioten, zum Ziel fand. Ximenes demüthigte den hohen Adel durch kecke Verachtung constitutioneller Scrupel, durch Einziehung der von Ferdinand verliehenen Krongüter, durch Waffengewalt, die er mit Hilfe der Städte zum freien Dienste der Krone gewonnen hatte. Als man sah, daß man keinem energischen Widerstand begegnete, kam der König selbst nach Spanien. Ximenes starb, von der Ungnade seines Souverain erdrückt. War diese reine Undankbarkeit? oder war sie ein staatskluger Schritt, der den Anschein verbreiten sollte, als misbillige Karl das ihm so erwünschte Verfahren seines Stellvertreters? oder

hatte Ximenes im Sinne, die politischen Rechte zwar weise zu beschränken, aber die Beschränkten desto fester zu sichern, desto kräftiger zu beleben und war dem König an dem letzteren Theile des Planes nichts gelegen? Karl erlangte von der ersten Freude über seine Ankunft, von der Höflichkeit, die den neuen Monarchen begrüßte, manches Zugeständniß. Als das Volk über manche Vorgänge bedenklich, über das unkluge Benehmen seiner niederländischen Minister erbittert und die Stimmung der Cortes schwieriger wurde, ergriff Karl V. die Gelegenheit der erfolgten Kaiserwahl, sich abermals zu entfernen, ohne in einem Punkte den erhobenen Ansprüchen entsagt zu haben. Bald nach seiner Entfernung brach in den Städten ein von den mittleren Ständen, denen es Ernst war um die Freiheit, bewirkter Aufstand aus, in dem sich Don Juan de Padilla unsterblich machte, der aber an der Theilnahmslosigkeit, oder dem Widerstande der hohen Aristokratie und an der Uneinigkeit der einzelnen Provinzen scheiterte. Karl kehrte erst zurück, nachdem der Aufstand unterdrückt war und da er mit seltener Klugheit sich mild und großmüthig zeigte, wo das Volk den unerbittlichen Rächer gefürchtet hatte, so waren seine Unterthanen für immer entwaffnet. Die Großen beschwichtigten Reichthümer, Hofehren und das Lächeln der Fürstengunst. Constitutionelle Formen, deren Geist man allmälig entschlummern ließ, mußten den Schein retten. Die Städte wurden durch Handelsvortheile gewonnen, welche die materiellen Interessen zum Bunde gegen den Freiheitssinn bewaffnen sollten. Dem Volke ließ man jene theuren, die freie Bewegung im Privatleben schützenden Gewohnheiten und um diesen Preiß entzog es den hohen Staatsinteressen seine Aufmerksamkeit. Als das mächtigste Werkzeug der Herrschaft bewährte sich aber in Kurzem die Kirche.

Karl war am Ziele und zu all den Kämpfen, die seine bewegte Regierung beschäftigten, steuerte Spanien willig so Geld als Blut. Die Spanischen Krieger bildeten den Kern seiner Heere. Sie zeigten sich tapfer und kriegserfahren, voll Mannszucht und Ehrliebe.

Dennoch hätte er das Geschehene bereuen müssen. Denn der Zweck war übel berechnet und die Mittel waren verderblich.

Der Zweck war übel berechnet. Was wollte Karl mit Spanien für seine Pläne? Es zur Grundlage einer Universalherrschaft, oder bloß zur Erzeugerin seiner Heere machen? Jene Grundlage konnte es nicht werden. Und wenn es doppelt so groß wäre, so reich, so bevölkert, es könnte es nicht. Hier ist die Lage entscheidend. So groß die Vortheile sind, die Frankreich, England, Deutschland, von ihrer Lage für politische Herrschaft ziehen, so gewiß ist es, daß Spaniens Lage es nur zur Unabhängigkeit und vielleicht zu Einfluß auf Italien und Afrika, aber nicht zu einer Beherrschung des östlichen und nördlichen Europa beruft. Nicht einmal in Französischen Händeln hat es jemals einen wichtigen Ausschlag geben; nicht einmal in diesem von Parteien zerrissenen Nachbarlande mit aller Einheit seiner Macht etwas ausrichten können. Die arme Schweiz, das kleine Holland, sind durch ihre Lage für das Europäische Staatensystem *) wichtiger, als das große und reiche Spanien. Auch ist der Geist des Volks, mit seiner Verachtung alles Fremdländischen, mit seinem übel begründeten Hochmuth, nicht zur Herrschaft über Völker geeignet, die in so Vielem den Spaniern vorausstrebten. Höchstens über Italiener mochten sie herrschen, wo sie mancher Verwandtschaft des Charakters, bei geringerer Kraft, begegneten; wo sie die Nation waren, deren Herrschaft noch am Wenigsten verletzte und deren Charakter gerade dem Italiener am Meisten Achtung abzwang **). — Soldaten aber hätte Karl V. aus Deutschland, aus den Niederlanden, aus der Schweiz und Italien so gut gewinnen können, wie aus Spanien; hätte dabei dieses sein schönes Erbreich besser schonen, ihm reiche Kräfte erhalten, es vor mancher Verderbniß bewahren können und würde manchen Vorurtheilen entgangen sein,

*) Nicht, oder nicht nothwendig, für den Zustand der Europäischen Menschheit. Spanien im Zustande höchster Blüthe könnte hochwichtig für Europa werden, auch ohne einen Gedanken an Herrschaft.

**) Sie lachten über die Spanier und achteten sie dennoch.

die sich gegen die Spanischen Söldlinge, besonders in Deutschen Landen, aufregten. — Warum erkannte er nicht die schöne Bestimmung, Spanien rein zu erhalten von den Wirren der Europäischen Staatenwelt, wie es solange zu seinem Glücke und Ruhme davon geschieden gewesen war? Es war ja nicht zu befürchten, daß es in seiner Unthätigkeit zu politischer Fäulniß entschlummere, da Lage, Boden und Volk einer freudigen Thätigkeit so belohnende Aufgaben stellten. In diesem Volke, mit seiner damaligen Kraft und Reinheit und adeligen Gesinnung ein würdiges, auf organische Institute gestütztes Staatsleben, persönliche und politische Freiheit, Schifffahrt, Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaft bei tiefer Innigkeit religiöser Gefühle, und es hätte, auch ohne Herrschaft, Europa's Stolz werden müssen. Aber es sollte nicht sein; denn Spanien sollte für Europa ein warnendes Beispiel der Wahrheit großer Lehren werden; es sollte ihm zeigen, daß es eine Nemesis giebt, die die Ausschweifungen des Fanatismus und der Habsucht ahndet, daß man unter Geldhaufen verarmen kann, daß Monopol die Mutter der Trägheit und diese die Mutter des Elendes ist und daß auch die stolzeste und hochsinnigste Nation unter das erbärmlichste Joch fallen kann, dann aber sicher ist, von Stufe zu Stufe in größere physische und moralische Erniedrigung zu versinken. Auch im Staatsleben können Misgriffe und Fehler die Bestimmung vereiteln. Zum Glück nicht für immer.

Dazu führten die Mittel, die jenem Zwecke gewidmet wurden. Sie nahmen Halt und Seele aus dem Staatsleben, ohne neue Stützen an die Stelle der Alten zu setzen. Dazu war auch die Zeit nicht. Die Einschläferung des politischen Lebens war bei einer durch das Klima und durch die genetische Richtung, die sie von Gothen *) und Mauren ererbt

*) Möchte man bei Betrachtung der Spanischen Geschicke nicht denken, der alte Unstern der Gothen, von dem im §. 7 gehandelt worden, walte auch jetzt noch fort?

hatte, zur Indolenz geneigten Nation höchst gefährlich. Der Stolz bestärkt diese nur, wenn er nicht mehr auf Thaten sich stützt, sondern sich zur Trägheit gesellt. Der Gebrauch, den Karl von seinen Spaniern machte, erhöhte nur ihre übel begründeten Ansprüche. Denn die Thaten dieser Krieger galten nicht Spanischen Zwecken. Der Adel verarmte in den auswärtigen Kriegen und dem Hofgepränge und bewahrte von dem früheren Nationalstolz nur einen Hochmuth, der erst zum Aerger, dann zum Spotte des Auslandes wurde. Die Granden verläugneten die edelste Aufgabe der Aristokratie, sonnten sich im Glanze der Majestät des Hofes und vergaßen in dem Genusse ihrer Reichthümer, in den Uebungen einer ängstlichen Etikette und in einigen formellen Privilegien den Verlust ihrer höheren Bestimmung. Die Städte, in denen ein kräftiges Freiheitsleben den freudigen Unternehmungsgeist aufrecht erhalten haben würde, der es erweckt hatte, sahen ihre Industrie in dem gemächlichen Genusse eines mehr nur durch Glücksfälle erlangten Monopolbesitzes erschlaffen, den Geist ihrer Bürger durch einen bigotten Katholicismus verdumpft und niedergedrückt werden, und bald den wahren Nutzen ihrer Besitzthümer in die Hände freierer Nationen übergehen. Das Volk blieb stehen und Stillstand ist Rückschreiten und Ertödtung. Die Natur endlich des Werkzeuges, das Karl V. in der Kirche gefunden, hat er wohl selbst noch in den letzten Jahren seines Lebens durchschauen gelernt.

Eine andre Staffel, durch die Karl V. auf die Höhe klimmen wollte, der er zustrebte, war die Kaiserkrone. Manches setzte sich entgegen. Die Spanische Nation, in deren Mitte er sich gerade befand, mit der er Angelegenheiten zu verhandeln hatte, deren Erledigung weitaussehend war und die bereits in Gährungen wogte, sah nur ungern ihren König sich um eine Würde bewerben, von der sie wohl fühlte, daß sie ihr selbst keinen Nutzen bringen, aber große Opfer kosten würde. Das konnte Karl nicht irren, dem Spanien auch nur Mittel, nicht Zweck war. Als gewaltiger Mitbewerber trat ihm der Gegner seines Lebens, der König von

Frankreich entgegen und setzte alle Mittel der Bestechung, alle Sophismen der Politik und die Autorität des Pabstes und Venedigs in Bewegung. Heinrich VIII. von England bewarb sich selbst um die Krone, wenngleich von Anbeginn an ohne Aussicht. Frankreich war Karl V. hierin kein gefährlicher Gegner. Die Deutschen fühlten gar wohl, daß ihre Freiheit bei Franz I. nicht gesicherter sei, als bei Karl V. Sie mochten eine Ahnung davon haben, daß die Erwählung eines Französischen Königs zum Oberhaupt Deutschlands das Letztere Frankreich unterordnen heiße, während Karl V., Deutschland den Spanischen Interessen zu opfern, weder Versuchung noch Gelegenheit zu haben schien; vielmehr die Interessen der Kaiserwürde als die höchsten seines Lebens erkennen mußte. Darin hatten auch die vorhergehenden Regierungen Habsburgischer Kaiser günstig für Karl V. gewirkt, daß sie die Ueberzeugung befestigt hatten, wie dieses Haus noch am Wenigsten der Landeshoheit der Deutschen Fürsten widerstrebe, wie es noch am Willigsten sich mit dem bescheidenen Maaß gelegentlicher Vortheile und beschränkter Rechte begnügen lasse, das man der Deutschen Krone zu vergönnen gesonnen war. Das Schreckgespenst der Zeit war die Furcht vor den Türken und wenngleich die Franzosen vorstellten, daß ihr König der Geeignetste sei zu deren Bekämpfung, so schien doch gerade Karl V. Interesse wegen seiner Deutschen Erbstaaten und selbst wegen des von den Barbaresken bedrohten Spanischen und Italischen Besitzes ihn vorzugsweise zum Vorkämpfer gegen die Ungläubigen zu bestimmen. Aber das größte Hinderniß seiner Erwählung erhob sich in Deutschland selbst. Die Fürsten trauten ihm nicht und hätten lieber einen minder mächtigen und minder ehrgeizigen König an ihrer Spitze gesehen. Das wäre, so meinte man, für die Deutsche Landeshoheit sicherer, die vielfach unter dem Namen der Deutschen Freiheit auftrat. Man irrte sich dabei. Denn gerade ein minder mächtiger Fürst, wenn er sonst ein Mann von Geist und Charakter war — und einen Andern konnte man nicht füglich Karl V. und Franz I. vorziehen — wäre veranlaßt gewesen, auf die Festhaltung der königlichen Rechte,

oder auf die Erweiterung seiner Erbmacht, seine ganze Kraft zu wenden, und wäre weniger von diesem Zwecke durch anderweite Unternehmungen abgezogen worden. Nur ein mächtiger Fürst konnte die Fragen der Deutschen Königsrechte in suspenso lassen und sich vorbehalten, gelegentlich von den Vortheilen seiner Würde den Gebrauch zu machen, den die Zeitumstände verstatten würden. Indeß das konnte die damalige Zeit nicht so klar überschauen, wie es der Zukunft vergönnt ist und man kann es staatsklug und wohl auch rechtschaffen finden, daß die erste Wahl der Kurfürsten, mit Verachtung aller Bestechungen und Einflüsterungen, einstimmig auf Friedrich den Weisen, Kurfürsten von Sachsen fiel. Er würde seinem schönen Beinamen Unehre gemacht haben, wenn er die Ernennung angenommen hätte. Was als die damalige Hauptpflicht des Kaisers erschien, der Türkenkrieg, dazu veranlaßte oder befähigte ihn sein Erbbesitz nicht und wie wenig Eifer vom Reich zu erwarten sei, war ihm nicht entgangen. Das Wesen der Königswürde herzustellen, gab die Zeit keine Hoffnung, die das Bedürfniß eines Gesammtherrschers um so weniger fühlte, je sorgsamer im Ganzen die localen Interessen sich gepflegt fanden *); und es hatte auch ein weiser, folglich um die Wahl der Mittel bedenklicher Fürst dazu keine Aussicht **). Friedrich lehnte den Antrag ab ***) und die Wahl auf Karl V., der am 28. Juni 1519

---

*) Bei dem Herannahen der Kirchenverbesserung bedurften sie überdem eine besondere Vertretung und würden eine Solche geschaffen haben, wenn sie nicht bestanden hätte.

**) Kurfürst Moritz, an Friedrichs Stelle, wäre vielleicht vom Ehrgeiz hingerissen worden. Aber auch er würde vorerst gesucht haben, sich eine der Kaiserwürde entsprechende Macht zu gründen. Und ob dies damals möglich war, ist eine andre Frage.

***) Man hat dies zuweilen protestantischer Seite beklagt und die Meinung aufgestellt, Friedrich als Kaiser würde Luthers Lehre zum Bekenntniß des ganzen Reichs erhoben haben. Es wäre die Frage, ob er als Kaiser auf jene Lehre gehört hätte und eine größere Frage, ob er Kaiser geblieben, ob kein Gegenkaiserthum entstanden wäre, wenn er darauf hörte.

erwählt ward. Mit großer Freude begrüßte er die Nachricht, und in Eile verließ er das in Verwirrungen und Gährungen befangene Spanien. Wie gering auch die reelle Macht war, die ihm jene Würde verschafft, wie schwach die zum ersten Mal durch eine Wahlcapitulation in ihrem beschränkten Umfange genau bezeichneten Rechte erscheinen mochten, der Gedanke, daß diese Macht zu verstärken, dieser Rechtskreis zu erweitern sei, war ihm nicht fremd und in jedem Fall gab ihm die Krone des Römischen Reichs den Anspruch auf die Ehre, als der Erste Monarch der Christenheit zu gelten. Diese Idee ist ihm so schimmernd erschienen, daß er in ihr und für sie sein ganzes Leben hindurch gewirkt hat. Nahe war er dem Ziele nur einmal, als er als Sieger von Tunis zurückkehrte (1535).

Indeß auch für ihn ward das, was die Krone der Deutschen so glänzend machte, diese Verflechtung mit dem Ruhme Römischer Cäsaren, verderblich. Auch Er verlor die Stütze derselben, sein Deutschland, zu sehr aus den Augen. Hätte er sich völlig Deutschen Zwecken gewidmet, sich in Vertheidigung der Reichsgrenzen gegen die Türken bleibende Lorbeeren erworben, die Kirchenfrage auf eine dem Deutschen Volksthum ehrenvolle Weise gelöst, die Reichsverfassung im Geiste seines Vaters fortgebildet, wofür seine Zeit nicht so unempfänglich war, wie die früheren Jahrhunderte, und seine Macht zur kräftigen Beschützung der Schwachen gegen ungerechte Bedrückung gebraucht, er würde wenigstens im Sinne des Volks der wahre Kaiser und Herr gewesen sein und das konnte in der That zu Weiterem führen. So aber überließ er Deutschland sich selbst, wie seine Vorgänger gethan hatten und hatte überall mehr die allgemeinen Europäischen Händel im Sinne, als daß er seine Blicke auf Deutschland fixirt hätte. Selbst seine Deutschen Erblande vertraute er seinem Bruder, und deutete dadurch an, daß er in der Kaiserkrone nur die Europäische, nicht die Deutsche Würde sah. Durfte er sich wundern, wenn die Deutschen Landesherren immer mehr Regentenrechte erstrebten, nachdem sie immer mehr Regentenpflichten ausüben mußten und sich in so man-

cher Bedrängniß, welche die Religionsunruhen, die Bauernaufstände u. s. w. herbeiführten, vom Kaiser verlassen und auf ihre eigne Kraft verwiesen sahen?

Italien war nur Object, nicht Mittel des Kampfes. Die Italiener dienten und in dem Kampfe ihrer Herren gaben nicht sie die Entscheidung, wem sie dienen wollten. Aber darin stand die Sache jetzt anders, daß der Kaiser nicht mehr den Pabst in Italien bekämpfte. Italien enthielt herrenlose, vielfachen Ansprüchen unterworfene Länder. Frankreich begehrte sie; Spanien griff nach ihnen; das Reich machte seine Ansprüche geltend; einheimische Usurpatoren, worunter die Päbste für ihre Nepoten, warfen sich auf und jede politische Collision veränderte den Herrscher dieser Italischen Länder, vor Allem Mailands und Neapels.

Die Niederlande lieferten Karl V. Geld und Waffen. Die Blüthe ihrer Industrie, die besondere Vorliebe, die er für sie hegte, der Glanz seines Hofes erhielten ihm die Gunst ihres Volkes. Er hatte mit zuviel größeren Angelegenheiten zu thun, als daß er um einzelne Rechte mit ihnen hätte in die Zwistigkeiten sich einlassen sollen, die ihren früheren Regenten so oft zum Unheil gereichten. Nur seine Händel mit Frankreich, die die Interessen einzelner Städte gefährdeten, erregten zuweilen ihre Unzufriedenheit und einmal einen Aufstand zu Gent (1539—40), das fruchtlos Französische Hilfe anrief und von Karl V. persönlich mit Strenge bezähmt wurde.

Für seine Transatlantischen Besitzungen hat Karl V. — mit Ausnahme der Beschränkung einiger schreienden Misbräuche — wenig gethan und während sie ihre unermeßlichen Goldminen für ihn ausbeuteten, war Er, der nichts weniger als Verschwender war, doch beständig in Geldnoth. So versäumte er die wahrhaft glänzenden Aufgaben, die ihm sowohl als Beherrscher von Spanien und beiden Indien, als als Oberhaupt Deutschlands winkten; um Zwecken nachzujagen, die theils phantastisch, theils im Vergleich zu Jenen wahrhaft kleinlich waren, und für die er sein Leben lang sich in treulosen Intriguen und erfolglosen Kriegen abmühte.

§. 19.

Krieg.

An Veranlassungen zum Kampfe konnte es bei zwei Gegnern nicht fehlen, von denen der Eine seine Besitzungen oder Rechte über die Niederlande, Deutschland, Spanien und Italien ausdehnte und an allen diesen Punkten das Reich oder die Absichten des Andern berührte. Der Hauptgrund war aber immer der Entschluß Karl V., an allen diesen Punkten der Erste und der Franz I., nirgends der Zweite zu sein. Sie fühlten, daß Jeder über Alles gesiegt hatte, sobald der Andre entscheidend gebeugt war und schritten rasch zum Kampfe. Dabei noch das Anschüren eines ehrgeizigen Pabstes, der in den Verwirrungen Italiens für seine Familie Gewinn suchte.

Den Vorwand zum Kriege bot zunächst der Vertrag von Noyen dar, durch welchen Franz berechtigt wurde, im Namen der Erben von Navarra die Rückgabe des von dem Spanischen Ferdinand ungerechterweise in Beschlag genommenen Königreichs zu fordern. Karl verweigerte diese Rückgabe unter nichtigen Ausflüchten. Hierauf ließ Franz im Namen des Thronerben von Navarra, Heinrichs d'Albret, werben und ein Verwandter dieses Königshauses, ein Foix ward an die Spitze der Expedition gestellt, die fast ohne Widerstand Navarra in Besitz nahm. Aber der allzu leichte Sieg lockte den Ehrgeiz des Siegers, der von der gerechten Eroberung zum ungerechten Angriff übergieng, in Castilien einfiel und von Castilischer Volkskraft nicht nur entschieden zurückgewiesen, sondern auch in kürzester Frist der kaum gemachten Erwerbung beraubt ward. Hier hatte man immer noch den Anschein wirklichen Krieges zwischen Frankreich und Spanien vermieden und sich in einer Weise gebahrt, die an die Cooperationen unserer Tage erinnert. Der Grund war, weil Franz seinem Gegner den Vorwand nehmen wollte, die vertragsmäßige Unterstützung Englands anzusprechen. Aus gleichem Grunde verfuhr er auf Seiten der Niederlande nur

indirect. Er veranlaßte Robert de la Mark, den Fürsten von Bouillon, zu einem Einfall in das Luxemburgische. Karl sendete eine Armee zu dessen Züchtigung ab, die von der Französischen Unterstützung einen Vorwand nahm, in die Champagne einzufallen, wo ihr Franz persönlich entgegengieng.

Ein Congreß zu Calais, den Heinrich VIII. von England bewirkte, schon damals die spätere Vermittlerrolle Englands vorspielend *), scheiterte an den ungemessenen Ansprüchen Karls, oder eigentlich an der Unvermeidlichkeit des Kampfes. Daß seine nächste Folge eine innige Allianz zwischen England und Karl V. war, bewies am Besten die eigennützigen Beweggründe Heinrichs. Nicht reiner waren die Motiven, die in Italien den Pabst auf die Seite des Kaisers zogen. Hier kam es zuerst zum offenen Kampfe. Karl reclamirte Mailand als Deutsches Reichslehen und sah sich dabei von der Unzufriedenheit der Mailänder über das Verfahren der Franzosen unterstützt. Letztere mußten in Folge der Eroberung von Mailand (1521), der Niederlage bei Bicocco (22. April 1522) und der Einnahme Genua's (1522), Italien räumen. Der Tod Pabst Leo X. schien zwar den Kaiser eines engen Verbündeten zu berauben; aber sein Gesandter fand Mittel, dem ehemaligen Lehrer Karl V., dem Cardinal Hadrian von Utrecht, auf den päbstlichen Stuhl zu helfen. Unter so günstigen Umständen erklärte auch England den Krieg an Frankreich. Indeß der Einfall der Engländer in die Picardie war ohne Folgen. Diese Länder waren unentreißbar mit Frankreich verbunden. Ebensowenig richteten die kaiserlichen Truppen gegen Burgund und Guienne, aber auch ebensowenig die wieder nach Italien zurückgekehrten Franzosen aus. Die Kaiserlichen, an deren Spitze der landesflüchtige Connetable von Bourbon stand **), vertrieben sie

*) Aber ohne Halt und Glück, weil nicht auf wahres, allgemein verstandenes Interesse, sondern nur auf Laune und Eitelkeit gegründet.

**) Es macht jener Zeit hohe Ehre, daß die Schmach, gegen sein ungerechtes Vaterland zu kämpfen, in den Augen der Zeitgenossen alle Talente und Tugenden des Connetable verdunkelte.

abermals und dies ermuthigte Karl V. zu einem Einfall in die Provence, die man von Frankreich abzutrennen und dem Connetable von Bourbon zum Preise seines Kampfes gegen sein Vaterland zu überlassen vorhatte. Wie von allen ähnlichen Versuchen, das Unmögliche möglich zu machen, erndtete man auch hier nur Schmach von dem Unternehmen und mußte nach vierzigtägiger, vergeblicher Belagerung von Marseille, sich eilig mit den erschöpften Truppen nach Italien zurückziehen. Hätte man der Provence etwas Besseres bieten können, als sie hatte? Franz, der Ursache hatte, auf seine, von natürlichen Verhältnissen unterstützte Vertheidigung seines Erbreiches stolz zu sein, überschritt nun selbst die Grenzen seines Landes und seiner Pflicht, gieng mit einer schönen Armee, deren bloße Annäherung schon die Kaiserlichen zurückgescheucht hatte, über die Alpen, überfiel Mailand und belagerte Pavia. Von dort aus detachirte er ein Corps, die Eroberung Neapels zu versuchen. Dadurch hatte er seine Armee ohne Noth geschwächt. Der Widerstand, der ihm allerwärts in Italien geleistet ward, war hartnäckig; die Spanischen Truppen hielten standhaft zum Kaiser und die Werbungen, die dessen Feldherren anstellten, giengen überall rasch von Statten. Als nun die kaiserliche Arme zum Entsatz von Pavia anrückte, glaubte Franz seine Ehre bei einem Rückzuge gefährdet, erwartete die Feinde unter den Wällen von Pavia und büßte mit dem Verluste einer entscheidenden Schlacht (24. Febr. 1525) und seiner eignen Freiheit, den Irrthum, in Krieg und Politik die Ehre in etwas Anderem gesucht zu haben, als in dem weisesten Verfahren. Ein in solchen Dingen unangemessener Zug des Ritterthums war sein Unglück.

Franz, nachdem er die ersten ihm vorgelegten schmählichen Bedingungen mit Unwillen zurückgewiesen, ward nach Spanien abgeführt und wohl mochte Karl V. nun glauben, am Ziel aller seiner Wünsche zu sein. Denn stand ihm irgendwo ein kräftiger Nebenbuhler entgegen? mußte die gänzliche Niederlage des Gegners nicht alle seine etwa schwankenden Alliirten auf seiner Seite festhalten? und konnte er nicht dem Gefangenen Bedingungen vorschreiben, welche er wollte? Karl V.

irrte sich; er irrte sich in Allem. Die Gefangenschaft Franz I. ist so ziemlich das letzte eclatante Beispiel eines Versuchs gewesen, auf diesem Wege einen feindlichen Staat zur Entsagung seiner Ansprüche zwingen zu wollen. Es hatte selbst während des Mittelalters, wo es öfterer vorkam, nur in den seltensten Fällen geholfen. Es ist eigentlich nur in Orientalischen Despotieen an seiner Stelle, wo alles Interesse des Staats sich in dem Interesse des Gebieters verliert. In Germanischen Staaten aber haben die Interessen des Volks jederzeit zu viele organische Repräsentanten gehabt, die sie zu wahren wußten, auch wenn die Person des höchsten Anführers der Freiheit beraubt war. Der Staat bestand fort und kämpfte fort und entbehrte der Leitung nicht. Der Gefangene versprach, ohne entschlossen zu sein, das Versprochene zu halten, oder ohne zu wissen, ob er selbst bei dem besten Willen dazu im Stande sein würde. Und auch im äußersten Falle war eine ungerechte Erwerbung stets nur auf Zeit gemacht und des dereinstigen Wiederverlorengehens gewiß. So konnte jenes Mittel nur in dem einzigen Falle zum Ziele führen, wenn wahrhaft aller Grund des Zwistes in der Person des gefangenen Fürsten lag. Das war aber hier nicht der Fall und obwohl Franz, nach mancher unwürdigen, aus Heuchelei und Härte gemischten Behandlung, die er erfuhr, in immer noch drückende Bedingungen willigte, so dachte er doch keinen Augenblick daran, das abgezwungene Versprechen zu halten und man war nicht weiter als vorher. Zwar hatte man seine Söhne als Geißeln, aber hätte man an den Unschuldigen strafen können, was ihr Vater gethan und was man selbst bei ihm nicht zu tadeln wußte? — In Frankreich erhielt die Standhaftigkeit der Königin Mutter die Ordnung und sammelte die Kräfte zur entschlossenen Vertheidigung. England, das mit Schrecken das unerhörte Glück des Kaisers betrachtete, fiel von ihm ab und verbündete sich mit Frankreich. — Größere Feindschaft erhob sich noch in Italien. Nur persönliche Absichten hatten Leo X. vermocht, den Italischen Krieg zu schüren und dabei selbst zum Kaiser zu halten. Sein Nachfolger, Hadrian VI., zwar dem Kaiser er-

geben, aber noch redlicher als ergeben, ermahnte zu Frieden und Einigkeit. Der staatskluge Clemens VII. endlich stellte sich an die Spitze der Italischen Partei, die mit Eifer daran arbeitete, das Uebergewicht der Spanier in Italien herabzustimmen. — Endlich gebrach es dem Beherrscher beider Indien an Geld, seine Armee zu bezahlen und darüber entstanden so gefährliche Meutereien, daß Karl eilig mit seinem Gegner Franz einen Vergleich schloß, um nur einige Frist zur Ordnung seiner Angelegenheiten zu gewinnen.

In dem Madrider Frieden vom 14. Januar 1526 entsagte Frankreich allen Ansprüchen auf Italien, sowie der Souverainetät über Artois und Flandern und trat das Herzogthum Burgund an Karl ab. Letztere Bedingung war nicht von der Art, daß sie der befreite Franz hätte erfüllen mögen. Er erklärte, über Ausführung jenes Friedens erst mit den Reichsständen berathen zu müssen und brachte in der Zwischenzeit die heilige Ligue zu Stande: ein am 22. Mai 1526 zu Cognac geschlossenes Bündniß, an dessen Spitze der Pabst trat und dessen übrige Theilnehmer Frankreich, Venedig und der von Mailand vertriebene Sforza waren. Heinrich VIII. gewann man durch Versprechungen und indem man seiner Eitelkeit schmeichelte. Man ernannte ihn zum Schutzherrn des Bündnisses. Franz ward durch den Pabst des Eides entbunden, den er zu Madrid geleistet *).

Indeß die Kräfte und Interessen dieser Verbündeten waren zu ungleich, als daß sie den Kaiser dergestalt hätten schrecken können, wie Franz gehofft hatte. England hatte zu wenig wahres Interesse an der Sache, besonders nachdem Franz I. wieder auf freien Fuß gesetzt und Frankreichs Stärke hergestellt war, als daß es etwas Ernsteres hätte unternehmen sollen. Aber auch Franz I. selbst fühlte das Bedürfniß,

*) So beraubte man sich selbst des Gebrauchs der Eide. Denn wer hätte noch dem Eide eines katholischen Fürsten trauen sollen? Freilich hatte hier der Pabst einen Grund zur Aufhebung eines erzwungenen Eides. Aber ein Grund ist stets zu finden.

erst neue Kräfte zu sammeln, wünschte die Freilassung seiner Länder auf billige Bedingungen zu erwirken und mochte nicht abermals die Erfahrung machen, sich von seinen Italischen Verbündeten ununterstützt gelassen zu sehen. So blieb die Hauptlast des Krieges denen, die in der That das dringendste Interesse daran hatten, dem Pabste, Venedig und den Mailändern. Der Pabst ist niemals im Kriege glücklich gewesen; Venedigs Einrichtungen waren wohl berechnet, sein eignes Gebiet soviel als möglich vor Gefahren zu schützen; über dasselbe hinaus that es selten zuviel; nur die Mailänder stritten mit Eifer für ihren Herzog, erlagen aber der Uebermacht. Als nun diese Italischen Alliirten erkannten, daß Frankreich diesmal beabsichtige, die Hauptlast des Krieges auf ihren Schultern zu lassen, so wurden auch sie nachlässiger und unentschlossener in ihren Schritten. Desto kräftiger verfuhren die kaiserlichen Armeen, und der Connetable von Bourbon, der wohl fühlte, daß Er das Aeußerste wagen könne, nur nicht gewöhnlich werden und daß ihm der Kaiser Alles vergeben werde, was ihm Vortheil brächte, ließ sich von seinen Soldaten zur Eroberung und Plünderung der heiligen Roma zwingen. Er fiel im Sturme und der Kaiser wälzte alle Schuld eines Vorfalles, der das Entsetzen der ganzen Christenheit erregte und nur dem damaligen Soldatengeist eine Wonne war, auf den Todten, nützte aber die Früchte seines Schrittes. Wenigstens glaubte er, durch fernere Gefangenhaltung des Pabstes daraus Vortheil ziehen zu können; wiewohl er bald eines Andern belehrt wurde. Es war ein roher Soldatenstreich und konnte keine Frucht bringen, als Beute für die Soldaten, die ihren gewöhnlichen Weg gieng, und Verstärkung des allgemeinen Mistrauens gegen den zweideutigen Charakter des Kaisers. Die Soldaten waren entzügelt und gehorchten keinem Führer mehr. Frankreich, Venedig und die junge Republik Florenz rissen Genua von der kaiserlichen Seite los. Pavia ward erstürmt und die Wiedereroberung des Mailändischen schien sicher.

Wäre Franz I. einer aufrichtigen Politik in wahrem Eifer für das Interesse seiner Verbündeten gefolgt, so hätte

er seinem Feldherrn die Vollendung dieses letzteren Unternehmens geboten. Er würde es auch gethan haben, wenn er überhaupt einer gesunden Politik gehuldigt hätte. Denn in der That war mit der Begründung einer soliden Erbmacht im Norden Italiens, ein tüchtiges Bollwerk, ein treuer Verbündeter gegen den Kaiser gewonnen. Aber Franz wollte nur seinen und nur seinen unmittelbaren Vortheil. Er ließ seine Truppen langsam gegen Rom rücken, unter dem Vorwand, für die Befreiung des Pabstes wirken zu wollen; der auch vom Kaiser, dem die längere Gefangenhaltung desselben, wie er wohl zu spät erkannte, nichts helfen konnte, im Wesentlichen gegen beträchtliche Geldopfer, entlassen wurde. Die Franzosen drangen weiter und besetzten das Königreich Neapel, dessen Hauptstadt, wie die andern festen Plätze, belagert wurde. Abermals traten die nothwendigen Folgen eines solchen Verfahrens hervor und Franz I. erfuhr, daß Alliirte, die kaum eifrig genug sind, wenn man redlich und treu ihr eignes Interesse befördert, nachlässig und wankend werden müssen, sobald man nur an seinen Vortheil denkt, oder gar wider den Ihren handelt. Der Pabst, dem jetzt die Franzosen gefährlicher schienen, als der Kaiser, und der die Hilfe des Letzteren in Florenz für Familienzwecke brauchte, neigte sich auf dessen Seite. Venedig wirkte wie immer nur für sich. Endlich fiel Genua's Seeheld, Andreas Doria, nachdem Frankreich ihn selbst unklug und Genua mit sichtlicher Selbstsucht behandelt hatte, von ihm ab, trat zum Kaiser über und brachte dem belagerten Neapel Unterstützung. Die Franzosen, durch Hunger und Pest vertrieben, zogen sich zurück und capitulirten auf dem Rückzug. Ebenso unglücklich gieng es im Mailändischen. Alle Theile wünschten den Frieden, da jeder fühlte, durch längeren Krieg keinen bleibenden Vortheil erlangen zu können und jeder das Bedürfniß empfand, frische Kräfte zu sammeln. Während die Staatsmänner zögerten und intriguirten, und nur der Pabst die Geschicklichkeit hatte, seinen Verbündeten durch einen seine Privatwünsche erfüllenden Separatfrieden (zu Barcelona d. 20. Juni 1529) zuvorzukommen, traten zwei erlauchte Frauen zusammen und schlos-

sen am 5. Aug. 1529 den Frieden von Cambray, der den Madrider Frieden dahin milderte, daß auf die Abtretung Burgunds nicht sofort gedrungen werden und daß die Freilassung der Französischen Prinzen gegen ein billiges Lösegeld erfolgen sollte. Was hieß die erstere Bedingung anders, als man verzichte für jetzt auf die Forderung, oder behalte sich vor, sie in der Zukunft durch einen neuen Krieg zu erzwingen? Mit der zweiten Bestimmung aber ward die Absicht erfüllt, die Franz gleich beim Beginne des Kampfes gehabt hatte. So hatten die Siege des Kaisers ihn abermals nicht weiter gebracht und während Frankreich formellen lehnsherrlichen Rechten und den für jetzt nicht ausführbaren Ansprüchen auf Italien für jetzt entsagen mußte, sah es sich doch nirgends etwas Wesentliches entrissen.

Dennoch erschien Karl V. in den Augen der Zeit als der Sieger, da er in der That so manchen kriegerischen Vortheil errungen, keinen Besitz verloren und selbst jeden Anspruch bewahrt hatte. Der Pabst, durch die Begründung eines erblichen Herzogthums der Medicis in Florenz gewonnen, hielt wenigstens äußerlich Freundschaft. Der kaiserlichen Seite getreu blieb auch Genua, dem Doria (1528) eine aristokratische Verfassung gegeben. In Mailand war zwar Franz Sforza als Herzog eingesetzt worden, ward aber in solcher Abhängigkeit erhalten, daß er mehr als ein Statthalter des Kaisers, denn als ein selbstständiger Fürst erschien. Die damalige Zeitlage in Deutschland bestärkte noch die günstige Stellung des Kaisers und der glückliche Feldzug in Afrika (1535), in welchem Karl V. den verjagten König von Tunis, Muley-Hassan, in seine Staaten wieder eingesetzt und bei dieser Gelegenheit 20,000 Christensklaven befreit hatte, hob ihn auf den Gipfelpunkt des Ruhmes.

Indeß in dem Allen war mehr Glanz als Wesen und Karl seinem Ziele nicht im Mindesten näher gekommen. Noch wachten seine Feinde, noch fühlten sie Willen und Kraft, seine Absichten zu durchkreuzen und kaum hatte sich Frankreich von seinen Anstrengungen erholt, als es nach einer Gelegenheit brannte, den Kampf zu erneuern. Vorher be-

warb sich der König um Bundesgenossen. Die Vermählung seines Sohnes mit Catharinen von Medicis sollte den Pabst gewinnen. Da starb Clemens VII. und sein Nachfolger neigte sich mehr zum Kaiser und schien jedenfalls neutral bleiben zu wollen. England war im Innern beschäftigt. Die protestantischen Fürsten Deutschlands mochten allen Versprechungen Franz I. kein Vertrauen schenken, da sein Verfahren gegen ihre Glaubensgenossen in seinen eigenen Staaten damit sowenig in Einklang stand. Endlich ein unnöthiges *) Bündniß mit der Pforte, das Frankreich schloß, brachte ihm durch Verletzung der öffentlichen Meinung mehr Schaden als Nutzen. Aber auch ohne Bundesgenossen trat Frankreich in den Kampf, den es gegen Mailand ankündigte, aber zuerst gegen den allzu innig **) mit dem Kaiser verbündeten Herzog von Savoyen richtete, dessen Herzogthum es bald in Besitz nahm. (Unter diesen Wirren riß sich Genf von der Oberhoheit Savoyens los, da es zuviel Kraft in sich fühlte, um Landstadt bleiben zu können.)

Da starb der Herzog von Mailand und Karl V. benutzte die Unentschlossenheit seines Gegners, der das erledigte Herzogthum, statt mit dem Schwerte, durch Unterhandlungen zu gewinnen suchte, ihn hinzuhalten, Geld und Truppen zu sammeln und brach auf einmal gegen die Franzosen los (1536), befreite die Länder Savoyens und drang zum zweiten Male in das südliche Frankreich ein. Damals glaubte er sich zur gänzlichen Besiegung Frankreichs berufen und nicht fehlte es an Weissagungen, die dasselbe als den Beschluß des Himmels darstellten, nicht an Schwachsinnigen, die, wie der

---

*) Unnöthig, weil die Türken auch ohne das Bündniß mit Frankreich die Feinde Oesterreichs und Spaniens waren und nicht um des Bündnisses willen eroberten und plünderten; nutzlos, weil so ungleichartige Verbündete sich nicht gehörig verstehen, sich nicht bei dem Kampfe die Hände reichen konnten.

**) Savoyen mußte neutral bleiben, oder sich höchstens zur Unterstützung des Kaisers zwingen lassen, nicht mit Eifer und Vorliebe in dessen Sache eingehen.

Marquis von Saluzzo, von Frankreich abfielen, weil es dem Untergange verfallen und der Kaiser bestimmt sei, auf seinen Trümmern eine allgemeine Monarchie zu errichten. Die erfahrensten Rathgeber und Feldherren des Kaisers, besonders die den ersten Feldzug in der Provence mitgemacht, dachten nicht so und ebensowenig verzweifelte Franz I. selbst an Frankreich. Franz ließ durch den Marschall von Montmorency einen Vertheidigungskrieg führen, wie ihn drei Jahrhunderte später Rußland gegen die Franzosen geführt hat. Nach zweimonatlichem ruhmlosem Aufenthalte in der Provence führte Karl ein von Mangel und Krankheiten zur Hälfte aufgeriebenes Heer in solcher Unordnung aus Frankreich zurück, daß sie Alle vernichtet worden wären, wenn Montmorency's Geist so schnell von der defensiven Richtung auf die offensive hätte übergehen können *). Ein gleichzeitig projectirter Einfall in die Champagne scheiterte an der absichtlichen Unthätigkeit der Deutschen Fürsten. Eine dritte Armee, die von den Niederlanden aus in die Picardie eindrang, ward durch den Französischen Adel zum Rückzug genöthigt. Im folgenden Jahre ward für die Niederlande, wo ein unentschiedener Kampf gewogt hatte, ein Waffenstillstand vermittelt, da sowohl der Kaiser als Frankreich sich außer Stand fühlten, den Kampf auf verschiedenen Seiten zugleich zu führen. In Piemont währte er etwas länger fort, aber da keine Seite entscheidende Vortheile erfocht und Karl sich durch den Einfall Solimans in Ungarn und noch mehr durch die an den Küsten von Neapel erschienene Flotte Barbarossa's bedrängt fühlte, so vermittelte der Pabst zu Nizza (18. Juni 1538) einen zehnjährigen Waffenstillstand, der auf die Bedingung des Status quo und also hauptsächlich auf Kosten des Herzogs von Savoyen geschlossen wurde. Die Ansprüche auf Mailand sollte der Pabst untersuchen.

Dieser zehnjährige Waffenstillstand dauerte nur vier Jahre. Er war nur eine Folge der Erschöpfung gewesen,

*) Es wären nur eben Menschen getödtet worden; die Sache des Kaisers war damit nicht vernichtet.

während der Haß und der Ehrgeiz, die zum Kriege spornten, nicht beschwichtigt, noch eingeschüchtert waren. Der Haß König Franz I. ward heftiger, da er sich von Karl V. in seiner Hoffnung auf Mailand, trotz der bei zweimaliger persönlicher Zusammenkunft gethanen Versprechungen schmählich betrogen sah. Das gänzliche Fehlschlagen der zweiten Afrikanischen Expedition des Kaisers (1541) mochte auch den Gedanken erwecken, der Glücksstern Karl V. sei untergegangen. Dagegen erschienen dem Kaiser gerade jetzt die Verhältnisse doppelt günstig für seine Pläne. Er hatte in Spanien die Errichtung unumschränkter Gewalt vollendet; er hatte in Italien durch Unterstützung des Cosmo von Medicis in Florenz einen neuen Verbündeten gewonnen *); er hatte den Aufstand von Gent gedämpft; er sah das Bündniß Englands und Frankreichs durch den Unmuth Heinrichs VIII. über die Verbindungen zwischen Frankreich und Schottland zerfallen **). Auch war das Verhältniß Frankreichs zu der Pforte vor der Hand aufgelöst, da Letztere mit Recht über die Unzuverlässigkeit Frankreichs grollte. Dagegen neigte sich Venedig, in seiner auf Erhaltung des Gleichgewichts in Italien berechneten Politik, auf Frankreichs Seite und dieses gewann sogar Dänemark und Schweden zum natürlich wirkungslosen Bündniß.

Der Haß ist stürmischer als der Ehrgeiz und der Kampf ward (1542) von Frankreich durch gleichzeitigen Angriff gegen Spanien auf Roussillon und gegen die Niederlande eröffnet. Dort nöthigte die Standhaftigkeit der von Alba geführten Spanier zum Rückzug. Hier wurden die im Anfang gewonnenen Vortheile noch in selbem Feldzuge wieder verscherzt. Indessen rüstete sich Karl und verstärkte sich durch ein Bünd-

---

*) Einen guten Verbündeten, weil Cosmo sich zu halten wußte, einen treuen, weil dessen Gegner von Frankreich beschützt wurden.

**) Von Franz I. in ehrlicher Dankbarkeit für die treue Freundschaft Jakob V. von Schottland eingegangen, aber nicht minder staatsklug, da allerdings eine gesunde Politik das Bündniß Frankreichs mit Schottland wollte.

niß mit England, das dies Mal auch von Seiten des Letzteren ernstlich gemeint war, da es in den Verhältnissen zu Schottland einen ernsteren Grund hatte. Dagegen gewann Franz die Pforte von Neuem, während er in Deutschland nur den Herzog von Cleve bewegen konnte, sich auf seine Seite zu schlagen; dem man auf das Herzogthum Geldern Hoffnung machte. Franz eroberte Landrecy, den Schlüssel zu Hennegau und fiel in das unvertheidigte Gebiet von Luxemburg ein. Karl züchtigte und unterwarf Cleve (1543) und rückte, mit den Engländern vereinigt, vor Landrecy. Franz kam zum Entsatz herbei; aber Keiner von beiden Theilen wagte eine Schlacht. Doch war Franz insofern im Vortheil, als der Kaiser die Winterquartiere bezog, ohne die Stadt erobert zu haben. Dagegen war es gleichfalls fruchtlos, daß die Französische Flotte sich mit der Türkischen zur Beschießung von Nizza vereinigte und noch war der Haß gegen die Ungläubigen zu stark in Europa, als daß nicht dieses Schauspiel Franzens Namen die größte Unehre hätte bringen sollen. Dies war nicht ohne Nachwirkung auf den Beschluß des Reichstags, den Karl V., durch mehrfache Zusagen, die er den Protestanten machte, zur Kriegserklärung gegen Frankreich bewog. Ein Beschluß, der Franz I. nicht schrecken durfte, da ein Theil der Reichsstände den gänzlichen Sieg des Kaisers keineswegs wünschte, der Andre wenigstens bei diesem Kriege ganz indifferent war. Der Feldzug von 1544 ward in Piemont von den Franzosen frühzeitig und glücklich durch den Sieg von Cerisfoles eröffnet, der ihnen viele Ehre und wenig Vortheil brachte. Wie durchgängig in diesen Kriegen auf beiden Seiten der Fall war, sahen sie sich außer Stand, die Früchte ihres Sieges mit Nachdruck zu verfolgen. Später fiel der Kaiser in Frankreich ein, in der Absicht, direct auf Paris zu gehen, ward aber durch Mangel an Lebensmitteln in der Champagne aufgehalten, wo er sich in eine langwierige Belagerung von St. Disier einließ. Heinrich VIII., der ihn umsonst zur raschen Verfolgung des ursprünglichen Planes ermahnen ließ, ergötzte sich nun auch seinerseits mit Berennung einiger Plätze, die gerade

England gelegen waren und so drang Lauigkeit in das Bündniß. Endlich gieng St. Disier über und der Kaiser, durch Eroberung einiger Magazine begünstigt, rückte bis in die Nähe von Paris. Aber auch da noch scheiterte er an dem klugen Vertheidigungssysteme der Franzosen, die nur den Hunger für sich kämpfen ließen und da nun Heinrich VIII. seiner Seits zögerte, so kam am 18. Sept. 1544 der Friede von Crespy zu Stande. In der That sah es in Deutschland und an den Türkengrenzen zu mißlich aus, als daß der Kaiser nicht sehnlich den Frieden mit Frankreich hätte wünschen mögen. Franz leistete auf Neapel und die Lehnshoheit über Flandern und Artois, Karl auf Burgund Verzicht. Mailand sollte der Herzog von Orleans, unter Vermälung mit einer kaiserlichen Prinzessin, bekommen. Dann sollten dem Herzog von Savoyen seine von Frankreich besetzten Länder zurückgegeben werden. Indeß der am 8. Sept. 1545 erfolgte Tod des Herzogs von Orleans ersparte dem Kaiser die Erfüllung dieses Vertrags — oder die Schmach der Nichterfüllung. Mailand bekam sein Sohn Philipp, und Frankreich behielt noch ferner die Länder Savoyens. Dennoch, obwohl der Friede, der jenen Krieg beendet hatte, unausgeführt blieb, entstand nicht sogleich ein neuer Krieg und Franz I. gieng (1547) zu Grabe, ohne das Schwert gegen den Kaiser abermals gezückt zu haben. Fühlten beide Theile, oder mußten sie wenigstens handeln, als wenn sie fühlten, daß sie bis jetzt einem Schattenbild nachgejagt waren, oder ihr Ziel auf falschen Wegen gesucht hatten? Karl V. wollte der Erste, Franz I. nicht der Zweite sein. Das konnte nicht auf dem Schlachtfelde entschieden werden, solange ein Sieg in dem Grundbestand beider Mächte nichts änderte. Wichtiger war es für Beide, ihre innere Kraft auf jede Weise zu verstärken, um so den Anspruch wahrhaft zu begründen. Darauf wendete Karl V. von nun an sein ganzes Streben und darin ihn zu hindern, ward Frankreichs Aufgabe.

§. 20.

Die Deutschen Händel.

Deutschland und seine Krone *) waren für Karl V. stets nur Mittel, nicht Selbstzweck gewesen. Spanien, Italien, Flandern standen ihm näher und schienen ihm werthvoller. Das höchste Ziel seiner Bestrebungen war: die Römische Kaiserwürde durch wahrhaftes Principat über alle Staaten der Christenheit zur Wahrheit zu erheben und das Fundament dieser Macht suchte er nicht in Deutschland. Ueberdem kannte er das Deutsche Wesen gerade so weit, um ermessen zu können, wie schwierig dort ähnliche Schritte, wie in Spanien gethan worden waren, sein würden. Namentlich weil den Fürsten und Obrigkeiten in Deutschland durch einen Umsturz der Reichsverfassung weit reellere Vortheile entrissen worden wären, als den Granden von Spanien durch die Entmachtung der Cortes; gleichwohl aber die Fürsten und Obrigkeiten in Deutschland die einzigen Organe waren, durch welche der Souverain wirken konnte. Die natürlichen Vorgesetzten der Völker waren hier auch ihre natürlichen Anführer gegen jeden Angriff der Kaiser und das Volk war nicht gedrückt genug, um in dem Kaiser einen Anführer gegen seine Vorgesetzten zu suchen. Wenigstens nicht überall; nicht allgemein genug; während einzelne Gegenden gegen ihre kleinen Tyrannen aufschrieen, waren große Völkermassen ihren Fürsten treu ergeben und bald mit ihnen für eine gemeinsame, die höchsten

*) Vergl.: J. Sleidani de statu religionis et reipublicae Carolo V. Caesare commentarii; Argentorati, 1556, fol. Frankfurt, 1785, 3 Bd. 8. Planck, Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs vom Anfange der Reformation bis zur Einführung der Concordienformel; Leipzig, 1781 ff. 6 Bd.. 8. (Th. 1—3). Schröckh, Christliche Kirchengeschichte seit der Reformation; Leipzig, 1804, 10 Bd. 8. (Th. 1). Heeren, Historische Werke, Bd. 1.

Interessen des Menschen umfassende Angelegenheit innig verbündet. Auch versuchte es der Kaiser nicht, diese Seite der Frage zu erfassen und überließ die aufrührerischen Bauern *) der Zuchtruthe ihrer Fürsten, ohne sich das Verdienst einer Erledigung ihrer Beschwerden, oder auch nur die Ehre anzueignen, selbst durch ihre Unterwerfung die Ordnung hergestellt zu haben. Theils mochten ihn andere Dinge abziehen, da jene Unruhen gerade in Zeiten fielen, wo er anderwärts zu thun hatte; theils mochte er nicht recht wissen, wie die Sache anzugreifen sei; theils trat die ergrimmte Menge von Anfang an in einer solchen Verwilderung und Gefährlichkeit auf, daß es unmöglich ward, auch nur einen Schritt zu ihrem Gunsten zu thun, ohne alles Ansehen bei dem in Deutschland von jeher zahlreichen Mittelstande zu verscherzen, auf welchen jede Regierung sich vornehmlich stützen mußte. Das Werkzeug ferner, dessen sich die Spanische Monarchie bediente, die Kirche, war in Deutschland fast niemals zu Gunsten der politischen Gewalt, sondern weit öfterer als Werkzeug der Opposition gebraucht worden; die Kirchenhäupter waren als weltliche Herren in das Interesse der Landesherrlichkeit verflochten und standen nur mit getheiltem Herzen zum Kaiser **); das Deutsche Volk entbehrte jener Stärke der Einbildungskraft, die die Kirche, solange der Glaube bestand, in Spanien so gewaltig machte; es begann, kälter zu werden, zu prüfen, zu zweifeln und noch ehe Karl V. den Deutschen Thron bestieg, war bereits jener kühne Einspruch erhoben, der bald die Autorität der Römischen Kirche für einen großen Theil von Deutschland brechen sollte. Auch war das Deutsche Volk überhaupt mehr durch kleine Gewohnheiten, Vorurtheile, Beschränktheiten, vor Allem durch unverrückte, den Gedanken an Aenderung gar nicht aufkommen

*) Vergl.: Sartorius, Versuch einer Geschichte des Deutschen Bauernkriegs; Berlin 1795. 8. Wachsmuth, Geschichte des Bauernkrieges; Leipzig, 1833. 8.

**) Viele neigten sich wohl auch im Herzen zum Protestantismus.

lassende Erhaltung des Herkömmlichen in Ruhe zu halten, als durch verblendende Begeisterung für eine glänzende Idee zum Gehorsam zu fesseln. Kurz Karl V. hat lange nicht, vielleicht niemals, daran gedacht, in Deutschland zu handeln, wie er in Spanien verfahren war. Namentlich in den ersten Jahren seiner Regierung fühlte er, daß er mit großer Vorsicht verfahren müsse, um das Mistrauen, das schon vor seiner Erwählung rege geworden war, zu ersticken. Die systematische Begründung eines absoluten Regimes in unserm Sinne lag überhaupt nicht im Geiste jener Tage, wo das monarchische Princip sich noch durch Namen und Ehren des Herrschers befriedigt fand und nicht auf die Reize des Ueberalleingreifens, Alles Ordnens geführt war. Karl V., der die Cortesgewalt in Spanien brach, weil er es mit Leichtigkeit konnte und weil sie ihm ernste Hindernisse entgegensetzte, würde sich mit den Ehrenrechten des Deutschen Königs begnügt haben, weil es in Deutschland schwerer war, mehr zu erlangen, weil er wußte, daß er durch Verständigung mit den Deutschen Fürsten und Städten doch manchen erheblichen Vortheil erlangen konnte, den ihm die stürmische Freiheitsliebe Spanischer Volksmänner versagt hatte, und weil er hoffte, daß die steigende Größe Habsburgischer Macht allmälig doch das Wesen dem Scheine gesellen werde. Die Habsburger haben sich niemals an die verschiedenartigen Verfassungen ihrer Staaten gestoßen, wenn sie nur Alle für ihre Zwecke gebrauchen konnten.

Dennoch ist Karl V. zu einer Periode in seiner Regierung gelangt, wo er durch Manches gereizt, durch Manches verführt werden konnte, das in Spanien gegebene Schauspiel, wenn auch in anderer und schwächerer Art, zu wiederholen und sich bereits im Besitze der Macht zu glauben, die er anfangs nur allmälig für seine Enkel vorzubereiten gedenken mochte.

In Spanien war er am Ziele und es mochte die Ahnung in seinem Geiste aufdämmern, daß er sich in den großen Erwartungen, die er von diesem Staate für seine weiteren Pläne gefaßt, geirrt habe und daß Spanien von geringerem

Einflusse auf die entfernteren Seiten seines Wirkungskreises sei, als er anfangs geglaubt hatte. Der directe Kampf mit Frankreich war für längere Zeit beendet und in diesem Kampfe mochte öfters die geheime Einsicht in die innere Schwäche seiner Reiche, der stille Neid auf die, wenigstens vergleichungsweise, innigere und gedrungenere Kraft seines Nebenbuhlers und die Betrachtung aufgetaucht sein, wieviel ein Beherrscher Deutschlands unter andern Verhältnissen aus diesem Lande müsse machen können. Nun hatte es sich gefügt, daß er nach und nach in immer ernstere Streitigkeiten mit einem großen Theil des Deutschen Reichs gekommen war; daß die ursprünglich religiösen Irrungen allmälig auch einen politischen Charakter angenommen hatten; daß sich eine politische Opposition gegen ihn erhob, die selbst seine wahrhaften Rechte gefährdete; daß er demnach bei Bekämpfung dieser, auch von der Kirche verdammten Gegner glauben konnte, in seinem Rechte zu sein und Bundesgenossen fand, die dasselbe glaubten; daß er hoffen konnte, mit Leichtigkeit diesen Widerstand zu erdrücken; und daß er in der That Sieger ward und mit den kirchlichen Gegnern auch die politische Opposition, mit dem heftigsten Widerstande allen Widerstand besiegt zu haben glaubte. Gewiß ein geeigneter Zeitpunkt, um jenen Gedanken entstehen zu machen.

Herbeigeführt hat ihn Luthers Kirchenverbesserung, deren hier zu gedenken ist, weil und soweit sie auf politische Verhältnisse Einfluß hatte, indem sie theils diese zum Ausbruch brachte, theils ihnen ihre Farbe lieh.

Die erste wichtigere Handlung Karl V. bestand in der Berufung des Wormser Reichstages, auf welchem er Luthern anhörte, seine Lehren verwarf und ihn in die Acht erklärte. Daß er so handelte, war natürlich. Zuerst bedurfte er gerade damals des Pabstes in seinen Italischen Händeln. Dann bedurfte er der Kirche, zum Werkzeug seiner Plane in Spanien und Italien und sah in diesen Angelegenheiten, die ihm mehr am Herzen lagen, als die Deutschen, keinen Vortheil für sich in der Kirchenverbesserung. Ein unversöhnlicher Bruch mit der Kirche hätte die ganze, noch immer furcht-

bar erscheinende Gewalt der Letzteren zur Verfügung seines großen Gegners Frankreich gestellt. Ihm selbst, dem die höchste weltliche Macht als Ziel vor der Seele schwebte, mochte auch der mittelalterliche Gedanke an einen innigen Bund derselben mit der höchsten Geistlichen inwohnen. Wenigstens mochte es ihm unnatürlich scheinen, wenn beide Gewalten sich offen mit einander verfeindeten. (Deshalb bewahrte er auch den äußeren Anstand, indem er für die Befreiung des Pabstes beten ließ, als nach der Plünderung Roms die eignen Feldherren des Kaisers Jenen gefangen hielten.) Er selbst scheint damals ziemlich indifferent in kirchlichen Dingen gewesen zu sein; aber ebendeshalb ahnete er auch nicht die Begeisterung für die neuen Lehren, welche die gläubigen und glaubensbedürftigen Gemüther ihrer Anhänger bewegte; ebendeshalb mochte es seinem kalten, geordneten Geiste*) sicherer scheinen, sich an das Bestehende und regelmäßig Organisirte anzuschließen, statt an das gährende Neue, von dem man gar nicht wußte, wohin es führen werde und das zu wilden Entartungen Anlaß gab.

Aber man kann den Gedanken fassen, Karl V. hätte anders handeln *sollen*. Wenn Er sich an die Spitze dieser Bewegung stellte, der Führer der Fürsten, der Beschützer der Städte wurde, die ihr beifielen, die geistlichen Herrschaften zum Besten der Krone säcularisirte und der Deutschen Nationalkirche eine höhere Unabhängigkeit vom Römischen Stuhle verschaffte, als deren die Gallikanische sich rühmt, so hätte er, kann man meinen, auf die Herzen des Volks einen wahrhaften Deutschen Königsthron gründen können. Es ist möglich, daß diese Ansicht richtig ist und daß ein Aussprechen Karl V. für die Sache der

*) Dies konnte er sein und doch sich in chimärische Pläne einlassen. Auch Napoleon war kalt, war in dem Meisten Verstandesmensch. Beide waren klug in den Mitteln, aber unweise in den Zwecken, Weil sie in so vielem Einzelnen sich den Uebrigen an Klugheit überlegen fanden, vertrauten sie ihrem Geiste auch da, wo er in dem Höchsten — geirrt hatte. Die ganze Kraft ihrer Phantasie concentrirte sich im Ziele.

Kirchenverbesserung der Geschichte und Verfassung Deutschlands eine der Eingeschlagenen ganz entgegengesetzte Wendung gegeben hätte. Möglich aber auch, daß die Kirchenverbesserung, in die Hände des Kaisers gestellt, sich auf eine Halbheit beschränkt hätte; möglich, daß eben sein Beitritt zu derselben ihr alle Diejenigen abwendig gemacht hätte, die durch sie gewinnen, oder wenigstens nicht ihrentwegen verlieren mochten; möglich, daß die immer noch mächtige katholische Partei im Reiche sich dem Ansehen des Kaisers nicht gebeugt, einen Gegenkaiser gewählt, einen Widerstand entgegengesetzt hätte, den Karl V. durch seine katholischen Spanier und Wallonen nicht zu brechen vermochte, und daß Zwiespalt und Trennung doch geblieben wären. Dann war Karl V. verloren; denn wenn nicht das ganze Reich protestantisch wurde, an die Gründung eines vom Reiche getrennten protestantischen Staates war nicht zu denken und er hätte in den protestantischen Ländern keine Stütze gehabt, wo er keine Erbstaaten besaß. Gewiß endlich, daß weder der persönliche Charakter Karl V. auf einen solchen Schritt führte, noch seine Verhältnisse, seine Besitzthümer außerhalb Deutschlands, ihn dazu ermunterten. Auch ist ja selbst bei den protestantischen Fürsten das ganze Verfahren keine Frucht eines voraus gefaßten, die Zukunft voraus berechnenden Planes gewesen, wie er für jenen Gedanken vorausgesetzt werden müßte. Vielmehr hat sich Alles nach und nach gemacht; ein Schritt führte zu Weiterem; am Kleinen versuchte man, was später am Großen gewagt ward; hier gelang's, dort nicht; und Keiner mochte sagen, daß er vorausgeahnt habe, wohin er gekommen war. Denn es lag nicht in der Zeit, solche Pläne zu fassen und auf genaue Berechnung des Zuges der Verhältnisse Organisationen zu begründen; sondern Jeder handelte nach der Forderung des Augenblicks und dem Zug des Gemüths. Karl V., mit andern Dingen angelegentlicher beschäftigt, mochte am Wenigsten ahnen, wohin diese Sache führen könne, interessirte sich anfangs weniger dafür und als er endlich seine Aufmerksamkeit ungetheilt auf Deutschland richtete, hatte sich die Sache bereits so gestellt, daß er hoffen

konnte, gerade durch Bekämpfung der Protestanten dasselbe Ziel am Sichersten zu erreichen.

Die Achtserklärung blieb unwirksam, da Luther durch den Kurfürst von Sachsen geflüchtet und geschützt ward und der Kaiser sich der Sache nicht ernstlich annahm. Darauf verließ er Deutschland, und ließ während seiner Französischen Kriege der Reformation alle Zeit, um sich zu greifen, sich zu befestigen, selbst die gefährliche Klippe der Bauernkriege zu überdauern. Die Säcularisation des ganzen Herzogthums Preußen, die der Hochmeister Albrecht von Brandenburg (1525) vornahm, und die nicht bloß durch religiöse Momente, sondern auch durch den Misklang zwischen dem Ordensregimente und dem veränderten Charakter der Zeit begründet ward, zeigte an einem glänzenden Beispiel, was auf diesem Wege auch an äußeren Vortheilen zu gewinnen sei. Aber selbst dieser bedeutende Schritt machte nicht den Kaiser unruhig, sondern regte nur die geistlichen Fürsten und die der katholischen Sache ergebenen weltlichen Herren auf. Bündnisse und Gegenbündnisse entstanden, bloße Bestärkungen der Gesinnung, ohne klaren, verabredeten Plan. Aber schon war die Sache so weit gediehen, daß auf dem Reichstag von Speier (1529) die Bevollmächtigten des Kaisers harten Widerstand fanden und gegen das, das Wormser Edikt erneuernde Reichsbedenken fünf Fürsten und vierzehn Städte protestirten. Auf dem Reichstag zu Augsburg endlich überzeugte sich der Kaiser persönlich, daß all sein Einfluß nicht ausreiche, die Protestanten von ihrem Glaubensbekenntniß abwendig zu machen, das sie damals feierlich übergaben und darin den Grundstein einer abgesonderten Kirche legten. Der kirchlichen Opposition stellte Karl V. nur formelle Strenge entgegen. Als aber die Protestanten, in der Erwägung, daß eben des Kaisers Entfernung ihnen immer so günstig gewesen, sich der Erwählung seines Bruder Ferdinand zum Römischen Könige widersetzten, wußte der Kaiser die katholische Partei zu gewinnen und so fest zu vereinigen, daß die Erwählung, trotz jenes Widerspruches, vor sich gieng. Nun hielten sich die Protestanten in der Nähe bedroht und schlossen

das Schutzbündniß von Schmalkalden vom 27. Febr. 1531. knüpften auch geheime Verbindungen mit Frankreich und England an, um im Falle der Noth auf die Unterstützung dieser Mächte rechnen zu können.

Vor der Hand brauchten sie Diese noch nicht. Denn der Kaiser knüpfte mit den Schmalkaldischen Bundesverwandten Friedensunterhandlungen an und dieser Nürnberger Interimsfriede vom 23. Juli 1532 sicherte den damaligen Föderirten ungestörte Religionsübung bis zur Zusammenkunft des von ihnen so oft erbetenen Conciliums zu, wogegen sie sich zur kräftigen Theilnahme an dem Türkenkriege verbindlich machten. Jedenfalls sahen sie sich durch diesen Vertrag als eine selbstständige Macht im Reiche anerkannt und blieben zur Aufrechthaltung desselben verbündet. Wenn das wahnsinnige Reich der Wiedertäufer in Münster (1534—35) ihnen in der öffentlichen Meinung und durch Bestätigung mancher Vorwürfe und Besorgnisse ihrer Gegner, Abbruch that; so gab auf der andern Seite die durch Landgraf Philipp von Hessen mit gewaffneter Hand bewirkte Wiedereinsetzung des Herzogs Ulrich von Württemberg in seine Lande der protestantischen Seite ein großes Ansehen, ein lebhaftes Gefühl ihrer Kraft und einen eifrigen Verbündeten. Vielleicht hätte Philipp jene Eroberung nicht versucht, oder nicht bewerkstelligt, wenn nicht Oesterreich das besetzte Land für sich hätte behalten wollen. Denn nun fand sich Niemand im Reiche, der nicht offen oder geheim der Vertreibung der Oesterreicher aus dem Gebiete eines Deutschen Landesfürsten Beifall gezollt hätte. Ferdinand verglich sich mit Württemberg, und gewann durch Mäßigung und Nachgiebigkeit die nachträgliche Beistimmung der Protestanten zu seiner Königswürde.

Indeß ein Verhältniß, wo Alles nur auf precären Zugeständnissen, interimistischen Anordnungen, beschränkten Befugnissen beruhte, die eine Seite ihre Wünsche stets weiter ausdehnte, die Andre ihre Zugeständnisse stets enger begrenzte, die Partei der Protestanten täglich wuchs, während die Gegner die eingeräumten Vortheile nur auf die ursprünglichen

Glieder der Verbindung beschränken wollten, konnte nicht zu Annäherung und Freundschaft führen. Noch war aber über die Principien Feindschaft und die katholische Seite gab dem Gedanken noch nicht Raum, daß der Protestantismus neben ihr ruhig und von ihr anerkannt bestehen könne. Man gab der Nothwendigkeit nach und eludirte das Versprechen in besseren Zeiten. Beide Theile verstanden sich nicht und wollten sich nicht verstehen und der Kaiser, der nicht an den Protestantismus glaubte, mußte natürlich einen politischen Trotz erkennen, wenn die Protestanten so beharrlich über Dinge haderten, die ihm gleichgiltig waren, oder wenn sie das solange erbetene Concilium verwarfen, weil es in Italien gehalten ward. In der That, die Lehre Luthers war Deutscher Art und hätte ein Nationalconcil beschäftigen sollen.

Der Kaiser mußte abermals die Deutschen sich selbst überlassen und in der Zwischenzeit reifte die Krisis zum Ausbruch. Der Schmalkaldische Bund ward (1535) auf zehn Jahre verlängert und durch mehrere Mitglieder verstärkt. Er umfaßte jenes an den Grenzen des Obersächsischen und Niedersächsischen Kreises sich berührende Staatensystem: Sachsen, Braunschweig, Hessen, Anhalt, Mannsfeld, woran sich aus Norddeutschland Pommern, aus dem Süden und Westen Württemberg und Nassau schlossen. Reichsstädte aus allen Theilen Deutschlands. Die politische Stellung hatte noch wenig Einfluß darauf und oft waren die Fürstenhäuser in den Religionsbekenntnissen getrennt. In dem König von Dänemark fanden die Protestanten einen Alliirten, der weniger Mistrauen erregte, als Frankreich. Aber die ganze Stellung ward feindlicher und gefährlicher, wie es dem Agenten des Pabstes gelang, ein Gegenbündniß der Katholiken, unter dem Namen der heiligen Ligue (10. Juni 1538) zu gründen. Als hätten die Protestanten die Katholiken bedroht; als hätten sie sich zur Offensive verbündet, während sie doch nur ihre Rechte gegen eine unverkennbare Gefahr sichern wollten. Den katholischen Staaten drohte keine Gefahr, die durch ein Bündniß zu bekämpfen gewesen wäre und ihre Ligue

mußte den Protestanten allerdings als ein Trutzbündniß erscheinen. Der Muth der Protestanten wuchs, als durch den Tod des Herzogs Georg von Sachsen die Länder der Albertinischen Linie in einer Hand unter dem eifrigen Protestanten Heinrich dem Frommen vereinigt und für den Protestantismus gewonnen wurden. Der Kaiser war von auswärtigen Angelegenheiten bedrängt, bedurfte der Protestanten und suchte sie zu gewinnen. Als Herzog Heinrich von Braunschweig, ein heftiger Katholik, die Stadt Goslar zur Vollstreckung eines Kammergerichtsurtheils bedrängte, gewährte König Ferdinand den Protestanten einen Aufschubsbefehl und duldete, daß Sachsen und Hessen den halsstarrigen Heinrich aus dem Lande jagten. Als nun vollends der Kaiser den Beistand der Protestanten gegen Frankreich brauchte, bewilligte er ihnen auf dem Reichstag von Speyer (1544) die Zurücknahme der gegen die Protestanten bis dahin erlassenen Edikte, die Verschiebung der endlichen Entscheidung auf ein Deutsches Nationalconcil, — und die Erfüllung ihrer Wünsche rücksichtlich des Reichskammergerichts.

Indeß auf Versprechungen, welche die Noth abgedrungen hatte, war kein Verlaß und wie das immer weiter sich ausdehnende und immer trotziger sich äußernde Ansehen des Protestantismus den Kaiser zur Abschließung des Friedens von Crespy mit bestimmt hatte, so gab ihm dieser Frieden die Ruhe und Kraft, den Versuch mit Brechung jenes Trotzes zu wagen. Es mochte ihm am Bedenklichsten sein, daß der Geist der Neuerung sich auch in den Oesterreichischen Erbstaaten so gewaltig regte. Denn in der damaligen Lage schien für den Fall der weiteren Befestigung dieses Verhältnisses den Habsburgern nur die Wahl zwischen einem Aufgeben ihrer Herrschaft, oder dem eignen Uebertritt zur neuen Lehre frei zu stehen. Den Gedanken an letzteren Ausweg verwarf Karl V. wegen der Kaiserwürde und seiner südlichen Staaten. Dann hatte auch der Kurfürst von Cöln den Versuch gemacht, durch Uebertritt zur Evangelischen Confession selbst eine geistliche Herrschaft in protestantische Hände zu bringen, und diese Nachahmung des in Preußen

mit besserem Glücke *) gegebenen Beispiels mußte wohl die Betrachtung erwecken, zu welchen gänzlichen Umgestaltungen ähnliche Schritte führen könnten. Karl V. beschloß, es bis zur Entscheidung kommen zu lassen und erklärte sich auf dem Reichstag von Worms (1545) energisch für das Tridentiner Concilium. Zugleich ließ er alle bisherigen Rücksichten gegen die Protestanten aus den Augen. Gleichwohl nahm die Partei der Letzteren fortwährend an Ansehen zu, da sie den Herzog Heinrich von Braunschweig, der wieder in sein Land gefallen, abermals entwaffneten und selbst gefangen nahmen und da der neue Kurfürst von der Pfalz, Friedrich, zu ihrem Glaubensbekenntnisse, wenngleich nicht zum Schmalkaldischen Bunde, übergieng. Von letzterem Beitritt mochte ihn, wie den Herzog Moritz von Sachsen, die Kenntniß der inneren Zerwürfnisse dieses Bundes und der unweisen Führung desselben abhalten. An der Spitze dieses Bundes standen Landgraf Philipp von Hessen, ein kraftvoller und biederer Mann, aber heftig, gebieterisch und mit dem Geiste des politischen Oppositionshauptes zu sehr durchdrungen; dann Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, ein rechtschaffener und gutmüthiger, aber von aller Staatsklugheit verlassener und in seinem Glauben bigotter Mann. Der eine Führer entfernte manche Anhänger, und der Andre wußte sie nicht zu fesseln. Der Eine erweckte Feindschaft und der Andre flößte wenig Zutrauen in sein Glück ein. Man wünschte ihnen den Sieg, aber man hoffte ihn nicht von ihnen und dieses Mistrauen ist schon ein großer Unfall. Ueberdem hatte der Kaiser noch keine Schritte gethan, die ein gewaffnetes Auflehnen gegen ihn in Aller Augen als gerechtfertigt hätten erscheinen lassen und noch mochten selbst viele Protestanten glauben, die Erle-

*) Auch stand die Ordensherrschaft der weltlichen Landeshoheit näher und ihre Verfassung war so unnatürlich, daß sie dringend eine Umgestaltung forderte, wie die kriegerischen Ritter allmälig zu seßhaftem Landadel geworden waren. Uebrigens handelte der Kurfürst von Cöln nicht um weltliche Herrschaft.

digung ihrer Beschwerden auf friedlichem Wege erlangen zu können. Endlich imponirte die gewaltige Macht des Kaisers und die Schmalkaldischen Bundesgenossen geriethen selbst schon durch das Bewußtsein in Unruhe, daß ihre Stellung diesem mächtigen Kaiser gegenüber kaum zu dulden, oder doch nur bei dem Sieger zu dulden sei. Auf dem Reichstag zu Regensburg (1546) redete der Kaiser mit dem äußeren Anschein der Mäßigung, um die von den Schmalkaldischen Bundesgenossen getrennten protestantischen Fürsten für sich zu erhalten, stellte aber die Forderung, von der er wohl wußte, daß die Gegner darein willigen weder wollten noch konnten, der Unterwerfung nehmlich unter das Tridentiner Concilium. Umsonst erinnerten die Protestanten an die Versprechungen der Speyerischen Reichstage. Karl V. schloß einen Bund mit dem Pabst, ermunterte die Brandenburger Markgrafen, die Befreiung des Braunschweigers zu versuchen, und rüstete offen gegen „aufrührerische Reichsstände." In der That, in seiner Seele war dieser Krieg niemals ein Religionskrieg, sondern er wollte eine Opposition dämpfen, die, von kirchlichen Dingen ausgegangen, auch im Politischen nicht gewichen wäre, wenn sie bei Jenen obgesiegt hätte. Er sprach nicht zu den Protestanten als zu Ketzern, sondern zu den Schmalkaldischen Bundesgenossen, als zu trotzigen Unterthanen, und war sehr unzufrieden, als der Pabst den Inhalt seines mit dem Kaiser abgeschlossenen und auf die Ausrottung der Ketzerei berechneten Bündnisses bekannt machte.

Die Schmalkaldischen Bundesgenossen wendeten sich an Venedig und die Schweiz, an Frankreich und England um Hilfe. Die Venetianer, so wenig ihnen an der Omnipotenz des Kaisers gelegen war, mochten doch für gerathener halten, erst die Kraft der Protestanten zu erproben, ehe sie ihnen eine Hilfe leisteten, die, wenn sie an sich dem Kaiser nicht gewachsen waren, ihnen wenig helfen, wohl aber Venedig gegen Kaiser und Pabst bedenklich compromittiren konnte. Die Schweiz war selbst von Religionsunruhen zerrissen und konnte außerhalb ihrer Grenzen nur durch kostbare Söldner helfen. Frankreich war noch erschöpft, noch eingeschüch-

tert und scheute sich, den Pabst zu erzürnen. Heinrich VIII. lag die Sache fern und nur seine persönliche Eitelkeit würde ihn zu einer, schwerlich ausreichenden, Hilfe bewogen haben, hätten die Protestanten in Bedingungen willigen können, die lediglich auf Befriedigung dieser Eitelkeit berechnet waren.

Von Außen verlassen, hielten sich die Protestanten durch sich selbst und so stark war bereits die landesherrliche Macht, besonders wenn sie im Einklang mit der öffentlichen Meinung des Volks stand, daß der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Württemberg, die Fürsten von Anhalt und die Reichsstädte Augsburg, Ulm und Straßburg ein gut bewehrtes Heer von 85,000 Mann mit 120 Kanonen aufbrachten. Kurcöln, so sehr es, um eignen Bestehens willen, zum Kampfe aufgefordert war, blieb, im zu starken Gefühle seiner Unsicherheit, ruhig. Ebenso waren Kurbrandenburg und Kurpfalz neutral, da sie über den Ausgang des Unternehmens Bedenklichkeiten hegten, die sie vielleicht überwunden hätten, wenn ihnen die Führung desselben zugefallen wäre. Der Markgraf Johann von Brandenburg, Besitzer der Neumark und des Herzogthums Crossen, und Schwiegersohn des Herzogs Heinrich von Braunschweig, und der Fränkische Markgraf Albert von Brandenburg, traten selbst in die Dienste des Kaisers, von dem sie eine Religionsversicherung erhalten zu haben behaupteten. Moritz von Sachsen wartete.

So war es also nur ein Theil des protestantischen Theiles der Reichsstände, der sich der Macht des Kaisers entgegenstellte. Und doch schützte ihn im Anfang nicht seine reelle Macht, sondern mehr das Ansehen des kaiserlichen Namens. Seine Truppen waren denen der Gegner bei weitem nicht gewachsen; die Auswärtigen noch nicht eingetroffen und bei den Deutschen, selbst den Katholischen, kein Eifer. Aber die Schmalkaldischen unterlagen beständig der Furcht vor Misdeutungen ihrer Schritte, unterhandelten, statt zu schlagen und schritten erst dann zu Kriegserklärung und Krieg, als der Kaiser auf ihre Vorstellungen und Manifeste mit der Acht geantwortet hatte.

Da die Macht des Kaisers nicht auf seinen Besitzungen

in Deutschland beruhte, so war der in gewöhnlichen Kriegen so natürliche Weg eines Angriffs auf das Gebiet des Gegners hier nicht anwendbar. Der Entgegengesetzte, das eigne Gebiet mit aller Sorgfalt zu sichern und den Angriff des Gegners abzuwarten, schien gleichfalls nicht zweckmäßig, da die Macht des Kaisers sich mit jedem Tage verstärken mußte, und da der Bund kein geschlossenes, zusammenhängendes Gebiet zu vertheidigen hatte. Einen dritten Gedanken: durch Angriff auf die noch unentschlüssigen, oder offen für den Kaiser gestimmter Reichsfürsten sie zum Abfall zu bewegen, ließ die Gewissenhaftigkeit der Verbündeten nicht aufkommen. So mußte man also entweder den Kaiser persönlich in die Gewalt seiner Feinde zu bringen, oder seine vom Auslande herzueilenden Truppen abzuschneiden suchen. Der letztere Weg ward eingeschlagen, von Schertlin anfangs mit Glück begonnen, aber seine Fortsetzung durch die Unentschlossenheit der Fürsten gehindert. Ueberdem konnten sie ihren Plan einem Gegner gegenüber nicht ausführen, dem von allen Seiten her Truppen zuzogen und der in jeder katholischen Reichsstadt einen Sammelplatz finden konnte. Am Nachtheiligsten war es aber den Unternehmungen der Verbündeten, daß es ihnen an einem Oberhaupte fehlte, dem Alle sich willig untergeordnet hätten. Das gemeinschaftliche Regiment des ängstlichen Johann Friedrich und des stürmischen Philipp konnte keine glänzenden Früchte tragen. Während sie vor Regensburg lagen, wo der Kaiser gewesen war, sammelte dieser bei Ingolstadt und Landshut ein weniger durch Zahl, als durch Kriegserfahrung imponirendes Heer, unter dessen Schutz er furchtlos den Unternehmungen seiner Gegner zusehen konnte. Sie rückten vor sein Lager; den Angriff darauf verhinderte die Vorsicht des Kurfürsten *). Den Versuch, den Kaiser aus den Verschanzungen zu locken, vereitelte dessen standhafte

*) Der Kurfürst fühlte, daß er verloren war, wenn er angriff, ohne zu siegen. Aber diese Gefahr blieb ihm stets und die Hoffnung des Sieges mußte mit jedem Tage schwächer werden.

Weisheit. Er wußte wohl, daß mit jedem Tage die Kräfte seiner Gegner, sobald sie nicht gleich im Anfang glänzende Erfolge hatten, abnehmen, die Seinigen nur sich verstärken mußten. Denn in solchen Verhältnissen fallen alle Unentschlossenen der bestehenden Gewalt bei, wenn diese sich aufrecht hält, den Gegnern nur dann, wenn sie durch außerordentliche Erfolge die Präsumtion, die für die Erstere spricht, vernichten. Das Verfahren der Verbündeten bestärkte nur das Mistrauen in sie und ihre Sache, das kluge und kundige Geister schon früher gefaßt hatten. Dieselbe Wirkung hatte es, daß sie ihre Absicht, die aus den Niederlanden hervorrückenden Truppen abzuhalten, aus Langsamkeit und Ungeschicklichkeit nicht erreichten. Nur darin kam ihnen der im Ganzen vorhandene gute Wille des Volks zu Statten, daß sie willig mit Lebensmitteln versorgt wurden, auch an Geld keinen Mangel litten; während Letzteres dem Kaiser bald zu gebrechen anfieng und seine Truppen, die als Ausländer von keinem Deutschen gern gesehen wurden, frühzeitig Mangel hatten. Doch setzte er ruhig seinen Plan fort, da er eine Trennung der Verbündeten und in ihr seinen Sieg mit Gewißheit voraussah.

Diesen Erfolg beschleunigte der Schritt des, schon seit dem 19. Juni (1546) in Geheim mit dem Kaiser verbündeten Herzog Moritz von Sachsen, der, durch die Achtserklärung dazu berechtigt und von seinen Landständen unterstützt, auf einmal die im Vertrauen auf ihn unbeschützt gelassenen Länder des Kurfürsten, unter Mithilfe König Ferdinands, in Besitz nahm. Nachdem er sich einmal nicht für die Verbündeten erklären wollte, war dies allerdings das Klügste, was er thun konnte. Denn nur dadurch rettete er diese Länder für das gemeinsame Haus und vor den Plänen der Habsburger. Nur dadurch erhielt er sich selbst die Kraft, seine Unabhängigkeit und die der Protestantischen Religion verbürgen zu können. Nur dadurch legte er dem Kaiser die stete Fessel nothwendiger Rücksichten an. (Wenigstens mußte er Letzteres glauben.) Er war von dem Untergange der Schmalkaldischen Bundesgenossen überzeugt; aber indem er

nicht mit ihnen untergehen, vielmehr von den Trümmern retten wollte, was zu retten war, beschützte er ihre Sache vor dem Untergange. Er handelte mit hoher Staatsklugheit, wenn auch nicht mit der offenen Biederkeit, wie man sie damals noch von dem Charakter der Deutschen Fürsten unzertrennlich glaubte. Wenn in diesen Dingen ein Fehler begangen worden ist, so hat ihn der Kaiser begangen, der vielleicht auch ohne Moritz zum Ziele gelangt wäre.

Den Kurfürst zog es, auf die Nachricht von dem Geschehenen, nach Hause. Vorher machten die Verbündeten nochmals, statt eine Feldschlacht zu wagen, dem Kaiser Friedensvorschläge, die dieser, der sie als das sicherste Zeichen der Schwäche und Muthlosigkeit erkannte, mit Hochmuth zurückwies. Er forderte, daß vor allen Unterhandlungen der Kurfürst sich und sein Land auf Discretion ergebe. Denn ihn, als den Mächtigsten, Vornehmsten und Standhaftesten seiner Gegner und dessen Land die Wiege dieser Verwirrungen gewesen war, wollte der Kaiser vornehmlich züchtigen. Die Verbündeten widerstanden dem Ansinnen und nahmen sich doch zugleich die Kraft zum erfolgreichen Widerstand, indem sie sich trennten und Jeder zur Beschützung seiner Heimath eilte. Der Kaiser dagegen behielt und verstärkte sein Heer und bald beugten sich die einzelnen, schwächeren, in Süddeutschland verstreuten Glieder des Bundes: die Reichsstädte und Württemberg. Der Kurfürst von Cöln legte freiwillig seine Würde nieder, zum Beweis, daß es ihm nicht um weltliche Macht zu thun gewesen war. In Mitteldeutschland dagegen, wo die Macht der Verbündeten geschlossen war, hielt sie sich aufrecht. Der Kurfürst von Sachsen, mit Heereskraft zurückgekehrt, erlangte nicht nur augenblicklich sein Land wieder, sondern besetzte auch das Gebiet des Herzogs Moritz *), und zerstreute die Hilfstruppen, die der Kaiser dem Letzteren

*) Dies rechtfertigt Moritz gegen den Vorwurf, daß er untreu gehandelt, indem er nicht gleich anfangs den Verbündeten seine Absicht zu erkennen gegeben, zu dem Kaiser halten zu wollen. Denn dies würde nur die Besetzung seiner Lande zur Folge gehabt haben; und zwar zu einer Zeit, wo die Hilfe noch nicht bereit war.

unter Albrecht von Brandenburg zugesendet hatte. Unschlüssig, was er weiter thun sollte, horchte er auf hinterlistige Vergleichsvorschläge.

Indeß hatte der Kaiser, im Vertrauen auf seine Spanischen Truppen und die Deutschen, die Niederländer zurückgeschickt; sah aber bestürzt, daß auch der Pabst, zu dem gewöhnlichen Mistrauen der Italiener zurückkehrend, seine Truppen abrief. Wie entschieden damals der Landesherr über den Pabst siegte, beweist die Freude, die Paul III. über die Vortheile äußerte, die Johann Friedrich gegen den Brandenburger erfochten. Die, wenngleich scheiternde, Unternehmung Fiesco's gegen Doria's Herrschaft in Genua gab dem Kaiser eine ernste Warnung über die Stimmung der Italienischen Staaten. Gleichzeitig regte sich der alte Gegner Franz I. von Frankreich, wieder, schürte den Kriegsmuth der noch widerstehenden Schmalkaldischen Bundesglieder an, bestärkte den Pabst in seinem Mistrauen, suchte Venedig zu gewinnen, die Türken zu einem Einfall in Ungarn zu bewegen, Dänemark und England an sich zu fesseln und rüstete selbst. Der Kaiser, der alle diese Umtriebe kannte, ließ sich dadurch zwar von einem entscheidenden Schritte, aber nicht von Behauptung seiner Stellung abhalten und der am 31. März 1547 erfolgte Tod seines großen Gegners zerstreute seine Sorgen. Für die erste Zeit hatte er nun von Frankreich nichts zu fürchten und schon der Eindruck, den jener Todesfall auf die öffentliche Meinung gemacht, verstärkte seine Kraft. Sogleich auf die Nachricht davon zog er gegen Sachsen (13. April), mit geringen Streitkräften gegen ungleich Größere, die aber der Kurfürst schlecht vertheilt hatte. Nach manchen unentschlossenen Bewegungen zog sich der Kurfürst in die Gegend zwischen Mühlberg und Wittenberg, wo er den guten Gedanken, unter dem Schutze des festen Wittenbergs den Zuzug der Hilfsvölker abzuwarten, nur unvollkommen ausführte. Karl war längst über der Elbe *), bevor

*) Der Bauer, der ihm eine Furth durch die Elbe gezeigt haben soll, hat ein gutes Trinkgeld verdient, aber keinesweges die Weltgeschicke bestimmt.

der Kurfürst es nur glauben mochte, und erzwang nun die Schlacht, die er im vorigen Jahre vermieden hatte. Der Kurfürst kämpfte persönlich tapfer, aber der Sieg über überraschte und muthlose Truppen fiel dem Kaiser nicht schwer und am Abend des 24. April 1547 sah sich Johann Friedrich gefangen in den Händen des schwer beleidigten Kaisers. Dagegen zog sich die Belagerung von Wittenberg, das die Kurfürstin Sybilla heldenmüthig vertheidigte, in die Länge und der Kaiser griff zu dem niedrigen Mittel, den Kurfürsten zum Tode verurtheilen zu lassen und mit dessen Hinrichtung zu drohen. Johann Friedrich selbst blieb standhaft und verstand sich zu nichts. Aber seine Gemahlin gerieth in äußerste Angst, alle befreundeten Fürsten legten dringende Fürbitten ein und Moritz selbst, der zu edel dachte, als daß er ein Verbrechen hätte wollen können und der zudem fühlte, daß das Leben des Kurfürsten seinen ehrgeizigsten Plänen nicht so nachtheilig sein könne, wie ein Antheil an solcher Blutschuld *), beschwor den Kaiser. Ahnete denn keiner dieser Fürsten, daß es dem Kaiser nicht Ernst war mit seinem Beschlusse, nicht Ernst damit sein konnte? Ihm, der nicht in Leidenschaft handelte und dem der Besitz der Person des Kurfürsten so wichtig, dessen Leichnam so werthlos war? Die Familie des Kurfürsten drängte ihn zur Nachgiebigkeit und es kam ein Vergleich **) zu Stande, worin der Kurfürst Kur und Land in die Hände des Kaisers, gegen ein für ihn und seine Nachkommen zu bestimmendes Gebiet und ein Jahrgeld, zurückgab, seine weltliche Unterwerfung bethätigte, desto fester an dem Glauben haltend, und sich in lebenslängliche Gefangenschaft fügte. Das abgetretene Land mußte der Kaiser, der immer noch von seinen Verbündeten abhängig war, dem Herzog Moritz übergeben. So gelangte die jüngere Linie des Hauses Wettin zur Kur und Moritz hatte den Beweis gegeben, daß sein Verfahren wenigstens für sei-

*) Wegen der Nachwirkung in der öffentlichen Meinung.

**) Du Mont corps diplom. IV., p. 11. 332.

nen Vortheil und den des Hauses nicht unklug berechnet gewesen.

(Die Ernestinische Linie ward mit Thüringischen Besitzungen abgefunden, die sie später durch einzelne Erwerbungen in Franken vergrößerte. So ward der Schwerpunkt des Sächsischen Kurstaates von den alten Kurlanden und von Thüringen weg nach Meißen gewendet. Folglich konnte der bis dahin von Kursachsen geübte Einfluß in jenen Ländern nicht mehr den früheren Nachdruck haben. In Thüringen verlor er sich mehr und mehr und an den nordwestlichen Grenzen stand er bald dem Brandenburgischen nach. Die Kraft der Mark Meißen aber ward von ihrer natürlichen Bestimmung abgezogen und auf die Reichshändel geleitet.)

Der Kaiser gieng mit raschen Schritten auf den Gipfel der Macht, auf dem nur zu oft der Geist des Uebermuths thront. Der Landgraf Philipp war entmuthigt und gieng in die Vergleichsvorschläge ein, die ihm durch den Kurfürsten von Brandenburg und durch Moritz gemacht wurden. Die Bedingungen waren hart und auch er sollte sich auf Discretion ergeben; aber die vermittelnden Fürsten hatten von dem Kaiser Versicherung, daß er im Besitze seiner Länder und Freiheit gelassen werden solle. Im Vertrauen darauf fand er sich zu Halle im kaiserlichen Lager ein und hier, nachdem er allen herabwürdigenden Bedingungen Genüge geleistet, ergab sich, daß der Kaiser die vermittelnden Fürsten, wie ihn selbst, betrogen habe und ihn in Gefangenschaft halten wolle. Die Fruchtlosigkeit aller Vorstellungen der Fürsten und die Art, wie sie aufgenommen wurden, belehrte sie, daß man ihrer Dienste nicht mehr bedürfe und mismuthig verließen sie den Hof, der die gefangenen Reichsfürsten mit sich umherführte. Der Kaiser glaubte am Ziele zu sein und Deutschland durch die Spanier das Geschick bereitet zu haben, das er einst über Spanien selbst verhängt hatte. Er confiscirte in dem Gebiete der Schmalkaldischen 500 Kanonen und sendete sie in seine auswärtigen Staaten. Er erpreßte, als Kriegssteuer und Geldbuße, die damals ungeheure Summe von 1,600,000 Thlr. Er zog mit Spanischen Truppen in

den Sitz des Reichstags zu Augsburg ein. Er nahm dort die Hauptkirchen in Beschlag, ließ sie von der Befleckung der Ketzerei reinigen und dem katholischen Gottesdienste zurückgeben. Auch war es eine üble Vorbedeutung, daß sein Bruder Ferdinand die Böhmischen Unruhen, die er unter dem günstigen Sterne, der zur Zeit der Schlacht von Mühlberg dem Hause Habsburg leuchtete, unterdrückt hatte, weniger zur kirchlichen als zur politischen Reaction, zur weitern Ausdehnung der königlichen Gewalt benutzte.

Karl V. war jedoch, schon des Scheines halber, veranlaßt, seine Aufmerksamkeit zunächst den Religionsangelegenheiten zuzuwenden. Nur war es ein ungünstiger Umstand für ihn, daß die inzwischen ausgebrochenen Mishelligkeiten mit dem Pabste die Verlegung des Tridentiner Conciliums nach Bologna veranlaßt hatten. Es war diese zunächst geschehen, weil der Pabst überhaupt das Concil soviel als möglich dem Einflusse des Kaisers zu entziehen wünschte. Gewiß ein Fehler von Seiten des Pabstes; denn Karl V. bewies nirgends ein den Absichten des reinen Pabstthums entgegengesetztes Streben und in der damaligen Zeit mußte der Pabst durch Einigkeit mit dem Kaiser soviel zu gewinnen erwarten, daß er alle nachtheiligen Folgen des kaiserlichen Uebergewichts für landesherrliche und nepotische Interessen vergessen konnte. Aber die Päbste dachten seit Langem schon mehr an sich, als an die Kirche. Das Mistrauen aber ward zum offenen Zerwürfniß, als die Ermordung Farnese's, des Sohnes Paul III., von der kaiserlichen Partei begünstigt und durch die Besitznahme von Piacenza benutzt wurde (16—17. Sept. 1547). Letzteres wieder ein Fehler von Seiten des Kaisers, dem an der Freundschaft, wenigstens dem Schein der Freundschaft mit dem Papste mehr gelegen sein mußte, als an dem Besitz eines kleinen Gebietstheils. Denn allerdings mußte dem Kaiser die Verlegung des Conciliums äußerst unangenehm sein, da sie den Protestanten die schönste Gelegenheit zu Bedenken und Ausflüchten darbot und ihm das Recht nahm, auf Unterwerfung unter die Beschlüsse des Conciliums zu dringen. Konnte er doch kaum die Reichsstände zur

Theilnahme an dem Gesuche um Rückverlegung des Concils bewegen, ein Gesuch, das der Pabst durch das Concil verwerfen ließ. Endlich entschloß sich der Kaiser zur Festsetzung des Interims (15. Mai 1548), eines Werks, das alle Parteien versöhnen sollte und Keiner genügte, das den besten Beweis gab, wie unmöglich es war, die Kirche vom Staate aus zu reformiren, und dem der Kaiser von nun an mühevolle, gehässige und vergebliche Anstrengungen widmete. Der Pabst sagte das Wiederuntergehen dieses Werks voraus. Einige Protestanten unterwarfen sich, aber mit Widerwillen und dem Entschlusse im Herzen, in günstigeren Zeiten das geistige Joch wieder abzuwerfen. Andre widerstanden und namentlich konnte nicht die verschärfte Gefangenschaft den Glaubensmuth des entsetzten Kurfürsten beugen, noch die Uebermacht des Kaisers die protestantischen Reichsstädte schrecken. Nur Zwangsmittel, im Bunde mit der Herstellung patrizischer Gewalt, führten das Interim in Augsburg, Ulm, Strasburg und anderwärts ein. Im nördlichen Deutschland blieb ungebrochener Widerstand. Das anstößige Benehmen des neuerwählten Pabstes Julius III. gab dem Protestantismus nur neue Nahrung.

Doch war es dem Kaiser gelungen, die Wiederversammlung des Conciliums zu Trient wahrscheinlich zu machen und ein neuer Reichstag zu Augsburg (1550) sollte zur Unterwerfung unter die künftigen Beschlüsse desselben und zur einstweiligen Annahme des Interims führen. Aber es kam die Zeit, wo Kurfürst Moritz beweisen sollte, daß er nicht bloß für sich, sondern auch für den Protestantismus klug gehandelt hatte. Wie aufgebracht auch die Protestanten auf ihn gewesen, und wie wenig sie noch jetzt über seine eigentliche Gesinnung im Klaren waren, so fieng er doch allmälig an, als das Haupt der protestantischen Partei betrachtet zu werden. Denn er war der Einzige, der ihr helfen konnte, wenn er wollte und dem man zutraute, daß er nicht ganz ohne diesen Willen sei. Mit seltener Geschicklichkeit wußte er das Vertrauen des Kaisers zu erhalten und doch auch die Protestanten zu einer günstigen Meinung zu stimmen. Er führte

zwar das Interim ein, aber auf eine milde Weise und unter Rath und Mitwirkung der angesehensten Theologen. Er übernahm es, die Stadt Magdeburg zur Annahme des Interims zu zwingen und protestirte gleichzeitig bedingungsweise gegen das Tridentiner Concilium. Es konnte ihm nicht schwer werden, den Reichstag zu bestimmen, ihm das Commando der Executionsarmee gegen Magdeburg zu übertragen. Denn nur ungern hatte der Reichstag in die Gewaltschritte gegen diese Stadt gewilligt; die Protestanten wünschten ihr heimlich alles Glück und selbst die katholischen Stände hätten kaum gewünscht, den Kaiser nochmals über ein Reichsglied triumphiren zu sehen. Aber mehr muß es verwundern, daß Karl V. einem Fürsten, dessen Klugheit er kannte, den er durch öftere Zurückweisung seiner Bitten um die Freilassung Landgraf Philipps schwer gekränkt hatte und der dem Protestantismus zugethan blieb, ein Reichsheer vertraute. Indeß er mochte glauben, Moritz sei durch das Band des Interesses allzu innig an ihn gefesselt, da ja eine Wiedererhebung der besiegten Partei die von Moritz gemachten Erwerbungen gefährden konnte; er meinte, in dem gefangenen Kurfürsten eine Bürgschaft für die Treue des Nachfolgers zu haben; er hatte Moritz vielleicht noch weitere Aussichten eröffnet; er hielt ihn für einen bloß klugen, aber nicht zu kühnen Unternehmungen geeigneten Mann; er hielt ihn für ebenso kalt in Bezug auf die Kirchenfragen wie er selbst war und glaubte, daß auch Jenem der Protestantismus nur Werkzeug sei *). Daß Moritz auf den Gedanken kommen könne, durch einen siegreichen Angriff auf den Kaiser selbst die von Letzterem empfangenen Vortheile in den Augen der protestantischen Partei zu verdienen, sich durch ein Zurücktreten zu dieser Partei die Früchte zu sichern, die ihm der Abfall von ihr verschafft hatte und das Ansehen, das er zeither noch bei den Prote-

*) Vielleicht, daß Moritz nicht eifrigerer Protestant war, als Karl V. Katholik. Aber dieselben Gründe, die den Kaiser bestimmten, bei dem Katholicismus zu verharren, empfahlen dem Kurfürsten die Treue gegen den Protestantismus.

stianten genoß, zur Stütze wirklicher Macht zu erheben, das fiel Karl V. nicht von fern ein. Denn es war eine Klugheit, die weit über den engen Gesichtskreis seiner eignen, an kleinliche und beschränkte Mittel gewöhnten, der katholischen *) Klugheit hinausgieng.

Moritz aber faßte diesen Gedanken und entschied damit über die Zukunft der Weltgeschichte. Oder vielmehr er errang damit die Ehre, als der Urheber einer Entscheidung zu gelten, die auch ohne ihn kommen mußte, da das Werk des Kaisers keine Grundlagen hatte. Moritz trug geheimen Groll gegen den Kaiser seit dem Betrug zu Halle im Herzen. Das Verfahren gegen den Protestantismus war ihm nicht gleichgiltig, wie es Keinen freuen konnte, der nicht eifriger Katholik, oder nicht im Interesse der Kirche war. Mehr noch beunruhigte ihn die politische Verfahrungsweise des Kaisers und daß die Deutsche Landesherrlichkeit so sehr in den Hintergrund trat. Er hätte wohl Ursache gehabt, für sich selbst auf den Fall zu fürchten, daß man ihn nicht mehr brauchen werde und Ferdinand in dem benachbarten Böhmen hatte mancherlei Ansprüche gegen Moritzens Erbstaaten geltend zu machen. Endlich mochte Moritz fühlen, daß die Sache, die Karl V. aufrecht hielt, im günstigsten Falle nur Bestand haben könne, so lange die Macht, die sie stützte, aushielt, daß aber Letzterer keine Dauer zu versprechen sei. Besser mit dem Volke bekannt, als Karl V., sah Moritz den endlichen Sieg des Protestantismus und der Landeshoheit unvermeidlich und beschloß, sich lieber der zum Siege bestimmten Sache anzuschließen, als bei einer Partei zu verharren, in deren Sturz auch die Anhänger derselben verwikkelt werden mußten, die ihr ganz angehörten.

---

*) Alle katholische Klugheit reicht nur bis zu einem gewissen Punkt aus; was über diesen Punkt hinausgeht, übersteigt ihre Fassungskraft und stört ihre Rechnungen. Sie rechnet lange richtig, weil sie die gewöhnlichen Gesetze genau kennt und scharf beachtet. Aber von Zeit zu Zeit tritt das Ungewöhnliche ein und wirft das ganze Gebäude über den Haufen. Und doch ist dieses Ungewöhnliche nichts Willkürliches, sondern gleichfalls zu berechnen.

Es war ein großer Irrthum, in den Karl V. verfallen war, wenn er Deutschland mit Spanien oder Böhmen, die Deutschen Fürsten mit Spanischen Granden, oder Böhmischen Adeligen verwechselte. Das unterschied den hohen Adel Deutschlands von dem aller andern Nationen, daß er nicht bloß durch Macht, Reichthum und politische Prärogativen auf Reichstagen glänzte, sondern auch Inhaber der Regierungsrechte in den Provinzen war, folglich die Gewalt bildete, die man der Aristokratie entgegensetzen muß, wenn man sie ihrer Stärke berauben will. Die Aristokratie war in Deutschland zugleich das Organ der Königsgewalt und darin lag ihre Sicherheit, die überdem dadurch verbürgt ward, daß das Volk dieses Verhältniß natürlich und nützlich fand, an den landesherrlichen Geschlechtern mit größerer Treue hieng, als an dem Könige, dem nahen Regenten mehr zugethan war, als dem Entfernten und in den Zeiten der Kirchenverbesserung namentlich die Landesherren als die natürlichen Beschützer seines Glaubens und seiner Freiheit betrachtete. Die Gewaltthaten, die sich Karl V. gegen die besiegten Fürsten erlaubte, erregten allgemeinen Unwillen, auch bei katholischen Deutschen, erschienen als wahrhafte Tyrannei und Verletzung der Fürstenhoheit. Diese fürstlichen Personen waren schon zu lange Gegenstände der Ehrfurcht des Volks gewesen, als daß es nicht eine Behandlung derselben, wie man nur Missethätern anzuthun pflegte, hätte unnatürlich finden sollen. Die niedrigen Kunstgriffe ferner, deren sich Karl V. häufig in diesen Händeln bediente, der Wortbruch, die Verdrehungen, zu denen ihn das leidenschaftliche Verlangen, zu seinem Ziele zu gelangen, verleitete *), waren dem Deutschen Sinne so zuwider, daß sie den Kaiser in einem weit gehässigeren Lichte erscheinen ließen, als seine ganze bisherige Regierungszeit durch der Fall gewesen war

*) Er wurde allmälig leidenschaftlich, durch Widerspruch erbitzt. Darum stach sein Verfahren so sehr von dem ab, das er einst auf dem Reichstag zu Worms gegen Luther beobachtet.

und daß man ihn als den Inbegriff des ganzen verhaßten Welschenthums betrachtete. Man findet nicht, daß ihm die katholischen Fürsten besonderen Beistand geleistet hätten und er mußte sich meist auf seine Spanier, Italiener und Wallonen verlassen; aber der Gebrauch eben dieser Truppen war allen Deutschen bedenklich. Selbst daß er gegen die Ketzer kämpfte, beseitigte die üble Stimmung gegen ihn auch bei den katholischen Deutschen nicht. Denn die Ketzergerichte waren in Deutschland nur periodenweise, bei epidemischer Krankheit des Volkscharakters, beliebt gewesen, im Ganzen aber diesem entgegen. Unter der höheren Geistlichkeit Deutschlands hatte stets ein gewisser Oppositionsgeist gegen Rom geherrscht und der Protestantismus machte auf manches Kirchenhaupt wenigstens soviel Eindruck, daß man ihn nur für gefährlich, nicht für verbrecherisch halten konnte. Dann sah man aber auch das Verfahren des Kaisers nicht für aufrichtig an und witterte überall politische Zwecke im Hintergrunde.

Diesen Argwohn bestärkte der Kaiser durch den größten politischen Fehler, den er gemacht hat: daß er nehmlich seinem Sohne Philipp die Nachfolge in die Kaiserwürde verschaffen wollte und zu diesem Ende erst seinen Bruder Ferdinand zur Entsagung und als dies fehlschlug, die Kurfürsten zur Widerrufung der früheren Wahl zu bewegen suchte. In der That, war sein Plan nur auf Glanz und Ruhm berechnet, so mußte dieser Versuch ihm unumgänglich erscheinen. Denn was war ihm eine politische Größe, die mit seinem Tode verschwunden war? Dann hätte er aber niemals die Macht mit seinem Bruder theilen sollen. Handelte es sich dagegen um Begründung einer soliden politischen Macht, so mußte er erkennen, daß die vernünftigen Gründe, die ihn ehedem zur Theilung der Aufgaben bewogen, sich in der Zukunft eher verstärken, als schwächen mußten. Durch jenen Versuch nun legte er sich neue Rücksichten gegen die Reichsstände auf, bestärkte das Mistrauen gegen seine Pläne, vereinigte und vermehrte seine Gegner und erweckte endlich selbst in seinem Bruder Ferdinand, der ihm die wichtigste Stütze sein mußte, den Wunsch, seine

Uebermacht geschwächt, seinem Alles überfliegenden Ehrgeize eine Lehre gegeben zu sehen. Denn auch Ferdinand mochte dem Kaiser nicht mehr trauen und fühlte wohl, daß er keinen Augenblick sicher sei, Diesen seinen Lieblingsplan bei erster Gelegenheit erneuern und vielleicht erweitern zu sehen. Ferdinand mochte aber nicht für Philipp gearbeitet haben. Auch mochte Ferdinand richtigere Ansichten von der Deutschen Königswürde haben und wohl erkennen, daß diese nicht bleibend auf Spanische Herrschaft sich gründen lasse.

Alle diese Umstände durchschaute und berechnete Moritz, nicht aber Karl, der sich vielmehr in seinen Entwürfen verhärtete und in völlige Sicherheit zur rücksichtslosen Verfolgung derselben träumte. Und hätte es ihn warnen sollen, daß seine Truppen bereits wieder mit Franzosen zu kämpfen hatten, als sie, bei scheinbarer Erhaltung des Friedens mit Frankreich, dem Pabste bei Bekämpfung des Herzogs von Parma zu Hilfe eilten, der von Französischen Truppen unterstützt ward. Ein Feldzug, der keine wichtigen Folgen hatte und nur den Zusammentritt des Tridentiner Conciliums verspätete, sowie einer Protestation des Königs von Frankreich gegen die Giltigkeit dieses Concils zum Vorwand diente. Des Letzteren, als es endlich wieder vereinigt war, nahm sich der Kaiser mit allem Eifer an, veranlaßte Deutsche Bischöfe, es zu besuchen, drängte die Protestanten, deren Geistliche er, wo er konnte, verjagte, es zu beschicken, und zog selbst nach Insbruck, um dem Concil sowohl, als dem Kriegsschauplatz möglichst nahe zu sein.

So gab er Moritz auch die günstigste Gelegenheit zum Angriffe. Moritz war vor Magdeburg gerückt und zog die Belagerung der tapfer vertheidigten Stadt unter geeigneten Vorwänden möglichst in die Länge. Endlich kam eine Capitulation (5. Nov. 1551) zu Stande, deren Bedingungen den Absichten des Kaisers entsprachen, während Moritz insgeheim den Häuptern der Gegenpartei die Zusicherung gab, daß auf die Erfüllung der den Protestanten ungünstigsten Clauseln nicht gedrungen werden solle. Hierauf entließ er seine Landestruppen in ihre Heimath; die Söldner aber, die ihm oder

den Magdeburgern gedient hatten, nahm Herzog Georg von Mecklenburg in Dienst; ein Fürst, der mit Moritz insofern im gleichen Falle war, als er zwar Lutheraner war, jedoch im Interesse des Kaisers gegen Magdeburg gekämpft hatte. Den Kaiser, dessen Aufmerksamkeit man überdies durch künstlich erregte Weiterungen in Bezug auf das Concil beschäftigte, machte man glauben, der Herzog besolde jene Völker zum Behufe eines Angriffes auf die Länder des Bruders desselben. Moritz ferner, der, staatsklüger als die Schmalkaldischen, recht gut erkannte, daß Frankreich, wie heftig es auch die Französischen Calvinisten verfolgen möge, doch ein treuer Verbündeter der Deutschen Protestanten bleiben müsse, schloß ein Bündniß *) mit Heinrich II. (5. Oct. 1551), worin ihm Unterstützung an Truppen und Geld, zum Behufe der Befreiung des Landgrafen Philipp und der Beschützung der Reichsverfassung, gesichert ward. (Aehnliche Unterhandlungen mit England blieben, wegen der inneren Wirren dieses Reiches, ohne Folge.)

So vorbereitet, sendete er nochmals, in seinem und des Kurfürsten von Brandenburg Namen, eine feierliche Gesandtschaft nach Insbruck, um die Freilassung des Landgrafen zu erbitten. Viele Protestantische Fürsten, mehrere Katholische, von auswärtigen Mächten der König von Dänemark, endlich der Römische König Ferdinand selbst, vereinigten ihre Verwendungen. So hatte Moritz das Aeußerste versucht, ehe er zu andren Mitteln schritt und man sieht daraus, wie ungern er zu den Waffen gegen den Kaiser griff. So war Karl auf jede Weise gewarnt und erinnert worden, und daß er auch jetzt weder nachgab, noch aufmerksam wurde, beweist seine gänzliche Verblendung. Nur daß die Soldtruppen in Thüringen blieben, und von dort die geistlichen Güter brandschatzten, machte dem Kaiser Scrupel. Als aber Moritz vorstellte, daß man sich dieser Leute nicht entledigen könne, bevor ihnen nicht die vom Kaiser rückständigen Gelder ausgezahlt seien, sprach Karl gern nicht mehr von diesem Punkte.

*) Recueil des Traités, Tom. II, 258.

Völlig beruhigt ward der Kaiser, als der Landtag, den Moritz zu Torgau hielt, sich gegen alle kriegerischen Unternehmungen aussprach. Aber von diesem Landtage ritt Moritz nach Thüringen, stellte sich an die Spitze von 25,000 Mann und erließ ein Manifest, worin er die Ursachen, die ihn zum Ergreifen der Waffen bewogen, angab: daß nehmlich die protestantische Religion mit gänzlichem Untergange, das Deutsche Volk mit Despotie bedroht sei und der Landgraf in ungerechter Gefangenschaft gehalten werde. Ein Gleiches, Heftigeres erließ Markgraf Albrecht von Brandenburg, zeither gleichfalls Anhänger des Kaisers. Ein Drittes Heinrich II. von Frankreich als Beschützer der Freiheiten von Deutschland und seiner gefangenen Fürsten.

In raschen Eilmärschen, überall unterweges die vertriebenen Stadträthe und Prediger wieder einsetzend, drang Moritz nach Augsburg, das er (1. April) in Besitz nahm. Karl, ohne Truppen und Geld, ließ durch Ferdinand unterhandeln. Moritz gieng, um den Kaiser hinzuhalten, nach Linz zu diesem Behufe; seine Armee aber rückte vorwärts. Gleichzeitig fielen die Franzosen in Lothringen ein, besetzten Toul, Verdün und Metz und drangen in den Elsaß. Die Unterhandlungen zu Linz zerschlugen sich, wurden aber, da Moritz fortwährend versöhnliche Absichten zeigte, nach Passau vertagt. Indeß war Moritz zum Heere zurück (9. Mai), rückte gegen Tirol, erstürmte den Paß von Füssen, eroberte Ehrenberg, drang auf Insbruck und hätte den Kaiser gefangen genommen, wenn nicht ein Aufstand habsüchtiger Soldaten einige Störung bewirkt hätte. (Moritz verlor nichts dadurch, als eine gefährliche Versuchung, eine große Verlegenheit.) Der Kaiser floh nach Kärnthen. Sein Gepäck ward geplündert, das seines Bruders geschont. Das Concilium von Trient gieng auseinander, um erst nach zehn Jahren wieder zusammenzukommen.

Während die Franzosen durch die Standhaftigkeit der Bürger Strasburgs und durch den Einfall Niederländischer Truppen in die Champagne an der Eroberung Strasburgs verhindert wurden; und während der abenteuerliche

Albrecht von Brandenburg geistliche Güter brandschatzte; war Moritz, der sein Ziel erreicht sah und nur das Nöthige und Rechte wollte, nach Baiern zurückgegangen. Am 26. Mai kam er nach Passau, wo unter Theilnahme der angesehensten protestantischen und katholischen Reichsstände, die theils in Person, theils durch Gesandte mitwirkten, die Unterhandlungen begonnen worden. Alle Fürsten, die an dem Kriege nicht Theil genommen, auch die Katholischen, sowie König Ferdinand selbst, empfahlen dem Kaiser die Annahme der von Moritz vorgeschriebenen Bedingungen. Dennoch machte der Kaiser Schwierigkeiten. Da eilte Moritz zu seiner Armee und belagerte (am 17. Juli) das von kaiserlichen Truppen besetzte Frankfurt a. M. Nun ward Karl V. nachgiebig und durch Fügsamkeit von beiden Seiten kam (2. August) der Passauer Vertrag *) zu Stande. Befreiung der gefangenen Fürsten, Wiedereinsetzung des Landgrafen, völlige Religionsfreiheit der Protestanten, bis zum nächsten, binnen sechs Monaten zu haltenden Reichstage, oder, wenn dieser die Religionsstreitigkeiten nicht beendige, für immer; Untersuchung der angeblichen Eingriffe in die Verfassung auf demselben Reichstage. Frankreich ließ man fallen, oder fertigte es mit der Clausel ab, daß die Verbündeten seine etwanigen Beschwerden, wenn es dieselben ihnen mittheilen werde, dem Kaiser vorlegen wollten.

Sogleich nach Abschließung des Vertrags gieng Moritz mit 20,000 Mann nach Ungarn, um für Ferdinand gegen die Türken zu kämpfen. Im folgenden Jahre fiel er bei Vollstreckung eines Reichskammergerichtsspruches gegen Albrecht von Brandenburg. Indem Moritz im Passauer Vertrag nur für die gemeine Sache und nicht für sich Vortheile bedingte, verwischte er das Andenken an die früheren Ereignisse, wo er, wie es schien, mehr für sich, als für seine Partei gewirkt hatte. Im Ganzen läßt sich sein Verfahren auch von dem Gesichtspunkte des Rechts aus in einem milderen Lichte

*) Recueil des Traités, II, 261.

betrachten, als gewöhnlich geschieht. Es scheint ihn, seine ganze Regentenlaufbahn hindurch, der ernste Wunsch bestimmt zu haben, die kaiserliche Gewalt nicht über Gebühr beeinträchtigen zu lassen. Deshalb stimmte er nicht in die raue Opposition, die Johann Friedrich und Landgraf Philipp, auf vermeintliche Uebermacht trotzend, führten. Deshalb versuchte er jedes Mittel der Güte, bevor er zu den Waffen gegen den Kaiser griff. Deshalb kehrte er augenblicklich zum Gehorsam zurück, als die nöthige Garantie erkämpft war. Das positive Recht war für ihn. Zwar kann man sagen, es habe dem Mitgliede des Hauses am Wenigsten geziemt, zur Vollstreckung der Reichsacht gegen das Oberhaupt des Hauses die Hand zu bieten. Wie aber, wenn jene Vollstreckung unvermeidlich und die Hilfsleistung als das einzige Mittel erschien, Land und Würde wenigstens dem Hause zu retten? Wäre Johann Friedrich besser daran gewesen, wenn der Kaiser sein Land und vielleicht Moritzens Länder dazu an Ferdinand verliehen hätte? Aber, sagt man, er hätte Kur und Länder, nach dem Wegfall der Gefahr, zurückerstatten sollen. Das heißt viel von einem Menschen gefordert. Von ihm hat es selbst damals Niemand verlangt. Nach seinem Tode machte Johann Friedrich an seinen Nachfolger Ansprüche; aber die Landstände, die zu Jenes Regierung kein großes Zutrauen hatten, hielten fest an August und endlich entsagte die Ernestinische Linie, gegen einige Vergrößerung ihres Antheils, allen Ansprüchen. — Moritz gehörte zu jenen gemäßigten Charakteren, die ungern zu extremen Mitteln greifen, niemals der Leidenschaft und Parteihitze huldigen, aber wenn es Noth thut auch das Schwerste mit Kraft und Kühnheit zu lösen wissen.

Auch das ist ihm, oder den Deutschen Protestanten zum Vorwurf gemacht worden, daß sie Französischen Schutz in Anspruch genommen und dadurch Frankreich für eine lange Folgezeit den Vorwand gegeben hätten, sich als Beschützer Deutscher Verfassung in Deutsche Händel zu mengen, bei welcher Einmischung Deutschland schöner Grenzländer beraubt, ja mit gänzlicher Unterwerfung unter Französisches Joch bedroht worden sei. Was die Verluste betrifft, die

Deutschland an Frankreich erlitten hat, so läßt sich darüber nur bei ihrer speciellen Erwähnung sprechen und es wird sich jedenfalls nicht beweisen lassen, daß sie ohne jene Schritte der Protestanten nicht möglich gewesen wären. Die einzige wahrhaft dringende Gefahr einer Unterjochung Deutschlands durch Frankreich hat eher in einer Einmischung Deutschlands in Französische Händel ihren äußeren Anlaß gefunden. Begründet waren alle diese Ereignisse in ganz andern Umständen. Der Vorwand zu einer Unternehmung bewirkt diese nicht, noch macht er sie möglich und ein Vorwand ist stets zu finden. Aber man hält es unrecht und schmachvoll, daß Deutsche in Frankreich Schutz gesucht. Declamationen, die jederzeit nur in dem Munde derer gehört worden sind, welche das Bedürfniß des Schutzes erregten. Nicht denen mache man aus dem Aufsuchen und Annehmen des Schutzes ein Verbrechen, die in äußerster Bedrängniß Hilfe suchten, wo sie zu finden war, sondern denen, die durch Misbrauch ihrer Uebermacht die Schwächeren zu jenem Schritte drängten. Die gegenseitige Eifersucht der Großmächte ist und bleibt eines der wirksamsten Schutzmittel der Kleineren. Für Deutschland ist es jederzeit ein sehr nützlicher Umstand gewesen, daß Frankreich ein Interesse daran zu haben glaubte, seinen gewaltigen Nachbar nicht durch Unterwerfung unter absolute Gewalt übermächtig werden zu lassen, daß es folglich der natürliche Beschützer der kleineren Reichsstände gegen das Umsichgreifen der kaiserlichen Gewalt war. Der Nachtheil, der aus seiner Einmischung erwachsen mochte, konnte nie so groß scheinen, wie der, den der Bedrängte befürchten mußte, wenn er aus lächerlicher Scrupulosität die sich darbietende Hilfe zurückwies. Wußten doch die Deutschen Fürsten, daß sie im Nothfall stets im Stande waren, zu weit gehende Ansprüche des länderfüchtigen Nachbarn zurückzuweisen; haben doch die protestantischen Fürsten sich oft mit dem Kaiser gegen Frankreichs Eroberungspläne vereint; und waren doch die Fürsten, die in einer späteren Zeit, aus selbstsüchtigen Zwecken, sich offen für Ludwigs XIV. Pläne erklärten, nicht aus ihrer Mitte. Uebrigens hatte damals Frankreich noch keine Absichten auf

Deutschland merken lassen, und stand zu sichtlich auf der zweiten Linie, als daß man in ihm einen gefährlichen Bundesgenossen hätte befürchten müssen.

Mit Unterzeichnung des Passauer Vertrages entsagte Karl V. seinen Plänen auf Deutschland. Nicht gerade Moritz hatte ihn dazu gezwungen. Seine Lage war nicht unrettbar. Man hatte ihm keine Länder genommen, keine Hilfsquellen abgeschnitten. Er war überrascht worden, für den Augenblick gebeugt; aber noch hatte er seine Kronen, wie Kaiser Friedrich II. in viel größerer Bedrängniß sagte. Er konnte Truppen sammeln, heranziehen, seine Kräfte vereinigen, die Insurrection erdrücken. Er hatte überdem die Personen der gefangenen Fürsten in seiner Gewalt und konnte durch Gefangenhaltung des Landgrafen dessen Söhne und Verwandten zügeln, durch Freilassung Johann Friedrichs dem Moritz einen gefährlichen Gegenkurfürst entgegenstellen. Er that von dem allen nichts, sondern unterschrieb den Vertrag, befreite den Landgraf, ließ ihm die Freiheit, als Misverständnisse ihm von Neuem ein Recht zu dessen Inhafthaltung zu geben schienen und entließ Johann Friedrich, ohne ihn zum Werkzeuge weiterer Rachepläne zu machen. Bei einigen Wirren der nächsten Jahre glaubt man, daß er indirect mitgewirkt habe. Dabei scheinen nur Persönlichkeiten gewaltet zu haben. Im Wesentlichen aber überließ er fortan, wie er früher gethan hatte, die Deutschen Händel seinem Bruder und den Reichsgewalten. Das macht, es waren ihm, durch den so gänzlich unerwarteten Umsturz des glänzenden Gebäudes seiner Hoffnungen, auf einmal und unsanft genug die Augen geöffnet worden und er hatte das gänzlich Vergebliche, das Unmögliche seiner Pläne *) erkannt. Die unabwendbare nationelle Begründung der Landeshoheit, die vom Spanischen Wesen gänzlich abweichende Eigenthümlichkeit

*) Unmöglich, oder wenn möglich, dies nur in einem Sinne, in dem sie für ihn nichts Lockendes hatten.

Deutscher Verhältnisse, die tiefe Einwurzelung des Protestantismus; dies Alles, wovon er bis dahin keine Ahnung gehabt, war ihm aufgegangen und er war kein Karl der Kühne, den jede trübe Erfahrung nur mehr in Bestrebungen verhärtete, die zum Untergang führen mußten.

Der Zusammentritt des angekündigten Augsburger Reichstags ward durch die Unruhen, die die abenteuerlichen Pläne Albrechts von Brandenburg in Deutschland entzündeten und durch die Beschäftigung, welche die Ungarischen Händel über Ferdinand häuften, verzögert, erfolgte aber 1555. Das anfängliche Mistrauen, was die Protestanten gegen Ferdinand hegten, weil er den Reichstag mit Wünschen eröffnete, die einem katholischen Fürsten *) natürlich waren, und was eine Zusammenkunft der Häupter der Sächsischen, Brandenburgischen und Hessischen Häuser zu Naumburg veranlaßte, ward bald beschwichtigt und am 21. September kam der zu Begründung des Religionsfriedens bestimmte Reichsabschied zu Stande **). Seinen Bedingungen merkte man es wohl an, daß die äußerste Gefahr für beide Theile vorüber war. Die Protestanten waren schon ruhig genug, um ihrem kleinlichen Sectenhaß wieder Raum zu lassen, statt jede Rücksicht dem Interesse der gemeinschaftlichen Sache zu opfern. Die Katholiken waren schon stark genug, um dem Weitergreifen der Macht der Protestanten hindernde Clauseln entgegenstellen zu können. Das Ganze spricht deutlich seine Entstehung aus: daß es nehmlich das Product der unver-

*) Das giebt auch in unsern Tagen zu manchem harten Verdammungsurtheil Anlaß, daß sich namentlich die liberale Partei gar nicht denken kann, wie man aufrichtig anderer Meinung sein könne, wie man von Haus aus von ganz andern Principien ausgehen könne, als sie. Darum sieht sie überall nur Egoismus und Verstellung, wenn ihr Forderungen verweigert werden, die sie für unabweisbar ansieht, weil sie sich aus ihren Prämissen mit Nothwendigkeit zu ergeben scheinen.

**) Sleidan. 620.

kennbaren factischen Unbesiegbarkeit eines Theiles der Reichsstände war; daß dieser Theil weder unterworfen werden, noch die Uebrigen unterwerfen konnte; daß man also ihn, seine Rechte, seinen Besitz anerkannte, seine Interessen schützte; ohne sich unbedingt dem Principe zu fügen, aus dem er hervorgegangen war. Deshalb die Beschränkung der Vortheile des Religionsfriedens auf die Augsburgischen Confessionsverwandten und das reservatum ecclesiasticum; Beides die Quelle zu manchem Unheil der Folgezeit. Doch war das reservatum ecclesiasticum nothwendig, wenn der Katholicismus nicht über kurz oder lang alle geistlichen Herrschaften, weniger durch die Verbreitung der neuen Lehre, als durch die natürlichen Interessen der geistlichen Fürsten, in die Hände des Protestantismus übergehen sehen wollte.

In jener Zeit, wo das Einzelne noch soviel Kraft und Gewicht hatte und Beide durch sich selbst geltend machte, während es jetzt seine Bedeutung in das Ganze verflicht, webt sich in die hier besprochenen Ereignisse eine große, vielartige Masse von ihnen beherrschter Vorgänge in allen Gauen des Deutschen Vaterlands, deren Gruppirung und Darstellung eine interessante Aufgabe der eigentlichen Geschichte ist. Ueberall zeigt es sich, wie das politische Interesse sich mit dem Religiösen verband, Veränderungen der Verfassung mit Reform des Glaubens Hand in Hand giengen, die Völker zwar um des Kirchlichen willen handelten, aber bei dieser Gelegenheit auch andere Bestrebungen geltend machten, deren Anerkennung gleichfalls nothwendig war, und in der religiösen Bewegung nur ihre Farbe, in der um des Glaubens willen entstandenen Krisis ihren Zeitpunkt fand. Ideen waren Interessen und die Interessen verbanden sich mit den Ideen. Aber erhebend ist es zu sehen, mit welcher Standhaftigkeit damals an einzelnen Punkten gelitten und gestritten ward, mit welcher Freudigkeit man Opfer und Leiden für Angelegenheiten bleibenden Werthes trug.

§. 21.

Entsagung.

Vielleicht daß schon damals, als Karl von Insbruck flüchten und als er widerwillig den Passauer Vertrag unterzeichnen mußte, der Gedanke in ihm aufgestiegen ist, sein Leben sei verfehlt, das Ziel seines Ehrgeizes unerreichbar, das weitere Ringen und Mühen vergeblich. Wie von Zeit zu Zeit die Pläne der vorhergehenden Periode seines Lebens mit allen ihren falschen Richtungen wieder auftauchten und sich in der Vermählung seines Sohnes mit der Englischen Maria und in erneuertem Andringen an Ferdinand, dem Sohne des Kaisers die Nachfolge auf dem Stuhle der Cäsaren abzutreten, aussprachen, so mag er auch den Entschluß der Zukunft schon Jahre lang in seinem Gemüthe umhergewälzt haben, bevor er ihn ausführte. Vor der Hand aber erstickte ihn ein anderer Gedanke: der des Hasses gegen Frankreich. Die Deutschen Gegner zu bezwingen, daran verzweifelte der Kaiser; der zudem wohl im Innern fühlen mochte, daß er hier das Unrechte gewollt und auf unrechtem Wege gesucht habe. Aber über Frankreich hatte er zeither nur Lorbeeren erfochten *); durch Frankreichs Besiegung war eine wirksame Stütze der Deutschen Opposition gebrochen; dem Jünglinge Heinrich war kein Vortheil über den Kaiser, der Franz I. so oft besiegt, zu gönnen; die Ehre des Reiches endlich forderte die Beschützung, die Wiederherstellung der Reichsgrenzen und Karl wollte zeigen, daß er durch kräftige Beschirmung der Unabhängigkeit Deutschlands würdig sei, auf dem Throne der Ottonen zu sitzen. Hätte er doch gern, wie so mancher Machthaber nach

*) Allerdings keine reellen Vortheile. Er hatte in allen Kriegen gesiegt, manche Feldschlacht gewonnen, den König Franz I. gefangen und Frankreich stand ihm doch immer noch ebenso kräftig entgegen, wie nur jemals.

ihm, die Unabhängigkeit eines Volks als das höchste Gut desselben feiernd, die Völker bestimmen wollen, ihm willig Freiheiten und Interessen zu opfern, damit er um so kräftiger und unumschränkter jenes große Nationalgut gewährleisten könne*). Als wäre es nicht natürlich, daß den Menschen das nähere und eignere Gut auf die Dauer mehr am Herzen liegt, als das Fernere und Allgemeine! Und als wäre es nicht möglich, die Unabhängigkeit mit der Freiheit und durch sie zu schützen!

Hätte er nur wenigstens, statt die Vertheidigung der Reichsgrenzen auf das zweifelhafte Glück eines aus allen Ländern Europa's zusammengeworbenen Kriegsheeres und auf den ungewissen Ausgang seiner anderweiten in allen Theilen Europa's verzweigten Staatshändel zu stellen und damit zu verflechten, ihm an Ort und Stelle eine organische Stütze und Kräftigung, einen bewehrten Ausdruck in einem dort gegründeten, den Willen des Volks zu Macht vereinigenden Staate verschafft. (Er hätte es schwerlich vermocht; aber gewisser noch ist es, daß er nicht daran gedacht hat. In dieser Hinsicht wären Sickingens Pläne ein guter Fingerzeig gewesen.) Warum waren die andern Marken des Reichs so sicher, als weil dort früher schon sich aus den Markgrafenrechten starke Landeshoheiten entwickelt hatten, die allein einer Aufgabe genügen konnten, zu der das Ganze zu schwerfällig war, sie in jedem Augenblicke zu beobachten und zu lösen. Bei großer und offener Gefahr ist wohl die Gesammtkraft, schon um der Nationalehre willen, für die Erhaltung eines Theiles aufzubieten, dessen Besitz oder Nichtbesitz vielleicht der Mehrzahl der Uebrigen gleichgültig ist. Aber dem allmäligen Bilden der Gefahr, diesen inneren, sich einschleichenden, auf Theilung und Verwirrung abzielenden Ränken, diesem langsamen Andrängen und Abspülen zu begegnen, dazu bedarf es eines starken und nahen Interesses, das dem angreifenden Staate unmittelbar als Bollwerk ent-

*) Er mag es ehrlich gemeint haben; wie auch noch ihm Manche es ehrlich damit meinten. Aber Selbstbetrug begleitet Jeden.

gegengesetzt ist und wenn es von den Genossen Hilfe fordert, bei diesen nicht, wie den Kaisern geschah, nur Mistrauen weckte *). Diese Besitzungen des Reichs am linken Rheinufer, besonders die Ferneren, ohnehin durch manche Wahlverwandtschaft zu Frankreich Gezogenen, mußten allmälig in seine Hände fallen, weil gerade dort Zersplitterung und Schwäche fast am Grellsten hervortraten; weil es an einer Macht gebrach, die das Getrennte zusammengehalten, einen klaren Gegensatz gegen Frankreich dargestellt, wie lebendiges Nationalgefühl geweckt und erhalten; und ein Interesse an steter und inniger Verbindung mit Deutschland geschaffen und genährt hätte. Dazu Sprachmengerei, vielfache Verflechtung der Stämme und seit Burgund den Gegensatz gegen Frankreich ergriffen und sich zum Reiche geneigt, seit vollends Flandern Habsburgisch geworden war, ein Einfluß Burgundischer, Niederländischer, Spanischer Geschlechter in diesen Gegenden, der immer mehr die Beziehung zu Deutschland erschlaffte. So mußte von der Zeit an, wo der eigentliche Schwerpunkt des Reichs sich nach und nach von diesen Gegenden entfernte, ein Andrängen Frankreichs unvermeidlich werden und unter mancherlei Wechselfällen auf die Dauer erfolgreich sein, bis es seine Grenzen bis dahin ausgedehnt hatte, wo es compacten Machtgebieten und tiefgewurzeltem Deutschthum begegnete. Gewonnene Schlachten und siegvolle Kriege konnten diese Gefahr nur verzögern, nicht für immer entfernen.

Karl trachtete eifrig, Metz, Toul und Verdün zurückzuerobern, während Frankreich an ihrer Behauptung Alles gelegen war, da sie ihm zur Brustwehr der bis dahin für alle Einfälle der Deutschen offen gelegenen Champagne dienen konnten. Es gelang dem Kaiser nicht, die Franzosen über die Absichten seiner Rüstungen zu täuschen, die er bald

*) So oft die Kaiser zum Kriege gegen Frankreich mahnten, erwachte stets der Argwohn, daß dieser Krieg nur den Interessen ihrer Hausmacht gelte und sie die Kräfte des Reichs nur für Diese misbrauchen wollten.

gegen die Türken, bald gegen Albrecht von Brandenburg gerichtet ausgeben wollte. Franz von Guise warf sich mit der Blüthe des Französischen Adels nach Metz, dessen Festungswerke er herstellte. Karl erschien mit einem Belagerungsheere von 60,000 Mann und gewann auch Albrecht von Brandenburg, der mit 20,000 Mann in der Nähe umherschweifte. Aber Metz gewann er nicht, und mußte die zu ungünstiger Jahreszeit begonnene, mit Eigensinn *) festgehaltene Belagerung unter großen Verlusten mit einem schmählichen, nur durch die Menschlichkeit der Franzosen gemilderten Rückzug, aufgeben (1552). Diese Erwerbungen sind den Franzosen nicht wieder entrissen worden; sie gehörten ihnen; denn sie sind Frankreich unentbehrlich. Man kann sie ihm entreißen; aber solange es ein Frankreich gibt, würde es nach ihrer Wiedererlangung streben und diese über kurz oder lang erzwingen.

Auch in Italien hatte der Kaiser Unglück. Er hatte, aus Geldmangel, das Fürstenthum Piombino an Cosmo von Medicis verpfänden müssen, wodurch Florenz bedeutend gekräftigt ward. Er erlebte ferner, daß Siena, das ihn zum Schutzherrn gewählt hatte, die ehrsüchtigen Absichten seines Delegaten gegen die Freiheit der Republik erkannte, die Spanier verdrängte, die Citadelle schleifte und sich in Französischen Schutz begab. Dazu ein Einfall der Türkischen Flotte in Neapel, der nur durch das Nichteintreffen der Franzosen seine Gefährlichkeit verlor. Im folgenden Jahre erstürmte das Heer des Kaisers Terouanne, das Karl von Grund aus zerstören ließ und Hesdin. Ein ernsteres Zusammentreffen, zu dem beide Heere gerüstet waren, ward von Karl vermieden. So hatte er alle seine Kräfte auf die Niederlande gewendet, ohne dort erhebliche Vortheile erndten zu können

*) Eine Schwäche des sonst so starken und klugen Geistes, daß er in militärischen Dingen zuweilen dem Rathe seiner Feldherren hartnäckigen Eigensinn entgegensetzte. Sie hatte ihm mehrmals großen Nachtheil gebracht. Aber er war auf nichts so stolz, als auf seine Feldherrntalente.

und durfte daher in dem vernachlässigten Italien nichts Günstiges erwarten. Das hat gar oft in den Oesterreichischen Kriegen bemerkt werden müssen, daß seine Mittel kaum auf der einen Seite genügten, während es auf so Vielen zu kämpfen hatte. Zum Glück stritten an vielen Punkten die Verhältnisse für seine Sache und es konnte dem Vertheidiger einer Festung nachahmen, der die von Natur starken Punkte von Truppen entblößt, um alle Kräfte um die bedrohtesten Stellen zu vereinigen. In den Kriegen mit Frankreich war stets die Seite der Niederlande und des Rheins die Gefährdetste, weil dort manche natürliche Bestimmung für Frankreich wirkte. In Italien konnte man über Verluste wegsehen; im Vertrauen darauf, daß der natürliche Genius Italiens selbst ein Einwurzeln der Französischen Herrschaft in seiner Mitte mit Abneigung betrachtete. Auch damals trat Florenz auf die Seite des Kaisers, als die Franzosen sich in Siena festsetzten.

Der Krieg ward fortgesetzt, weil beide Theile sich nicht gestehen wollten, daß vor der Hand an der Sachlage nichts Wesentliches zu ändern sei. Frankreich war Alles daran gelegen, den Kaiser zu einem Frieden zu zwingen, damit seine Erwerbung anerkannt und ihm Zeit gelassen würde, sich in ihr zu befestigen. Der König rückte früh und mit starker Heereskraft durch die Ardennen, eroberte (1554) Marienburg, Bouvines, Dinant, ward aber, da der Feldherr des Kaisers, Emanuel Philibert von Savoyen dieselbe Vertheidigungstaktik gegen ihn anwendete, die Frankreich so oft gegen Karl V. geschützt hatte, zum Rückzug genöthigt, den nur die fruchtlose Belagerung von Ranti verzögerte, zu dessen Entsatz der Kaiser selbst herbeieilte und diesen Zweck erreichte, obwohl ein Angriff auf das Französische Lager zurückgewiesen ward und bald, seinem Wunsche ganz zuwider, eine förmliche Schlacht veranlaßt hätte. Als die Franzosen zurückgekehrt waren, fielen die Kaiserlichen in die Picardie ein und thaten und gewannen dort nicht mehr, als Jene in Hennegau und Artois gethan und gewonnen hatten.

In Italien dagegen bewährte sich der Grund der oben gemachten Bemerkungen. Cosmo von Medicis, durch die

Nähe der Franzosen beunruhigt, durch die Gelegenheit, Siena zu unterwerfen, gelockt und durch die Ernennung seines persönlichen Parteigegners, des Florentiner Pietro Strozzi, zum Anführer der Französischen Armee in Italien in seinen wichtigsten Interessen bedroht, erklärte Frankreich den Krieg. Sein Feldherr Medecino schlug die Franzosen bei Merciano (3. Aug.) völlig und eroberte das unter Französischer Anführung von schwärmerischer Freiheitsliebe heldenmüthig vertheitigte Siena, nach zehnmonatlicher Belagerung. — In Piemont, wo Alba mit ausgedehntester Vollmacht befehligte, kam es zu keiner Entscheidung.

Der ganze Krieg konnte keine haben. Während die durch den Englischen Cardinal Polo vermittelten Friedensunterhandlungen sich an dem Eigensinn beider Parteien zerschlagen hatten; kam, ohne daß in der Zwischenzeit etwas Erhebliches vorgefallen wäre, als daß der Pabst, von seinen Neffen bewogen und über den Religionsfrieden erbittert, sich mit Frankreich verbündete, am 5. Febr. 1555 zu Vauxelles bei Cambray ein fünfjähriger Waffenstillstand *) zu Stande, der Frankreich im Besitz der in Lothringen und Piemont besetzten Plätze ließ. Den durch den Pabst veranlaßten baldigen Bruch dieses Vertrags zu rächen, überließ Karl seinem Sohne Philipp.

Denn in der Seele des Kaisers hatte Krankheit den schon lange darin nagenden Ueberdruß zum offenen Ausbruch gebracht und er gab der ermüdeten Welt, die er sein Leben hindurch mit Plänen, für die sie wenig Sinn hatte, in Athem gehalten, das Beispiel freiwilliger Entsagung auf die glänzendsten Kronen der Christenwelt. Die Art, wie ihn Moritz aus seinem Traume gerüttelt, war zu unsanft gewesen. Er war zu schnell zu der Erkenntniß gebracht worden, daß das, worauf er sein Leben lang hingearbeitet und was er zum Theil erfaßt zu haben glaubte, ihm unerreichbar sei. Daß es sich überhaupt nicht erreichen lasse, daß es gar kein

*) Corps diplomat. Tom. IV. append. 81.

reelles Gut, daß sein ganzes Leben in seinem eigenen Sinne verfehlt gewesen sei, mag er schwerlich erkannt haben. Ahnungen davon durchzogen vielleicht die letzten Jahre seines Lebens. Aber die zuweilen wiederholten Versuche, eine Größe, die sich für ihn so unfruchtbar erwiesen, auf einen seiner unwürdigen und zur Lösung der Aufgabe jedenfalls viel unfähigeren Sohn zu verpflanzen, diesen auf dieselbe Irrbahn zu leiten, die ihn selbst von seiner wahren Bestimmung abgezogen, die Vermählung desselben mit der Englischen Maria und alle die ausschweifenden darauf gestützten Pläne; dies Alles beweist, daß er auch jetzt noch nicht die wahren Bedingungen politischer Größe erfaßte, auch jetzt noch nicht einsah, daß der Mensch nicht mit den Verhältnissen nach Willkür schalten, sondern seine Herrschaft nur auf sie stützen kann. Er mag dem Haß seiner Feinde, dem Verrath seiner Anhänger, dem Weichen seines Glückssternes, der Treulosigkeit der Völker, der Schwäche der Zeit die Schuld gegeben haben. Waren es doch idealische, glänzende Güter, von denen er sich einbilden konnte, daß sie das ohne seine Schuld unerreicht gebliebene Ziel seines Lebens ausgemacht hätten. Die Größe der Cäsaren wieder aufleben zu machen, ein weltliches Oberhaupt der Christenheit zum höchsten Schiedsrichter der Staatenwelt zu bestellen, die Ungläubigen, die den Handel und die Küsten des Mittelmeeres beunruhigten und vom Südosten Europa's her die Deutschen Lande mit Barbarei und Verwüstung bedrohten, zu bezwingen; das waren wohl glänzende Zielpunkte einer großen Seele. Aber im gewöhnlichen Selbstbetrug übersah der Kaiser, daß alle diese Ideale zunächst nur auf seinen eigenen Vortheil berechnet waren, daß er von den Völkern nicht ein gleiches Interesse dafür verlangen konnte, daß diesen jene Bestrebungen nicht der Opfer werth schienen, daß sie in der That mit dem Verluste der Freiheit und Unabhängigkeit zu theuer erkauft gewesen wären. Die Staaten Europa's hatten sich bereits zuweit entwickelt, hatten zuviel geschiedene Selbstzwecke erfaßt, als daß sie ein gemeinschaftliches Oberhaupt hätten dulden können. Ein Solches zudem, das zugleich der Gebieter eines besonderen Theiles jener

Staatenwelt gewesen und dadurch in stete Conflicte zwischen der Aufgabe des Landesherrn und der des Kaisers gekommen wäre. In die Unternehmungen gegen die Afrikanischen Raubstaaten ließ sich der Kaiser zunächst aus Rücksichten auf seine Spanischen und Italischen Besitzungen ein und führte sie wie Abenteuer durch, indem er sie lediglich auf den Erfolg des Kriegsglücks stellte; weshalb denn auch die erste Expedition mit Ruhm gekrönt, die Zweite von Schmach und Elend gefolgt ward. Des Türkenkriegs, der gleichfalls zunächst nur die Besitzungen des Hauses Oesterreichs bedrohte, nahm sich Karl V., wie oft er auch desselben in Manifesten und Staatsreden gedachte, lange nicht mit der Kraft und dem Eifer an, die er in seinen Französischen und Italischen Händeln bethätigte. So mochte wohl der Argwohn bei vielen Zeitgenossen entstehen, daß Karl V. seine Kaiserpflichten nur als Deckmäntel anderweiter Pläne betrachte, daß er nähere Zwecke damit vor der Welt und vielleicht vor sich selbst beschönigen wolle. Wir wollen glauben, daß in allen Momenten bewußtvoller Selbstprüfung jene glänzenden, idealischen Wünsche ihm als die Zielpunkte seines Lebens, alle seine anderweiten Bestrebungen adelnd, vorschwebten. Alles Uebrige mag ihm dann als Mittel erschienen sein, das er zur Erreichung jener Zwecke brauche, das er vorerst bewältigt haben müsse, um seine Hauptaufgaben lösen zu können. Darum war er so wenig scrupulös in der Wahl seiner Mittel. Sah doch sein Jahrhundert jenen berühmten Orden entstehen, dem man nachsagt, daß ihm der Zweck alle Mittel heilige *). Als könnte ein guter Zweck wahrhaft durch

*) Ein Grundsatz, der nicht bloß den Jesuiten eigen ist, nach dem vielmehr Alle handeln, die der Leidenschaft und einseitigen Ueberschätzung Einfluß auf ihre Handlungen gönnen. Uebrigens ist die Gefährlichkeit der Jesuiten außerordentlich übertrieben worden. Sie haben durch ihre humanitätswidrige, unnatürliche und einseitige Richtung den Einzelnen, deren Erzieher und Lehrer sie waren, geschadet. Auf die Geschicke der Staaten haben sie niemals bleibenden Einfluß gehabt. Diese giengen, trotz ihrer Ränke, für die sich auch ohne sie Werkzeuge gefunden hätten, ihren Gang.

schlechte Mittel erreicht werden, die ihn doch nur scheinbar fördern, in der That aber schon in der Geburt vergiften. Auch Karl V. hat dies empfunden; auch ihm haben seine Mittel, haben Maaßregeln, die er alle Ursache hatte, für untrüglich zu halten, unheilbar geschadet. Man kann jedoch glauben, daß er ungern zu solchen Mitteln griff, die er mit seinen Begriffen von Staatskunst entschuldigte, die aber seinem edleren Wesen widerstrebten.

Er war kein gemeiner Mensch; sein Geist nahm einen hohen Flug; einen Höheren als der der Leiter des verwichenen Jahrhunderts, dieser Ludwig XI., Heinrich VII., Ferdinand von Aragonien. Aber die Richtung der Letzteren war reeller. Es geht oft gerade dem eminentesten Geiste am Leichtesten so, daß er die Größe des Einfachen, die Bedeutung des Nächsten, die Unmöglichkeit, Alles auf sich zu begründen, Alles aus sich zu entwickeln, nicht erfaßt und sich Plänen hingiebt, die in ihrer Unbestimmtheit glänzend, aber weder nützlich, noch möglich sind. Es lag aber auch in der Zeit so etwas und auch Diese nahm sichtlich einen höheren und wo sie nicht ihre große culturhistorische Aufgabe ergriff, einen abenteuerlicheren Flug, als das vorhergehende Jahrhundert. Die großen Umgestaltungen im innern und äußern Leben, die wieder erwachende Wissenschaft, die Erfindung der Druckpresse, die Entdeckung Amerika's, die Macht der Türken, die Veränderungen des Kriegswesens, dies Alles konnte nicht ohne Nachwirkung bleiben. Die Protestanten wendeten die neuen Impulse, die der menschliche Geist empfieng, auf eine reelle Aufgabe, auf etwas Großes und Fortwirkendes an. Den Andern, die an diesen Ideen kein Interesse fanden, oder ihnen zu widerstreben getrieben waren, blieb das weite Gebiet, von chimärischen Hoffnungen beflügelter, thatenlustiger, abenteuerlicher Bewegung: deren Ziel das schnelle Aneignen ungemessener Fülle von Macht und Reichthum ward, für welches einzelne Beispiele lockten. Auch in Franz I. war ein abenteuerlicher Geist; nicht ganz der Geist der Chevalerie mehr *),

*) In dem Letzteren war niemals Absicht, nie Berechnung.

eher schon ein Vorklang des edlen Soldatengeistes eines kommenden Jahrhunderts *). Aber sein Glück war es, daß sein Handeln und Streben mit der natürlichen Aufgabe seines Landes im Wesentlichen zusammenfiel, daß dies seine Pläne stützte und seine Fehler gutmachte; während Karl V. in glänzenderen Plänen sich verlassen fand und scheiterte, weil sie keine Grundlagen in den Verhältnissen fanden.

Karl V. sah seine Pläne auf Deutschland vereitelt. Die Türken waren unbezwungen und gleichmäßig furchtbar. Frankreich stand ungebrochen und nach soviel Unfällen selbst mächtiger geworden durch Erwerbungen in den Niederlanden und Piemont da. In Italien war er nicht viel weiter, als zum Beginn seiner Regierung und noch immer sah er dort seinen Willen durch den Gegendruck eines Freistaates, eines einzelnen Fürsten, eines Pabstes gebunden. Er hatte sich mit den Deutschen um des Pabstes willen verfeindet und doch sah er fast jeden Pabst ihn im Stiche lassen, ja ihn bekämpfen. Nur mit den Niederlanden konnte er zufrieden sein, wo er am Wenigsten, wo er nichts von einiger Erheblichkeit unternommen. Nur in Spanien hatte er bleibend gesiegt und man muß wohl glauben, daß er niemals das Unheilvolle dieses Sieges über die Freiheit eines edlen Volkes erkannt, niemals die schrecklichen Folgen desselben geahnet hat. Aber ebensowenig konnte er eine besondere Freude über den Zustand fühlen, der sich dort bildete und gewiß war es, daß ihm Spanien nur zum Mittel für Zwecke geworden war, die er verfehlt hatte. So nirgends etwas Tröstliches, als die Erinnerung an eine Macht, die er — besessen hatte, an einen Ruhm, den er an Jünglinge zu verlieren Gefahr lief.

Karl V. übergab die Niederlande am 25. Oct. 1555, Spanien mit allen seinen Dependenzen am 16. Jan. 1556 seinem Sohn Philipp II. und legte die Kaiserkrone am 23. Auguſt 1556 nieder.

Sein Leben war für ihn verfehlt, für die Welt nicht

*) Des Achtzehnten. Auch Bayard war mehr Soldat, als Ritter. Er war mehr als Beides: ein edler Mensch.

erfolglos. Es hatte Vieles zur Entscheidung gebracht, viele Fragen klar herausgestellt, viele Keime zum Hervorbrechen gebracht und große, inhaltsschwere Lehren gegeben. Es war eine Uebergangsperiode, in welcher sich der Genius des Früheren noch einmal in seiner glänzendsten Gestalt zeigte, um eben durch das Scheitern auch des vielversprechendsten Versuches das Zeitwidrige des Strebens zu zeigen, das nun einen andern, den veränderten Verhältnissen angemesseneren Charakter annahm.

§. 22.

Die Einzelstaaten.

Auch für das Haus Habsburg sind die glänzenden Unternehmungen Karl V. nicht nutzlos gewesen. Zwar erweckten sie ein Europäisches Mistrauen gegen dieses Haus, wodurch es fortwährend bei Wiederaufnahme derselben Pläne gehindert wurde. Aber sie verbreiteten doch immer neuen Glanz über Habsburg, heiligten und erweiterten alle seine Ansprüche, nährten seinen hochstrebenden Sinn und gaben ihm Macht durch den Glauben an seine Macht. Zugleich verdeckte gleichsam der Schimmer, der sich um Karl V. Laufbahn verbreitete, die weniger glänzenden, aber reelleren Bestrebungen, durch welche, unter den Händen Ferdinands, der Grundstein zu der Größe Oesterreichs gelegt ward. Karl V. kämpfte für die Macht der Kaiser und deren Zeit war vorüber. Ferdinand hat für Oesterreich gewirkt und dessen Zeit sollte noch kommen und ist heute noch nicht erfüllt.

Auch das ist von Bedeutung gewesen, daß die Kaiserwürde unter Karl V. zwar bei dem Hause Habsburg blieb, aber durch einen Prinzen vertreten ward, dessen Gewalt nicht auf Oesterreich gestellt war; während für das Letztere ein zweiter Prinz sorgte, der von den Kaiserplänen entbunden, sich wesentlich Oesterreichischen Zwecken widmen konnte und doch mit dem Reich und der Kaiserkrone in steter Verbindung blieb. Denn dadurch ward die Entwickelung des Zustandes vermittelt, wo Oesterreich für seine Fürsten Hauptzweck und

die Deutsche Krone nur Mittel war. Ein für Deutschland nicht ungünstiger Zustand, sobald es sich entschieden hatte, daß Deutschland nicht Oesterreichs Zwecken geopfert, sondern nur für sie benutzt werden konnte. Denn dann waren die Pläne nicht mehr auf Deutschland gerichtet; sondern man zog aus Deutschland nur die Vortheile, die es der Gelegenheit gemäß darbot.

Die Bestimmung Oesterreichs ist auf den Südosten Europa's gerichtet. Seine Aufgabe in der damaligen Zeit war die Vertheidigung Europa's gegen die andrängenden Türken, ein Geschäft voll Mühen und Leiden, dessen endliche befriedigende Lösung aber gewiß war; dann die Fortführung derjenigen Slavischen Völker, die dem Germanischen Wesen am Nächsten standen, zu immer weiterer Germanisirung, zu festerer Versöhnung mit dem Europäischen Staats- und Volksleben. Keine Macht ist so geschickt gewesen, diese Versöhnung dauerhaft zu begründen, wie Oesterreich, da Keine ausdauernder und geduldiger dabei war, Keine sich so leicht bei der Allmäligkeit der Uebergänge beruhigte. Auch bestand zwischen den Germanischen Bestandtheilen Oesterreichs und den Slavischen Völkern eine annähernde Verwandtschaft; sodaß sich aus ihrer Verschmelzung weder ein Sieg des Germanischen, noch ein Sieg des Slavischen, sondern ein Oesterreichischer Volkscharakter entwickelt hat.

Die Böhmen, für die das Haus Habsburg der einzige Ausweg blieb, hatten Ferdinand, nachdem ihr König gegen die Türken gefallen war, zum König erwählt (1527). Böhmen konnte nur noch Provinz sein. Damit standen diejenigen politischen Freiheiten im Widerspruch, die auf eine Herrschaft gewisser Stände abzielten und Ferdinand benutzte eine der Königsmacht günstige Zeit und eine Bewegung der Unzufriedenen, um, unter harten, schreckenden Maaßregeln, (1547) die Grenzen der königlichen Gewalt zu erweitern. Die Böhmen fügten sich, aber nicht Alle vergaßen.

Ungarn wird nie Provinz werden. Es hat große eigenthümliche Aufgaben in seinem Innern zu lösen und Kraft zu

deren Lösung. Es konnte neben Oesterreich beherrscht, für Oesterreichs auswärtige Politik, wo es keine eignen Zwecke zu verfolgen hat, benutzt werden, aber es konnte nicht in Oesterreich aufgehen. Es war gut, daß das in Oesterreich regierende Haus auch den Scepter von Ungarn übernahm, damit die benachbarten und verwandten Länder allmälig vereint würden und überhaupt damit die Leitung ersetze, was dem Volke abgieng *). Die Habsburger lernten in Deutschland, was sie in Ungarn thun sollten: seine Kräfte, ohne Beeinträchtigung seiner Interessen, und unter Erhaltung seiner selbstständigen Eigenthümlichkeit benutzen. Damit sie das noch besser lernten und damit sie sich mit den Rechten genügen ließen, die ihnen über Ungarn zufallen sollten, ward ihnen die Erhaltung und Behauptung seiner Regierung mehrfach erschwert.

Auch in Ungarn war Ferdinand, nach Ludwigs Tode, zum König erwählt worden. Aber eine mächtige Gegenpartei stellte ihm den Woiwoden von Siebenbürgen, Johann Zapolya gegenüber. Von da an begann jene durch zwei Jahrhunderte in Ungarn vorgekommene Gewohnheit, daß die Opposition gegen Oesterreich sich der Türkischen Hilfe bediente. Damit ist viel Unheil gestiftet, aber doch die Ungarische Verfassung vor dem Umsturz, der die Böhmische betroffen, bewahrt worden **). Dabei übten sich die Deutschen Krieger wider die Türken und alle Theile sammelten Erfahrungen ein, die zuletzt doch ihre Früchte getragen haben. Die Türken gewannen wenig mehr dabei, als die Beute und Lust von Raubzügen, die am Ende immer mit Schmach und Blut erkauft wurden. Auch unter Ferdinand drangen sie selbst bis Wien, ohne dies einnehmen, oder sonst Eroberungen über Oesterreich behaupten zu können. Aber leicht ward

*) Die Beziehung nehmlich auf auswärtige Interessen. Im Einzelnen hätte die Leitung manchmal besser sein können.

**) Man soll nicht die unbedingt tadeln, die sich auswärtiger Hilfe zum Schutze ihrer Freiheit bedienen; sondern die, welche durch Bekämpfung der Freiheit, unter Misbrauch vielleicht ihrer eignen, auswärtigen Macht, dieses Mittel hervorrufen.

es dem Letzteren nicht, festen Fuß in Ungarn zu fassen. Weder daß König Johann den König Ferdinand völlig aus Ungarn verdrängen, noch daß Letzterer dieses ganz in Besitz nehmen konnte; vielmehr verglichen sich Beide (1536) dahin, daß Jeder den Königstitel führen und Jeder das Land behalten sollte, das er inne hatte; nach Johanns Tode aber sollte Ferdinand allein regieren. Letzteres konnte Johann versprechen, da er nicht verheirathet war. Aber kurz vor seinem Tode ließ er sich noch zu einer Vermählung bestimmen, erlebte die Geburt eines Sohnes (1540) und vermachte diesem die Krone. Abermals schritt Türkische Hilfe ein, die den jungen Prinzen in ihren arglistigen Schutz brachte und bald sich selbst seines Antheils bemächtigte. Nach blutigen Kriegen mußte Ferdinand in einen Waffenstillstand willigen, der (1546) dem Sultan Soliman den Besitz der eingenommenen Provinzen ließ und dem König überdem einen jährlichen schmählichen Tribut auflegte. Der Sultan fand den jungen Johann Siegismund mit Siebenbürgen ab. Aber bald fühlte der patriotische Beschützer des Letzteren, der staatskluge Martinuzzi, daß die Türken höchstens als Alliirte, aber nicht als Beschützer und Vormünder für Ungarn Segen bringen könnten. Deßhalb näherte er sich Ferdinand und vermittelte (1551) einen Vertrag, durch welchen der junge Prinz, gegen zwei Schlesische Fürstenthümer, seinen Ansprüchen in Ungarn entsagte. Nun huldigte Siebenbürgen dem Ferdinand und Martinuzzi beschäftigte sich, unter Mitwirkung Oesterreichischer Truppen, mit Wiedereroberung der in Türkischen Besitz gekommenen Plätze. Da es aber nicht in seinem Plane lag, die Türken für immer zu seinen erbitterten Feinden zu machen, so behandelte er die Gefangenen mit einer Großmuth, die bei den Oesterreichern Verdacht erweckte. Ferdinand ließ sich dadurch so weit hinreißen, daß er (18. Dec.) Martinuzzi ermorden ließ. Eine Handlung, durch welche die Herzen der Ungarischen Patrioten für lange Zeit Oesterreich entfremdet wurden. Seine Truppen hielten noch seinen Besitz, aber das Volk war kalt, theilnahmlos, misgünstig geworden. Das Erscheinen der Wittwe Johann Zapolya's und ihres Sohnes

brachte den Unmuth (1553) zum Ausbruch und Siebenbürgen fiel wieder den Hause Zapolya's zu, um für lange Zeit eine Stütze der Ungarischen Opposition, ein Werkzeug Türkischer Machinationen zu bleiben. Das ist die Nemesis.

Uebrigens war es für Oesterreich, jetzt und noch lange Zeit, eine günstige Sache, daß es seine Pläne in Ungarn hinter den Türkenkrieg verstecken konnte, daß es in dem Feinde, der ihm dort am Gefährlichsten entgegenstand, zugleich die Macht bekämpfte, die als der allgemeine Erbfeind der Christenheit betrachtet wurde. Deshalb sah Deutschland seine dortigen Unternehmungen, wie mächtig auch ihr Ausgang seine Macht verstärken mußte, mit freudiger, glückwünschender Theilnahme. Deshalb konnte sich Karl V. selbst, unter großen Zurüstungen und Erwartungen, an die Spitze eines Reichsheeres gegen die Türken stellen, wenngleich ohne etwas damit vorzunehmen. Deshalb diente es zu einem steten Thema der kaiserlichen Expostulationen an die Reichsstände, daß sie nicht, aus Schwäche oder wegen innerer Streitigkeiten, ihr Geld und ihr Blut der großen Aufgabe entziehen sollten, an der das Heil der Christenheit hänge. Deshalb kämpften die Protestanten, kämpfte Moritz von Sachsen, für die Pläne des katholischen Ferdinand in Ungarn. Glaubenseifer und Religionshaß waren weniger dabei im Spiele, als die allgemein verbreitete Annahme von der Gewißheit einer Gefahr, die im Wesentlichen doch nur Ungarn und Oesterreich, wie die Italischen und Spanischen Küsten bedrohte, und vor der man im Innern Deutschlands sehr ruhig schlummern konnte. In der That, soviel auch in jener Zeit vom Türkenkrieg gesprochen wurde, so wenig ist doch ernstlich dafür gethan worden. Das Volk glaubte wohl an die Gefahr; aber es erkannte sie nicht und sah sie nicht nahe. — Auf der andern Seite wurde Oesterreich durch die Türken immer in diesen Gegenden festgehalten und beschäftiget; es erkannte dort eine wichtige und zugleich verdienstliche Aufgabe; es mußte zu siegen oder zu erobern suchen, um nicht das bereits Erworbene wieder einzubüßen; es ergriff dort, wie wider Willen, seine wahre Bestimmung und einen Lohn, den es durch die

Dienste, die es zur Bekämpfung einer wenigstens scheinbar der ganzen Christenheit drohenden Gefahr geleistet hat, wohl verdiente.

Das sind also die beiden Hauptverflechtungen dieses Zeitraums: der große Kampf zwischen Karl V. und Frankreich, in welchem die directen Versuche des Kaisers, ein Principat in Europa zu begründen, durch die Natur der Verhältnisse selbst vereitelt wurden, der zunächst Italien, die Niederlande und Deutschland berührte und an dem auch England gelegentlichen, launischen Antheil nahm. Dann die Unternehmungen Oesterreichs gegen Südost. Alles was außerdem geschieht, ist nur darum herum geschehen und mehr für das Innere der Staaten, als für die Staatenwelt wichtig.

In Italien wurden Neapel und Mailand dem Hause Habsburg und zwar der Spanischen Seite desselben verbunden. Der Pabst, Venedig, Toskana hielten das Gleichgewicht und neigten sich in der Regel der schwächeren Seite zu, um die Stärkere am Weitergreifen zu verhindern.

Für den Pabst war es dabei ein übler Umstand, daß er des Kaisers zum Kampfe gegen die von der Römischen Kirche abfallenden Secten bedurfte. Doch siegte in der Regel das weltliche Interesse des Pabstes über sein Geistliches. Umsomehr als er bald bemerken konnte, daß der Kaiser, um eigner Zwecke willen, den Kampf für die Kirche auch dann noch fortsetzte, wenn er mit dem Pabste unzufrieden zu sein alle Ursache hatte. Doch hat der Mangel an Einklang in ihren beiderseitigen Unternehmungen allerdings ihrer gemeinschaftlichen Sache zuweilen geschadet.

Die weltlichen Pläne der Päbste giengen jetzt weniger auf Erweiterung des Territorialbesitzthums des heiligen Stuhls, als auf Gründung eigner Herrschaften für ihre weltlichen Verwandten. Die gemeine menschliche Natur trat in ihre Rechte. Indeß haben sie wenig dauerndes Glück dabei gehabt. Theils war die Zeit bald vorüber, wo es nur eines glücklichen Streiches bedurfte, um in den Wirren Italiens irgendwo eine Herrschaft zu begründen, die — in Folge eines unglücklichen Streiches wieder verloren gieng. Vielmehr

begannen sich auch dort die Verhältnisse zu consolidiren und das Bedürfniß festerer Grundlagen des Bestehens trat hervor. Theils zerstörte ein nachfolgender Pabst nur zu oft, was sein Vorgänger geschaffen hatte. Im günstigsten Falle vernachlässigte er es. Die Medicis haben bei Befestigung ihrer Gewalt in Florenz gelegentliche Vortheile von der Hilfe blutsverwandter Päbste gezogen. Im Ganzen aber siegten sie, weil Florenz Herren brauchte, wie gerade nur sie waren. Auch half ihnen, wie den Farneses zu Parma, nicht bloß der Pabst, sondern auch der Kaiser.

Für Venedig brachte diese Zeit den Anfang des Endes. Seine Macht war aus dem Handel erwachsen und dieser schlug andere Wege ein. Doch hat Venedig darauf noch lange Zeit von seinem Capital gezehrt und durch den Schein geherrscht, der auch eine Macht ist auf Erden. Ihn zu erhalten, bedurfte es große Vorsicht und Enthaltung von allen Unternehmungen, die zu einer Lüftung des Schleiers führen konnten. Nur gegen die Türken, wo alte Erinnerungen sich nicht verlieren wollten, nahe, wenngleich falsche, Interessen aufforderten und die Gefahr mehr scheinbar als reell war, blieb Venedig im Harnisch. Doch mußte es auch hier den Gegner, aus Handelsrücksichten, vielfach schonen.

Landesherrlichkeit ward Bedürfniß für die kleineren Staaten Italiens, das des ungeregelten Treibens müde war. Wer sich um diese Zeit im Besitze behaupten konnte, weil Kaiser und Pabst ihn begünstigten, der vererbte die Herrschaft auf die Nachkommen, So die Medicis in Florenz, das unter der weisen Leitung Cosmo's zum Großherzogthum Toskana wurde (1569). So ferner die Farneses zu Parma und Piacenza (1545). Die Estes zu Modena, Reggio, Ferrara, Carpe. — Genua war zu groß, sein Volk zu stürmisch, im Ganzen zuviel republikanisches Treiben, und zuviel Eifersucht auf Venedig, als daß aus dem Principat der Dorias eine erbliche Herrschaft hätte werden sollen, wie dieses Geschlecht gar wohl verdient und Genua gebraucht hätte. Savoyen ward von Frankreich besetzt und war sogar in Frankreich einverleibt — das sollte nicht von Bestand

sein. — Malta nahm der Johanniterorden in Besitz und bildete nun eine Schutz- und Trutzwehr gegen die Raubschiffe der Türken, die nicht ausreichen konnte, da sie mehr der früheren Zeit, als der neu Angebrochenen angehörte. — Die Befestigung der Landesherrlichkeit mußte übrigens zur Erhaltung des Gleichgewichts in Italien wesentlich beitragen und fernere offene, directe Eroberungen erschweren.

Spanien bleibt als selbstständiger Staat außer Betracht. Es wurde in eine grundfalsche Position gebracht und das ist der Grund seines Verfalls geworden. Es ward veranlaßt, zu erstreben, was es nicht erlangen konnte und darüber ist das Mögliche und Natürliche versäumt worden. Unter Karl V. war es noch Mittel für die Zwecke der Herrschaft; aber schon sah man, daß die Herrschaft ihm Zweck werden würde und dazu war es nicht berufen. Im Innern lebte der edle, heldenkühne Geist, wie er sich in jahrhundertelangen, in Freiheit um ein würdiges Ziel geführten Kämpfen gebildet hatte, wohl noch fort; gewöhnte sich aber allmälig, den Zwecken der Gewalt zu dienen; für Ungeeignetes verwendet, mußte er in Ausartungen verfallen. Der Abenteuergeist, der, wenn er sich auf Afrika gewendet und den systematischen Kampf gegen die Mauren dorthin fortgesetzt hätte, ein großes und nützliches Ziel erreicht haben würde, ward auf Amerika gelenkt, wo der Anlaß zu Ausschweifung und Verderbniß zu groß war. — Dasselbe hat in Portugal geschadet. Streben und Eifer der Unternehmenden ward auf Ostindien und Brasilien geleitet. Darüber schwächte sich das Volksleben im Mutterlande und ließ sich das Joch der Kirche und des Absolutismus über das Haupt ziehen, als Jene den fruchtbaren Boden für das Jesuitenthum erkannte, dieser die Schritte der Spanischen Nachbarfürsten nachahmte. Verfall war auch hier die Folge.

In England von Neuem innerer Wechsel und Unruhe, doch den Charakter einer nothwendigen und heilsamen Entwickelungskrankheit tragend. In England soll nie ein einseitiges Element zur Herrschaft gelangen; es ist das Land des Gleichgewichtes der Kräfte. Bevor diese sich erprobt ha-

ben, mögen sie im wilden Kampfe aneinander stoßen, bis jede Kraft das ihr gebührende Gebiet gefunden hat und sich geordnete Bahnen zur Ausgleichung bilden. Die Reformation, die Heinrich VIII. durch einen Machtspruch bewirkt hatte und fortwährend durch Machtsprüche gängeln wollte, mußte den Keim zu großen Verwirrungen legen. Nicht naturgemäß aus dem Volksleben erwachsen, fand sie kräftigen Widerspruch und schneidende Gegensätze. Die aber ihr aufrichtig huldigten, die wahrhaft von dem Geiste der neuen Lehre ergriffen waren, fühlten sich beengt und gedrückt, solange das, was ihnen das Heiligste war, sich Hoflaunen fügen sollte. Darum extremer Ausbruch protestantischen Fanatismus, während der kurzen Regierung Eduard VI. und ebenso fanatische Reaction des Katholicismus unter der Königin Maria. — Die Schottischen Regierungen verfielen, aus Mangel selbstständiger Lebenszwecke, zunehmender Schwäche. Ihr Hof ward ein Tummelplatz von Intriguen, durch welche England sich Bahn zur dereinstigen Erwerbung Nordbritanniens zu brechen und Frankreich, bei etwanigen Streitigkeiten mit England, sich einen Bundesgenossen im Rücken desselben zu sichern suchte. — Irland war Provinz, wiewohl als Königreich anerkannt. Doch begann es damals nach solchen Bürgschaften zu streben, die seine eigenthümlichen Interessen sichern sollten. Und da es weder entschieden besiegt war, noch gefährlich schien, so ward ihm im Anfang sein Recht.

Die Union der Skandinavischen Reiche war nicht von Dauer. Sie konnte nur gegen Außen einen Werth haben. Durch innere Verhältnisse ist sie nicht geboten. Sie ist schwierig, weil sie Bestandtheile zusammenhalten soll, von denen Keiner überwiegend ist. Nun ist es natürlich, daß gleichwohl die jedesmaligen Gewalthaber den Theil zum Mittelpunkt machen, dem sie sich am Nächsten verwandt fühlen. Misgriffe folglich, Ueberschreitungen, Verletzungen, die nothwendig Gegenkämpfe hervorrufen, die zuletzt siegreich sein müssen, da die Kraft an sich gleich, die der Opposition aber durch die Naturgemäßheit ihres Zweckes gestärkt ist. Christian II. bedrückte alle seine Reiche mit gleicher Tyrannei,

die aber für Schweden am Schmählichsten war, das von Dänemark beherrscht schien. Der Aufstand der Schweden fand einen weisen und tapfern Führer an Gustav Wasa, dem es, unterstützt von der Hansa und begünstigt von den Anfängen des Protestantismus, gelang, die Unabhängigkeit Schwedens (1527) herzustellen, der dafür dessen Krone erwarb und in weiser Regierung die Keime eines Staatslebens entwickelte, das niemals gänzlich von Kraft und Freiheitssinn verlassen worden ist, dessen innerer Schauplatz aber zu eng, zu dürftig, zugleich mit dem Volkssinn zu düster war, als daß man nicht einen Mangel an Reichthum und Mannigfaltigkeit der Bewegungen, an Klarheit und Heiterkeit oftmals zu beklagen Ursache haben sollte. — Norwegen war unbeachtet, jedem Europäischen Interesse entlegen, ohne politisches Leben; es verblieb in seiner Lage, weil es einmal darin war und keinen dringenden Grund hatte, sie zu ändern. — Nachdem das Band zwischen Dänemark und Schweden gewaltsam gelöst war, darf es nicht befremden, daß das wohlthätige Verhältniß eines Bündnisses zu Schutz und Trutz gegen Außen sich unter ihnen nicht festigte; vielmehr lange Zeit Nationalhaß sie trennte und zu feindlichen Schritten bewog, die für Beide nur schädlich sein konnten. — Es mag der schon sichtlich hervortretenden Ungleichartigkeit der Entwickelung und deren mannigfach abziehenden verschiedenartigen Interessen zugeschrieben werden, daß die Beziehungen keine größere sichtbare Folge hatten, die allerdings zwischen den Skandinavischen Reichen, dem nördlichen Deutschland, den nördlichen Niederlanden und den Britischen Inseln angedeutet waren. Das wäre eigentlich eine besondere Staatengruppe gewesen, die vielfach darauf verwiesen war, sich in sich zu bewegen und gegenseitigen Einfluß zu behaupten. Es ist dies auch thatsachlich geschehen; aber nicht harmonisch, nicht im Zusammenhang, und das Volksthum blieb getrennt. Wo das Skandinavische Element mit dem Englischen collidirte, wie z. B. auf den Inseln, die in den nördlichen Meeren zu der Britischen Staatengruppe gehören, da unterlag überall das Erstere, als das weniger Vorgeschrittene.

In derselben Zeit ward auch in den Ostseeländern die Gelegenheit versäumt, auf eigenthümliche Zwecke und selbstständiges Leben eine bewegte unabhängige Staatengruppe zu gründen. Hier mit größerem Nachtheile, da die einzelnen Theile in sich nicht kräftig genug waren, um sich auf eignen Füßen zu halten, sondern sich an die Nachbarn, an Polen, Rußland, Schweden, Dänemark anlehnten, folglich den Händeln dieser geopfert wurden. Preußen rettete sich, indem es ganz in das Deutsche Leben aufgieng, in ein Staatsleben also, was den Theil nicht dem Ganzen opferte. Aber Liefland, Esthland, Kurland, waren eine zerrissene Beute, zwischen den mächtigen Nachbarn schwebend. Polen versäumte es, in diesen Ländern ein kräftiges Freiheitsleben zu erwecken und sich dadurch nützliche Bundesgenossen gegen den Feind im Nordosten zu erziehen. Es benutzte wohl die Bedrängniß des von den Russen angegriffenen Heermeisters, sich seine Rechte auf Liefland abtreten zu lassen; aber es verstand diese Länder weder zu schützen noch sie zum Selbstschutz zu spornen. Es fand den Gottfried Kettler (1561) mit dem Herzogthum Kurland ab; einem Staate, der zu klein war, um anders als durch den guten Willen der Nachbarn bestehen zu können, oder vielmehr durch das Gleichgewicht ihrer Macht, in dessen Bewachung der Eine den Andern abhielt, sich durch jenes Besitzthum zu verstärken. Sobald Einer so stark geworden war, daß er des Andern nicht mehr zu achten brauchte, war Kurland verloren.

Schon aber regte sich der Staat, der diese Stärke erlangen sollte: Rußland. Iwan eroberte Kasan und Astrakhan, unterwarf die Baschkiren, gewann die Wotjaken, eignete sich in den Lappmarken an, was er der Concurrenz der Dänen abringen konnte und verdankte endlich den Waffen Jermak Timofeows die Eroberung des ausgedehnten Sibirien. Der Koloß begann sich zu bilden. Daß die Russen soviel mehr Glück gehabt haben, als ihre anderen Slavischen Brüder, mag nicht etwa vorzüglicheren Eigenschaften ihres Nationalcharakters verdankt werden; sondern es beruhte auf der Lage und daß sie in den unermeßlichen

Räumen, die ihr Kreis berührte, nirgends einem ihnen an Kraft und Bildung überlegenen Volke begegneten. Unter all den Barbaren, die jene Steppen bewohnten, waren sie gerade Diejenigen, die noch den meisten Anflug von Europäischer Politik hatten, am Meisten eine compacte, geschlossene Masse darstellten. Folglich unterlagen ihnen die Uebrigen. Hätten sie gleich im Anfang ihrer Laufbahn und an der ersten Grenze, die sie erweitern wollten, einen so starken und ausdauernden Widerstand gefunden, wie die Polen, Böhmen, Ungarn an den Germanen und Türken, sie wären auch nicht weiter gekommen. So aber konnten sie in ihrer fernen Verborgenheit allmälig eine kolossale Vereinigung physischer Kräfte zusammenthürmen, bis sie durch die Masse derselben es mit der geistigeren Gewalt civilisirterer Völker aufnehmen konnten.

Hier der Anfang, in der Türkei der Culminationspunkt der Größe. Nicht mehr im ersten, fanatischen Eroberungszuge begriffen, die fremde, hereinbrechende Nation; nicht mehr an Kriegskunst den Europäern überlegen; stand das Osmanische Reich unter Soliman als eine gewaltige politische Macht, als ein neuer, begründeter Staat dem übrigen Europa gegenüber. Furchtbar immer noch; aber nur in der Idee, nicht im Wesen furchtbarer wie jede andere Großmacht. Es war nicht mehr ein neues, unbekanntes, unerprobtes Element, was in dieser Gefahr lebte; es entschied sich schon, daß die Pforte mit allen Anstrengungen nicht wesentlich weiter kam; es bildeten sich Dämme und Bollwerke und Europa war gerüstet. Bald kam die Pforte auf den Fuß, sich mit der Erhaltung des in Besitz Genommenen zu begnügen und nur gelegentlich Versuche der Erweiterung zu machen. Glücklich war sie nur in der Einziehung der ihr gebührenden Erbschaft des Griechischen Kaiserthums, dessen Bruchstücke ihr nach und nach zufielen. Dem Mittelalter war das mohamedanische Princip gefährlich gewesen; mit jedem Schritte, den beiderlei Staaten auf der Bahn der modernen Civilisation thaten, nahm die Gefahr ab. Wo das Türkenthum den mittelalterlichen Charakter bewahrte, in den Barbaresken,

die noch lange als Ruinen eines untergegangenen Zustandes in die neuere Zeit hineingeragt haben, da hat es sich auch am fühlbarsten gemacht, wenn es gleich aus gleichem Grunde keine bleibende, folgenschwere Gefahr erzeugen, auf den Zustand Europa's keinen Einfluß gewinnen konnte.

Noch erwähne ich von der Schweiz, daß hier die schon lange in den politischen Verhältnissen begründeten Spaltungen, der Separatismus der Cantons, in der kirchlichen Trennung einen Anlaß und Ausdruck fand, der zu großen Parteiungen Anlaß gab, nach deren allmäligen Beruhigung das dortige Staatsleben nüchterner, kraftloser, mancherlei Intriguen ausgesetzt ward. Der Unterschied zwischen den katholischen und protestantischen Cantons machte sich fortan auch in den Beziehungen zu dem Auslande geltend. Die Abneigung vor politischer Centralisation war natürlich. War doch die Schweiz ein Aggregat kleiner, unabhängiger Vereinigungen, die in ihrem Zusammentritt nur ein Bündniß zu Schutz und Trutz, nicht aber die Unterwerfung unter irgend eine Herrschaft wollten. Von Vereinigungen, die den Sitz der öffentlichen Gewalt in der Mitte jedes einzelnen Theiles hatten. Nur die landesherrliche Gewalt, indem sie um sich alle öffentliche Autorität vereinigt, mag in den Theilen das Gefühl der Selbstständigkeit vergessen machen und Alles in dem Begriffe eines höheren Ganzen aufgehen lassen. Republiken, die in einen Staatenbund zusammentreten, werden stets eine Abneigung gegen jede Ausdehnung der Bundesgewalt verrathen. Denn sie empfinden zu deutlich den Verlust, der damit für die Theile verknüpft ist. Eine Ausnahme mag eintreten, wenn ein großes unverkennbares Interesse, das durch die Centralisation gefördert wird, den Verlust überwiegt.

Zweiter Abschnitt.

Anderweite Versuche des Hauses Habsburg, das Principat zu erringen.

Von der Abdankung Karl V. bis zu den Westphälischen und dem Pyrenäischen Frieden.

Erstes Capitel.

Spanien im Vorgrund.

Philipp II.

---

§. 23.

Die Zwecke.

Karl V. war auch Spanien nur Mittel gewesen. Schwebte die Universalherrschaft seiner Seele vor, so war doch diese Idee nicht etwa durch die Ueberzeugung in ihm entstanden, es sei Spaniens Bestimmung, sie zu erringen; es liege in Spaniens Charakter ein naturgemäßer Beruf dazu, sondern die Idee fand bei ihm ihren Ursprung in der Kaiserkrone, in den ererbten Ansprüchen der Cäsaren, in den Traditionen des Hauses. Was seine Ahnherren nur darum nicht offenkundig bestrebt hatten, weil keine Aussicht zur Erreichung sich zeigte, das konnte ihm, den so Vieles begünstigte, ein hohes und mögliches Ziel werden. Die Idee war nicht Spanischen, nicht Deutschen, sie war Römischen,

kaiserlichen Ursprungs. Aber als hauptsächliches Werkzeug dazu erschien ihm allerdings Spanien, mit seinen reichen, durch die Entdeckung Amerika's so wunderbar erweiterten Kräften, die sich ihm so willig zur Benutzung darboten. Deshalb das früheste Augenmerk auf Spanien; deshalb auch in seinen Italischen und Türkischen Händeln so viele Beziehung auf dessen Zwecke. Hatte nun überdem der Charakter Spaniens viel Ansprechendes für das Wesen des Kaisers, der, wiewohl er keine Nation so sehr entwürdigt, doch vor Keiner so viele Achtung hatte und zeigte es sich gegen den Schluß seiner Regierung, daß er dort allein seine Absichten erreicht habe, so war es natürlich, daß allmälig das Mittel zum Zweck wurde und der Gedanke entstand, die Gewalt, die er mit Hilfe Spaniens hatte erringen wollen, zum Attribut der Spanischen Krone zu machen. In der Seele Karl V. dies Alles nur dunkle, unbewußte Vorklänge, die sich jedoch darin aussprachen *), daß er seine reichsten und hoffnungsweckendsten Besitzungen mit der Spanischen Erbschaft vereinigte, die Italischen und Niederländischen Provinzen für immer dieser Krone unterworfen zu haben annahm, die Verbindung Philipps mit Maria von England betrieb und wiederholt die Pläne aufnahm, Diesem die Deutsche Königskrone abtreten zu lassen; wie bedenklich ihn auch diese Pläne mit seinem Bruder entzweien mußten.

Sie waren fruchtlos und Philipp ward nicht der Nachfolger seines Vaters auf dem Kaiserthrone. Nicht auf die Kaiserwürde daher konnte er seine Ansprüche und Bestrebungen stützen, und um so natürlicher ward es, daß er sie auf Spanien selbst bezog. Sein Geist war voll Ehrgeiz, wie der seines Vaters. Aber dieser Ehrgeiz war der des Stolzes. Nicht das Streben, nicht der Ruhm, errungen zu haben, begeisterte einen Charakter, der nicht in sich selbst die Kraft zum Erringen fühlte. Sondern er glaubte an seinen Besitz. Er hielt sich für den mächtigsten Herrn der Christen-

*) Oder that er dies nur aus väterlicher Liebe zu dem Sohn? Gleichwohl scheint diese nicht eben heiß gewesen zu sein.

heit, glaubte ein Recht darauf zu haben, es zu sein und zweifelte nicht an der Verwirklichung des noch Mangelnden. Jeder Widerstand erschien Verbrechen. Jeder Unfall war ihm nicht die Vereitelung ehrgeiziger Wünsche, sondern die Kränkung gerechten Stolzes. Auch giengen ihm die romantischen Regungen ab, die bei Karl V. *) es möglich machten, daß er den chimärischen Glanz der Kaiserkrone zum Leitstern seiner kalt berechneten Pläne machen konnte und die in gewöhnlicher Wechselwirkung eben durch dieses Streben wieder rastlos genährt wurden. Philipp hatte den Habsburger vergessen und war ganz katholischer König von Spanien. Er hatte weit mehr von Ferdinand dem Katholischen, als von Maximilian. Natürlich daher, daß er nur eine reelle Basis, einen reellen Charakter der Macht im Sinne hatte und diesen in Spanien erblickte. Auch war für Philipp die Religion, die Karl V. ein indifferenter Nebenpunkt war und ihm nur durch Umstände wichtig wurde, eine Hauptsache. Nicht die Hauptsache, aber doch soweit sie nicht mit seiner Herrschaft collidirte, eine Hauptsache. In den Rebellen gegen seine Majestät bekämpfte, bestrafte er zugleich die ketzerischen Frevler an der heiligen Kirche.

Doch nicht diese Charakterverschiedenheit erklärt die Veränderung des Systems. Philipps Geist war kein solcher, der bestimmend auf die Verhältnisse wirkt und 100 Jahre später wäre er nur seinem Hofe, nicht der Welt ein Tyrann gewesen. Die Verhältnisse wirkten. Die Herrschaft der Spanier hatte den Schein gewonnen. Ihr Stolz hatte sich an dem Glanze Karl V. genährt; ihre Tapferkeit hatte ihren Namen geehrt und furchtbar gemacht; die Gegner selbst, indem sie die Spanische Herrschaft als Schreckgespenst aufstellten, erhielten die Idee derselben. Im Volke lebte noch Kraft und Ehrgeiz. Der Kampf mit den Barbaresken, eine Fortsetzung gewissermaßen der Maurenkriege, ward zur Si-

*) Waren sie bei Diesem ein Erbe Maximilians? Es war mehr Idealistisches darin, als bei Max, und weniger Naturpoesie.

cherheit der Spanischen und Süditalischen Küsten nothwendig und schmeichelte der Ruhmliebe und Abenteuersucht des Volkes. Es erschien dabei als der Vorkämpfer und Beschützer der Christenheit. Das hat Philipp bewirkt, daß er die ersten Regungen des Protestantismus in Spanien unterdrückte und diese tauchten nicht wieder auf, sondern machten finsterer Bigotterie Platz *). Auch darum fanden viele Unternehmungen des Königs willigelInterstützung in dem Spanischen Volke. So ward es erklärlich, daß in dem folgenden Zeitraum das politische Streben wirkte, eine Herrschaft der Spanier zu begründen. Ein fruchtloses Streben, da Spanien zur Unabhängigkeit, nicht zur Herrschaft berufen ist. Weder Land noch Volk paßt zu Letzterer.

Die Gefahr eines Spanischen Principats war nicht ernst. Das nördliche und östliche Europa bedrohte sie gar nicht. Deshalb trat keine einzelne Hauptmacht an die Spitze des Gegenkampfes, wie Frankreich zur Zeit Karl V. gethan hatte und die einzelnen Staaten konnten sich ihren inneren Wirren überlassen. Vielmehr bestand der Gegenkampf in den einzelnen Theilen, über die Spanien seine Herrschaft festigen, die es zur Unterwürfigkeit unter seine Zwecke nöthigen, als beherrschte Länder behandeln wollte und die es, Eins nach dem Andern, seiner Herrschaft entgehen sah. Die nicht unmittelbar berührten Staaten unterstützten diesen Gegenkampf gelegentlich, wenn ihre Herrscher gerade ein Interesse zu haben glaubten, den Spanischen Zwecken entgegenzuwirken **).

---

*) Der Spanische Volkscharakter widerstrebte dem Protestantismus nicht unbedingt. Es würde aber ein finsterer, grübelnder Protestantismus geworden sein.

**) Vergl. übrigens über Philipps Geschichte: Luis Cabrera, Istoria del Rey Felipe II. Madrid, 1719, fol. Rob. Watson, history of the reign of Philip II. king of Spain. Lond., 1777, 2 Voll. 4.

§. 24.

Die Mittel.

In Spanien selbst war um der politischen Zwecke des Königs willen nichts zu thun. Gleichwohl ist Philipps Regierung auch für Spaniens inneres Leben folgenschwer gewesen. Denn sie hat die Herrschaft der Hofetikette und der Bigotterie begründet, während Karl V. an die Stelle der theils gebrochenen, theils aufgelösten Freiheit nur die persönliche Herrschaft eines staatsklugen und kriegerischen Monarchen gesetzt und in religiöser Hinsicht sich mit der allgemeinen Erhaltung der Staatsreligion begnügt hatte. Durch Reizung und nach gerechtem Aufstande Unterdrückung der Mauren in Granada brachte Philipp den Fanatismus gegen das friedliche, ungefährliche Volk in Harnisch und bereitete dessen dereinstige Vertreibung vor. — Wie Philipp Portugal, das er als natürlichen Bestandtheil der Spanischen Monarchie betrachten mochte, damit für immer zu vereinigen gedachte, wird besonders erörtert werden müssen. Ebenso was er in Bezug auf Afrika that und nicht that. Die Italischen Besitzungen machten nicht durch eignen Widerstand zu schaffen, gaben aber Anlaß und Gelegenheit, sich in das allgemeine Getriebe Italischer Intriguen zu verwickeln. — Auf Erweiterung der Herrschaft, später auf Rache, ward gegen England gedacht. Die Niederlande sollten zur unbedingt abhängigen, auch tyrannische Herrschaft willig ertragenden Provinz gemacht werden. Als der langjährige Kampf mit ihnen ausbrach, da galt es auch, durch Güte und Zwang ihnen auswärtige Unterstützung zu entziehen. Diese Absicht, verbunden mit dem Wunsche, überhaupt ein Principat zu behaupten, leitete Spaniens Politik in den Französischen, Deutschen und Englischen Händeln.

Zunächst übernahm Philipp mit den Kronen seines Vaters dessen Zwist mit dem Pabste und dessen Bundesgenossen, den Franzosen. Karl V. hatte, indem er das Feindlichste gegen

Rom unternahm, doch in heuchlerischer Staatsklugheit die Anstandspflichten gegen den Pabst zu behaupten gesucht. Der bigotte Philipp wußte gleichfalls den Krieg gegen das Oberhaupt der Kirche mit seiner Ehrfurcht für das Römisch-Katholische Princip zu vereinigen und was für Karl V. der ziemlich indifferente Connetable von Bourbon nur aus Noth gethan hatte, das machte für Philipp II. dem fanatischen Herzog Alba kein Bedenken. So unbedingt untergeordnet war in jener Zeit der Glaube den weltlichen Interessen. Uebrigens gehörte auch nicht viel Rationalismus dazu, um zu der Ansicht zu gelangen, daß, bei aller Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Pabstes als Oberhaupt der Kirche, man doch nicht verpflichtet sein könne, ihm auch als weltlichen Herrscher gleiche Unverletzlichkeit und Untrüglichkeit zuzuschreiben.

Alle Verstellung des Pabstes half ihm nichts. Alba rückte mit 12,000 Mann (5. Sept. 1555) in den Kirchenstaat ein, besetzte die Landstädte und näherte sich Rom. Ein Waffenstillstand ward angeboten und angenommen. Beides sehr natürlich. Das Erstere trotz dem, daß der Pabst nichts weniger als Frieden wollte. Aber die Gefahr war dringend und die Französische Hilfe ward erwartet. Die Annahme des Waffenstillstandes war eben so natürlich, da Spanien es nur ungern zu dem nutzlosen Aeußersten kommen lassen mochte. Die Französische Hilfe, 20,000 Mann stark, kam mit dem Herzog von Guise; die Spanier zogen sich an die Neapolitanische Grenze; der Pabst aber, aller Rücksichten entbunden, erklärte Philipp für der Krone Neapel verlustig, rief von allen feindlichen Höfen seine Botschafter ab und that die Urheber des Einfalles in den Kirchenstaat in den Bann. Die Zeiten waren vorüber, wo diese Maßregeln etwas sein konnten. Worauf es damals ankam: tüchtige politische Interessen, fördernde Umstände, kräftige Mittel, dafür war nirgends gesorgt. Das Verfahren des Pabstes war zwecklos; ganz Italien war den Spaniern gewogener, als dem Pabst, oder den Franzosen; und Letztere sahen bald, wie wenig Werth die weltlichen Waffen des Pabstes, dem es an Truppen und Geld gebrach, hatten. Sie rückten gegen

Neapel. Alba hielt strenge Defensive, wie jeder weise Feldherr unter Umständen thun muß, bei denen jeder Tag die Chancen des Gegners zu verschlechtern verspricht. Auch ein früher Sieg der Franzosen hätte ihnen schwerlich bleibende Früchte getragen; aber er hätte sie doch für die nächste Zeit in eine so vortheilhafte Stellung gebracht, daß für ihre Gegner unheilvolle Folgen kaum zu vermeiden gewesen wären. Aber mit jedem Tage, den sie ohne Entscheidung im feindlichen Lande zubrachten, verringerten sich ihre Streitmittel, entmuthigte sich ihr Heer, wurden Spaniens Verbündete zuversichtlicher und zogen sich im Hintergrunde die Rettungsmittel zusammen. Nun hatte Frankreich, indem es zu Gunsten des Pabstes den Waffenstillstand von Vaucelles brach, den offenen Kriegsstand mit Spanien hervorgerufen und dieser brach an einer andern Seite aus, als an der es ihn gesucht hatte. Philipp benutzte sein Uebergewicht über seine Englische Gemahlin, um sich ein Englisches Hilfscorps zu verschaffen und ließ eine Armee von mehr als 50,000 Mann unter dem Herzog von Savoyen in die Pikardie einfallen. St. Quentin ward belagert und die Armee, die es entsetzen sollte, erlitt (1557) eine gänzliche Niederlage. Die Benutzung derselben vereitelte Philipps Bedenklichkeit, sich von Eroberung St. Quentins in das Herz von Frankreich zu wagen und die standhafte Vertheidigung des Admiral Coligny verschaffte dem Könige Heinrich die Zeit, seine reichen Vertheidigungsmittel zu sammeln. Philipp erkannte zu spät, wie unklug er gehandelt hatte, etwas aufzuschieben, was mit jedem Tage schwieriger werden mußte. Doch was hätte er selbst bei entscheidenderen Schritten in Frankreich Großes und Bleibendes hoffen können? Die wichtigste Folge des Sieges von St. Quentin war der Friede mit dem Pabst und die Herstellung des Spanischen Principates in Italien. Der Herzog von Guise ward abberufen und nun sah sich der verlassene Pabst nach Vermittlern eines Friedens um, der, da beide Theile kein Interesse zum Kriege trieb, unschwer zu Stande kam. Er ward zu Cavi geschlossen und bedingte die Neutralität des Pabstes, die Rückgabe der von den Spaniern eingenom-

menen Plätze, die Vorlegung der streitigen Punkte vor die Venetianer als Schiedsrichter und eine Deprecationsceremonie an den Pabst, zu der sich Alba hergeben mußte, damit der Schein gerettet werde. Philipp wünschte so aufrichtig, ein gutes Einverständniß mit dem Pabste zu erhalten, daß er dem Herzog von Parma, Ottavio Farnese, Piacenza zurückgab. In der That konnte den Spaniern an der eignen Beherrschung einzelner kleiner Gebietstheile weit weniger liegen, als daran, daß ihr allgemeines Principat in Italien erhalten werde. Dies war durch nichts so sehr bedroht, als durch ein gespanntes Verhältniß zum Pabst, solange dieser als Führer der Italienischen Opposition galt. So mag auch die Abtretung von Siena an den Herzog von Toskana die Frucht einer Ueberlistung Philipps durch den schlauen Cosmo von Medicis gewesen sein *); die Folge war nicht von Nachtheil für Spanien. Durch Befriedigung und Verstärkung dieser kleinen Italischen Prinzen entzog Spanien den Franzosen Alliirte und kräftigte seine Eignen. Für Italien hob nun ein Zustand des Gleichgewichts und der Ruhe an. Das Principat der Spanier bestand, ohne nach Erweiterung zu streben, da es unbestritten und ohne bekämpft zu werden, da es nicht allgebietend war. Es war ein Zustand, wie er sich in unseren Tagen in dem Oesterreichischen Principate wiederholt hat. Frankreich hat von da an immer seltener eine Partei in Italien gefunden.

Dagegen war in Frankreich selbst für Spanien nichts Bedeutendes zu hoffen. Der Herzog von Guise war zurückgekehrt und belebte den Muth der Franzosen, die in ihm den Feldherrn begrüßten, der schon einmal das Vaterland vor der Eroberung geschützt hatte. Er warf sich auf Calais, das die so lange Zeit von ernsten Offensivschritten gegen Frankreich abgezogenen Engländer in wehrlosem Zustande gelassen hatten und eroberte es durch Kraft und Schnelle. Die Zeit war vorüber, wo die Engländer ein Thor in Frankreich brauchten. Um übrigens die Engländer im eignen Lande im Schach

*) Thuan. 18, 624.

zu halten, betrieb man eine Offensivallianz mit Schottland und wenn auch diese in einer Zeit, wo schon manche Sympathieen zwischen Schotten und Engländern sich zu bilden begonnen hatten, nicht zu Stande kam, so glaubte man doch, durch die Vermählung des Dauphins mit Maria Stuart (1558) die zukünftige Einigung vorbereitet zu haben. Als könnte so etwas auf die Dauer die Gebote der natürlichen Verhältnisse der Länder aufwiegen. Was es vermochte, das leistete es: das Ansehen des Herzogs von Guise, als des Oheims der Neuvermählten, zu verstärken. Dieser eröffnete den Feldzug von Neuem, ohne dem Kriege einen andern Charakter geben zu können. Er eroberte Thionville. Dagegen schlug Egmont die Franzosen unter de Termes bei Grävelingen, zu welchem Siege auch die Englische Flotte beitrug. Nun mußte Guise an die Grenze der Pikardie eilen und beide Heere lagerten sich einander gegenüber, um jede Gelegenheit zu einem Treffen zu vermeiden. In der That Niemand hätte mit Bestimmtheit sagen können, was auch durch den entscheidendsten Sieg Bedeutendes gewonnen werden würde. Jeder aber fühlte, daß eine Niederlage für die nächste Zukunft des Besiegten unheilvoll sein müsse. Philipp war nicht kriegerisch von Charakter. Heinrich hatte im Innern zu thun. So neigte sich Alles zum Frieden, auch wenn ihn nicht am Französischen Hofe die Neider des Herzogs von Guise und am Spanischen der Herzog von Savoyen, den nach dem Wiederbesitz seiner Länder verlangte, betrieben hätten. Die Unterhandlungen wurden zu Cercamp eröffnet und später (1559) nach Chateau Cambresis verlegt.

Ein Zwischenfall verzögerte die Entscheidung. Maria von England war gestorben und Elisabeth hatte den Englischen Thron bestiegen. War sie in allen Dingen das Gegentheil ihrer Schwester, so war wohl zu erwarten, daß sie es auch in ihrer auswärtigen Politik sein werde. Doch glaubte Philipp persönliche Verdienste um sie zu haben. Beide Theile bewarben sich um die Freundschaft einer Monarchie, die ein großes Gewicht in die schwebende Wagschale der Entscheidung werfen mußte. Vielleicht hätte Elisabeth sich auf

die Französische Seite geneigt, wenn nicht Heinrich den Fehler gemacht hätte, seiner Schwiegertochter, der Schottischen Maria, die Annahme des Titels einer Königin von England zu verstatten. Anderthalbhundert Jahre später sollte ein ähnlicher Schritt noch schlimmere Folgen haben. Nicht der Titel macht es aus; aber daß man die Freundschaft eines Staates zu erlangen nicht hoffen kann, wenn man gleichzeitig feindliche Ansprüche gegen ihn unterstützt und ihm zukünftige Verwirrungen rüstet. Elisabeth, durch diesen vorzeitigen Schritt gewarnt, ergriff nun die Politik, die sie ihre ganze Regierung hindurch mit so viel Glück und Erfolg befolgt: im Wesentlichen Neutralität zu behaupten, ein Gleichgewicht der Parteien zu befördern, sich der Freundschaft aller Theile wichtig zu machen, keiner Seite ein entscheidendes Uebergewicht zu verschaffen und jede günstige Gelegenheit zur Schwächung der Andern und zum eignen Vortheile zu benutzen.

Für die jetzigen Verhandlungen hatte Elisabeth den Vortheil, daß sie sich des Beistandes ihres Alliirten bedienen konnte, um ihre Forderungen zu unterstützen und zugleich dem Gegner an ihrer Gunst gelegen war. Dennoch was hätte sie Wichtiges erlangen sollen? Calais war nicht wieder zu bekommen, wenn man nicht einen neuen Krieg darum führen wollte. Und die Freundschaft mit Spanien erkaltete, wie Philipp aus den im Innern Englands von Elisabeth ergriffenen Maaßregeln die Vergeblichkeit seiner Hoffnungen erkannte. Was über Calais verabredet ward, daß es Frankreich noch acht Jahre behalten und dann an England herausgeben solle, das war offenbar nur auf eine Rettung des Scheines berechnet. Konnte man Frankreich jetzt nicht zur Rückgabe jenes Platzes nöthigen, so würde man es acht Jahre später nur dann gekonnt haben, wenn man ihm in noch günstigerer Stellung gegenüberstand. Wer wollte dies voraussagen? Calais sollte nicht wieder in Englische Hände kommen. Es gehörte Frankreich. Der Friede zwischen England und Frankreich ward den 2. April (1559) *) unterzeichnet.

*) Recueil des Traités, 2, 287.

Folgenden Tages der zwischen Frankreich und Spanien *). Scheinbar zum Nachtheil Frankreichs. Doch eine Herstellung der natürlichen Verhältnisse vermittelnd. Frankreich erhielt die Plätze zurück, die die Feinde in seinem Innern erobert. Dafür restituirte es, was es in den Niederlanden und Italien in Besitz genommen und gab namentlich dem Herzog von Savoyen seine Staaten zurück. Andre Bestimmungen des Vertrags mögen nur als poetische Ausschmückung betrachtet werden.

Abermals also ein Krieg zwischen den Hauptmächten beendigt, ohne die Gestalt des Staatensystemes, ohne die Stellung der Europäischen Mächte wesentlich geändert zu haben. Es mußte so sein. Noch war Frankreich im Innern nicht beruhigt genug, um seine ganze Kraft gegen Außen entfalten zu können. Und noch war Spanien nicht so gesunken, daß es nicht, im Streben nach dem Höchsten, wenigstens dem Gegner die Wage hätte halten mögen. Wohin es aber sich richtete, immer noch begegnete es überall Französischem Gegenwirken. Folglich war ein offener oder verschleierter Kampf so natürlich, wie daß er keine erheblichen Resultate brachte.

Englands Stellung, wie groß auch die Veränderung im Innern und scheinbar, wie im Einzelnen, gegen Außen sein mochte, läßt sich doch für alle diese verschiedenartigen Regierungen, von Heinrich VII. an bis zu Elisabeth gleichmäßig bezeichnen. Es ist den streitenden Mächten des Continents wichtig geworden. Sie bewerben sich um seine Gunst. Es erndtet gelegentliche Vortheile. Es richtet seine Blicke auf die ausländischen Händel, geht aber nicht mit Nachdruck auf sie ein. Manches falschen Schrittes ungeachtet, wird es sich doch nicht lange auf die Seite neigen, deren Macht gefährlich wird. Mehr unbewußt, als bewußt, wirkt es bereits für das Gleichgewicht.

---

*) Recueil des Traités, 2, 287.

§. 25.

Fortsetzung.

Die Niederlande *).

Grundlagen.

Spanien war nicht zur Herrschaft berufen, am Wenigsten über nördlichere Völker; am Wenigsten, wenn es seine Herrschaft nicht bloß von sich aus, sondern auch auf seine Art führen wollte. Als Philipp es versuchte, eine Spanische Herrschaft über ein Reich zu üben, das er als sein unbestrittenes Besitzthum betrachten konnte, das aber anderer Natur war als Spanien, erfuhr er die Unsicherheit seines Gebäudes und ward in Wirren verwickelt, in denen das Mittel zum Zwecke ward und wo seine gesammten politischen Absichten sich allmälig der Aufgabe unterordneten, nur zu erhalten, was er von seinen Vätern erworben hatte.

Bei Betrachtung der Niederländischen Händel erinnern wir uns der ursprünglichen Bevölkerung dieser Länder durch die geschiedenen Volksstämme der Belgier, Bataver und Friesen; ihrer Mittelstellung zwischen Celten und Germanen; wie die Belgier den Galliern, die Bataver den Deutschen näher standen; wie diese Länder der Lotharingischen Erbschaft zufielen und welchen Charakter alle Bestandtheile derselben in

---

*) Vergl.: Istoria della guerra di Fiandra, descritta del Cardinal G. Bentivoglio; in tre parti. Colon. 1633. 4. — Famian Strada de bello Belgico. Decades duae ab excessu Caroli V. usque ad initium praefecturae Alexandri Farneses principis. Francofurti, 1651. 4. Emman. von Meteren, Niederländische Historien vom Anfang des Kriegs bis 1612. Arnheim, 1624. Fol. Van der Vynkt, Geschichte der vereinigten Niederlande von ihrem Ursprunge im Jahre 1560 an bis zum Westphälischen Frieden. Zürich, 1793, 3 B. 8. Geschichte des Abfalles der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung, von Fr. Schiller. 1. Bd. Leipzig, 1788. 8. Fortgesetzt von K. Curth. 3 Bde. Leipzig, 1809. 8.

den vorhergehenden Geschichten bewährt haben. Wir erinnern uns ihrer Zersplitterung in viele einzelne Staaten, ihrer Trennung vom Reiche und wie sie von dem Hause Burgund, diesem abgezweigten Sprosse von Frankreich, allmälig, auf verschiedene Art und unter verschiedenen Bedingungen erworben worden. Das Stammland Burgunds fällt, nach dem Erlöschen des Mannsstammes, an Frankreich zurück. Seine anderweiten Besitzungen, wenn auch theils dem Französischen, theils dem Deutschen Wesen wahlverwandt, aber zum größeren Theile echt Niederländisch, verbleiben der Erbtochter, über deren Rechte und Hand ein hochfahrender Adel, eine stolze Prälatenschaft und übermüthige Bürgerhäupter verfügen. Nur als Gemahl der Erbfürstin findet ein Habsburger einen ungewissen Sitz auf diesem Throne. Kaum ist ihm ein Sohn geboren, so wird er in wilden, demüthigenden Aufständen verhindert, die Regierung für diesen neuen Landesfürsten zu versehen und in einer mehrjährigen Periode erhält sich die Selbstverwaltung des Landes, unter vielfachen, in einzelnen Provinzen und Städten auftauchenden Unruhen. Dem eignen, mannbar gewordenen, durch die Spanische Verbindung an Reichthum und Ansehen gestiegenen, seiner Sinnesart nach das schaulustige, an seinen Fürsten Prunk und Heiterkeit liebende Volk befriedigenden Fürsten, der überdem seine Blicke mehr auf das zu erwerbende Spanien wendete, daher nicht daran denken konnte, durch Angriff auf die Volksrechte sein sicheres Besitzthum zu gefährden, gehorchten sie willig. Es kam in diesen Niederlanden darauf an, daß der Fürst dem von Burgund verwöhnten Volke durch den Glanz seiner Stellung, seines Namens und seines Reichthums imponirte; wo es an einzelnen Orten sein klares Recht verletzte, es rasch und mit Nachdruck züchtigte, ohne den über einen Theil errungenen Sieg zur tyrannischen Unterdrückung des Ganzen zu benutzen; im Uebrigen aber die Leute ihren eignen Gang gehen, ihr altes Herkommen walten, sie ihre Localsachen selbst besorgen ließ; zufrieden, daß ihre Aufmerksamkeit sich auf die vielfachen Richtungen ihres Verkehrslebens und auf ihre örtlichen Interessen beschränkte und daß sie jederzeit willig

waren, einen populären Fürsten mit Geld und Mannschaft zu unterstützen. So war es unter den Burgundern gewesen, die in einzelnen Fällen vielleicht manches Recht verletzten, im Ganzen aber doch diesen Zustand nicht änderten. So war es unter dem Erzherzog Philipp. So im Wesentlichen auch unter Karl V.

Es ist ferner, zur Erklärung des Folgenden, das gar wohl im Auge zu behalten, daß die dortigen Regenten nicht Fürsten eines Staates Vereinigter Niederlande, sondern Herzöge von Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern, Grafen von Flandern, Artois, Hennegau, Holland, Seeland, Namür, Zütphen, Cambray und Franche-Comté *), Marquis von Antwerpen, Herren von Mecheln, Friesland, Utrecht, Gröningen, Oberyssel waren und alle diese Länder unter verschiedenen Rechtstiteln und Bedingungen besaßen. Allerdings war, besonders in der letzteren Zeit, die Vereinigung mehr an den Tag getreten, als die Absonderung. Unter den Burgundern lag das Hauptgewicht des äußeren Staatslebens in Burgund selbst und den südlichen Provinzen der Niederlande. Der Staat war gegen Frankreich gerichtet. Dorthin blickten seine Fürsten, bald abwehrend, bald angreifend. Deshalb ließen sie das Einzelne in ihren niederländischen Provinzen schalten und mußten besonders für die nördlichen Theile einer Eigenmacht vertrauen, die zu dem Eroberungskampfe, den jenes Volk über die Natur, über die Wellen der Zuydersee, des Dollars, des Harlemer Meeres, über die Haiden von Drenthe und Oberyssel und die Sandebenen Gelderns zu führen hatte, nur zu nöthig war. Aber unter Karl V., der den Fürstenscepter mit besonderem Ansehen und dem Nachdruck großer auswärtiger Macht führte; in einer Zeit, wo bereits einzelne Ideen bewußtvoller Politik keimten, das innere Bürgerleben sich ordnete und befestigte und die Landeshoheit überall sich entfaltete, an nur zu vielen Orten sich erstickend über alle

*) Letztere Beide wurden als abgesondertes Besitzthum nicht zu den 17 Provinzen der vereinigten Niederlande gerechnet.

andere Formationen lagernd; trat allerdings der Gedanke an das Abgesonderte der Fürstenschaft aller dieser Staaten in den Hintergrund; nur Formen und Nämen erhielten ihn noch; im Ganzen aber gewöhnten sich diese Völker, ihren Beherrscher als einen Gemeinsamen zu betrachten. Aber die Idee, oder der factische Grund der Absonderung der Völker, verlor sich deshalb nicht; denn die Verwaltung und alle Institutionen des inneren Volks- und Staatslebens erhielten ihn.

Dabei ist wohl zu bemerken, daß die Südlichen, die Belgischen Provinzen mehr Celtischen, die Nördlichen, die Batavischen, mehr Germanischen Volksthums waren; Erstere ebendeshalb dem Französischen, Letztere dem Deutschen Wesen näher standen; Erstere weniger geeignet schienen, als Letztere, zur dauernden Festhaltung des Protestantismus *); so wie daß Erstere auf Landbau, große Gewerbe und Landmärkte, Letztere auf Fischerei, Schifffahrt und Welthandel gewiesen waren. So hatte auch das katholische Prälatenthum, der Reichthum wie die Wohlthätigkeit großer, kirchlicher Stiftungen wesentlich in den südlichen Provinzen sich in jenem dem Volke imponirenden und es fesselnden Glanze entfaltet; während die Kirche der nördlichen Gegenden zu arm und zu nüchtern war, als daß nicht der Uebergang zu den geistlichen Aemtern der protestantischen Kirche sehr nahe gelegen hätte. Ebenso war die hohe Aristokratie des Süden den großen Geschlechtern Deutschlands, Frankreichs, Italiens, Spaniens gleich und verwandt; während der nicht zahlreiche Adel unter Friesen und Batavern, wie der Schweizerische, nur unter

*) Das Celtenthum ist nicht für den Protestantismus. Es mag sich bleibend den Fesseln der Hierarchie entwinden. Es mögen Einzelne, ja es mag eine starke Minorität seiner gemischten Bevölkerung wahrhaft den Protestantismus aufnehmen. Es mag auch eine große Masse eine Zeit lang einen fanatischen Protestantismus ergreifen. Aber für die große Masse der Celtischen Völker wird auf die Dauer der Cultus der katholischen Kirche Bedürfniß sein. Bei den Celten ist das Gefühl und zwar das sinnliche, von äußeren, flüchtigen Eindrücken bewegte Gefühl das vorherrschende Element.

Einheit mit dem Volke und unter der Bedingung nicht allzugroßen Unterschiedes von diesem sich behaupten mochte.

Karl V. hatte die Niederlande mit Weisheit behandelt. Er liebte sie und ward von ihnen geliebt. Sie beugten sich seiner Kraft; aber er wendete diese nicht sichtbar zur offenen Erweiterung landesherrlicher Rechte an. Factisch geschah es wohl, daß die Gewohnheit des Gehorsams und der Ordnung sich festigte. Factisch geschah es, daß die Blicke des Volks sich mehr auf den Mittelpunkt der Vereinigung wendeten und daß es sich darein fügte, in den großen Beziehungen des äußeren Staatslebens dem Willen seines Beherrschers schweigend zu huldigen. Ebenso daß viele Interessen mit den Kaiserlichen verflochten wurden und unter dem hohen Adel eine starke Partei sich bildete, die selbst Spanischer Farbe war. Hätten nachfolgende Regierungen in gleicher Weise die Bahn befolgt, die Karl V. hierin vom Glück gekröntes Verfahren vorzeichnete, allmälig mochte sich hier die Landeshoheit, wie in den andern Staaten Europa's, befestigen und ein langsames, naturgemäßes Aufgehen des Besonderen in das Allgemeine *), den Separatismus der Provinzen, und dadurch das wirksamste Element des Volkslebens, den fruchtbarsten Keim zukünftiger Gefahren ersticken. Ein solches System hätte es aber erfordert, daß der Inhaber der Landeshoheit im Lande selbst saß.

Wollte man die Niederlande aus der Ferne, als selbstständige Provinz regieren — in welchem Falle es gleichfalls möglich war, wie später Oesterreichs Regierung gezeigt hat, sie für lange Zeit als friedliches Besitzthum zu bewahren und zu benutzen — so mußte man auf jenes System Verzicht

*) So ist der Gang der modernen Staatsentwickelung gewesen, daß die Staatsgewalt zunächst alle diejenigen Functionen ausübte, für welche sich, weil sie neuer Entstehung waren, noch kein anderer Träger im Volke fand und darauf, als ebendadurch ihre Macht und ihr Einfluß gestärkt war, noch Manches aus Privathänden vindicirte, weil der Zusammenhang mit jenen Functionen es forderte.

leisten und dafür das System der Erhaltung des Herkömmlichen ergreifen. Indem man unverrückt alle Verfassungsformen, Privilegien und Freiheiten der einzelnen Theile aufrecht erhielt und ihre Hinneigung zum Oertlichen und Besonderen mehr förderte, als zurückdrängte; konnte man ihren Glauben an das unbedingt Wohlthätige des ganzen Verhältnisses befestigen, brauchte der Gedanke an die Möglichkeit einer Aenderung, überhaupt eine weiterschauende politische Betrachtung gar nicht aufzukommen; war die friedliche Behauptung einer reichen, streitbaren und um ihrer Lage willen politisch wichtigen Provinz verbürgt; mußte die Regentschaft als der Mittelpunkt alles Glanzes des Staatslebens, als die allgemeine Schiedsrichtergewalt, als der Quell der Ordnung und Hilfe erscheinen und zum Lohne die willig gebrachten Abgaben und Streitkräfte des Volks empfangen.

Unterthänige, nach Gutdünken zu behandelnde Provinz eines größeren Staats zu werden, waren die Niederlande nicht bestimmt. Am Ersten möchte es noch Frankreich gelungen sein, bei größerer Nähe und gedrungener Kraft seiner Regierungsgewalt, sich einzelne Theile davon, auf gleiche Bedingungen mit seinen übrigen Provinzen einzuverleiben; wie dies auch später mit einzelnen Landstrichen geschehen ist. Dem Versuche, das Ganze sich anzueignen, mußte stets die Eifersucht anderer Mächte entgegenstehen; besonders wenn er nur als Brücke zu weiterem Umsichgreifen betrachtet wurde. Spanien stand nicht dasselbe Hinderniß bei demselben Zwecke entgegen. Aber es hatte die Kraft nicht, den im Lande selbst befindlichen Widerstand zu bezwingen.

Indeß Philipp kannte nur zwei Idole: **Spaniens Herrschaft und die katholische Kirche.** Die Niederlande waren ihm Nebensache, deren Unterwerfung sich von selbst verstand. Er faßte nie den Gedanken, daß es zur Durchführung seines Planes*) nöthig war, sich selbst in den

*) Im Anfang ist es wohl kein bewußter Plan gewesen: sondern es entwickelte sich Eins aus dem Andern. Aber doch lag die ganze Geschichte in der ursprünglichen Anschauung.

Niederlanden niederzulassen und selbst das Versprechen eines vorübergehenden Besuchs dieser Provinzen ertheilte er nur, als vorübergehende Beschwichtigung der beginnenden Aufregung, ohne die ernstliche Absicht, es zu erfüllen. Für ihn persönlich war Spanien, war die sonnenverbrannte Umgebung des Escurial, war der düstre, strenge Sinn seines Volks viel wahlverwandter und Spanien betrachtete er überdem als den Brennpunkt seiner politischen Bestrebungen. Karl V. hatte sich oft in den Niederlanden aufgehalten, weil er von dort aus seine kriegerischen und diplomatischen Unternehmungen in Deutschland und Frankreich leitete. Philipp gab es früh auf, selbst der Führer seiner Heere zu sein und handelte am Liebsten durch Werkzeuge. Für die Maaßregeln zudem, die er zur Durchsetzung seiner Absichten in den Niederlanden ergriff, war diese Methode die Geeignetste. Die Schuld fiel auf die Werkzeuge und der König konnte lange noch als der Born der Gnade gelten, bis man erkannt hatte, daß dieser Born versiegt war. Wäre er selbst zur Stelle gekommen, Alles würde sich rascher entschieden haben und allerdings möchte er leicht in große Bedrängniß gerathen, zu der Wahl zwischen treuloser und übel ausgeführter Nachgiebigkeit, oder Ergreifung äußerster Mittel gebracht worden sein. Zu dem Verfahren, was wahrhaft zum Ziele geführt hätte und das eben seine persönliche Anwesenheit bedingte, war er unter allen Fürsten am Wenigsten geeignet.

Er blieb also in Spanien und regierte die Niederlande durch Statthalter. Dies ohne das System zu ergreifen, bei dem allein eine statthalterliche Regierung gedeihen konnte. Vielmehr erhielt die Statthalterin bald nach ihrer Einsetzung und der Rückkehr des Königs nach Spanien geschärfte Befehle in Bezug auf die Angelegenheiten, über welche bereits bei seiner Anwesenheit Streit gewesen; strengere Strafedicte gegen die, welche den königlichen Absichten in Bezug auf die kirchlichen Umgestaltungen widerstrebten, oder über die Spanischen Besatzungen als die Mittel murrten, die königlichen Gebote zu behaupten. So war die Aufgabe und das Geschick dieser Statthalterschaft bezeichnet.

§. 26.

Fortsetzung.

Der Verlauf der Sache.

Die erste Statthalterin, der Philipp die Regentschaft der Niederlande übertrug, war Margaretha von Parma. Keine unglückliche Wahl, wenn er wahrhaft das System ergreifen wollte, für das allein eine statthalterliche Regierung passend war. Wo der Statthalter wenig reelle Wirksamkeit hatte und nur die Idee der Souverainetät repräsentiren, einen Vereinigungspunkt für den Glanz des Staatslebens darbieten und jedem ernsteren Conflicte ausgleichend vorbeugen sollte, da war eine weibliche Regentschaft gar nicht unpassend. Auch mochte es, bei dem damaligen Geiste des Staats- und Staatenlebens, nicht schaden, daß Margaretha, wie alle Frauen, die fait von der Politik machen *), nur in den Schwächen, nicht mehr in den Tugenden noch ganz Weib war. Aber für die Aufgabe, die ihr bald werden sollte, war sie völlig unpassend und verschlimmerte nur das Unheil. Sie war nicht genug Mannweib, als daß sie die Maaßregeln, welche bevorstanden und deren man allerdings bedurfte, um das Beschlossene durchzusetzen, verstanden, gebilligt, oder auch nur vollkommen daran geglaubt hätte. Sie hatte zu wenig der wahrhaften weiblichen Reinheit und Güte, als daß sie sich zum unverdächtigen und milden Ausdruck der Opposition gegen die beabsichtigten Maaßregeln gemacht, den König durch die Kraft der Wahrheit auf andere Gedanken zu bringen gesucht und eben durch dieses redliche Streben das Volk bei gutem Willen erhalten hätte. Eher gab sie sich sogar zu einzelnen Intriguen und Gewalt-

*) Vaterlandsliebe und Freiheitssinn kann und soll auch das Weib haben; aber wir finden nicht, daß selbst die Mutter der Grachen de lege agraria politisirt habe.

streichen her. Denn im Kleinen und Einzelnen mochte sie wohl das Verfahren ihres Machtgebers billigen, wenngleich sie es im Ganzen nicht guthieß und vor der Art, wie später Alba es durchführte, um so mehr zurückbebte, je sicherer auch der Glanz, der sie selbst umgab, darüber entschwinden mußte. Darum Halbheit in allen Maaßregeln, und während keine Hoffnung einer Rückkehr zu dem allein den Niederländischen Zuständen entsprechenden Systeme begründet ward, doch die fortwährende Nährung einer Solchen, welche die Begriffe verwirrte, die Unentschlossenheit vermehrte, den Parteigeist verfeindend entzündete und jenen tiefen Groll, jenes unbesiegbare Mistrauen zur letzten Folge hatte, was von einer langen Reihe arglistiger Täuschungen erzeugt wird.

Die Niederlande hatten Beschwerden gegen ihre Regierung. Die Spanischen Besatzungen, die Veränderungen in der Hierarchie des Landes, das Eindringen Fremder in die öffentlichen Aemter, das und Aehnliches war ihren Freiheiten und Privilegien theils zuwider, theils erschien es wenigstens als gefährlich dafür. Aber man würde unter andern Verhältnissen dies alles übersehen, sich willig darein gefügt, Einzelnes, wie die Vermehrung der Bisthümer, selbst mit Freude begrüßt haben. Hier war die Hauptsache: daß das Vertrauen fehlte, daß unbestimmte Besorgnisse die Gemüther bei jedem neuen Schritte durchzuckten, die Ahnung des drohenden Spanischen Joches sich fühlbar machte und nur in der buchstäblichen Erhaltung der verfassungsmäßigen Rechte das schützende Bollwerk gefunden ward.

Man regte sich gegen die angekündigten Maaßregeln. Der Widerstand war erst einzeln und ohne Zusammenhang. Hier war er glücklich, wo er von Macht gestützt ward und erwirkte eine unbestimmte Suspension des Planes, in der keine Bürgschaft lag, die vielmehr im Voraus ankündigte, daß das jetzt Aufgeschobene in gelegenerer Zeit nicht ausbleiben werde; die aber doch den Widerstand einschläferte. Dort ward er verachtet, besiegt und der Sieg gemisbraucht. Wer gewonnen hatte, gewann nur für sich und nicht auch für die Andern. — Auch in seinem Innern war der Widerstand

nicht einig. Die höheren Stände sympathisirten nicht durchgängig mit den Hauptbeschwerden des Volks. Sie fanden sich nicht sowohl durch die nächste *) Absicht, in welcher die Verletzung der Privilegien erfolgte, als durch Letztere selbst und die Art ihrer Durchführung beleidigt. Die Mehrzahl nahm die Sache leicht. Die Entfernung des Königs und die Schwäche seiner Organe bestärkten sie darin. Daß es zum Aeußersten kommen müßte, davon mochten die Meisten keine Ahnung haben. Um so leichtsinniger giengen sie in Maaßregeln ein, die von Schritt zu Schritt zum Aeußersten führen mußten. Aber eben weil sie nur über Verletzung einzelner Privilegien klagten und stritten, faßten sie die Sache auch nur aus dem Gesichtspunkte des Einzelnen auf; ließen hier geschehen, was sie dort bekämpften und beruhigten sich bei Vertröstungen und isolirten, unverbürgten Concessionen. Die Vorsteher der Municipalgewalten waren zum Theil unter Spanischer Autorität ernannt und in Spanischem Interesse. Aber nur die Personen der Vorsteher, nicht das Institut selbst, das berufen war, eine wichtige Grundlage der Selbstständigkeit zu bilden. Die Religionsverfolgungen, gegen Leute aus untern Volksclassen gerichtet, wurden von den vornehmeren Classen übersehen, zum Theil gebilligt, ja durch ihr Mitwirken unterstützt. Das Volk **) war launisch, wechselnd, bald in Uebermuth alle Grenzen überschreitend, bald in knechtische Furcht geschüchtert, heute das verfolgend, wofür es gestern gekämpft hatte; es war — wie immer ***). —

Die Personen, die in diesen Verwirrungen handelten, entsprachen den Zuständen. Die Schritte, die gethan wurden, waren die natürlichen Folgen.

Die Regentin, unklar über Alles was vorgieng und

---

*) Die letzte Absicht, die gänzliche Unterordnung der Niederlande unter Spanische Zwecke, würde sie allerdings empört haben.

**) Wie der gemeine Sprachgebrauch die unteren Classen ausschließend nennt.

***) Wie immer, wo es ohne klare Bildung und tiefen sittlichen Halt ist.

beabsichtigt ward, das Aeußerste, was bevorstand, zu fassen unfähig, aber geneigt, zu einzelnen Willkürlichkeiten und Intriguen die Hand zu reichen, ohne Sympathie für das Volk, mit ihren Umgebungen nicht zufrieden und doch an dem Glanze ihrer Stellung hängend, dem Hofe dienend und doch auch von ihm sich verletzt haltend. Ihr zur Seite eine Zeit lang der Kardinal Granvella, ein Staatsmann, wie die Römische Kirche im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte Mehrere erzeugt hat; deren geistiger Größe nichts mangelt, als das Gemüth und deren Berechnungen niemals trügen, als wo sie an Impulse stoßen, die nur vom Gemüth erfaßt und erklärt werden können. Daß der übermüthige Adel den schwachen Kirchenfürsten mit Spott und Verachtung überhäufte, würde ihn so wenig geschreckt haben, wie die gleiche Begegnung den Cardinal Mazarin, wenn es ihm nur, wie diesem, beschieden gewesen wäre, seine Gegner seine Gewalt empfinden zu lassen. Aber Mazarin war der Beherrscher, Granvella nur das Werkzeug seines Herrn, der ihn fallen ließ. So war es allerdings ein empfindlicher Nachtheil für die königliche Sache, daß ihr Träger der Zielpfeil offener Verachtung geworden war. Vielleicht aber ein Größerer noch für die Gegner, die nur in Leichtsinn und Uebermuth bestärkt wurden und gesiegt zu haben glaubten, als der verachtete Gegner entfernt war, während bald ein Anderer kommen sollte, den man nur fürchten, hassen und verabscheuen konnte. Beamte ferner, wie Viglius und Barlaimont. Ersterer rechtschaffen, von Pflichtliebe beseelt, die aber nur Pflichten gegen die Krone kennt, manche Maaßregel misbilligt, aber doch für sie mitwirkt, gelehrt, nicht weise, gewissenhaft in Einseitigkeit, an Formen hängend, nur durch Formwidrigkeiten verletzt. Barlaimont, gleichfalls edel und scharfsinnig; aber den Kampf nur von der einen Hauptseite, von der des Glaubenseifers erfassend und für das, was er als Hauptpflicht ansah, jedes Mittel, nicht billigend, aber duldend. Ferner die Spanische Partei unter den Großen; die sich, aus Mangel an Sympathie mit den Gegnern, oder aus persönlicher Feindschaft gegen sie und weil sie aus jedem Sieg

des Hofes für sich keinen Nachtheil und eher einen Vortheil erwarteten, offen der Spanischen Sache angeschlossen hatten und eben dadurch die gefährlichsten Feinde des Landes wurden, indem sie alle Uebel der Parteisucht erzeugten, den Widerstand trennten, bei Vielen Mistrauen gegen seine Gerechtigkeit erweckten, den Maaßregeln der Regierung einen nationelleren Charakter, ihr selbst ein größeres Zutrauen und Selbstgefühl verliehen *). Dazu die Vielen, die lediglich der Macht folgen, und die jeden Zwist schüren, der einen siegreichen Kampf der Macht und aus den Spolien der Besiegten ihnen Vortheil verspricht. — Unter den Gegnern nun wieder ein leichtsinniger Haufe eines abenteuerlichen, verschuldeten, haltungslosen Adels, dessen Aufwallung bald frivol, bald selbstsüchtig und überall ohne Grundsatz und Bestand war. Die beschränkte Rauheit eines Hoorne; die gutmüthige Schwäche Egmonts, der mit seinen reichen Gaben nicht Haus zu halten, sie nicht zu zügeln, noch anzuwenden verstand und das traurige Loos hatte, zur Buße für vorschnell gezeigtes Mistrauen und zu lange bewahrtes Zutrauen, ein Schlachtopfer der Tyrannei zu werden, ohne Märtyrer der Freiheit zu sein. — Mit diesen Gegnern war fertig zu werden. Aber Andere lebten, die den errungenen Sieg entreißen konnten. Die Macht der Verhältnisse, welche die Niederlande zu selbstständiger Freiheit berief. Der Geist des Volks, das Product dieser Verhältnisse, in dessen Innerm sich die gepreßten Klagen und Beschwerden, geheim aber furchtbar, sammelten und ein verborgenes Feuer nährten, das von den Thränen verwaister und getrennter Familien, den Ermahnungen auswärtiger Glaubensgenossen, den Antrieben Exilirter, den Predigten und Schriften eifriger Geistlicher, dem Anblicke glorreichen und standhaft erduldeten Märtyrthums rast-

*) Männer von Ansehen und unbezweifelbarer Treue, die in Zeiten politischer Verwirrungen ihre Pflicht erkennen, mit ganzer Kraft zur Unterstützung der Krone bereit zu sein, sollten dies nie thun, ohne gleichzeitig und mit gleicher Kraft alle gerechten Beschwerden des Volks zu vertreten, alle wahrhaften Gründe des Unheils zu bekämpfen. Sonst können sie gerade die Hauptschuld auf sich laden.

los angeschürt ward. Für die Verhältnisse fand sich wie immer der Mann, der den Volksgeist im Keime erkannte und ihm Führer zu werden entschlossen war. Und Wilhelm von Oranien war ebenso besonnen und vorsichtig, wie Egmont vorschnell und arglos gewesen war.

Die Vorgänge selbst lassen sich in wenigen Grundzügen aufführen. Ein Wechsel zwischen Anmaaßungen des Hofes und Zurücknahme Derselben in einzelnen Fällen, bei dem aber das Spanische Interesse in Ausdehnung seines Einflusses, Verletzung des Herkommens und der Privilegien, Verfolgung und Unterdrückung Feindseliger und Organisirung systematischen Glaubenszwanges immer weiter schritt. Die Milderung in einzelnen Fällen mußte tausend allgemeinere Gewaltstreiche verdecken. Während thatsächlich der ganze Grund des Geschehenden in Madrid lag, tröstete man sich lange mit der Annahme, der König wisse und billige diese Vorgänge nicht. Darum im Anfange übermüthiger Widerstand, der aber nichts Bestimmtes bezweckte, und ein Triumphlied erhob, als der mit Spott und Hohn überhäufte Granvella (1562) weichen mußte. Als wäre nur dieser Priester der Quell des Uebels gewesen. Wie nach seiner Entfernung der Ungrund dieser Annahme nur zu sichtlich erwiesen war, ward Graf Egmont (1565) nach Spanien gesendet, um dem König die Augen zu öffnen. Der Erfolg einer Gesandtschaft, deren Bestallungen im Staatsrathe ausgefertigt wurden, war nur, daß dem Gesandten die Augen verblendet wurden und daß er mit Hoffnungen wiederkehrte, die im Augenblick seiner Rückkehr schon Lügen gestraft wurden. Darauf ein Geist des Widerstandes und der Unzufriedenheit durch alle Volksclassen aufgeregt, aber in echt Celtischer Weise nichts Bestimmtes bezweckend, auf nichts Sicheres fußend, wankelmüthig und stürmisch. Bei Unterzeichnung und Uebergabe des Compromisses, (1566) das die Beschwerden der Niederlande enthielt, bei Errichtung der Geusenverbrüderung, bei manchem ähnlichen Schritte, ward zunächst nichts bewirkt, als daß sich Viele rettungslos compromittirten und der König die Ergreifung der ernstesten Maaßregeln für ebenso

nothwendig als gerechtfertigt hielt. Darauf rückte der Herzog von Alba mit den Spanischen Kerntruppen an und die Statthalterin nahm ihren Abschied (1567).

§. 27.

Fortsetzung.

Unterdrückung und Aufstand.

Bürgerkrieg.

Diese Entwickelung mag nicht gegen Wunsch und Absicht des Königs gewesen sein. Sie gab ihm Gelegenheit, seinen Vorsatz auf die kürzeste und nachdrücklichste Weise durchzuführen, sich freie Bahn zu schaffen und die Rebellen zu züchtigen. Er hatte den Handschuh aufgenommen, den ihm Uebermuth zugeworfen, der Bruch war geschehen und über tausend Bedenklichkeiten konnte sich der hinwegsetzen, dessen Entschluß gefaßt und der gerüstet war, während die Gegner nur dem Impulse unklarer Regungen folgten und weder wußten, was sie wollten, noch wie sie das Gewollte durchsetzen könnten.

In dieser Lage war von Seiten der Regierung *) nichts zu erwarten, als gewaltthätige Unterdrückung, von Seiten des Volks nichts, als Unterwerfung, Leiden und Flucht. Zu Ersterer fand der König das geeignetste Werkzeug in dem neuen Generalstatthalter, dem Herzog von Alba, der gestützt auf die mitgebrachte Spanische Kriegsmacht, die Aufgabe erfaßte, in einem eroberten Lande ein despotisches Regiment zu begründen. Alba war Soldat und Spanier im Sinne jener Tage. Hart, unbeugsam, gebieterisch, ohne Rücksicht auf Bedenken und Formen, einzig auf die Voll-

*) Wenn man die Herrschaft eines auswärtigen Staats über ein Volk, dessen Interesse er fremden Zwecken opfern will, eine Regierung nennen kann.

streckung der Gebote seines Herrn bedacht und kein Mittel lieber ergreifend, als den Schrecken. Ebenso ohne den Schatten von Sympathie für die Niederländer; voll hochmüthiger Verachtung aller Nichtspanier; unbedingt überzeugt von der Nothwendigkeit und Gerechtigkeit einer schrankenlosen Herrschaft seines Königs und seiner Kirche. An Organisation des Landes, des neuen Systems ward nicht gedacht. Darüber war kein Plan, kein Entschluß da. Man hatte es nur mit Rache, mit Strafe, mit Einschüchterung zu thun. Man wollte dem Widerstand zuvorkommen, indem man schon den erhobenen Widerspruch züchtigte. Durch alle Stände sollte der Schrecken gehen. Deshalb ward der Rath der Unruhen, ein Blutgericht mit den ausgedehntesten Vollmachten, dessen Urtheile Alba dictirte, errichtet. Deshalb mußte mit dem Grafen von Hoorne auch Egmont fallen (1568), bei dem man nicht denken kann, daß der König ihm besonders gezürnt habe. Deshalb traf Aechtung, Richtschwert und Scheiterhaufen Tausende aus allen Ständen, deren Geschick das Volk mit der dumpfen Ruhe innerer Verzweiflung zusah. Kein gefährlicher Gegner blieb unverschont, als wer sich, mit Aufopferung seiner der Confiscation verfallenden Güter, durch Auswanderung dem Verderben entzogen hatte.

Das aber hatte Wilhelm von Oranien gethan. Es war dem Hause Nassau bestimmt, sowohl in diesem, als zu Ende des folgenden Jahrhunderts einen Mann zu erzeugen, der die größte Aufgabe mit dem seltensten Geschicke löste; aus einem vorsichtigen und besonnenen Geiste das kühnste Wagniß übernahm; nicht durch glänzende Glücksstreiche, sondern durch Beharrlichkeit siegte; die hoffnungsloseste Sache, ohne Aussicht auf eignen Vortheil und ohne vom Schwärmergeiste getrieben zu sein, übernahm; durch alle Wechselfälle, oft in der verzweifeltsten Lage, an ihr festhielt; oft geschlagen und doch nicht besiegt wurde; ohne als Feldherr von dem Adlerflug des Genies getragen zu werden, durch Klarheit der Zwecke und verständige Wahl der Mittel gehalten ward; ohne persönlich hinreißende Gaben, gleichwohl das

Volk *) durch das Zutrauen Einflößende des Charakters und Geistes an sich fesselte; das Werk übernahm und den Sieg gewann, weil er, nicht an Einzelheiten und äußerem Schein haftend, das Gebot der Verhältnisse erkannt hatte und mit schweigendem Sinne und unverwandtem Blicke nur an dem Ziel hieng. Mit der Rettung des Oraniers war die endliche Niederlage des Verfahrens entschieden, was Spanien in den Niederlanden ergriff, und was ebenso gewiß seinen Untergang selbst begründen mußte, wie es natürlich war, daß man es einschlug. Der Oranier hatte gerade alle die Eigenschaften, die den Celtischen Völkern abgehen; das Eindringen auf den Kern der Dinge, die Klarheit des Zweckes, das ruhige, unverrückte Beharren darauf. Er bot den Stützpunkt dar, um den sich die Elemente des Widerstandes sammelten, die, im Innern überall verdrängt, sich über den Grenzen setzten, auswärtige Unterstützung aufsuchten, die Hoffnungen der Gleichgesinnten im Vaterlande nährten und sehnsüchtig nach dem Tage verlangten, wo sie die Heimath wiedersehen und ihre Ketten zerbrechen würden.

Schreckensherrschaft, wenn sie nur kurze Zeit währt, mag eine bleibende **) Einschüchterung hinterlassen, in welcher jede Erleichterung als Wohlthat verehrt, ein leidender Gehorsam zum Grundzug, jeder Gedanke des Widerstandes vertilgt, das Bedürfniß der Ruhe das Ueberwiegende wird. Aber fortgesetzt, ohne Grund und Hoffnung fortgesetzt, wird sie unerträglich und regt den Widerstand auf, statt ihn zu vernichten. Unterwerfung ist nicht zu erwarten, wenn auch sie keine Ruhe und Sicherheit giebt ***). Nach Außen wendet der Verzweifelnde seine Blicke, wenn von dort ihm Freunde und Helfer winken. Die ersten Versuche mögen vorschnell ergrif-

---

*) Vornehmlich die Verständigen im Volke; die Sinnesverwandten.

**) Wenigstens solange noch eine Spur des Eindrucks bleibt. Oft auch noch länger; besonders wenn unter dem Einflusse jenes Eindrucks niederdrückende Einrichtungen geschaffen wurden.

***) Una salus victis, nullam sperare salutem.

sen werden und fruchtlos sein. Denn noch ist die Gewalt zu entschlossen, zu stark und zu wachsam. Noch sind viele Gemüther zu niedergedrückt von der einschüchternden Furcht und die Entschlossenen täuschen sich, wenn sie ihre Stimmung bei Allen voraussetzen, die mit ihnen gleiches Unrecht erduldet haben. Aber bei der Fortdauer gleicher Ursachen bleibt die gleiche Wirkung nicht aus. Jeder wenn auch fehlgeschlagene Versuch des Widerstandes vermehrt die Reihen derer, die unversöhnlich mit der Gewalt gebrochen, jeden Anspruch auf Verzeihung verwirkt haben. Der Versuch wird erneuert, unter besserer Vorbereitung, mit gewählteren Mitteln. Der erste Schimmer des Glückes führt Tausende den gepriesenen Fahnen zu. Die auswärtigen Freunde erkennen, wie nahe die Möglichkeit eines Sieges, oder doch eines aushaltenden Kampfes liegt und wie nützlich ihnen schon die bloße Fortdauer eines den gemeinsamen Gegner beschäftigenden und schwächenden Kampfes sein muß. Sie leisten Hilfe; wenn auch mit Vorsicht, doch wirksam. Wehe der Gewalt, wenn erst der Widerstand im Innern des Landes ein Bollwerk hat, um das seine Kräfte sich sammeln, von wo aus er Macht gegen Macht handeln und nicht mehr als Widerstand bedrückter Unterthanen, sondern als legitimer Ausdruck aller Rechte anerkannten selbstständigen Volksthums auftreten kann. Der Parteigeist wird nun zum Bürgerkrieg und in seinem Verlauf muß es sich zeigen, ob er zum Nationalkrieg werden soll. Sind dieselben Interessen in allen Theilen des Landes in gleicher Kraft wirksam, so wird eine Revolution die Gewalt stürzen. Theilen sich die Interessen in nicht allzu ungleicher Weise *), so wird die Gewalt aus dem einen Gebietstheile die Gewalt in dem Andern bekämpfen.

So mußte der Gang der Dinge in den Niederlanden sein und so ist er gewesen.

Auswärtiger Beistand konnte den insurgirten Niederlanden nicht gänzlich mangeln; da Männer von ausgebreiteten

*) Wenn nehmlich nicht ein Theil so groß ist, daß er den Kleineren, ungeachtet des geschiedenen Interesses desselben, mit fortreißt.

politischen Verbindungen an ihrer Spitze standen; da ein siegreicher Kampf mit der Spanischen Macht reiche Aussichten öffnete; da mit den bedrückten Religionsparteien in einer Zeit, wo die Religion ein starkes Interesse war, ihre Glaubensgenossen in allen Ländern sympathisirten; da mehrere Regierungen der offene Ausdruck der protestantischen Religion waren; und da alle Regierungen, mit Ausnahme höchstens der Oesterreichischen, an einer Schwächung der Spanischen Macht ein Interesse hatten. Deshalb hielt selbst bei den katholischen Fürsten, die mit der Sache Philipps sympathisiren konnten, das politische Interesse dem Kirchlichen oft die Wage. Indeß ist der auswärtige Beistand nur vorsichtig und spärlich gereicht worden. Am Offensten handelten Deutsche Protestanten, die persönlich der Sache sich annahmen, wenig wagten und Vieles gewinnen konnten. Die Französischen Hugenotten konnten nur helfen, wieweit eigne Bedrängniß es ihnen verstattete. Die Regierung Frankreich vergaß, über eignen Haß gegen den Protestantismus, zuweilen das politische Interesse und handelte dann eher feindlich gegen die Insurgirten, als daß sie ihnen beigestanden hätte. Elisabeth von England gieng lange Zeit schüchtern und bang zu Wege. Sie traute der Sache nicht und vermied den offenen Bruch mit Spanien, so lang sie konnte. Mehr über das Alles, wo von den Einzelstaaten gehandelt wird *).

Den Kampf eröffneten unglückliche Angriffe, die über verschiedene Grenzen herein mit auswärts geworbenen Heerhaufen gemacht würden. Ein Edelmann aus der Normandie, Graf Coqueville brach mit 800 Franzosen und ausgewanderten Niederländern in die Grafschaft Artois ein, ward aber, auf Requisition von Seiten Alba's, durch Französische Truppen verfolgt, gefangen und als Friedensstörer enthauptet. — Der Graf von Hogstraaten, der mit 2000 Mann an der Maas herauf zog, ward durch Spanische Truppen (25. April 1568) zurückgedrängt. — Einen glücklicheren Punkt wählten die Grafen Ludwig und Adolph von Nassau und Graf Joost

*) S. §. 32.

von Schauenburg, die im Mai 1568 mit 800 Mann in Westfriesland eindrangen und auf Gröningen zielten. Der Sieg bei Heiligerlee, den sie durch Kriegslist über den von seinen Hauptleuten zum Kampfe gezwungenen Grafen von Aremberg erfochten (24. Mai) war der erste Hoffnungsstrahl der jungen Freiheit *). Aber noch gebrach es an Kraft zu seiner Verfolgung. Alba selbst brach auf, nachdem er vorher, zum Zeichen seiner Macht, seiner Furchtlosigkeit und seines Zornes, das Bluturtheil an 24 Edelleuten, worunter die Grafen von Egmont und von Hoorne, hatte vollstrecken lassen. Er zwingt die weichenden Feinde zum Gefecht und besiegt sie bei Jemmingen (21. Juli) gänzlich. Mit diesem Sieg hielt man den Kampf geendet und ergoß sich von Neuem in Reaction und Verfolgung.

Doch Oranien lebte und seine Bestimmung waltete noch. Freunde seiner Sache halfen mit Geld aus. Er warb ein Heer von 20,000 Mann, das viele Deutsche und Niederländische Edle geleiteten und mit dem er am 7. October zwischen Mastricht und Roermonde über die Maas setzte. Aber auch diese Rüstung war vergeblich. Während Alba jenen kleineren Heerhaufen, über den er den Sieg gewiß hielt, in Schnelle angriff und mit Kraft erdrückte, schlug er dem Gefährlicheren gegenüber den entgegengesetzten Weg ein. Wohl ahnend, wie unheilvoll, bei der Stimmung aller Provinzen, eine in diesem Falle wenigstens mögliche Niederlage ihm sein müsse, ließ er es, allen Bemühungen Wilhelms zum Trotze, nicht zum Gefecht kommen und der Angriff, der keinen Zuzug, keine Unterstützung, keine Früchte fand, verzehrte sich in sich selbst. Oranien gieng nach Frankreich. Aber die Niederlande gab er nicht auf.

Er wußte ja, daß ihm die Feinde selbst in die Hände arbeiten würden. Und sie thaten es. Nicht nur, daß die Bluturtheile und Confiscationen mit ungesättigter, durch Rachsucht, Uebermuth und Sicherheit verstärkter Gier fort-

*) Die auch mit Nassauischem Blute geweiht wurde. Denn in jener Schlacht fiel Graf Adolph, Oraniens Bruder.

gesetzt wurden. Das traf immer nur Einzelne und die es nicht getroffen hatte, beklagten vielleicht die Leidenden, freuten sich aber, dem gleichen Schicksal entgangen zu sein und hofften ferneres Glück in neutraler Unthätigkeit. Aber Rachsucht und Blutgier erlahmt zuletzt — und sei es nur aus Mangel an Schachtopfern. Was niemals gestillt wird, was durch jede Befriedigung nur neuen Antrieb erhält und auch nicht aus Mangel an Zielpunkten erlöschen kann, ist die Habsucht. Wie sich nicht hinlängliches confiscirbares Eigenthum mehr darbot, griff man zu Schatzungen und verlangte eine, unter dem Namen des Zehnten Pfennigs *) geschichtlich gewordene Abgabe, die an die Stelle der zeither von den Ständen bewilligten Steuern treten sollte. Das entsprach zugleich den Grundabsichten der Spanischen Politik, indem es die Regierung von den provinziellen Verfassungen und Gewalten unabhängig machte. Gebt einem Regenten freie Gewalt über Blut und Geld seiner Unterthanen und er mag gleichgültig über alles Andere hinwegsehen. Es lag darin eine offene Verletzung aller Verfassung. Dergleichen war schon Manche geschehen, und, weil sie nur einzelne Classen, einzelne Individuen schmerzlich berührte, von der Masse übersehen worden. Aber diese hier berührte Alle und berührte sie da, wo die ruhigsten Classen am Empfindlichsten sind, am Besitz **). Dazu mancherlei äußere Widerwärtigkeiten, die die Noth des Volks mehrten. Oranien aber beobachtete Alles, unterhielt nach allen Seiten Verbindungen und schürte.

War das Project, die Niederlande unbedingt den Spanischen Interessen zu opfern, bei der natürlichen Selbstständigkeitsbestimmung dieser Länder, von Haus aus unausführbar, sodaß es zuletzt in seinem ursprünglichen Sinne auch

---

*) Der hundertste Pfennig von allem Vermögen für jetzt, künftig der Zehnte vom beweglichen, der Zwanzigste vom unbeweglichen Gute.

**) Diese Classen sind die Ruhigsten, eben weil sie die Besitzenden sind und bloß am Besitze hängen. Unruhe ist sowohl von Denen, die keinen Besitz haben, als von Denen zu fürchten, die etwas Höheres als Besitz kennen und dieses Höhere gefährdet sehen.

für die bei Spanien verbleibenden Provinzen hat aufgegeben werden müssen; so war es durch die eigenthümliche Lage und Weise der nördlichen, der Batavischen Landestheile am Entschiedensten widerlegt und unmöglich gemacht. Dort trat die Nothwendigkeit des Selbststehens und die Kraft dazu am Sichtlichsten hervor. Dort bestand auch in der Sinnesweise des Volks die geringste Wahlverwandtschaft zu dem Spanischen Wesen. Dort, wo die neuen Lehren den fruchtbarsten Boden fanden, gebrach der Einfluß der Kirche. Dort war weder die hohe Aristokratie, durch deren theilweise Gewinnung man den Widerstand trennen konnte, so zahlreich, noch hatte sie soviel Einfluß, wie im Süden. Dort war die wahre Stelle unabhängiger Municipalgewalt. Dort haßte man am Tiefsten das Regiment zuchtlosen Kriegsvolks, die rechtswidrige Beschatzung, die gewaltthätige Unordnung. Dorthin reichte auch die Autorität der Machthaber am Wenigsten und verlor sich aus Mangel geeigneter Organe. Dorthin, wo der Oranier überhaupt eine Weise fand, die seinem eignen Sinne am Meisten entsprach, richtete er vorzugsweise sein Blicke. — Ein schönes Vorzeichen für die künftige Bestimmung Nordniederlands: den Boden, der seiner Sache auf dem Lande verschlossen blieb, fand es zur See. Verzweifelter Mangel an jedem andern Hilfsmittel und Speculationsgeist hatten eine Kapergesellschaft zusammengebracht, (seit 1570) die durch Bekämpfung des gemeinsamen Feindes einen Anstrich von Legalität zu erhalten glaubte und, willig die politische Farbe der Zeit gebrauchend, sich von Oranien Kaperbriefe ausfertigen ließ. Er mochte diese Anfänge nur von der Seite betrachtet haben, daß ihre Versuche dem Feinde gelegentlichen Schaden zufügten, ohne größere Hoffnungen darauf zu stützen. Aber bald bewährte es sich, wie überlegen das Nordniederländische Volksthum zur See dem Spanischen sei *). Ein Anführer fand sich für die Meergeusen, den nicht

*) Es erinnert das Verhältniß an die Stellung der Griechen und Türken.

bloß Verzweiflung an jeder andern Hilfe, sondern auch politische Rachsucht gegen Spanien trieb und als Graf Wilhelm von der Mark sich an der Spitze einer Macht sah, reifte auch der Plan in ihm, irgendwo an der Küste festen Boden zu fassen. Es geschah am 1. April 1572 durch Besetzung von Briel, dem Schlüssel Hollands, das man auch gegen die herbeieilenden Spanier hielt. Hiermit war fester Boden gewonnen und der Aufstand in Bürgerkrieg verwandelt.

Durch alle Niederlande gieng damals ziemlich ungetrennt die Theilnahme an dem Zwecke und den Hoffnungen der Insurrection. Aber im Bereiche der Spanischen Macht ward das offene Aussprechen derselben, theils für immer unterdrückt, theils allmälig zurückgedrängt. Holland dagegen und Seeland fiel mit größerem Glück und Bestand der Sache der Freiheit bei. Enkhuizen zuerst entzog sich selbstständig dem Spanischen Joche und von dort aus verbreitete sich der Aufstand mit reißender Schnelligkeit über die andern Plätze. — Ein an sich erfolgloser Streich, der Einfall in Hennegau, den Graf Ludwig von Nassau gewagt und sich Mons bemächtigt hatte, ward doch ungemein wichtig, weil er Alba verleitete, statt die Gefahr in ihrer Wiege zu erdrücken, sich dorthin zu wenden, wo er erst siegte, wie Alles zu spät war. — Denn inzwischen hatten sich die von Alba selbst berufenen Stände der Provinz Holland, statt im Haag, in Dortrecht versammelt und die Nationalversammlung von Dortrecht ernannte den Prinzen von Oranien zum Statthalter des Königs in Holland, Seeland, Utrecht und Friesland. Damit erhielt der Aufstand seine staatsrechtliche Form und das ganze Land ward sein Theilnehmer.

Es gehört nicht hierher, alle die Wechselfälle zu schildern, durch welche diese und jene Stadt bald befreit, bald erobert, in dieser und jener Provinz bald das Spanische, bald das Niederländische Princip das Ueberwiegende wurde. Nur die entscheidenden Vorgänge sind in ihren Grundzügen zu erwähnen.

Ein Solcher war allerdings die grauenvolle Verwüstung von Naarden, dem man Schonung versprochen hatte und das mit einer Barbarei behandelt wurde, die allen in gleicher Lage

befindlichen Plätzen den Widerstand bis zum Tode als einziges Heil erscheinen lassen mußte.

Aber nicht um dieser und ähnlicher Handlungen willen; ebensowenig wie wegen der persönlichen Unzufriedenheit, die der König über einige Anmaaßungen Alba's empfunden hatte, ward dessen Gesuch um Zurückberufung angenommen; sondern weil die Sache nicht so gieng wie sie sollte, die Erfolge die Maaßregeln nicht rechtfertigten. Zur Ehre der Menschheit mag man annehmen, daß in der That der König, nachdem der Kampf sich ernster gestaltet, auch ernstere Betrachtungen angestellt und die Meinung erfaßt habe, es möchten mildere Mittel passender sein *). Wenigstens war der Nachfolger, den er Anfangs zu Alba's Ersetzung bestimmte, ein gemäßigter, menschenfreundlicher Mann und auch später hat er keinen Alba wieder gesendet. Aber jener Rechtschaffene, der Herzog von Medina Celi, erkannte bei persönlicher Ueberkunft in die Niederlande, daß der Plan des Königs bei dem Stande der Verhältnisse gar nicht, oder höchstens durch Mittel ausführbar sei, zu denen er sich nicht geeignet fühlte, und verließ das Land wieder, ohne sein Amt auch nur angetreten zu haben. Die Späteren haben, unter milderen Formen, dasselbe gethan, was Alba, bis der ganze Plan allmälig umgestaltet und thatsächlich aufgegeben werden mußte. — Alba's Nachfolger war Don Ludwig de Zuniga y Requesens. Ein Mann, der harte Mittel nicht gerade liebte und deshalb nicht mit Vorliebe anwendete, aber so gut wie Alba harte Dinge wollte, oder wollen mußte, für die er im Nothfall dieselben Mittel anzuwenden kein Bedenken trug **). Wie in der Regel war

*) Auch der König wollte nicht gerade die harten Mittel; er wollte seinen Willen durchgesetzt haben durch jedwedes Mittel und der Widerstand war Verbrechen, der Strafe forderte, solange man Macht zu strafen besaß.

**) Um so leichter, als solche Männer keine Gewissensbisse über Handlungen fühlen, von denen sie sich bewußt sind, sie nicht mit Lust unternommen zu haben, sondern die sie nur als politische Nothwendigkeit betrachten.

auch hier die Mäßigung seiner Sache dienlich und hat vielleicht den ersten Grund zu der ferneren Behauptung der Spanischen Macht in den südlichen Niederlanden gelegt. Sie war nicht groß genug und konnte nicht groß genug sein, um das ganze Land zu gewinnen. Denn noch wollte man den Zweck nicht aufgeben, dem sich Bestimmung und Wille eines großen Theiles der Niederlande entschieden entgegensetzten. Auch war dort die Sache bereits so weit gediehen, daß das Gefühl der Kraft und des Berufes zu gänzlicher Selbstständigkeit erwacht war und die Gemüther allmälig den Gedanken einer völligen Trennung von Spanien erfaßten. Dagegen in den Theilen, in denen die Spanische Autorität noch fester wirkte, und der Widerstand weniger aus einer Ahnung des Grundzweckes, als aus einem Unwillen über die ergriffenen Mittel entsprang *), ward die Aufregung durch die gemäßigtere Verfahrungsweise gemildert, die Eintracht des Widerstandes geschwächt, die Ausübung der Autorität gekräftigt **).

Ja auch andere Umstände schienen eine Zeit lang dem Requesens einen gänzlichen Sieg zu versprechen. In der Schlacht auf der Mockerhaide (14. April 1574) ward Graf Ludwig von Nassau, der nach fruchtlosen Versuchen in Geldern, eine Vereinigung mit seinem Bruder, dem Oranier, suchte, von d'Avila gänzlich geschlagen, und er selbst mit seinem Bruder Heinrich kam in der Schlacht um. Die heldenmüthige Vertheidigung Leydens, deren Lohn die Stadt noch heute in dem Besitz ihrer berühmten Universität genießt, mochte die Nationalpartei für die erlittenen Unfälle trösten und bewährte die Kraft und Beharrlichkeit ihres Widerstandes. Auch im folgenden Jahre machten die Spanier kräftige

---

*) Gegen den Grundzweck würden auch diese Provinzen sich aufgelehnt haben, und ihre willige Unterwerfung mußte zuletzt auch mit seiner Aufgebung erkauft werden.

**) Die Autorität wirkt gerade da am Stärksten, wo sie mit Mäßigung Hand in Hand geht.

und im Einzelnen glückliche Angriffe auf Holland und Seeland. Auf beiden Seiten währte die Hoffnung des entscheidenden Sieges fort und so mochte den vom Kaiser Maximilian II. vermittelten Unterhandlungen zu Breda (3. März bis Juli 1575) von Haus aus kein Erfolg zu versprechen sein. Die Spanische Seite ward durch das Mittel selbst, in dem ihre Grundkraft lag, geschwächt: durch das Heer, das in einem Unterjochungskampfe an Zuchtlosigkeit gewöhnt, auch gegen seine Anführer oft in Meutereien ausbrach. Sie mußte ferner empfinden, wie wenig Bestand in einem Glücke ist, das nicht in Verhältnissen, sondern nur in Persönlichkeiten begründet liegt; als Requesens Tod (5. März 1576) den Gegnern eine Ruhe verschaffte, die sie trefflich benutzten. Der Oranier hatte auch in der schlimmsten Lage nicht an einer Sache gezweifelt, deren Grundzweck in solcher Klarheit vorlag und erwirkte zu Delft (25. April 1576) die Vereinigung Hollands und Seelands, die für jetzt Einheit der Maaßregeln für den gemeinsamen Zweck beförderte, für die Zukunft das Vorbild der neuen Staatenverbindung wurde.

Requesens hatte keine Vorsorge für einen Nachfolger getroffen und der König übertrug die interimistische Regierung dem Niederländischen Staatsrath. Eine Maaßregel, die zur allgemeinen Beruhigung gedient haben würde, wäre sie in einer Zeit ergriffen worden, wo dieser Staatsrath nicht ein Sitz des Factionengeistes gewesen wäre, mit der aber dann sich der Grundplan des Königs nicht einen Augenblick vertragen hätte. Wie die Sache jetzt stand, vermehrte das Regiment einer in sich uneinigen, über ihre Bestimmung unklaren Gewalt und die ihrer Mittel nicht Herr war, nur die allgemeine Verwirrung, die Zuchtlosigkeit der Soldateska, die Auflösung aller Ordnung. Dies und der moralische Eindruck, den die grauenvolle Plünderung Antwerpens durch die Spanischen Truppen (4. Nov. 1576) machte, beschleunigte den Abschluß der Genter Pacification (8. Nov. 1576), in welcher die Staaten von Brabant, Flandern, Artois, Hennegau, Valenciennes, Ryssel, Douai, Orchies, Namur, Tournai, Utrecht und Mecheln mit dem Prinzen von Oranien und den

Staaten von Holland und Seeland Frieden und Bündniß zur gemeinsamen Vertreibung der fremden Kriegsvölker aus den Niederlanden abschlossen.

Ein Bund, der theils durch die Geschicklichkeit des neuen Statthalters, Don Juan d'Austria; hauptsächlich aber durch die Ungleichartigkeit der Lage und Interessen wieder aufgelöst wurde; der aber doch die wichtige Folge hatte, die Aufmerksamkeit der Spanier zunächst auf die Wiedergewinnung der südlichen Provinzen, als der Hauptsitze ihrer Macht in den Niederlanden, zu wenden, wodurch die Nördlichen Zeit gewannen, sich zu festigen und mehr und mehr zur Selbstständigkeit zu bilden. Wohl wäre es, um die Absichten Spaniens zu verwirklichen, nöthig gewesen, mit Uebersehung, oder einstweiliger, um jeden Preis vermittelter, Beschwichtigung der Unruhen in den sichreren Provinzen, sogleich mit ganzer Kraft wider die Quelle aller Gefahr zu dringen. Aber war dies so leicht und vollständig möglich? Und war es nicht natürlich, daß die sichrere Provinz auch die Werthvollere schien, die man vor allen Dingen behaupten müsse? Allerdings, wenn man die nördlichen Provinzen bezwungen hatte, so war für die Südlichen nichts mehr zu besorgen. Aber man riskirte auch im Falle des Unglücks Alles zu verlieren. Indem man daher das Gewissere dem Ungewissen vorzog, verlor man einen Theil, um den Andern zu retten. Dies war kein Unglück, weil der Verlust des Ersteren unvermeidlich war. Es war ein Fehler, weil man diese Unvermeidlichkeit nicht annahm. Aber es war ein natürlicher Fehler.

Don Juan, der nur noch eine Provinz der Spanischen Sache treu fand *), konnte nur den Weg der Milde, also hier, wo die Absicht derselben mangelte, der Verstellung wählen. Es gelang ihm, unter Zusicherung und Bewerkstelligung

*) Luxemburg nehmlich. War es vielleicht eine Belohnung dieser Treue, daß man dritthalbhundert Jahre später, ihm allein die Ehre anthat, in den Deutschen Bund aufgenommen zu werden?

des Abzuges der Spanischen Truppen, Genehmigung des Genter Friedens, Versprechen einer Zusammenberufung der Generalstaaten und Versicherung der Freiheiten des Landes, (12—17. Febr. 1577.) seine Anerkennung zu erlangen. Nur Holland und Seeland traten nicht bei, hielten sich gesondert, vereinigten alle ihre Plätze, mit alleiniger Ausnahme Amsterdams, um das Panier des Oraniers und zogen auch Utrecht an sich.

Der ewig mistrauische, mit Spanien unversöhnliche Oranien hatte auch dies Mal Recht gehabt. Auch Don Juan war zu hochfahrenden Sinnes, als daß er eine beschränkte Regierung hätte führen mögen; namentlich wo dies ihn in die Stellung des Besiegten, die Stände in die der Sieger verwies. Kaum einige Monate hielt er es aus. Dann hielt er heimlich die von den Ständen entlassenen Deutschen Truppen zurück und nahm (24. Juli 1577.) durch einen Handstreich die Citadelle von Namur in Besitz, worauf er die Maske abwarf. Unter fruchtlosen Unterhandlungen mit den Ständen rief er die Spanischen Truppen zurück. Abermals offener Ausbruch des Bürgerkriegs. Oranien ward von den Ständen nach Brüssel geladen und (22. Oct.) zum Ruward von Brabant ernannt, der Herzog von Arschot zum Statthalter von Flandern. Don Juan drohte und wartete ab. Denn wohl wußte er, daß Uneinigkeit in dem Lager der Gegner bereitet werde, und daß es für die in Nordniederland herrschenden Principe, deren Vertreter Oranien war und bleiben mußte, in den südlichen Provinzen keine ausreichenden Grundlagen gab, wohl aber ein heftiger Gegenkampf von Seiten der hohen Aristokratie und der katholischen Partei zu erwarten war. In der That operirte Arschot den Plänen Oraniens entgegen und die katholische Partei berief den Erzherzog Matthias; in dessen Namen Arschot zu regieren gedachte. Oranien vereitelte dies, indem er sich des Erzherzogs, wie unangenehm ihm seine Erscheinung auch sein mochte, gegen die Unzufriedenen annahm, die Entsetzung Don Juans (7. Dec.) und Ernennung des Erzherzogs zum Oberstatthalter (20. Jan. 1578.) auswirkte und sich dafür die Regierungsverwesung bedingte. Nunmehr

offener Krieg zwischen Don Juan und den Ständen, den der Erstere, unterstützt von Alexander Farnese, nicht ohne Glück führte. Die Angelegenheiten der Nationalsache wurden durch die Untüchtigkeit des Erzherzogs, die jedoch durch die mißliche Stellung, in die er als Verwandter des Spanischen Hauses, bei Ausübung einer illegitimen Gewalt, als Anführer der Insurrection gegen Spanien, gebracht war, entschuldigt wird; sowie durch den unsichern und uneinigen Einfluß auswärtiger, zu Hilfe gerufener Prinzen, des Herzogs von Anjou und des Pfalzgrafen von Zweibrücken, gelähmt. Der wahre Grund war immer, daß Oranien und die Vertreter der südlichen Staaten nicht harmoniren konnten. Denn dies veranlaßte eben die Berufung fremder Fürsten. Nordniederland wollte Keinen als Wilhelm. Indeß weder das Gefecht von Gemblours (31. Jan. 1578) das die Spanier, noch das bei Nivelant, das die Niederländer gewannen, war entscheidend, oder konnte es sein. Auch der Tod Don Juans änderte wenig; denn ein sinnesverwandter und tüchtiger Nachfolger, Alexander Farnese, Herzog von Parma, war schon bereit, die Zügel kräftig zu übernehmen. Sie waren verwandt. Denn Beide waren große und ruhmvolle Feldherren; Beide vereinten Kraft und Gewandtheit; Beide Adel *) des Charakters mit der Fähigkeit, zu politischen Zwecken jedes Mittel der Gewalt oder List zu gebrauchen; Beide nahmen durch äußeren Anstand den Mitteln, die sie anwendeten, vielfach ihr Gehässiges.

Die Uneinigkeit der ständischen Partei ward inzwischen, wie immer, zur Auflösung. Der Pfalzgraf gieng nach Gent und schlug sich zu den Flandrischen Demokraten **); Anjou kehrte misvergnügt nach Frankreich zurück. Die Wallonischen Provinzen, Artois, Hennegau und Douais, schieden sich ab und schlossen zu Arras (6. Jan. 1579) ein besonderes Bündniß.

---

*) Mehr Adel des Anstandes, der Ehre, als des Herzens. Ein Kennen des Guten, das nicht immer es ausübt.

**) Er gieng darauf nach England, fand nach der Rückkehr nichts zu machen und verlor sich aus den Niederlanden.

Oranien aber benutzte dies, die berühmte Utrechter Union zu vermitteln; durch welche sich am 23. Jan. 1579 Geldern und Zütphen, Holland, Seeland, Utrecht und Gröningen vereinigten und der binnen Jahresfrist Friesland, Ober-Yssel und einzelne Belgische Städte, namentlich Gent, Brügge, Antwerpen, Ypern, Breda, beitraten. Oranien selbst, der bei der Sache nicht persönlich vorgetreten war, unterzeichnete erst am 3. Mai 1579. Bald nach Abschluß des Bundes, ergiengen alle Verfügungen nicht mehr im Namen des Königs, sondern von den Generalstaaten der Vereinigten Provinzen und bald ward dem Könige offen der Gehorsam aufgekündigt und die Unabhängigkeit des neuen Staats proclamirt. Somit war eine neue Macht in das Europäische Staatensystem eingeführt, die wir in den folgenden Zeiträumen durch die Kraft, mit der sie sich in einer einzelnen Richtung vor den übrigen Nationen auszeichnete, sich unter die politischen Großmächte erheben, dann aber, wie allmälig die andern Staaten in derselben Richtung ihr nacheifern und zum Theil zuvorkommen, wieder zurücksinken sehen werden.

Für die zunächst zu erörternden Begegnisse ward es durch die Utrechter Union ausgesprochen, was schon früher entschieden war, daß es sich nicht mehr um einen Bürger-, sondern um einen Staatenkrieg handele. Die Spanier hatten nunmehr eine doppelte und in ihrem Wesen verschiedene Aufgabe: die Unterwerfung und Behauptung der nicht unirten, und die Bekämpfung der Vereinigten Provinzen.

§. 28.

Fortsetzung.

Staatenkrieg.

Ausgang.

Die allmälige Unterwerfung der südlichen Provinzen ist mehr Sache der inneren Landesgeschichte. Wenigstens die Schilderung der Weise, wie sie vorgegangen ist. Daß sie erfolgte, war natürlich. Es war in diesen Provinzen, bei

allem Sinne für Selbstständigkeit, doch keine Antipathie gegen das Spanische Wesen, wenn es sich nur nicht allzu breit machte. Ja das Glanzvolle, Pomphafte in ihm fand eher Anklang, als daß es Widerwillen erregt hätte. Das katholische Princip ward vom Volksthum gehalten, das, wie überall in den Celtischen Reichen, die neuen Lehren höchstens im vorübergehenden Rausche ergriffen, aber bald, was die Masse betrifft, wieder aufgegeben hatte. Dadurch gewann Spanien den Beistand der Kirche, die ihm mit dem Reichthum an Mitteln, welche der katholischen Kirche bei gläubigen Völkern zu Gebote stehen, zu Hilfe kam. Die hohe Aristokratie, die in jenen Provinzen einen überwiegenden Einfluß hatte, war zum großen Theil aus persönlichen Gründen der Spanischen Sache zugethan, erwartete Ehren und Vortheile vom Hofe, war zu der katholischen Partei in Frankreich, wie zu Spanien selbst in vielfache Beziehungen verflochten. Endlich hatten diese Provinzen wenig andere Wahl. Denn im Verlaufe der Revolution hatte sich das Volksthum Nord- und Südniederlands so verschiedenartig entfaltet, so getrennte Richtungen eingeschlagen, daß zwischen ihnen nur noch die Sympathie des Widerstands, keineswegs aber irgend ein Einklang über das, was an die Stelle des Alten zu setzen sei, zu erwarten war. Darum konnte eine in Nordniederland gewurzelte Regierung im Süden nicht den empfänglichen Boden finden, auf welchem sie der Spanischen Macht hätte trotzen mögen. Das Eindringen auswärtiger Führer abzuwehren, die gleichfalls keine Grundlage im Volksthum gehabt hätten, reichten die äußeren Mittel Spaniens hin; ein inländisches Oberhaupt hätte sich nur aus der Aristokratie erheben können und würde an der gegenseitigen Eifersucht der hohen Geschlechter eine gefährliche Klippe gefunden haben. Soviel war jedoch gewiß, daß Spanien, wenn es diese Provinzen bleibend beruhigen wollte, seinen ursprünglichen Absichten entsagen und sich bescheiden mußte, unter Erhaltung der Privilegien und des Herkommens, ein abgesondertes, selbstständiges, reiches, aber ziemlich passives Land an ihnen zu besitzen. Für Spanien selbst wäre es leicht das Beste gewesen, es hätte diesem Besitzthum

entsagt. Denn es konnte ihm wenig helfen; wohl aber lag die Gefahr nahe, daß es durch seine dem Ehrgeize Frankreichs ausgesetzte Lage Spanien in tausend mit seinen eigenthümlichen Zwecken nicht zusammenhängende Collisionen verwickeln könne. Indeß damals fürchtete man Frankreich noch nicht und jedenfalls war jene Entsagung keinem Regenten mit Billigkeit zuzumuthen.

Selbst dazu, daß Spanien auch nur in die Nothwendigkeit sich fügte, jene Provinzen nicht auf seine, sondern auf ihre eignen Bedingungen zu erhalten, erforderte es eines fortgesetzten beharrlichen Widerstandes von Seiten einzelner Theile derselben. Und darin hat ihnen Nordniederland gute Dienste geleistet, daß es aus Sympathie und um eigner Sicherheit willen, diesen Widerstand rastlos anschürte und ihm Hilfe und Beistand lieh. Dadurch erwirkte es zwar nicht ihre Losreißung von Spanien, wohl aber günstigere Bedingungen für sie. Nordniederland selbst mochte auch unter diesen Bedingungen nicht wieder die Spanische Herrschaft annehmen. Denn es hatte die Freiheit und ihren Reiz gefühlt.

Die Spanier eröffneten den Feldzug mit der Belagerung Mastrichts, das sie mit überlegener Streitkraft angriffen, und das auch nach verzweifelter Vertheidigung genommen ward. Während dessen pflegte man Friedensunterhandlungen zu Cöln, wo, unter Vermittelung Kaiser Rudolph II., ein Congreß eröffnet ward, den Spanien, der Herzog von Parma, sowie der noch immer in den Niederlanden figurirende Erzherzog Matthias und die Generalstaaten beschickten. Wie fruchtlos diese Verhandlungen von Haus aus erscheinen mußten, da beide Theile ganz entgegengesetzte Forderungen aufstellten *); so lag doch schon in der Thatsache, daß Spanien

*) Die Generalstaaten forderten u. A. freie Uebung der protestantischen Religion, Bestätigung des Erzherzogs als Oberstatthalter, Wiedereinsetzung des Prinzen von Oranien und Anderer in Güter und Rechte. Spanien dagegen erklärte: nur die katholische Religion in den Niederlanden gelten zu lassen; forderte das Exil Oraniens, die Entsetzung des Erzherzogs. Nicht minderer Widerspruch mochte in den ent-

mit den Generalstaaten unterhandelte, eine Anerkennung, wenn nicht des Rechts, doch des Factums. Nicht bloß deshalb, sondern auch überhaupt scheint der Vorwurf zurückzuweisen zu sein, als sei das Eingehen in diese Verhandlungen von Seiten der Generalstaaten ein Misgriff gewesen, weil dieselben Gelegenheit gegeben, Uneinigkeit in den Reihen der Verbündeten zu erwecken und Einzelne von ihnen abzuziehen. Nicht Sie waren es, die sich als die Unversöhnlichen darstellen durften. Und wenn sie Verrath und Abfall besorgen mußten, so war auch außer dem Congresse genug Gelegenheit dazu. Es ist widersinnig, die zufällige Gelegenheit, auf welcher vielleicht gewisse Separatunterhandlungen zu Stande kamen, als den Grund der Letzteren zu betrachten, während doch die wahre Ursache in der verschiedenen Lage der natürlichen Interessen zu suchen ist. In der That ist die Versöhnung mit den Wallonischen Provinzen nicht in Cöln, sondern im Lager vor Mastricht verhandelt worden, nachdem sie lange vorher vorbereitet, wesentlich durch den Religionshaß begründet und in der Abtei Mont St. Eloi bei Arras beschlossen worden war. Am 15. Nov. 1579 ward zu Mons der Vergleich proclamirt, in welchem, was die Hauptpunkte anlangt, sowohl die Erhaltung des katholischen Glaubens, als die Entfernung der fremden Kriegsvölker, gegen Errichtung einer Nationalmiliz, versichert ward. Bald darauf löste sich der Cölner Congreß auf.

In den folgenden Jahren widmete sich der Herzog von Parma der allmäligen Unterwerfung der Belgischen Städte; eine Aufgabe, die ihm innere Uneinigkeiten, von gegenseitiger Religionsverfolgung entzündet, erleichterten, die von Seiten Nordniederlands dem Widerstand geleistete Unterstützung, sowie häufiger Mangel an Geld und Truppen *) dagegen

---

gegengesetzten Forderungen der Erhaltung der bürgerlichen Vorrechte der Provinzen und der Wiederherstellung der königlichen Gewalt in ihrem ganzen Umfange liegen.

*) Veranlaßt durch die gleichzeitigen Unternehmungen Spaniens nach andern Seiten. Für wahre Zwecke fehlt es nie an Mitteln. Aber vielen und obendrein falschen Zwecken konnte Spanien nicht genügen.

erschwerte. Der Krieg ward zunächst mit Wallonen geführt, so daß nun Niederland gegen Niederland kämpfte. Das beste Mittel, die Wiedergewonnenen so fest an die Spanische Sache zu fesseln, daß, mit einer gewaltigen, aber keineswegs unnatürlichen Umwandlung der Gemüther, die Provinzen, die einst, um die Entfernung der fremden Kriegsvölker zu erwirken, einen Aufstand gewagt und nur unter dieser Bedingung den Frieden geschlossen hatten, schon 1582 eine Deputation nach Madrid sendeten, und feierlich um Zurückberufung jener Truppen anhielten. Wundere man sich noch über die Ansicht der Könige von der Stimmung der Völker *)! — Die Spanier konnten nun den Unterwerfungskampf mit doppelter Kraft führen und bewirkten nach und nach die Einnahme der wichtigsten Plätze, deren Reihe, nach einer merkwürdigen Belagerung, wo beide Theile alle Kräfte in Angriff, Vertheidigung und Hilfe aufboten, die Eroberung Antwerpens (17. Aug. 1585) vervollständigte. Damit waren Brabant, Flandern und Mecheln für die Union verloren.

Oranien hatte diesen Unfall nicht erlebt. In Nordniederland war die Idee der Trennung von Spanien unerschütterlich und flößte allmälig selbst dem Ausland Vertrauen ein. Aber wenn Verdienst und Würdigkeit nur Oranien die oberste Stelle in dem neuen Freistaate zusprachen; so steht doch der Erhebung eines Mitbürgers im eignen Vaterlande so manches Bedenken entgegen und vor allen Dingen war das volle Vertrauen in die eigne Kraft noch nicht so fest gewurzelt, daß man nicht noch lange Zeit auf die Hoffnung auswärtiger Unterstützung hätte hohen Werth legen sollen. Eine Ansicht, die zuletzt irrig war, aber gewiß nicht befremden darf. Oranien selbst rieth zur Uebertragung der vielfach beschränkten fürstlichen Rechte an den Herzog Franz von Anjou und diese Wahl erfolgte, obwohl von Frankreich nur ein sehr

*) Sie ist natürlich, aber sie täuscht zuweilen und dann tritt gewöhnlich ein großer Wendepunkt ein. Auf die Stimmung ist wenig Verlaß. In der Betrachtung der Verhältnisse liegt noch die meiste Sicherheit.

unbestimmtes Versprechen kräftiger, nach Beendigung der eignen Unruhen zu leistender Hilfe zu erlangen war, und ward angenommen. Die Bedingungen bestimmte der Traktat von Plessis, den die Generalstaaten am 30. Dec. 1580 annahmen, am 23. Jan. 1581 beschworen. Damals waren mit Geldern, Zütphen, Holland, Seeland, Utrecht und Friesland noch Brabant, Flandern und Mecheln vereinigt und die Stände all dieser Länder entsetzten feierlich Philipp II. seiner Rechte *). Wenige Tage vorher hatte der Erzherzog Matthias seine Statthalterschaft aufgegeben. Seine Stellung war falsch. Denn Oesterreich konnte ihm keinen Beistand wider Spanien leisten.

Oranien konnte seinen eignen Ansprüchen auf die oberste Würde, im geglaubten Interesse des Vaterlandes, zu Gunsten Anjous, der den 19. Febr. 1582 in Antwerpen zum Herzog von Brabant inaugurirt wurde, entsagen. Das war Sache des freien Willens, der Tugend. Aber was er nicht konnte, war: der leichtsinnigen Seele Anjous das Interesse der Niederlande, statt selbstsüchtiger Sonderzwecke als Lebensprincip einflößen; ihn zu dem unermüdlichen und heldenmüthigen Vertheidiger der Niederländischen Freiheit machen, der Oranien selbst war; den Mangel an Sympathie zwischen den Niederländern und Franzosen heben, der sich nur zu bald zeigte und bei jeder Gelegenheit in Argwohn und Anfeindung ausbrach **); endlich, als die Untüchtigkeit des Herzogs ersichtlich ward, sich selbst abzuhalten, auch ferner die Seele der Geschäfte zu sein. Auch dies, wodurch er thatsächlich den

*) Haager Manifest vom 27. Juli 1581.

**) Die Franzosen waren entschieden unpopulär; und es sind zwei merkwürdige Thatsachen, daß sie verhältnißmäßig als Feinde beliebter gewesen sind, wie als Freunde; und daß sie sich mit weniger civilisirten Nationen besser vertragen haben, wie mit Civilisirten. In dem Wesen der Franzosen sind: Sinnlichkeit und esprit vorherrschend. Darin liegt eine Erklärung der letzteren Thatsachen. Für die der Ersteren mag zu bedenken sein, daß die Eitelkeit der Franzosen sie ihren Freunden unangenehm macht, ihre Höflichkeit, wenn sie diese nicht verläugnen wollen, ihr Verfahren gegen Feinde mildert.

Herzog entsetzte, war Pflicht, war Tugend. Uebrigens hatte er sich die Obergewalt in Holland und Seeland, wie er sie zeither geübt, vorbehalten. Auch die Feinde betrachteten Oranien fortwährend als den Lebensquell alles Widerstandes und verfolgten nur ihn mit allen Mitteln. Glücklich entgieng er dem Tode, an dessen Rand ihn ein meuchlerischer Anfall brachte. Die Stimmung des Volks verrieth sich sowohl in dem lebendigen Antheil, den es an der Gefahr und Rettung des Prinzen nahm; als in dem unbegründeten Argwohn, den es gegen Anjou und die Franzosen dabei aussprach. Oranien selbst beschwichtigte ihn und am 23. Aug. ward dem Herzog auch zu Gent als Grafen von Flandern gehuldigt.

Anjou hatte es sich selbst zuzuschreiben, wenn das Mistrauen gegen die Franzosen eine nur zu starke Bestätigung erhielt. Auch er trug unwillig die Beschränkungen, die ihm aufgelegt waren und suchte in Erweiterung seiner Rechte und seiner Macht die Erhöhung seines Ansehens, die Oranien weit natürlicher aus seinem Verdienste schöpfte. Deshalb und als die Erfüllung eines an die Generalstaaten gerichteten Anliegens um Erweiterung seiner Gewalt keine Aussicht hatte, beschloß er die gewaltsame Besitznahme wichtiger Plätze. Theilweise gelang es. In Antwerpen vereitelte die Tapferkeit der Bürger (17. Jan. 1583) den Versuch. Ebenso schlug das Unternehmen in Brügge und anderwärts fehl. Durch den Plan aber hatte er allen Anspruch auf das Zutrauen der Niederländer verwirkt. Für den Augenblick trat die feindlichste Spannung ein und erst allmälig wurden, auf den Rath Oraniens und Elisabeths von England, annähernde Unterhandlungen angeknüpft, die, bei gegenseitigem Mistrauen, kaum einen Erfolg versprechen konnten. Im Juni 1583 verließ Anjou für immer die Niederlande. Ein Jahr später Oranien selbst, aber erst mit dem Leben, das endlich der Meuchelmord, der es so oft bedroht hatte, traf (10. Juli 1584). Sein Wirken starb nicht mit ihm; denn es war nicht sein Werk, sondern das der fortwirkenden Verhältnisse gewesen, in deren Geiste gewirkt zu haben, sein Verdienst war.

Keinesweges jedoch soll geläugnet werden, daß der Tod

des Oraniers der Sache der Niederländischen Freiheit nachtheilig war. Geht doch auch das, was geschehen muß, besser und schneller von Statten, wenn der rechte Mann zur rechten Zeit wirkt. Oranien aber war vorzugsweise der Rechte, weil ihm die Besten das meiste Vertrauen schenkten. Die große Masse mag auch der Genius mit sich fortreißen, der seinen selbstsüchtigen Ehrgeiz nur schlecht verhüllt hat. In den Nordniederländischen Händeln war die große Masse zwar mithelfend, aber nicht entscheidend. Vielmehr lagen die öffentlichen Geschäfte wesentlich in den Händen besonnener, erfahrener und gewiegter Männer, die recht gut wußten, worum es sich handele, die ihren Ehrgeiz und Stolz für sich hatten und keineswegs für den Vortheil eines Einzelnen soviel gewagt, gewirkt und geopfert haben wollten. Jeden, der in diesen Stürmen zu Ansehen und Auszeichnung gelangte, prüften sie mistrauisch, ob er nicht unter der Maske des Eifers für das Gemeinwohl ehrgeizige Selbstsucht verberge. Unter Allen bestand der Oranier diese Prüfung am Besten und ihm ist daher auch von den Männern, deren Farbe die Bezeichnung Patrioten als Beiname bestimmt war, noch das wenigste Mistrauen gezeigt worden; weshalb eben bei ihm manches Hinderniß wegfiel, was außerdem die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten erschwerte. Es mag dahin gestellt bleiben, ja bezweifelt werden, ob der Oranier selbst ohne alle Selbstsucht gewesen ist, ob er nur aus Vaterlandsliebe, oder auch nur um den Ruhm, eine große Bestimmung zu erfüllen, gewirkt und nicht im Hintergrunde die Begründung politischer Macht für sich und sein Haus gesehen hat. Aber der Mann, dem an Tiefe der Staatskunst Wenige vor und nach ihm gleichkommen *), hütete sich wohl, nicht nur ein solches Streben zu verrathen, sondern auch, direct dafür zu wirken. Er wußte, daß es ihm

*) Am Nächsten mag ihm der Wilhelm von Oranien zu stellen sein, der Englands Krone erwarb. Und doch war dessen Ehrgeiz sichtbarer, als der des Schweigenden. Wilhelms Schweigen drückte mehr als Verschwiegenheit; es drückte Selbstbeherrschung aus.

von selbst kommen müsse, eben indem er uneigennützig für das Gemeinwohl wirkte.

Von den Söhnen des Oraniers hatte Friedrich Heinrich die milderen Seiten seines Charakters, Moritz den Genius geerbt. Letzterer kam an die Spitze und vollendete das Werk des Vaters. Aber jünger, regeren Blutes und der, mehr als Prinz, denn als Unterthan erwachsen, seine Ansprüche nicht bloß auf Eignes, sondern auch auf des Vaters Verdienst begründete, verdiente er weder, noch erfuhr er dasselbe Vertrauen, was Wilhelm begleitet hatte. Ebendeshalb und weil bei ihm die glänzenden Seiten vorwalteten, hat er sich später mehr auf die Masse *) gestützt und ist mit den Führern zerfallen, die seines Vaters Freunde gewesen waren. Vor der Hand führten Diese, als deren Repräsentant Oldenbarneveld anzuführen ist, das Werk im zeitherigen Geiste fort. Einem gemeinschaftlichen Staatsrathe übertrug man (28. Aug. 1584) die Leitung der Geschäfte. Graf Moritz ward Vorsitzender; ein achtzehnjähriger Jüngling; aber der Recht, Verdienst und Talent des Vaters, wie, was vielleicht noch entscheidender war, die Anhänglichkeit der Truppen geerbt hatte. Die Friedensvorschläge, wie groß die Versuchung zu ihrer Eingehung damals sein mochte, wurden nochmals verworfen.

Die Eroberung Antwerpens und mehrfache frühzeitige ähnliche Unfälle bedrohten die Verbindung, welche Nordniederland zeither noch mit einzelnen südlichen Punkten behauptet hatte. Zugleich weckten sie von Neuem das Verlangen nach auswärtiger Unterstützung. Man wendete sich wiederholt nach Frankreich, da Elisabeth von England noch zu keinem Entschlusse, oder vielmehr zu dem Entschlusse, noch zu zögern, gekommen war. Indeß, obwohl man sich bereit erklärte, dem König von Frankreich die Herrschaft in den Niederlanden, in derselben Weise, wie Karl V. sie besessen habe, einzuräumen

*) Die Gunst der Menge brütet in Republiken Tyrannen aus. Der das Volk am Redlichsten liebt und ihm am Meisten nützt, der kann nicht stets populär sein.

(Frühjahr 1585), gestand doch Frankreich seine dermalige gänzliche Unfähigkeit zu irgend einer Hilfleistung ein. Ein Glück für die Niederländer, was ihnen einen neuen Aufstand ersparte. Denn die Französischen Könige waren nicht geeigneter, als die Spanischen, eine beschränkte Herrschaft zu üben. Indeß in dem herrschenden Glauben, daß auswärtige Unterstützung dringendes Bedürfniß sei, wendete man sich (Juli 1585) mit demselben Anerbieten nach England *). Aber auch dessen staatskluge Fürstin schlug den Antrag aus; vielleicht weil sie die Sache noch nicht für reif hielt; vielleicht weil sie in der That an der Möglichkeit und Räthlichkeit, Nordniederland mit England zu vereinigen, zweifelte. Endlich (10. Aug. 1585) vereinigte man sich mit ihr dahin, daß sie ein Hilfscorps bewilligte, gegen Verpfändung dreier Plätze und gegen das Recht, den Oberstatthalter und zwei Mitglieder des Staatsraths zu ernennen. Das Hilfscorps und der Statthalter kamen. Letzterer war der Günstling Elisabeths, Robert Dudley, Graf von Leicester. Als Gegengewicht diente die Erwählung Prinz Moritz von Nassau Oranien zum Statthalter von Holland und Seeland. Leicesters unfähige Eitelkeit brachte den Niederlanden mehr Noth als Hilfe, wie sie überhaupt nicht durch auswärtige Unterstützung sich gerettet haben, wenngleich die endliche Anerkennung ihrer Rettung durch die veränderte Gestalt der auswärtigen Verhältnisse gefördert wurde. Auch Leicester war parteiisch für seine Nation, selbstsüchtig, nur an sich denkend **), ohne Sympathie für die Niederländer, ohne Theilnahme und Eifer für

*) Die Geschichtschreiber pflegen bei diesen Vorgängen zu sagen: der Haß gegen Spanien sei härter gewesen, als selbst die Liebe zur Freiheit. Indeß der damalige Freisinn war nicht antimonarchisch und man glaubte noch nicht, daß da kein Freistaat bestehe, wo die oberste Würde nach Erbrecht vergeben und mit königlichen Attributen umringt wird.

**) Der Egoismus nützt dem gemeinen Besten, wenn er durch seinen Eifer für Letzteres sich selbst zu helfen denkt. Aber er nützt weder Jenem, noch in der Regel sich selbst, wenn er nur an sich denkt. Die Tugend wirkt für das Ganze, ohne alle Rücksicht auf eignen Vortheil.

ihre Sache. Bald entstand Mistrauen und Zwist zwischen ihm und den Generalstaaten; da theils manche kriegerische Unfälle seiner Unthätigkeit beigemessen wurden, theils aus seinen Maaßregeln sichtbar der Plan hervorleuchtete, mit Hilfe der wie gewöhnlich leicht verblendeten und aus zweideutigen Bestandtheilen zusammengesetzten, demokratischen Partei, seiner Gebieterin die Souverainetät über die Niederlande auf ihre eigner Bedingungen zu verschaffen. Auch Er machte fruchtlose Versuche, sich in den Besitz einiger Plätze zu setzen. Auch ihm gelang es, bei seiner sichtbaren Untüchtigkeit, keineswegs, sich in Ansehen zu setzen und so ward er endlich (Ende 1588) von Elisabeth zurückgerufen; nicht ohne auch nach seiner Entfernung einen Zustand der Verwirrung zu hinterlassen, den die Weisheit der Generalstaaten und die Kraft des Prinzen Moritz nur mit Mühe zu ordnen vermochte.

Dennoch hatte seine Anwesenheit, oder vielmehr die Maaßregel Englands, in deren Gefolge sie stattfand, eine wichtige und wohlthätige Folge, indem sie nehmlich die Verhältnisse zwischen England und Spanien entschieden zum Bruche brachte, einen Angriff Spaniens auf England, und in Folge des Unterganges der unüberwindlichen Armada und des fortgesetzten Krieges mit England eine immer größere Erschöpfung Spaniens herbeiführte, und dadurch die Unternehmungen des Herzogs von Parma lähmte.

Eine zweite Diversion führte der Sieg des Anti-Spanischen Princips in Frankreich durch Heinrich IV. herbei, wodurch Philipp verleitet wurde, die zum Niederländischen Kriege erforderlichen Kräfte gegen Frankreich zu wenden. Der Herzog von Parma selbst zog nach Frankreich. In der Zwischenzeit hoben sich die kriegerischen Angelegenheiten der Niederländer. Aber auch nach seiner Rückkehr hielt ihm Prinz Moritz wenigstens das Gegengewicht. Zütphen, Deventer, Nymwegen wurden (1591) dem Lande erobert, dem sie angehörten. Köverden (1592) trotz der Bemühungen der Spanier, es zu entsetzen.

Philipp setzte den Krieg in den Niederlanden nur fort, weil es ihm moralisch unmöglich war, einen Frieden mit

ihnen zu schließen, bei dem er seinen Rechten hätte entsagen müssen. Aber sein Eifer für die Sache war erlahmt, wie seine sichersten Erwartungen hier und anderwärts betrogen wurden. Hätte er selbst sich an Ort und Stelle befunden, wäre er selbst an der Spitze seiner Heere gewesen, die Hindernisse würden ihn nur angespornt haben, das Aeußerste anzustrengen und zu wagen. Aber in dem sichern Spanien, an seinem düstern Hoflager, von dem ernsten Glanze der Majestät des Absolutismus umringt, wenn da so lange Jahre hindurch die Eilboten nur Kunde von Unfällen, statt von Siegen, oder bei allen Siegen keine Nachricht brachten, daß die Sache vorwärts gehe, eine rasche Entscheidung erfolgt sei; war es nicht natürlich, daß er die ganze Angelegenheit satt bekam? Ueberdem, der Abfall einer Provinz des eigentlichen Spanien, er würde die ganze Halbinsel berührt, Madrid selbst in Verwirrung und Noth gesetzt haben. Dieser Abfall eines Theiles der Spanischen Monarchie aber, der nun so lange Jahre gewährt hatte, man hatte ihn in Spanien nicht empfunden, als durch das Geld und die Truppen, welche die Fortsetzung eines Kampfes kostete, der wenig Aussichten bot und durch die Verluste, welche die Kaper der Feinde dem Handel beibrachten. Die Theile der Niederlande zudem, die dem Spanier die Wichtigsten scheinen mochten, weil sie es zeither, als dem Regierungssitze und den Französischen Grenzen am Nächsten, gewesen waren, die hatte man ja wiedergewonnen. Der fernere Kampf mit diesen armen, nördlichen Landstrichen, er ward der Consequenz halber fortgesetzt; aber der alte, immer morösser gewordene König hatte keine Freude an der Sache mehr. Deshalb war er karg und launisch gegen die Werkzeuge und wenn er ihnen keine Schuld beimessen konnte, so ärgerte er sich selbst über ihre Verdienste. Die ganze Niederländische Sache war ihm verhaßt; denn ihr mochte er, grundlos aber natürlich, die Hauptschuld beimessen, warum soviele andere Illusionen nicht in Erfüllung gegangen waren. Indeß Alexander von Parma, die Seele der Spanischen Sache in den Niederlanden, hätte den Kampf um eignen Ruhmes willen mit Kraft fortgesetzt

und dies mochte noch manche Drangsale über die Niederlande herbeiführen, wenn es auch die Entscheidung nicht ändern konnte. Da starb der Herzog am 3. Dec. 1592, von Mismuth und Beschwerden erschöpft.

Sein Nachfolger war vorläufig Graf Peter Ernst von Mannsfeld, ein Niederländer von der Spanischen Partei, der ebendeshalb nicht die Seele des Krieges werden konnte, da dieser rein Spanisch, nicht Niederländisch war. Deshalb gieng die Hauptleitung der Geschäfte auf den Kriegsrath über, den ihm der König zur Seite setzte und dessen wichtigste Mitglieder Spanier waren. Abermals machte sich der Mangel an Mannszucht des Heeres, nach dem Tode des geachteten Feldherrn, durch Meutereien fühlbar und lähmte die Unternehmungen. Die Generalstaaten benutzten die Schwäche der Gegner, um (22. Juli 1594) Gröningen und die Ommelande zu befreien und so eine siebente Provinz den sechs Vereinigten beizufügen.

Die Art von Interregnum in den Spanischen Niederlanden ward durch die Ankunft des Erzherzogs Ernst von Oesterreich formell beendigt. Factisch blieb die Sache dieselbe und die Hauptleitung in den Händen der Spanier und so änderte auch der am 21. Febr. 1595 erfolgte Tod des Erzherzogs nichts. Der Stolz der Spanier, deren Haupt der Graf Fuentes war, drückte die hohe Aristokratie der Niederlande. Der Herzog von Arschot verbannte sich freiwillig, während Graf Karl von Mannsfeld durch Intriguen entfernt ward. Der Gang des Kriegs war allerdings 1595 den Spaniern günstig, aber doch nur in Gegenden, von denen das Schicksal Nordniederlands nicht abhieng, dem namentlich die Eroberung von Cambrai gleichgiltig sein konnte.

Die verhaßten Spanier wurden entfernt. Aber als Rathgeber des neuen (Anfang 1596) Statthalters, des wenigstens in den äußeren Formen zum Spanier erzogenen Erzherzog Albert langten auch wieder Spanier an. In seinem Gefolge kam auch ein als Katholik erzogener Sohn des Oraniers, der zum Versöhner bestimmt war, aber weil er keiner Partei angehörte und Jeder verdächtig war, in Unthä-

tigkeit verharrte. Die Aufmerksamkeit der Spanier war überdem weniger auf die Niederlande, als auf Frankreich gerichtet. Die Zeit schien wiederzukehren, wo ihnen, wie unter Karl V., Belgien weniger an sich, denn als Position gegen Frankreich wichtig war. Diese Periode benutzte der auch in offener Feldschlacht bei Turnhout (24. Jan. 1597) siegreiche Moritz von Nassau, das Nordniederländische Gebiet zu befreien; wie denn überhaupt im Laufe dieses wechselvollen Krieges allmälig die Länder sich naturgemäß schieden, sodaß die einzelnen Plätze dem Geschicke der umgebenden Landschaft folgten. Nordniederland war bereits völkerrechtlich von zwei Hauptstaaten anerkannt. Solange es mit England allein in Verband war, mochte es von Diesem als bloßer Schutzstaat betrachtet werden. Aber als es (31. Oct. 1596) dem Schutz- und Trutzbündniß zwischen Frankreich und England beitrat, mußte Elisabeth, auf Frankreichs Anliegen, darein willigen, daß die Generalstaaten als souveraine Macht betrachtet würden. Der Vertrag selbst ward durch den Separatfrieden Frankreichs (von Vervins, 2. Mai 1598) beendigt; wogegen England und die Generalstaaten (26. Aug.) ihr Bündniß zu Westminster erneuerten. In der That, diese Staaten waren natürliche Alliirte; trotzdem daß sie in Vielem Concurrenten zu werden bestimmt waren. Sie hatten gleiche Interessen.

Philipp verzweifelte an der Unterwerfung der Niederlande durch Waffenkraft. Er mochte ahnen, daß nur Concessionen zum Ziele führen konnten, die selbst zu machen ihm unmöglich war. Deshalb der merkwürdige Act, wodurch er die Niederlande seiner Tochter, der Infantin Isabella Anna Eugenia, als Mitgift bei ihrer Vermählung mit dem Erzherzog Albert abtrat (6. Mai 1598); welchem Letzteren die Huldigung für die Infantin geleistet ward. Wohl mochte man in diesem Schritte ein Vorzeichen erkennen, daß die Niederlande wieder auf die alten Bedingungen regiert werden sollten. Vollkommene Selbstständigkeit ward nicht beabsichtigt. Dies bewiesen zum Theil die näheren Bedingungen der Abtretung; mehr noch die ferneren Vorgänge, in denen

wie zeither Alles von Spanien aus und durch Spanier erfolgte. Mit Spanischen Truppen führten Kardinal Andreas von Oesterreich und Admiral Mendoza den Krieg, während der Abwesenheit des Erzherzogs, der die Infantin von der Gruft Philipps II. nach den Niederlanden abholte. Das letzte Jahr des Jahrhunderts bezeichnete die Schlacht bei Niewpoort; eine der Größten in diesem Kriege, aber nicht folgenreicher, wie die Meisten. Moritz hatte einen klug berechneten, überraschenden Einfall in Flandern gemacht. Der Erzherzog begegnete ihm mit geistvoller Fassung. Die Königlichen wurden geschlagen; Mendoza ward gefangen; aber theils die weisen Anstalten des Erzherzogs, theils die natürliche Bestimmung Flanderns ließen Moritz keine Früchte von seinem Siege erndten.

So waren die meisten Unternehmungen des folgenden, immer matter geführten Kriegs ziemlich zwecklos. In der Hauptsache konnte nichts mehr geändert werden. Nur um einen Platz mehr oder weniger war noch zu streiten und der gegenseitige Haß und Wetteifer auszulassen. So die dreijährige verzweifelte Belagerung Ostende's (1601—4), die zuletzt Spinola glorreich beendete, und die den Spaniern einen einzelnen Platz, den Vereinigten Staaten aber dreijährige Ruhe zur inneren Befestigung verschaffte. Diese benutzten sie namentlich zur immer weiteren Ausdehnung ihres Handels und ihrer Schifffahrt. Nordniederland arbeitete nicht mehr um seine Rettung; es hatte glänzende Zielpunkte zu erstreben gewonnen und trat in den Wettlauf der Nationen um Reichthum, Ansehen und Macht. Schon konnte es selbst dem Separatfrieden, der (18. Aug. 1604) von Elisabeths Nachfolger mit Spanien und den (Belgischen) Niederlanden zu London abgeschlossen ward, um so gleichgiltiger zusehen, je gewisser zu erwarten war, daß die den Generalstaaten ungünstigen Punkte, nach denen eine Auslieferung der von den Engländern besetzten Plätze an den Erzherzog wenigstens möglich schien, nicht in Erfüllung gebracht werden würden. Blieb doch ein Ambassadeur der Generalstaaten, trotz des Widerspruches des Spanischen Gesandten, an dem Englischen Hofe,

als Beweis der fortgesetzten freundschaftlichen Verbindung, gelitten. Ernstliche Befürchtung oder Hoffnung einer Wiederunterwerfung der nördlichen Niederlande unter die Spanische Herrschaft konnte von keinem Theile gefaßt werden. Der Krieg, in welchem sich Moritz und Spinola *) mit gleicher Ehre und ungefähr gleichem Erfolge maßen, ward mehr der Ehre halber fortgesetzt. Entschieden siegreich war die Union, namentlich unter Jakob Heemskerk, zur See und machte ebendadurch das Verlangen der Spanier nach endlicher Beilegung dieser Unruhen lebhafter. Diese war möglich, sobald man den Gedanken einer Wiederunterwerfung Nordniederlands, der zeither allen Vergleichs- und Vermittelungsvorschlägen zum Grunde gelegen, fallen ließ. Diese Länder hatten die Möglichkeit und Süßigkeit der Selbstständigkeit kennen gelernt und diese als Erfahrung erfaßte Idee war zum gewaltigen Factum, zum mächtigen bestimmenden Verhältniß geworden. Die früheren Vorschläge waren meist durch Oesterreich erfolgt, das bei seiner Verbindung mit Spanien von der Erhaltung der Spanischen Rechte ausgehen mußte. In einer Zeit vornehmlich, wo eine Aufgebung derselben noch nicht als nothwendig erkannt war. Jetzt war es indessen dahin gediehen und vielleicht mag die Art von Trennung, die zwischen Spanien und den Spanischen Niederlanden eingetreten war, dazu beigetragen haben. Denn in Spanien, obwohl man die Niederlande immer noch als Spanische Provinz betrachten mochte, sah man doch ein, daß man sie nur auf ihre eignen Bedingungen, unter großer Selbstständigkeit, vielleicht steter formeller Trennung, zur gelegentlichen, ungewissen Benutzung werde behaupten können. Sollte Spanien fortdauernd Opfer und Mühe tragen, um diesen unbestimmten Befugnissen eine räumliche Erweiterung zu verschaffen, zu der überdem keine Hoffnung war? Die ganze Sache schien nicht mehr Spanischer, sondern rein Niederländischer Natur und doch kein wahres Interesse der südlichen Niederlande darein

*) Dessen Handlungen und Erfolge vorzüglich unter Geldmangel und unter den die damalige Zeit und den Zustand ihres Kriegswesens charakterisirenden Meutereien der Soldaten litten.

verflochten. Die ganzen Niederlande hatten sich erhoben gehabt. Die südlichen Theile waren von Spanien wieder unterworfen worden, oder hatten sich selbst gefügt. Was sollte sie drängen, ihre nördlichen Brüder zu einer Vereinigung zu zwingen, von der nicht Jene, sondern Sie, durch ihren Wiederabfall sich zuerst losgesagt hatten? Leidenschaft konnte es und that es eine Zeit lang, ward aber durch die fortdauernden Leiden und Drangsale abgekühlt. Ohne Spanien wäre der Krieg schon längst erloschen gewesen. Nun aber hatte ihn Spanien selbst satt. Für den Spanischen Stolz war es eine Beruhigung, daß die Niederlande formell getrennt waren, folglich Spanien nicht direct zu verzichten brauchte. Der Erzherzog aber mußte den Frieden wünschen, eben weil er sich als selbstständigen Besitzer der Niederlande betrachtete und diesen Besitz zu genießen wünschte. Ein bloßer Statthalter, wie Alba, Fuentes und die Andern, konnte die Fortdauer des Krieges vorziehen, der seine Wichtigkeit erhöhte. Auch mochte der Erzherzog, in natürlicher Verkennung der in Nordniederland herrschenden Stimmung, glauben, diese Provinzen könnten sich ihm, als selbstständigem Fürsten der Niederlande, doch wohl noch ergeben. In den ersten Unterhandlungen daher, die er (Ende 1606) einleiten ließ, ward nach den Bedingungen, nach den Vortheilen und Freiheiten gefragt, welche die Generalstaaten sich für den Frieden stipuliren möchten. Diese Basis aber, (Januar 1607) ward mit einer Bestimmtheit zurückgewiesen, die den Erzherzog zu der Erklärung brachte, der Status quo solle erhalten werden. In der That, welche Vortheile hätte man dem Volke von der Vereinigung versprechen können, nachdem es nach der Trennung so gewaltig an Macht, Reichthum und innerer Kraft und Blüthe gestiegen war? Denn der Zustand Nordniederlands, das einst ein dürftiger Anhang Belgiens gewesen war, contrastirte durch seinen, unter dem Schutze der freisinnigsten Gesetzgebung *) gewonnenen Aufschwung gewaltig mit

*) Die Gesetzgeber waren in Noth und es war ihnen an der guten Meinung der Welt gelegen. Sie mußten sich Freunde machen,

dem Verfall und der Erschöpfung der südlichen Provinzen. Was hätte man ferner den Führern des Volks für eine Entschädigung in einem abhängigen Staate bieten können, damit sie ihre Stellung in dem Unabhängigen aufgäben? Nun Moritz von Nassau konnte Grand von Spanien werden und Spanischer Feldhauptmann. Welch andere Aussicht stand vor seiner Seele! Welch andere Zukunft hat er seinem Hause eröffnet! Doch nicht nur Er und seine Offiziere waren, nicht bloß der Wiederunterwerfung, nein, auch nur dem Frieden abgeneigt; sondern auch ein großer Theil des Volks theilte selbst diese Ansicht. Denn man fürchtete den Wiederverlust des Handels, den man auf Kosten der südlichen Staaten erworben zu haben glaubte *). Dies Alles verzögerte die Friedensunterhandlungen; trotzdem, daß kein wahrhafter Grund mehr zum Kriege, keine Aussicht bei dessen Fortsetzung war. Endlich kam es am 24. April 1607 zu einem vorläufigen achtmonatlichen Waffenstillstand; wobei der Erzherzog die vereinigten Provinzen als frei und souverain anerkannte. Später trat Frankreichs Vermittelung hinzu, das überdem eine neue Allianz mit den Generalstaaten schloß (23. Jan. 1608), der bald (26. Juni) eine Gleiche mit England folgte. Im Anfang des Jahres 1608 wurde der Friedenscongreß im Haag eröffnet. In den Vollmachten der Spanischen und Erzherzoglichen Botschafter war die Souverainetät der Vereinigten Provinzen abermals anerkannt. Die Verhandlungen, die auf Abschließung eines Definitivfriedens gerichtet waren, giengen Anfangs leicht von Staaten. Aber bald zeigten sich zwei Punkte, Beide aus der besonderen Stellung der verhandelnden Staaten geflossen, über welche durchaus keine Einigung zu erlangen schien. Die Generalstaaten nah-

---

aufmuntern, anlocken. Sie vergaßen, über der Hauptsache, die kleinen Bedenken, die so viel Großes und Gutes hindern.

*) Allerdings war er zum Theil auf Kosten Antwerpens erlangt. Zum Theil aber war er wohl neuer Entstehung und jedenfalls konnte er den nördlichen Staaten bleiben, ohne daß die Südlichen in Verfall geriethen. Fuhren die Holländer fort, ihn zu verdienen, so konnten sie ihn auch im Frieden behaupten.

men von ihrem Grundsatze religiöser Toleranz die Katholiken aus, die sie nicht als seßhafte Religionspartei in ihrem Gebiete dulden zu können glaubten, dazu allerdings durch den Umstand veranlaßt, daß Religionsverfolgung von Seiten der Katholiken einen Hauptgrund der Revolution gebildet, der Katholicismus den Abfall der südlichen Provinzen von der gemeinschaftlichen Sache veranlaßt und fortwährend gegen sie gestritten hatte. Spanien dagegen wollte den Nordniederländern den Indischen Handel verwehren und in Diesen waren ihre neugebildeten Interessen auf das Innigste verflochten. Darüber wurden die Verhandlungen abgebrochen. Indeß der Französische Vermittler Jeannin fand einen Ausweg, indem er einen mehrjährigen Waffenstillstand vorschlug, bei dem die streitigen Punkte in suspenso bleiben mußten, und so der Status quo erhalten ward. Natürlich, daß die Generalstaaten nicht eben abgeneigt waren, darauf einzugehen. Sie erhielten ja dadurch, was sie wollten; ob Definitivfrieden, oder Waffenstillstand geschlossen wurde, war ihnen gleichgiltig, da ihnen der Frieden noch nicht Bedürfniß war; und von der Zukunft hofften sie das Beste. Die Gegner waren dagegen weniger für den Vorschlag gestimmt und zweifelten, ob ihre Souveraine einwilligen würden. Es ward eine Frist bestimmt und die Conferenz ausgesetzt. In der Zwischenzeit regten sich die Anhänger des Kriegs in Nordniederland gewaltig. Bei Moritz walteten wohl egoistische Gründe. Indeß die Leidenschaften, Vorurtheile und Privatinteressen mußten dies Mal der lautsprechenden Stimme der Vernunft und den Vorstellungen der verbündeten Mächte weichen. Wider Erwarten gab auch der Erzherzog nach und auf dem zu Antwerpen wiedereröffneten Congreß kam endlich am 9. April 1609 der zwölfjährige Waffenstillstand zu Stande.

In der katholischen Frage fügte man sich dem Verlangen der Generalstaaten um so williger, je reiflicher man überlegt hatte, daß sie ja hätten Gegenseitigkeit der Toleranz verlangen können. Auch in der Indischen Sache behaupteten sie ihren Besitz. Der Ehre halber ward im Vertrage keine offene Verbürgung deshalb gegeben. Man half sich durch

zweideutige Phrasen darüber, die eine Separaterklärung der vermittelnden Mächte zu Gunsten Nordniederlands auslegte. Den Vertrag bestätigte auch Spanien am 6. Juni 1609.

So ward eine neue Macht in dem Europäischen Staatensysteme anerkannt, nachdem sie factisch schon seit Jahren in dasselbe eingetreten war. Nun erst, wo sie nicht mehr um ihre Selbstständigkeit zu kämpfen hatte, konnte sie sich gegen Außen geltend machen. Doch ihre weiteren Geschicke gehören folgenden Zeiträumen an. Spaniens Niederländische Pläne waren in jeder Hinsicht gescheitert. Denn auch in den südlichen Provinzen mußte es im Wesentlichen auf die alte Basis des gegenseitigen Verhältnisses zurückgehen. Es war wie bei dem Siege der Reformation, die nicht bloß die getrennten Kirchen gebildet, sondern auch in der katholischen Kirche selbst ihre Wirkungen geltend gemacht hat.

§. 29.

Spaniens Pläne auf England.

Wiewohl die im vorhergehenden §. behandelten Vorgänge weit über die Zeit von Philipps Leben hinausgehen, so war doch eine zusammenhängende Darstellung derselben nothwendig, um den ganzen Verlauf einer, auch abgesehen von den Spanischen Beziehungen, so hochwichtigen Kette von Ereignissen überblicken zu lassen. Die Niederländischen Angelegenheiten haben nur eine Zeit lang den einen Haupttheil der Bestrebungen Philipps gebildet, während der Andere auf die südlichen Händel gerichtet war. Später wurden die Niederlande den Französischen Fragen untergeordnet.

Die Pläne auf England waren zwiefachen Charakters, wiewohl nicht ohne einigen inneren Zusammenhang. Der erste Gedanke entsprang, wie der Zweite, aus einem Grundirrthume. Aber Jener war ein Irrthum der Oberflächlichkeit; Dieser des Stolzes und der Leidenschaft. Jener macht deshalb dem Verstande der Irrenden noch mehr Unehre als dieser und

diese Unehre theilt Karl V. mit seinem Sohne. Denn in des Kaisers Kopfe entsprang der Plan, seinem Sohne durch Vermählung mit der Englischen Maria die schöne Krone Englands zu verschaffen. Als wäre England ein Staat gewesen, der sich erheirathen und durch Heirath in eine bloße Provinz verwandeln ließ! Die Pläne erwachten auf die erste Nachricht von der Krankheit König Eduard VI. und der wahrscheinlichen Thronfolge Maria's; deren Hand Philipp, was sein Vater selbst bezweifelt hatte, trotz ihres Alters und ihrer Unliebenswürdigkeit, anzunehmen sogleich bereit war. Maria war ebenso entschlossen zu dieser Verbindung. Bei ihrem Vorsatze, die triumphirende Herrschaft der katholischen Kirche in England wiederum einzuführen, war es allerdings richtig, daß ihr der Beistand des mächtigsten und eifrigsten katholischen Monarchen sehr bedeutungsvoll scheinen mußte. Indeß dieser Beistand war ihr, so weit er überhaupt möglich war, auch ohne eine Vermählung mit Philipp, gewiß und wurde durch die Vermählung nicht möglicher. Hier kam es bloß darauf an, daß ihr Gemahl ein eifriger Katholik war und die persönlichen Eigenschaften besaß, die ihm Einfluß in England verschaffen konnten. Daß Philipp bereits Monarch eines großen Staates war, konnte nur schaden, statt zu nützen. Denn es regte ein tausendfältiges Mistrauen *) in dem Englischen Volke auf und dieses Volk ist nicht gewohnt, sich nutzlos unter die Gewalt zu beugen, sondern es liebt der Gefahr entgegenzugehen und wenn es unter dem Joch ist, so rüttelt es so oft und solange daran, bis das Joch abgestreift ist. Indeß wenn urtheilt die Leidenschaft richtig, wo der besonnene Verstand schon so oft sich irrt? Und nun vollends die Leidenschaft eines bigotten Weibes! Das Volk

*) Aus religiösen und aus politischen Gründen. Man fürchtete nicht bloß die Herrschaft des Katholicismus, sondern dieser trat hier auch mit absoluter Gewalt im Politischen auf und bedrohte selbst die Unabhängigkeit des Landes. Deshalb ward diese Verbindung selbst von patriotischen Katholiken gemisbilligt. Indeß die Furcht war im Religiösen gegründeter als im Politischen. Meinungen lassen sich leichter beherrschen, als Verhältnisse.

suchte man durch verbürgende Stipulationen des Ehevertrags zu beschwichtigen. Philipp sollte nur den Titel des Königs führen, die ganze eigentliche Regierung und Verwaltung der Königin allein zukommen *); es sollten keine Ausländer in das Land gebracht, an Verfassung und Gesetz nichts geändert, England nicht in die Kriege zwischen Frankreich und Spanien gezogen werden. Die Bestimmungen wegen der Erbfolge waren ziemlich widersprechend und verriethen deutlich, daß man dem Volke nur Sand in die Augen streuen, sich aber vorbehalten wolle, in der Zukunft nach den Umständen zu agiren. Die mit der Königin erzeugten Kinder Philipps sollten mit England auch Burgund und die Niederlande erben. Dies setzte also eine Trennung der Spanischen von der Englischen Erbschaft und eine Verkürzung Spaniens voraus. Stürbe jedoch der zeitherige Erbe Philipps, Don Karlos, so sollten die mit Maria erzeugten Erben in allen Erbländern folgen. Dann wäre aber England mit der übrigen Spanischen Monarchie vereinigt worden. Sollte da England, oder sollte Spanien Provinz werden? Fast schien es, als wollte man das Letztere glauben machen, da Philipp weder die Königin, noch eins der Kinder aus dieser Ehe aus England mit sich nehmen sollte. Konnte man den Engländern zumuthen, so etwas zu glauben, so einen Anspruch zu erheben? Nur eine Bestimmung war vernünftig und ist auch in Erfüllung gegangen, daß nehmlich, wenn die Ehe erblos bliebe, der rechtmäßige Thronfolger, und keineswegs Philipp succediren solle. Man mochte übrigens glauben, diese Bestimmungen rasch über den Haufen werfen zu können. Indeß man machte die Erfahrung, daß dies in England nicht so leicht gieng. Schon vor der Vermählung Philipps mit Maria erhob sich ein Aufstand, von dem Ritter Thomas Wyat geleitet. Unglücklich, weil schlecht geleitet und weil die

*) Eine Bedingung, die unter der Voraussetzung etwas nützen konnte, daß die Ehe eine Uneinige sein werde. Der regiert, der den Entschluß des Regenten bestimmt und der Urheber der Regierungshandlung ist.

Mehrzahl des Volks noch keinen Rechtsgrund zum Widerstand gegen ihre Königin sah. Frivole Auflehnungen sind in England immer misglückt, wie sie auf die Dauer überall misglückten und der Druck muß unerträglich, die Rechtsverletzung schreiend sein, wenn sich das Englische Volk zu gewaltsamen Schritten erhebt. Für gewöhnlich vertraut es der schützenden Kraft seiner gesetzlichen Institutionen. Die Königin hatte ein Recht, sich ihren Gemahl zu erwählen und die Heirath ward (1454) vollzogen. Nun nahm Maria, auf den mächtigen Rückhalt vertrauend, eine gewaltige Reaction gegen den Protestantismus vor, ordnete Ketzergerichte an und verfuhr mit so harter Verfolgungswuth, daß selbst Philipp zur Mäßigung und Milde rathen, daß er fürsprechen und versöhnen mußte. Er war überhaupt vor der Abdankung seines Vaters gemäßigter. Denn er hatte damals noch nicht jenes Gefühl der Sicherheit und des Machtbesitzes, das ihn später verblendete. Und in England mochte er sich, bei persönlicher Anwesenheit, doppelt unsicher fühlen. Seinem kälteren Geiste, dem es nicht an Urtheilskraft über das Einzelne, zur unmittelbaren Anschauung Gebrachte, mangelte, entgieng weder die Schwierigkeit der Unternehmung seiner Gemahlin, noch die Bedenklichkeit der von ihr gewählten Mittel, im Verhältniß zu dem Lande und Volke, gegen das sie gebraucht wurden *). Darum findet man nicht, daß er selbst denselben Eifer, mit dem er diese Verbindung erstrebte, für Einsammlung ihrer Früchte verwendet habe. Nur einmal, in dem Kriege gegen Frankreich, vermochte er sie, unter Umgehung der Verfassung und willkürlicher Abgabenerhebung, ein Hilfscorps zu seiner Armee zu senden (1557); für welche Thor-

*) Es könnte übrigens sein, daß er sich doch geirrt hätte. In England hat ein recht gewaltsamer Despotismus, der überallhin Schrecken verbreitete, noch am Ersten seiner Sache, allerdings nur für kurze Zeit und unter großer Unruhe und Gefahr, den Sieg verschaffen können. Man muß dieses Volk betäuben und kann dann, so lange die Betäubung dauert, mit ihm machen, was man will. Langsam fortschreitende, allmälig umgarnende Intriguen durchschaut und contreminirt es.

heit England durch den Verlust von Calais bestraft ward. Einfluß in Englands innere Regierung zu gewinnen, versuchte er nicht. Das Widerstrebende der Verhältnisse leuchtete selbst ihm zu sehr ein, als daß er in England auf denselben Gedanken gekommen wäre, den er in den Niederlanden durchzuführen bemüht war. Er beschied sich, sein Verhältniß mit Maria zur Unterstützung seiner politischen Pläne mittelst Englischer Hilfskraft zu benutzen. Da das Verhältniß einmal bestand, so war diese Benutzung desselben politisch nicht unklug. Sie stand nur frei, so lange das rein persönliche Verhältniß dauerte und es erlosch schon am 17. Nov. 1558 durch den Tod Maria's.

Es ist bereits erwähnt worden, wie Philipp auch mit Elisabeth die gleiche Verbindung fortsetzen wollte und wie bald er erkannte, daß diese Fürstin der Ausdruck einer ganz anderen politischen Farbe war. Gleichwohl blieben lange Zeit die diplomatischen Beziehungen Spaniens zu England ungemein lebhaft. Denn es gaben ihnen Anfangs die Schottischen, später die Niederländischen Händel Nahrung; sowie auch Philipp sich veranlaßt hielt, den Französischen Einfluß, sooft er mit Frankreich gespannt war, am Englischen Hofe zu neutralisiren und überhaupt England abzuhalten, den Protestantismus, der in seinem Innern siegreich war, auch außerhalb offen und werkthätig zu unterstützen. In dieser Zeit hatte der Spanische Gesandte zu London eine, bei dem (berechnet) launischen Charakter Elisabeths und dem erbitterten Mistrauen der Englischen Nation zwar mißliche, aber vielbeschäftigte Stellung; während der Gesandte in Edinburgh gleichfalls unter den Wirren Schottlands nicht zur Ruhe kam. Da Philipp die Hand Elisabeths nicht für sich selbst erhalten konnte, so kam es darauf an, sie wenigstens einem befreundeten Bewerber zuzulenken, weshalb namentlich der Erzherzog Karl in Vorschlag gebracht ward; oder, wenn das nicht gieng, sie doch von jeder, absolut für gefährlich gehaltenen Verbindung, namentlich mit Frankreich, abzuhalten. Konnte man auch ahnen', daß es Elisabeth, aus später zu erörternden Gründen, mit keiner Vermählung Ernst war,

so wußte sie doch ihr, zu politischen Zwecken vielfach von ihr benutztes, Spiel so geschickt zu treiben, daß man der Sache niemals sicher war und sich abmühen mußte, selbst die Möglichkeiten zu hintertreiben. Es war dies überhaupt eine Periode in der Geschichte der Diplomatie, wo die persönlichen Beziehungen von nicht geringer Wichtigkeit waren und — wenn sie auch auf die Dauer nicht entscheiden mochten — doch den Diplomaten viel zu thun gaben. — Fernere Sorge machte den Spanischen Agenten: die Unterstützung der Katholischen Sache in Schottland, wobei theils das gemeinsame Interesse, theils die Absicht, den durch jeden Sieg der protestantischen Partei verstärkten Einfluß Elisabeths zu neutralisiren, waltete; die Vertretung des gleichen Interesses in England selbst, wo bei den verschiedenen Bewegungen, in denen es in mannigfachen Schattirungen auftauchte *), Spanien erst anschürend mitwirkte, dann die Folgen des Fehlschlagens für die Betheiligten zu mildern suchte. Als ferner Maria Stuart in die Gewalt ihrer Nebenbuhlerin gekommen war, ward die Spanische Diplomatie durch die Versuche, sie zu befreien, sie zur Aufwiegelung der Unzufriedenen zu benutzen, nach jedem fehlgeschlagenen Versuche sie und sich von dem Verdachte der Mitschuld zu reinigen, endlich ihr Haupt, an das sich dem katholischen Könige so theure Interessen knüpften, vor dem drohenden Racheschwerte zu schützen, fortwährend in Athem gehalten. Alles vergeblich. Es mag zugestanden werden, daß Philipp, der überhaupt in den Englischen Händeln mit größerer Vorsicht verfuhr, als anderwärts, die Maria, besonders so lange sie noch frei und Königin war, in ihren unbesonnenen Handlungen nicht gerade bestärkt, daß er sie nicht unweise berathen hat und daß sie selbst, durch unverbesserliche Thorheit, der gemeinsamen Sache ungleich mehr schadete, als er zu vertreten hat. Daß sie nicht mit strenger Gewalt aufzutreten tüchtig war, konnte er leicht erkennen und

*) Spanien fand es überall, wo es eine Opposition gegen Elisabeth galt.

so mußte ihm Alles daran liegen, sie zu verhindern, sich rettungslos zu compromittiren und gänzlich zu stürzen. Aber was halfen gute Rathschläge, von einer Seite gegeben, von der man überzeugt sein konnte, daß sie in der Hauptsache sympathisire und daß sie stets zu Schutz und Beistand bereit sein werde, ja es müsse? In persönlichen Beziehungen überstimmte Maria's Leidenschaft den weisesten Rathschlag. In politischen Dingen erschien Philipp einmüthig mit ihr, wollte er entschieden das Ziel, für welches sie ziemlich unbewußt gestimmt war. Es ist auch in viel späteren Tagen vorgekommen, daß politische Mächte einem Verbündeten, der ein von ihnen in der Idee gebilligtes Ziel mit Mitteln betrieb, von denen sie wohl erkannten, daß sie, unter seinen besonderen Verhältnissen, ihm nur zum Verderben gereichen konnten, die weisesten, abmahnenden Rathschläge fruchtlos ertheilten, weil er ihrem Interesse und ihren ihm wohl bekannten Gesinnungen mehr vertraute als ihren Worten, Letztere nicht für so ernst gemeint hielt als sie waren und für den Ausgang den Schutz und Beistand der Freunde doch für gewiß hielt. — Es würde eine tiefere Politik bewährt haben, wenn Philipp, statt dieser fruchtlosen Rathschläge, das unbrauchbare Werkzeug fallen ließ und die Schottische Opposition für sich zu gewinnen wußte, mit welcher, unter geschickter Leitung, das gemeinsame Mistrauen gegen England ein Vereinigungsband bilden konnte, während sie so genöthigt war, sich England in die Arme zu werfen. Aber um so zu handeln, hätte Philipp vor allen Dingen parteilos sein und lediglich im reinen Interesse Spaniens verfahren müssen *). — In seinem Eifer aber für die katholische Parteisache und in seinem Hasse gegen Elisabeth ließ er sich, auch während Maria's Gefangenschaft, in die unaufhörlichen Machinationen ein, die für ihre Befreiung, oder zur Benutzung ihres Namens bei Anschürung innerer Unruhen in England gemacht

*) Im letzteren Falle hätte er freilich gar nichts thun müssen. Denn Spanien giengen die Schottischen Händel nichts an.

wurden und von denen den Meisten ein unglücklicher Ausgang, wie dessen verderbliche Rückwirkung auf das Schicksal der gefangenen Königin, wohl vorauszusagen war. Philipp würde Marien viel mehr genützt haben, wenn er sie wahrhaft vermocht hätte, allen ehrgeizigen Plänen zu entsagen, durch unbedingte Ergebenheit in ihr Schicksal sich eine erträgliche und gesicherte Lage zu verschaffen und allen von dritter Seite her zur gewaltsamen Aenderung derselben geschehenden Versuchen ein Ende zu machen. Es würde ihm schwerlich gelungen sein, aber er versuchte es auch nicht ernstlich. Denn selbst die freie Maria, die aber, in das Dunkel des Privatlebens zurückgekehrt und ihrem bisherigen politischen Schauplatze entrückt, kein Werkzeug mehr für seine politischen Pläne gewesen wäre, würde ihm gleichgiltig gewesen sein. Er brauchte die Königin Schottlands, die katholische Prätendentin auf den Englischen Thron, die unversöhnliche Gegnerin Elisabeths, das Haupt, das Idol aller inneren Feinde derselben und er wendete auch die gefährlichsten, wie die thörichtsten Mittel an, um dieser wichtigen Rolle wieder freien Spielraum zu schaffen. Darüber und deshalb rollte Maria's Haupt vom Blocke *) (1587). — Mußte ihn dieser Streich erbittern, der so vielen Plänen und Wünschen für immer ein Ende machte, da Mariens Opposition gegen Elisabeth nur persönlich gewesen, der Schottische König aber nicht gesonnen war, seine Aussicht auf dereinstige Nachfolge auf den Englischen Thron durch vorzeitige Bemühungen für dessen Erlangung zu vernichten; so war eine gewaltige Steigerung seines Zornes unvermeidlich, als Elisabeth, die gefährlichste Quelle innerer Unsicherheit nun geschlossen sehend und nach dem kühnen Schritte einer Hinrichtung ihrer königlichen Feindin den Bruch mit den katholischen Monarchen für entschieden erachtend, offener mit ihrer Unterstützung der protestantischen Interessen in Frankreich und den Niederlanden, sowie der Anti-Spanischen Partei in Portugal hervortrat. Nicht bloß also, daß Philipps Pläne auf der Britischen Insel selbst ge-

*) Vergl. §. 32.

scheitert waren; er sah nun die verhaßte Gegnerin auch auswärts seine Absichten in Gebieten durchkreuzen, die er sich allein vorbehalten glaubte; er sah selbst, daß die Unterthanen der Elisabeth ihren Plänen vorauseilten, factisch brachen, während sie noch friedliche Gesinnungen zur Schau trug und wie auf eigne Hand die Spanischen Besitzungen in Südamerika brandschatzten, wie auch sonst durch Kapereien die Spanische Flagge insultirten. Zum Zorn, zur Rache forderte ihn dies Alles auf und wie er immer von England denken mochte, er zweifelte noch nicht, sich rächen zu können. Bis dahin hatte er in England durch England wirken wollen. Er hatte geglaubt, das katholische Princip in England durch sich selbst zur Herrschaft erheben, oder doch darauf einen Widerstand begründen zu können, der Elisabeth fortwährend in ihren Unternehmungen behindere. Darauf und nicht als Vorläufer der Armada dürften die mehrfachen geheimen Machinationen, die schon einige Jahre vor dem Tode Maria's von Spanien aus in England betrieben wurden, berechnet gewesen sein. Aber der Tod Maria's, der das wichtigste Werkzeug entfernte und zugleich die Entschlossenheit und das Kraftbewußtsein Elisabeths bewährte, machte all diesen Hoffnungen ein Ende. Diesen, nicht allen Hoffnungen Philipps. Er hielt sich nicht besiegt von England; dieser Gegner schien ihm immer noch gering; er glaubte gewiß, mit der Gesammtkraft der Spanischen Monarchie ihn erdrücken zu können, und er war gereizt genug, dies zu wollen. Statt des indirecten Weges, schlug er nun den Directen ein und versuchte, England durch offene Bekämpfung zu überwältigen. Daß es dahin kommen mußte, war beiden Theilen klar und die Friedensunterhandlungen, bei denen Dänemark eine bei sichtlicher Fruchtlosigkeit bald wieder aufgegebene Vermittlerrolle spielte, waren nur eine auf Zeitgewinn berechnete gegenseitige Täuschung. Seit dem Tode Maria's wurden in allen Spanischen und Spanisch-Niederländischen Häfen, unter dem Vorwande eines gewaltigen Angriffs auf die insurgirten Niederlande, die erstaunlichsten Rüstungen gemacht, deren wahre Bestimmung Elisabeth wohl erkannte und deren Vol-

lendung sie durch Aussendung des Admiral Drake, der die Küsten von Spanien und Portugal verheerte und im Hafen von Cadix hundert mit Kriegsbedürfnissen beladene Schiffe in Brand setzte, sowie durch ihre Handelsverbindungen, welche Stockungen in den Geldzahlungen (in Genua) vermittelten, um ein Jahr verzögerte. Aufhalten konnte sie den drohenden Schlag nicht. Der Pabst, um auch sich in die Niederlage seines Verbündeten zu verflechten, sprach nochmals den Bann über Elisabeth aus, erklärte sie ihres Reiches verlustig, und ernannte Philipp zum Vollstrecker des Ausspruches. In Spanien und den Niederlanden ward mit gewaltigem Eifer die letzte Hand an die Ausrüstung der großen Armada gelegt; sowie auch die Schwierigkeiten, die sich der Vereinigung der Flandrischen Schiffe entgegenstellten, durch Alexander von Parma's erfinderischen Geist besiegt wurden. Der König entschied sich, oder er blieb bei dem, was er längst entschieden hatte: sie direct gegen England zu bestimmen. Manche riethen ihm Anderes. Der Engländer Stanley mochte in richtiger Sachkenntniß urtheilen, wenn er eine Landung in Irland in Vorschlag brachte. Das wäre eine Rückkehr zu dem zeitherigen Systeme gewesen, zu dem Versuche, England in seinem Innern, gewissermaßen durch sich selbst, zu bekämpfen. Es hätte dies auf dem geeignetsten, die meisten Elemente des Widerstandes enthaltenden Punkte gethan, folglich mit den meisten Aussichten des Gelingens. Indeß die Folge hätte höchstens sein können, daß Irland für einige Zeit von der Englischen Herrschaft losgetrennt und ein offener Sammelplatz für politische Machinationen geworden wäre, was es im Geheimen auch war und wie sich ein Solcher schon in Schottland vorfand. Irland kann England höchstens in seiner Vereinigung mit England und durch sie; durch das Gewicht und den Einfluß, den es in dem politischen Leben Englands äußert, gefährlich werden. Losgetrennt von England, wird es stets hinter ihm zurückstehen. Seine Lage vor Allem, die Großbritannien zwischen Irland und das Europäische Festland gestellt hat; dann der Charakter seines Volksgeistes, in welchem die Celtischen Elemente prädominiren, ver-

urtheilen es zur zweiten Rolle. An der Ersten kann es nur als Bestandtheil des Gesammtstaates, nur durch ein Aufgehen *) des Irischen in das Britische theilnehmen. Der ganze Vorschlag erschien Philipp zu weitaussehend, zu wenig als directe Erdrückung der verhaßten Feindin. — Der Herzog von Parma, dem, für den nächsten Gesichtspunkt sehr richtig, die Unterdrückung der Niederländischen Unruhen als das dringendste Interesse erschien, hätte die ganze Expedition am Liebsten gegen Nordniederland geleitet und wollte zunächst den Hafen von Vliessingen damit erobern, den er selbst für eine Invasion in England als einen wünschenswerthen Rückhalt betrachtete. Aber Philipp kannte nichts Dringenderes, als die Befriedigung seines Hasses gegen Elisabeth. Ueberdem mochte er glauben, die Bewältigung Nordniederlands werde am Leichtesten von Statten gehen, wenn diesem die auswärtige Unterstützung entzogen sei. Eine Ansicht, die, wenn sonst die Verhinderung dieses auswärtigen Beistandes zu erwarten stand, nicht so unklug war. Indeß auf der andern Seite bewährte sich Nordniederland bei dieser Gelegenheit bereits als ein treuer und kräftiger Verbündeter Englands. England selbst rief seine kriegerische Mannschaft zur Bewachung der Küsten und Häfen auf und bedeckte den Canal mit 140 Schiffen, die zwar kleiner als die Spanischen, aber beweglicher und besser für die dortigen Gewässer geeignet waren. Ebenso hielten die Niederlande 90 Segel bereit und ließen 35 sich mit der Englischen Flotte vereinigen. Die Spanische Armada bestand aus 130 Segeln, worunter viele von ungewöhnlicher Größe, führte 30000 Menschen und 2630 Geschützstücke. Ein zahlreicher Adel hatte sich freiwillig dem Eroberungszug angeschlossen, dem auch die Kirche ihre Streiter in 669 Ordensgeistlichen beigesellt hatte, an deren Spitze ein Großvikar der Inquisition stand. Am 29. Mai 1588 verließ

*) Dies fordert in England nicht ein gänzliches Aufgeben provincieller Eigenthümlichkeiten. Die bestehen fort, aber es kommt darauf an, daß die Hauptseiten des Britischen Charakters sich bei Allen vorfinden und jene Eigenthümlichkeiten nur neben ihnen bewahrt werden.

die Armada den Hafen von Lissabon. Schon damals zerstreute sie ein Sturm und es bedurfte zweier Monate, um die im Hafen von Corunna wieder gesammelte Flotte von Neuem segelfertig zu machen. Erst am 21. August verließ sie diesen und segelte dem, von den in Sicherheit eingewiegten Engländern nur schlecht bewachten Canal zu. Damals wäre es möglich gewesen, durch raschen Angriff auf die feindliche Flotte zu Plymouth diese und die Stadt zu nehmen; womit freilich England noch nicht erobert gewesen wäre. Der Oberadmiral aber, einer Regierung dienend, die es liebte, vom Cabinet aus die Feldzugspläne zu dictiren, hielt streng an den königlichen Befehlen, die zunächst die Vereinigung mit der Flandrischen Flotte vorschrieben. Die Engländer setzten, nun ihrerseits in neckende Angriffe übergehend, nach und in täglichen Gefechten bewährte sich die Ueberlegenheit der Englischen Schiffe, wenigstens bei bewegter See. Endlich langte die Spanische Flotte auf der Höhe von Calais an, wo sie vor Anker gieng und den Herzog von Parma zur Vereinigung bei Grevelingen einlud. Der aber, zum Einschiffen bereit, ward von der Niederländischen Flotte am Auslaufen behindert. Die Armada rückte darauf, zu seinem Entsatze, bis zur Höhe von Dünkirchen vor und die drei Flotten liegen sich im Gesichte. In der Nacht vom 7. zum 8. August läßt der Englische Admiral acht Brander gegen die Spanische Flotte; die eine Verwirrung erzeugen, welche durch ein ausbrechendes Ungewitter nur vermehrt wird — und die Armada ist vernichtet, für ihren Zweck wenigstens nicht mehr vorhanden. Umhergeworfen und zerstreut gehen einzelne Schiffe zu Grunde, werden von den Engländern genommen, versenkt, hier und dort an den Strand geworfen, oder schließen sich einem Rückzug an, den der Spanische Admiral um Schottland und Irland herum nahm und auf welchem sowohl die Spanier einen Einfall in Irland, als die Engländer einen ernsthaften und wahrscheinlich vernichtenden Angriff auf den Rest der Armada versäumten. Fühlten die Spanier, daß doch Alles für sie verloren sei und dachten die Engländer: dem fliehenden Feinde müsse man eine goldene Brücke bauen? Die Millionen, welche

die Ausrüstung der Armada gekostet hatte, waren verloren. Sie waren nicht verloren, wenn ihr Verlust in Philipp eine Ahnung von der Fruchtlosigkeit seiner Bestrebungen erweckte. Er empfing die Nachricht mit Ruhe und tröstete sich mit dem Gedanken, daß nur die Elemente eine Flotte besiegt hätten, die er neubauen könne. Aber die Unbehilflichkeit und Planlosigkeit des ganzen Unternehmens hatte es vernichtet und auch das Gelingen einer Landung hätte Spanien nicht zum Beherrscher von England gemacht. Daß verhältnißmäßig geringfügige Unfälle den Erfolg so gewaltiger Rüstungen vereitelten, bewies am Besten, wie gänzlich es dem Zwecke derselben an Grund und Anhalt in den Verhältnissen selbst gebrach. — Von nun an dauerte der Krieg zwischen Spanien und England, ohne erhebliche Vorgänge, aber mit fortwährenden Nachtheilen für die erstere Macht, bis zu Elisabeths Tode fort. Gereiztheit erhielt den Kriegsstand auf der Spanischen; das Interesse an der Unterstützung der Niederländer und die für Handel und Schifffahrt erwachsenden Vortheile erhielten ihn auf der Englischen Seite. Wie später wieder eine Annäherung zwischen Spanien und England eintrat, gehört mehr dem folgenden Zeitraume an.

§. 30.

Spaniens Wirken in den Französischen Händeln.

Den besten Beweis für die Verfehltheit des ganzen, auf Erlangung eines Principats in Europa gerichteten Strebens des Königs von Spanien liefert der geringe Erfolg, der seinen Bemühungen in dem Nachbarstaate Frankreich zu Theil wurde, wiewohl alle Verhältnisse sich für ein Gelingen derselben zu vereinigen schienen.

Frankreich verfiel einem innern Gährungskampfe, der nothwendig war, weil es widerstreitende Elemente in sich faßte, zu deren Versöhnung es, vielleicht an Mitteln, und jedenfalls an Geschick gebrach; und dem es gerade in dieser Zeit verfiel, weil es damals in auswärtigen Angelegenheiten, die

Frankreich so oft als Präservativ gegen innere Krankheiten gedient haben, wenig zu thun hatte. Denn seine Zwecke gegen die Seite der Niederlande und Deutschlands hin zu verfolgen, war jene Zeit nicht geeignet, da der Widerstand, sowohl im Innern der betreffenden Länder, als von Seiten der derzeitigen Besitzer derselben noch zu kräftig war. Ueberhaupt konnte Frankreich noch nicht zum Angriff übergehen und zur Defensive war kein dringender Anlaß. Oesterreich war unthätig und Spanien konnte man sich selbst in seinen fruchtlosen Unternehmungen abmatten lassen. Was aber zu thun war: den Verfall der Spanischen Größe durch Unterstützung ihrer Gegner beschleunigen, das ist in einzelnen Ruhepausen des inneren Kampfes, vornehmlich aber nach dessen Beendigung erfolgt. Aber er selbst mußte erst ausgefochten werden.

Es gebricht dem französischen Volkscharakter an sittlicher Tiefe und Kraft; zum Glück auch an allgemeiner Tiefe und vor Allem an Dauer des Lasters. Das Volk ist soweit von Germanischen Elementen durchdrungen, daß es nicht mehr der Planlosigkeit und dem indifferenten Genußleben des Celtenthums unbedingt verfallen kann; ja in einzelnen, zuweilen zur Herrschaft gediehenen Charakteren bewährt sich das Germanische vorherrschend; im Allgemeinen aber ist in der Mischung beider Elemente das Celtische überwiegend geblieben und scheint sich nur für die äußere Führung und Anordnung der politischen Angelegenheiten dem Germanischen untergeordnet zu haben, während es ihren inneren Gehalt, nicht verbessernd, veränderte und für das innere Volksleben sich alleingiltig hielt. Ich weiß nicht, ob ich mich physiologisch richtig ausdrücke. Aber ich möchte einen Unterschied zwischen den äußeren, an der Oberfläche liegenden und den inneren, der Seele näher stehenden Nerven machen. Es ist schwerer, letztere zu treffen und Eindrücke auf sie zu machen; ihr Einwirken erfolgt langsamer und schwerfälliger; es erscheint auch dieser Eindruck und dieses Wirken weniger lebhaft; aber sie sind unendlich reicher an innerer Kraft und Tiefe; sie sind die Grundbedingung wahrer Harmonie des sittlichen Wesens

und nur aus ihnen ist das Größte und Schönste, was die Menschheit als festes, bleibendes Gebild erzeugt hat, hervorgegangen. Dagegen ist es leichter, jene äußeren Nerven der Oberfläche zu berühren und die Folgen dieser Berührung, die der Geist nur zu oft mit den Andern verwechselt, mögen großartig und gewaltig erscheinen, mögen auch Gutes und Schönes hervorrufen, unter günstigen Zeiten und Umständen eine sinnliche Gutmüthigkeit fördern, sind aber auch der gräßlichsten Ausartungen und Verzerrungen fähig. Ja sie mögen sie fordern. Denn während die Andern niemals abgestumpft werden, sondern durch Uebung nur immer freudiger erstarken; sind sie der Abstumpfung nur zu sicher ausgesetzt und fühlen daher oft das Bedürfniß steigender Erregung. Dieses äußere Nervenleben *), was man Sinnlichkeit nennen mag, ist das Vorherrschende der Franzosen und wird durch die Beimischung ihres eigenthümlichen esprit und des Germanischen Unternehmungs- und Thätigkeitstriebs nur vor dem bleibenden Eintauchen in den oft gutmüthigen und idyllischen Indifferentismus des reinen Celten- und Slaventhums bewahrt. — Was ergiebt sich aus diesen Umständen? Daß die Franzosen die Germanischen Institutionen behalten und selbst in ihrer Art fortentwickeln, aber durch den Geist, in dem sie sie auffaßten, gänzlich umschaffen und verderben. Daß sie öftere Perioden des Glanzes haben mögen, wie überhaupt dort Alles, in Celtischer Weise, in Masse und auf die Masse wirkt **). Daß es nicht an einzelnen Zügen hochherzigen

*) Wer mich verstanden hat, der wird auch begreifen, warum ich der Meinung bin, dieses äußere Nervenleben sei in der neuesten Zeit, auch in Deutschland, unter Vielen vorherrschend. Die neueste Dichtkunst, die neueste Musik, die Philosophie des jungen Deutschlands, gehört ihm an. England hat sich am Freiesten davon gehalten und wo seine Literatur damit zu sympathisiren scheint, da liegen Verstandes- nicht Gemüthsirrthümer zum Grunde.

*) Allerdings eine Hinrichtung auf das Ganze, in der Viele einen Vorzug des Staatslebens erblicken. Aber nur da hat dies einen wohlthätigen Charakter, wo sein Flor sich aus dem Wohle der Einzelnen

Sinnes, nicht an manchen Tugenden des Privatlebens gebricht; in den Perioden der Ruhe das Ganze einen gemüthlichen, idyllischen Charakter annehmen kann; wenn jenes Sinnesleben von unschädlichen, oder von nützlichen Impulsen beschäftigt wird — wie namentlich überall, wo wahrhafte und dringende innere und äußere Interessen in Frage sind — auch sein Wirken ein Unschädliches oder Nützliches ist. Daß aber in dem Allen kein Verlaß, kein sittlicher Halt ist und auf Perioden des Ruhmes, oder der Ruhe, bei dem Ganzen, wie bei der Mehrzahl der Einzelnen, wieder Tage einbrechen, wo die Gefahr der gräßlichsten Ausartung droht und das Thierische der Menschennatur in seiner ganzen Nacktheit, in seiner entsetzenden Herzlosigkeit und vernunftlosen Gemeinheit hervortritt. Eine Gefahr, die sich bei der Französischen Nation nur allmälig, theils durch immer reichere Bildung beschäftigender Interessen, theils durch Berichtigung und Vergründlichung des Geistes, vermindern wird.

Die Geschichte weniger Europäischer Staaten bietet in den inneren Beziehungen ihres Lebens ein so trostloses Gemälde dar, wie die der Französischen. Bedrückung der Schwachen, Unruhen und Aufstände, Intriguen, Verrath, Gewaltthat, sind überall vorgekommen. Aber nirgends so arg, so herzlos und gemein, so tückisch und niedrig; so rastlos in Perioden wiederkehrend, planlos und erfolglos; so wenig durch mildernde, erfreuliche Züge des allgemeinen Charakters in solchen Zeiten versöhnt; eine so schlimme Entsittlichung durch alle Classen des Volks bekundend; das Laster, das Verbrechen mit soviel Leichtsinn, Falschheit, Schwäche

---

zusammensetzt. Nur muß eine gleichmäßige Kraft und Pflege aller Theile stattfinden. Auf das Wirken für das Ganze ist niemals allgemein und für die Dauer zu rechnen, und wie schimmernd es auch sich darstellen möge, die Art und der Erfolg dieses Wirkens sind sehr unsicher zu schätzen. Wirke Jeder für das Nächste und dürfe und könne dies; wem das Ganze das Nächste ist, für das Ganze. Geschieht dies eifrig, geistvoll und redlich, so wird sich der Flor des Ganzen von selbst finden.

und Feigheit gepaart*). Namentlich ist nirgends so oft eine solche Entsittlichung des Hofes bemerkbar gewesen, die auf Alles, was mit ihm in Berührung kam, ihren verderbenden Einfluß erstreckt. Alle Schlechtigkeit und Schwäche der Nation prägte sich am Schärfsten auf diesen Gipfelhöhen des Volksthums aus, die dafür zu anderen Zeiten am Hellsten von dem Glanze des Nationalruhms bestrahlt wurden. Jenes in unbeschäftigten Zeiten; dies in denen der Thatkraft. Zeiten der ersten Art brachen an, als Frankreichs Aufgabe des Widerstandes gegen die Kaiserpläne erfüllt war und sogleich entspann sich ein düstres, blutiges Gewebe, voll grauenvoller Katastrophen und wahrhaft perfider Thaten.

Frankreich war kein Land für den Protestantismus. Er sagt sich los von jenem die Sinne bestechenden Glanze des katholischen Ritus, der auch im Französischen Volke Viele eine Zeit lang gefesselt hat. Und doch geht er nicht zu Frivolität und Irreligiosität über, sondern bedingt vielmehr eine Wärme des religiösen Gefühls, eine Innigkeit frommer Erkenntniß und Ueberzeugung, eine glaubensstarke, freudige Demuth, für welche am Wenigsten die Masse des Französischen Volks geschaffen war. In diesem großen, aus verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzten Volke mochte es Viele geben, die so wenig von dem allgemeinen Nationalcharakter hatten, daß sie dem Protestantismus in Wahrheit und mit Festigkeit huldigen konnten. Aber nur deshalb waren sie Protestanten, Hugonotten, weil sie auch in soviel andern Beziehungen von dem gemeinen Französischen Charakter abwichen. Deshalb nahmen auch die Hugonotten, so lange sie noch einigermaaßen zahlreich waren und Führer von Bedeutung hatten, nicht bloß den Charakter einer kirchlichen Sekte, sondern auch den einer politischen Partei an. Diese Partei war achtbarer als Andere; sie bewährte eine zutrauens-

*) Und doch kann dieselbe Nation zu andern Zeiten überaus liebenswürdig und hochherzig sein. Aber es ist kein Verlaß, kein sittlicher Halt darin.

volle Loyalität; eine verständige Erkenntniß; eine Biederkeit, Mäßigung und Mannhaftigkeit der Gesinnung, die in jenen Zuständen nicht zu häufig gefunden werden. Aber mit den vielfachen Gegensätzen, die sie darbot, konnte sie nicht friedlich neben und unter den Franzosen wohnen; am Wenigsten neben ihnen herrschen. Sie mußte sich entweder räumlich trennen und darin war der Genius des Landes zu hinderlich. Oder es mußte entschieden werden, daß sie dienen und vielleicht weichen mußte. Zur Herrschaft war sie nicht berufen, weil sie nicht für die Mehrheit des Volks — nach Zahl oder Einfluß — geeignet war.

Schon Franz I. und Heinrich II. verfolgten die Hugonotten *). Das konnte nicht von Frucht sein; gerade weil sie sich noch nicht als entschiedene Partei herausgestellt hatten, folglich nur der Einzelne, nicht ihre Sache gestürzt werden konnte. Ihre Zahl nahm zu und über kurz oder lang mußte es zum ernsteren Kampf und zur Entscheidung kommen. Doch ist das Hugonottenthum nicht die alleinige Ursache der folgenden Verwirrungen; vielmehr war eine Masse der Verderbniß in Frankreich angehäuft, die, nachdem in den auswärtigen Händeln ein Stillstand eintrat, einen Ausbruch herbeiführen und aus Mangel an jeder Leitbahn zu einer besseren Wendung, sich eine Reihe von Jahren in wilden, wechselvollen Kämpfen umhertreiben mußte, bis am Ende das alte Verhältniß, unter Ausscheidung manches bösartigen Stoffes, unter Ruhe aus Ermattung, und unter Ermannung zu auswärtigen Thaten und durch äußeres Glück, sich herstellte. So ist auch der erste Ausbruch der inneren Gährungen we-

*) Vergl.: Ar. Cat. Davila, Istoria delle guerre civili di Francia. Venez. 1630. 4. (Franz. Amsterd. 1757. 3 vols. 4.) L. P. Anquetil, esprit de la ligue. Paris, 1771. 3 vols. 12. Mémoires de Michael de Castelnau; Bruxelles, 1731, 2 vols. Fol. Mémoires de Gaspar de Saulx S. de Tavannes; Paris, 1574. Fol. Mémoires de Pierre de Bourdeille S. de Brantome. Leyden, 1666; 6 vols. 12. Mémoires du prince de Condé; Paris, 1743. 4. W. S. Brownings Geschichte der Hugonotten; übers. v. Herzog; Leipzig, 1830, 2 Bd. 8.

niger durch die Religionsverhältnisse, als durch die Stellung der Bourbons und der Guisen zu dem Hofe und durch sonstige Hofparteien veranlaßt worden.

Die Guisen verdankten ihr Gewicht weit weniger ihrer Herkunft und ihrer reellen Macht, als ihrem durch Geschicklichkeit und Kriegsruhm erlangten persönlichen Einflusse. In jenen Tagen ist es für den hohen Adel ein gefährliches Spiel gewesen, wenn er mit Hof- und Staatshändeln in Berührung kam *) und in Frankreich und England sind viele große Geschlechter darüber untergegangen. Denn jeder Mächtige war in jener Zeit, wo dem Mistrauen nur zu rasch Gewaltthat folgte, dem Mistrauen der Könige ausgesetzt. Einem im Ganzen unbegründeten Mistrauen. Denn nur die Aristokratie mochte den Rechten der Krone gefährlich scheinen, die, wie die Deutsche, von dem Volksthum selbst getragen war. Ueberall anderwärts blieb es stets erkenntlich, daß ihr politisches Gewicht ein von der Krone Stammendes, von ihr abhängig war. Das Mistrauen und die Eifersucht, mit welcher eine Reihe Französischer Könige die Guisen verfolgte, mit denen man doch in so viel wesentlichen Interessen übereinstimmend handelte, war kleinlich und muß um so seltsamer erscheinen, je öfterer man der Guisen bedurfte und mit ihnen einmüthig handelte. In der That haben diese Zwiste und Intriguen, die sich um die Guisen, die Montmorencys u. s. w. drehten, hat das ganze kunstvolle Spiel, das Katharine von Medicis leitete, auf viele einzelne Vorgänge bedeutenden Einfluß gehabt; alles Wesentliche und aufs Ganze und Bleibende Wirkende aber hat auf tieferen Gründen beruht.

Heinrich II. war kräftig und streng und hielt die noch jungen Keime des Protestantismus nieder, wie er überhaupt jeden Widerstand bändigte und den Intriguen geringen Spielraum ließ. Ein freieres Feld ward allen diesen Gefahren durch die Schwäche des jungen Königs Franz II. eröffnet (1559). Die Guisen, deren Nichte, Maria Stuart, seine Gemahlin war, erlangten die höchste Gewalt. Die Hugonotten

*) Was doch kaum zu vermeiden war.

fanden kräftige Führer und Vertreter an den Chatillons *), den Neffen des Connetable von Montmorency, eines alten Nebenbuhlers der Guisen. Sie blickten mit Hoffnung auf die Bourbons von Navarra, die durch Gesinnung an ihre Sache gefesselt schienen, und die, als mögliche Thronfolger bei dem damals allerdings noch nicht vorauszusehenden Erlöschen des regierenden Hauptstammes, ein Interesse daran zu haben glauben konnten, sich zum Ausdruck der Partei der Zukunft, der Hoffnungen zu machen. Als diese Partei erscheint aber in der Regel jedwede Opposition gegen die bestehende Gewalt. Indeß aus gleichen Gründen waren die Bourbons zu hoher Vorsicht veranlaßt, da sie es nicht wagen durften, sich gänzlich und rücksichtslos gegen den Hof, der sie ohnehin schon mit Mistrauen bewachte, zu compromittiren. Ja wären sie wahrhaft von dem Schwerpunkte des Französischen Staatslebens getragen gewesen; hätten sie wahrhaft das Uebergewicht auf ihrer Seite gehabt; sie hätten schon früher dem Spiele ein Ende machen können. Das aber war nicht, wie sie früh erprobten, und wenigstens der König von Navarra selbst verfuhr dem gemäß.

Stürmischer war Condé. Und in der That muß die Versuchung mächtig gewesen sein: den Unwürdigkeiten eines von verhaßten Gegnern beherrschten und in sichtliche Schwäche verfallenden Hofes gegenüber, selbst aber sowohl edlerer Gesinnung als männlicher Kraft bewußt, nicht in Unthätigkeit zu verharren und zuzusehen. Condé soll an der Verschwörung von Amboise betheiligt gewesen sein, deren Zweck die Vertreibung der Guisen war und die sich wenigstens seines Namens bediente. Würde die Entfernung der Guisen die Wunden des Staats geheilt haben! Waren sie der Krebsschaden, der an ihm nagte? Trugen sie die Schuld der schlechten Verwaltung, der Ausschweifungen und Schlechtigkeiten des Hofes, der allgemeinen Entsittlichung in der herrschenden Partei? Sie waren nicht schlechter als andere und geistvoller als die Meisten. Indeß sie waren Inhaber der Gewalt und die Un-

*) Coligny und Andelot.

zufriedenheit richtete sich demgemäß gegen sie. Die Verschwörung ward verrathen. Der erste Schreck bewirkte ein Edict zu Gunsten der Hugonotten (11. März 1560), deren Häupter sich rein gehalten hatten und der Regierung zu Hilfe eilten. Man erkannte demnach an, daß in der Behandlung der Hugonotten eine wunde Seite des Staats liege. Indeß die Verschwörung ward nicht bloß entdeckt, sie ward zersprengt und erdrückt, und als die Gefahr vorüber war, ward das Versprechen, das sie erzeugt hatte, vergessen. Condé ward damals noch verschont; wie man glaubt, weil Katharina ein Gegengewicht gegen die Guisen wünschte. Die gleiche Ursache soll auch die Nichtvollziehung des gegen ihn wegen späterer Vorgänge (1560) bereits ausgesprochenen Todesurtheils bewirkt haben; um so mehr als durch den Tod Franz II. und die Thronbesteigung des kaum zehnjährigen Königes Karl IX. der Einfluß Katharina's noch gebietender wurde. Diese listige Königin befolgte fortwährend jenes politische Schaukelsystem, was allemal der Seite seinen Beistand leiht, die im Begriff ist, durch das Gewicht der Entgegenstehenden niedergedrückt zu werden. Sie befolgte es im Einzelnen mit Geschick, im Ganzen aber ohne Vernunft und Plan, folglich auch ohne Consequenz und Beständigkeit. Denn zunächst erhielt sie kein Gleichgewicht der Interessen, sondern drehte sich bloß um den Einfluß von Personen. Die Interessen anlangend, war sie vollkommen eins mit den Guisen, und den Hugonotten, wie den Bourbons, vielleicht noch feindlicher, als Jene. Mithin, während sie durch Kleinigkeiten zuweilen das Gewicht der Gegner zu verstärken suchte, arbeitete sie doch in der Hauptsache fortwährend auf ihre Schwächung und ihren Sturz hin. Durch Beides aber, sowohl durch das, was sie gegen, als durch das, was sie für die Hugonotten that, wirkte sie auf die Verstärkung der Guisen, also wie sie glaubte, der ihr gefährlichen Nebenbuhler hin. Denn indem sie durch manche Schritte, die auf die Absichten der Regierung einen Schein der Unentschiedenheit und Zweideutigkeit warfen, bei dem großen Theile der Nation, der die hugonottischen Richtungen haßte, Mistrauen und Zweifel erweckte, bewirkte sie

natürlich, daß diese alle, sowie die auswärtigen Verbündeten, namentlich Spanien, Schottland, der Pabst, auf die Guisen, als die eifrigsten und treuesten Vertheidiger des gemeinsamen Interesses blickten. Und durch die Maaßregeln, die sie selbst — und wie leicht zu erkennen war, mit Vorliebe — gegen die Hugonotten vornahm, trug sie wieder dazu bei, jenes Interesse als das auch von ihr für das wahre Interesse des Staats Erkannte erscheinen zu lassen und auch Diejenigen um dasselbe zu vereinen, die stets der Ansicht der herrschenden Gewalt folgen. Ihr System setzte vollkommene Unparteilichkeit von ihrer Seite voraus. Da ihr aber diese fremd war, da sie vielmehr von Leidenschaft glühte; so ward leicht erkannt, daß es ihr mit allen, zuweilen zu Gunsten der Gegner ergriffenen Maaßregeln nicht Ernst war und nun wurden diese als Zeichen der Schwäche ausgelegt und verminderten ihr und des Königs Ansehn. Dies hat wesentlich zur Verlängerung des Kampfes und zur Verschlimmerung seines Charakters beigetragen.

Der Eifer gegen die Hugonotten ward, wie aus dem früher Bemerkten erklärt wird, auch dadurch genährt, daß ihre Vertreter, theils aus derselben Geistesrichtung, die sie dem Protestantismus zugeführt hatte, theils um die Gunst des Volks zu gewinnen, gegen weltliche Misbräuche eiferten, in welche sich zahlreiche Interessen der Mächtigen verflochten. Als der König von Navarra den Vorschlag machte, statt neue Auflagen zu erheben, lieber die von den zwei letzten Königen gemachten Schenkungen wieder einzuziehen, trat der Connetable zu der Partei seiner alten Feinde, der Guisen, über. Auch dieser Umstand muß bei Würdigung jener Bürgerkriege sorglich beachtet werden: daß die damals Gewichtigsten im Volke größtentheils bei der Erhaltung des Zustandes, den die Reformers bekämpften, interessirt, die Volksclassen aber, zu deren Gunsten die Abstellung der Gebrechen und Misbräuche gereicht hätte, weder aufgeklärt genug waren, dies zu erkennen, noch muthvoll und kräftig genug, dem Einfluß Jener die Waage zu halten.

In den ersten Jahren der Regierung Karl IX. geschah

Manches zu Gunsten der Hugonotten; nichts aber aufrichtig, Alles bloß aus der verfehlten Absicht geflossen, die Guisen nicht übermächtig werden zu lassen. Warum entfernte Katharine die Guisen nicht und that ohne sie, was sie thun wollten? Das Edict vom Juli 1561 hob die den Hugonotten angedrohte Todesstrafe auf. Ein Schritt, der eine Annäherung des Königs von Navarra bewirkte, aus welcher ein völliger Uebertritt *) des auf das Ansehen, was der entschlossene Condé bei der Hugonottischen Partei genoß, eifersüchtigen Mannes folgte. Ein Beweis zugleich, wie wenig Ernst es diesen Bourbons um den Protestantismus war. Die Königin Mutter erschrack über ein Ereigniß, was die Partei der Guisen, die doch im Wesen die Ihre war, verstärkte. Sie näherte sich den Hugonotten und das durch die Beredtsamkeit des Kanzler Hopital, eines der Wenigen, die man zu den wahren Patrioten zählen konnte, durchgesetzte Edict vom 17. Januar 1562 gestattete den Protestanten, provisorisch und bis nach der Entscheidung einer allgemeinen Kirchenversammlung, sich in den Vorstädten zum Gottesdienst zu versammeln. Sogleich brach großer Unwille der katholischen Partei aus. Nur mit Mühe bewog man die Parlemente, das Edict einzuregistriren. Von allen Kanzeln eiferte der Clerus. An vielen Orten ermordete der Pöbel die Hugonotten. Der Spanische Gesandte bot damals schon Truppen zur Unterdrückung derselben an. Der Herzog von Guise trat an die Spitze einer Truppenzahl, die sich bald zu einer kleinen Armee vergrößerte. Er selbst gab das Beispiel des Bürgerkrieges und erwarb sich den Namen des Schlächters von Vassy. Dann zog er im Triumph in Paris ein. Auf die Thatsache gestützt, daß sie die Vertreter des von dem Volkswillen **) getragenen Interesses waren, übten nun die Triumvirn ***) in der That eine Obergewalt aus, die der Königin

*) Er war übrigens nicht offener Protestant gewesen, was auch Condé erst nach dem Edict von 1562 wurde.

**) Er kann Macht geben, auch wenn er nicht Recht giebt.

***) Der Herzog von Guise, der Connetable von Montmorency, der Marschall St. André.

Mutter unerträglich sein mußte und selbst gefährlich werden konnte. Sie rief deshalb ihre Gegner zur Hilfe und während die katholische Partei sich vornehmlich auf Paris stützte, setzten sich die Protestanten in den Besitz von Orleans und andern Städten. Nicht daß diese Plätze ihnen geneigter gewesen wären, als Andre; aber indem die Truppen der Großen, die zugleich als Häupter der Hugonotten galten, sich jener Orte bemächtigten. Denn auch das gehört zum Verständnisse jener Ereignisse, daß keineswegs überall Secte gegen Secte kämpfte, sondern diese Fehden durch oft sehr indifferente Soldtruppen der zugleich als politische Parteien und als Werkzeuge persönlicher Interessen auftretenden Secten gefochten wurden. Darum bewarben sich auch beide Parteien um auswärtige Hilfe; die Protestanten nach Deutschland und England, von wo Elisabeth in der That 6000 Mann, gegen einstweilige Besitznahme von Rouen, Havre und Dieppe schickte; die Katholiken nach Spanien und Savoyen. Hierauf zwecklose Bürgerkriege, voll von Metzeleien und Ausschweifungen, voll von Verrath, Mistrauen und Feindschaft in allen Parteien; abwechselnd zwischen Annäherung, Versöhnung, der andern Tages wieder offener Bruch folgte. Die Königin Mutter ward durch die Verhältnisse selbst, wenn auch in ihrer Leidenschaft widerstrebend, wieder auf die Seite der Guisen gedrängt. Sie gab vor, der Anschluß der Hugonotten an das Ausland und die demselben gemachten Concessionen hätten ihr die Augen über den Charakter dieser Partei geöffnet. Als wenn nicht der katholischen Partei gleich schmähliche Bedingungen von den auswärtigen Alliirten gemacht worden wären! Der wahre Grund war, daß Katharina sehr wohl erkannte, die Sache der Hugonotten könne in Frankreich nicht zur Herrschaft gedeihen und ihr eigenes Ansehen werde durch ihre scheinbare Hinneigung zu derselben gefährdet. Condé hatte vielleicht klug zu handeln geglaubt, indem er die Briefe Katharina's verbreitete. Er mochte denken, sie dadurch zum aufrichtigen Anschluß an seine Sache zu zwingen. Aber da dieser Anschluß nicht in ihrem Interesse lag, so ward sie, in Folge des Eindrucks, den die Veröffentlichung ihrer Briefe

bei den Katholiken machte, nur erbittert über die Indiscretion des Prinzen und veranlaßt, durch Handlungen ihre Werke Lügen zu strafen. Sie war in eigner Lage. Als bei der Schlacht von Dreux (19. Dec. 1562) zuerst die Nachricht kam, die Hugonotten hätten gesiegt, ertrug sie dieselbe mit Fassung. Denn wie gewiß sie dem Protestantismus nichts weniger als die Herrschaft wünschte, so war ihr doch das Uebergewicht seiner Häupter weniger zuwider, als das der Guisen. Darum als der zweite Bote den Sieg der Katholiken meldete, verrieth sie auch keine Freude. Denn sie fühlte, wie mächtig nun das Ansehen des Herzogs von Guise steigen mußte, da Montmorency gefangen, St. André erschlagen, Guise allein aber der Sieger war. In der That eilte Guise rasch zur Belagerung von Orleans. Da traf ihn die Kugel eines Fanatikers. Auf dem Todbette soll er zu milden, duldsamen Maaßregeln gerathen haben. Warum nicht? Er selbst war nicht fanatisch; die Verfolgung gehörte bei ihm, wie bei den meisten Großen jener Tage, zu den Werkzeugen des Interesses.

Katharina war nun die Herrin und beeilte sich, vor der Hand den Unruhen so schnell als möglich ein Ende zu machen, ohne den Protestanten allzuviel zuzugestehen. Als Zuviel betrachtete man aber schon die vollständige Erfüllung des Edicts vom 17. Januar 1562. Deshalb bemühte sie sich, Condé, der weniger fest und scharfblickend war, als der Admiral Coligny, zu gewinnen und in den Unterhandlungen mit ihm kam das Edict von Amboise vom 19. März 1563 zu Stande, was volle Vergessenheit des Vorgefallenen verhieß, den Prinzen und seine Anhänger für treue Diener des Königs erklärte, aber die früher den Hugonotten ertheilte Erlaubniß, auf dem Lande zu predigen, sehr beschränkte, und im Allgemeinen die Ausübung ihrer Religion nur in den Städten gestattete, in deren Besitz sie am 17. März gewesen. Eine Bedingung, die wohl in Deutschland anwendbar war, wo es sich um Länder und abgeschlossene Gebiete handelte; nicht aber in Frankreich, das kein selbstständiges Leben seiner Theile kennt. Doch der ganze Vertrag war der Art, daß beide

Theile damit unzufrieden blieben. Er schien den Katholiken zuviel, und war den Hugonotten zuwenig. Für den Augenblick jedoch trat Waffenruhe ein; da die Massen weniger den Grund ihres Zwiespaltes, als die Persönlichkeiten, welche zum Ausdrucke desselben geworden sind, ins Auge fassen, Katharina aber zeither auf ziemlich freundlichem Fuße zu den Hugonotten gestanden hatte. In dieser Pause vereinigten sich beide Theile zur Vertreibung der Engländer. Diese war für Elisabeth eine Lehre: nicht daß man sich überhaupt nicht in die inneren Angelegenheiten eines Staates mischen, wohl aber, daß man nicht einen Lohn dafür fordern soll, der die Interessen desselben feindlich verletzt und dessen Behauptung auf die Dauer nicht möglich ist. Nicht um den Besitz von Havre zu erlangen, sondern um in dem Protestantischen Interesse ihr Eignes zu fördern, mußte Elisabeth die Hugonotten unterstützen. Durch uneigennützige Gewährung dieses Beistandes hätte sie der Sache, der er galt, einen weit besseren Dienst geleistet und in der politischen Rückwirkung auf Inland und Ausland einen nützlichen Lohn gefunden. Indem sie sich aber noch andere Vortheile bedingte, schadete sie den Hugonotten, schwächte sie das Zutrauen gegen sich selbst, und erwarb sie nur, um wieder zu verlieren.

Die Ruhe war kurz und bald zeigten sich die Vorzeichen des wieder anbrechenden Sturmes. Wo Duldung und Eintracht nicht in den Gemüthern war, konnte sie nicht auf Gesetze gegründet werden. Das Edict von Amboise ward in seinen, den Hugonotten günstigen Bedingungen, ausgedehnt, wo Diese, und beschränkt, wo die Katholiken das örtliche Uebergewicht hatten. Auch glaubten die Häupter der Katholiken, daß bei Frieden und Ruhe der Protestantismus, von Sicherheit begünstigt und vielfache Reformen anregend, sich ausbreiten müsse; während er im Kampfe, als Zielpunkt der Leidenschaft, der Habsucht und der Verfolgung, an Anhängern verlieren, an Gegnern gewinnen konnte. Aber zu kräftig stellte sich die Hugonottische Partei dar, als daß man sogleich hätte wagen mögen, direct und offen zum Kampf zu schreiten. Daher zahlreiche Intriguen, Erläuterungen des Edicts

von Amboise, Versuche, einzelne mächtige Hugonotten zu gewinnen, zu täuschen, Zusammenkünfte mit auswärtigen Fürsten, namentlich mit dem Herzog von Savoyen und mit der Königin von Spanien und dem Herzog von Alba, ein fortwährender Eifer der Königin Mutter, im Herzen des jungen Königs fanatischen Religionshaß zu entzünden. Nicht immer gelang es, die Hugonotten in Sorglosigkeit einzuwiegen, und das Gefühl, das Katharina dem Könige nur zu tief eingeprägt hatte, machte es ihm unmöglich, in allen Fällen die Verstellung zu bewahren, die sie ihm anrieth. Deshalb neue Rüstungen beider Theile, die das Gefecht bei St. Denis herbeiführten (10. Nov. 1567), in welchem der Connetable, nach schwer erfochtenem und nichts, als den Ausbruch des Bürgerkriegs, entscheidendem Siege blieb und dadurch Katharina eines Werkzeuges entledigt wurde, das nicht immer willenlos der Gebieterin folgte. Die Hugonotten verstärkten sich durch Deutsche Reisige, der Hof durch Schweizer und wenige Spanische Truppen. Endlich stellte der Vertrag von Longjumeau ($\frac{2}{3}$. März 1568) eine Ruhe her, die, da sie die Gründe des Streites nicht entfernt hatte, auch keine Dauer haben konnte. Versuche, die Häupter der Hugonotten gefangen zu nehmen, wurden entdeckt. Sie entflohen und abermals brach der Kampf aus. Welch ein Zustand des Staatslebens, wo mächtige Männer im Staate mit dessen gesetzlicher Regierung, wie souveraine Mächte, abwechselnd Krieg führen, Frieden schließen, wieder Krieg führen und die Regierung keine anderen Mittel gegen sie hat, oder anwendet, als die gegen jeden auswärtigen Feind gebräuchlich sind — den Meuchelmord allenfalls ausgenommen! Wie bezeichnend ist es, daß die Eigenschaft Colignys als Admiral von Frankreich ihm die Mittel giebt, die Französische Flotte gegen die Verbündeten seines Königs, gegen Spanien und Flandern zu verwenden; so daß ein Zweig der Staatsverwaltung zur selbstständigen, gegen die Andern gerichteten Macht wird!

Im Kriege ward wenig entschieden. Er ward mit Soldtruppen geführt und Geldmangel hinderte beide Theile. Die Schlacht bei Jarnac (13. Mai 1569) kostete Condé das Le-

ben. Insofern wenigstens ein Verlust, als die Prinzen vom Geblüte allerdings das Ansehen der Hugonottischen Partei verstärkten und zugleich doch mehr Berücksichtigung von Seiten der Gegner bedingten, als Jeder Andere. Nun ward der Prinz von Bearn, der nachherige König Heinrich IV., trotz großer Jugend, das Haupt der Hugonottischen Partei und setzte den Bürgerkrieg fort. Der Erfolg war wechselnd. War im Ganzen das Uebergewicht auf Seiten der Katholiken *), so ward die Benutzung ihrer Vortheile, durch die Eifersucht des Königs auf seinen Bruder, den Herzog von Anjou, der Königin Mutter auf die Herzöge von Aumale und Nemours und die Theilnahme gehindert, die viele Anführer der Hugonotten in den Reihen ihrer Gegner fanden. Bürgerkriege kennen keinen Frieden, bis ihr Grund gehoben ist. Aber sie fordern öftere Pausen, da sie zu feindlich Verhältnisse stören, die keine lange Störung vertragen können. Der Friede von St. Germain (15. August 1570) gewährte den Hugonotten mehr, als sie hoffen konnten. Amnestie, freie Ausübung ihrer Religion in den Vorstädten zweier Städte jeder Provinz, Wiederherstellung des eingezogenen Eigenthums, Zulassung der Hugonotten zu den meisten Staatsämtern, das Recht, sechs Richter in den verschiedenen Provinzen des Reichs zu ernennen, als Pfand des Vertrags auf zwei Jahr den Besitz von vier Städten. Viele begriffen diesen Frieden nicht und besorgten schlimme Absichten. Daß diese im Hintergrund lagen, daß sie vorbehalten wurden, war gewiß. Aber der Frieden ward nicht geschlossen, um solche Absichten zu verbergen, sondern er war ein Product der Bedürfnisse des Augenblicks. Die Meisten freuten sich auch für den Augenblick darüber.

Die Hugonotten entließen ihre fremden Truppen und näherten sich dem Hofe, der Alles aufbot, sie in Sicherheit

*) Das Glück bei Arnay-le-Duc (25. Juni 1570) wog die große Niederlage bei Montcontour (2. Oct. 1569) nicht auf. Doch überhaupt Gefechte konnten diesen rastlos wieder auflebenden Krieg nicht entscheiden.

einzuwiegen. Zweierlei trug vornehmlich zum Gelingen dieses Plans bei. Man war mit dem Spanischen Hof in der That, in Folge von Familienangelegenheiten und in Folge des mit den Hugonotten geschlossenen Friedens, etwas gespannt. Eine Spannung, die keine Sorgen machte, da ihre Beendigung jederzeit freistand, die es aber doch erleichterte, den Hugonotten die Absicht des Königs, Flandern und Artois zu erobern und Navarra zurückzufordern, glaubhaft zu machen. Dem Admiral sei, so sagte man, die Führerstelle dieses Kriegszugs bestimmt. Was man wünscht, das glaubt man und überhaupt hatte der Admiral, bei Scharfsinn und Menschenkenntniß im Einzelnen, doch selbst einen so vertrauenswürdigen Charakter, daß es leicht war, ihm Vertrauen einzuflößen *). Den Erben von Navarra dagegen und die Seinen gewann man durch die Aussicht auf eine Vermählung mit der Schwester des Königs, der Prinzessin Margaretha. Diese Verbindung konnte ihm weniger an sich, denn als Pfand einer friedlichen und freundschaftlichen Gesinnung des Hofes, als Bürgschaft seiner persönlichen Sicherheit wichtig sein. Sie verstärkte die nothwendigen Rücksichten gegen ihn; die Gründe, aus denen man gegen ihn wenigstens nicht zu dem Aeußersten schreiten durfte; ebenso aber auch die Rücksichten, die er selbst zu nehmen hatte und die ihn zu gemessener Vorsicht bestimmen mußten. Sie verstärkte dies Alles bloß und war nicht der alleinige Grund davon. Um so eher konnten alle Theile in die Verbindung willigen. Ueberdem mochte der Hof die Hoffnung hegen, den Prinzen durch diese Ehe ganz auf die katholische Seite zu ziehen. Die eifrigsten Katholiken theilten dieses Vertrauen nicht. Die Hugonotten aber mußte die Heirath, wenn gleich auch unter ihnen die Strengeren sie nicht billigen mochten, doch in dem Zutrauen auf ihre Sicherheit ungemein bestärken. Als es am Festesten war, da fiel der Streich der Bartho-

*) Dergleichen Männer mögen sehr scharfsichtig sein, den Schurken zu durchblicken, sobald sie einen Funken Verdacht erfaßt haben. Aber sie können nicht immer und gegen die ganze Welt auf der Wacht sein.

lomäusnacht (24. Aug. 1572) und weckte sie auf das Furchtbarste aus ihrem Traume. Der Anfall auf Coligny war der Vorläufer und ließ durch die Aufregung, die er unter den Hugonotten erzeugte, eine Maaßregel in den Augen des Königs als unvermeidlich erscheinen, die selbst seinem fanatischen Geiste bis zur letzten Minute widerstrebte, zu welcher ihn aber Katharina zu treiben wußte. Im Rausche des Gemetzels fand auch Er Gefallen daran *).

Ueber das Ereigniß hat die Weltgeschichte gerichtet. In gleicher Art, mit dieser Theilnahme der höchsten Stände, dieser von einer Regierung angesponnenen, einer Verschwörung gleichenden, Vorbereitung und Ausdehnung eines systematischen Mordplans gegen ihre Unterthanen, dieser Verstellung vor, dieser raffinirt wollüstigen Grausamkeit bei der That, wird es nicht leicht ein Beispiel geben. Es beladet seine Urheber und die es gebilligt **), mit ewiger Schmach. Nicht das Schlimmste an sich, aber aus dem Gesichtspunkte der Anstifter das Kläglichste war: daß diese Schandthat nicht einmal etwas Wesentliches helfen konnte. Sie hat nicht geschadet, als dem Ruhme der Thäter, dem Wohlstande Frankreichs und soweit jedes Verbrechen durch seine entsittlichende Wirkung schadet. Nicht einmal der Haß der Hugonotten ist wesentlich erbitterter geworden. Sie waren ja immer die schwächere, folglich die gemäßigtere Partei. Aber sie hat nichts geholfen, denn sie konnte nur einzelne, ja wenn auch viele Hugonotten entfernen, ohne den Hugonottismus selbst zu brechen, dessen Gefährlichkeit fortdauerte, so lange er gefährliche Führer fand.

Die Bedeutung des Hugonottismus lag für Frankreich

---

*) Katharinen war die Bartholomäusnacht ein politischer Vortheil; das Furchtbare des Mittels empfand sie nicht. Dem König ward sie als politische Nothwendigkeit dargestellt. Das Volk freute sich, auf den Befehl seiner Obern und den heiligen (!) Zweck gestützt, ohne Gewissensbisse die Wonne des Mordens genießen zu können.

**) Philipp II. freute sich darüber. Denn es sicherte Flandern. Das war doch noch ein Grund. Der Pabst ließ ein Tedeum singen.

nicht in ihm selbst, sondern in seiner Verflechtung mit anderweiten Oppositionselementen; lag darin, daß er den Interessen mächtiger Männer zum Werkzeuge diente und ihren Bemühungen seine Farbe lieh. Der Vortheil war gegenseitig und er selbst war stark, so lange er jene Männer trug und von ihnen gehalten wurde. Wäre man einen Schritt weiter gegangen und hätte auch den König von Navarra und den Prinzen von Condé geopfert, so würde die ganze Maaßregel allerdings für ihren nächsten Zweck entscheidender geworden sein. Nicht um der Persönlichkeit dieser Männer willen, sondern weil sie und besonders der Erstere als möglicher Thronfolger ein nicht unerhebliches Gewicht in die Wagschaale legten. Aber derselbe Umstand forderte allerdings Berücksichtigung. Ueberdem mochte man diese Prinzen nicht eben für eifrige Protestanten halten und die Hoffnung hegen, wenn nur die Kraft der Hugonotten so gebrochen sei, daß die Bourbons nichts mehr von ihnen erwarten könnten, so würde ihre erzwungene Bekehrung zum Katholicismus, durch welche sie ihr Leben erkauften, wohl von Bestand sein.

Aber noch hatten die Hugonotten feste Plätze, in welche das Gemetzel nicht gedrungen war und deren Vertheidiger eine Stellung einnahmen, die den Hof zu Unterhandlungsversuchen nöthigte. Die Vertheidigung von Rochelle war so standhaft, daß diese einzelne Stadt in ihrer Capitulation für alle Hugonotten in ganz Frankreich Gewissensfreiheit, d. h. Straflosigkeit, unter Beschränkung der Ausübung des Gottesdienstes auf Rochelle, Nismes und Montauban, auswirkte (6. Juli 1573). — Bald standen die Hugonotten, um welche sich abermals alle Malcontenten schaarten, so mächtig da, daß selbst ein Bruder des Königs, der Herzog von Alençon, versucht wurde, ihr Haupt zu werden. Um vor der Hand sich und die bourbonischen Prinzen aus der Gewalt des Hofes zu bringen, ward ein Project mit den Hugonotten verabredet, was zwar zeitig genug entdeckt wurde, aber doch einen allgemeinen Aufstand der Hugonotten zur Folge hatte. Der Prinz von Condé war entflohen und ward als einstweiliges Haupt der Hugonotten anerkannt.

Der Tod König Karl IX. (30. Mai 1574) änderte vor der Hand wenig in der Lage der Dinge. Katharina war, wie vorher de facto, jetzt auch de jure Regentin. Der König, Heinrich III., war abwesend in Polen, entfloh aber seinen dortigen Unterthanen, um den französischen Thron zu besteigen. Seine erste Handlung war die Versöhnung mit Alençon und Navarra. Was hätte er ihnen auch thun sollen? Im Uebrigen erwartete man von ihm eine strenge Verfolgung der Hugonotten, da man seine wollüstige Grausamkeit, sein hinterlistiges, der Mutter, deren Lieblingssohn er war, verwandtes Naturell kannte und wohl wußte, wie er an der Bartholomäusnacht mit mehr Bewußtsein, als der von blindem Fanatismus getriebene König theilgenommen hatte und nicht bloß ein Werkzeug, sondern ein Urheber derselben gewesen war. Indeß sein aus Wollust und einer des Aufschwungs zur Energie fähigen Grausamkeit gemischter Charakter ward von Katharinen, die die Seele der Geschäfte zu bleiben wünschte, ausschließlich auf Erstere gelenkt und durch sie für immer gelähmt. Seine gebrochene und zerrissene Seele begann allmälig Mistrauen in die eigne Kraft zu setzen und seine frühere Geisteskraft lebte noch soweit fort, daß er dem ferneren Thronfolger ein größeres Vertrauen schenkte, als dem Nächsten, den biedern Charakter des Königs von Navarra würdigte, und ihn als Schutz gegen den eignen Bruder, gegen Alençon wählte, der auch an Falschheit und wankelmüthiger Schwäche ihm verwandt war und dem er gleiche Gesinnung gegen sich zutrauen mochte, wie er selbst sich bewußt war, gegen Karl IX. gehegt zu haben, gleiche Unterstützung von Seiten Katharinens, wie er selbst genossen hatte. Mistrauen zeugt Verrath. Alençon floh und stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen; als deren Führer selbst Condé ihn anerkannte, wohl wissend, daß es sich mehr um Titel als Wesen handele. Der Name des Herzogs konnte der Sache, der er beitrat, augenblickliche Vortheile verschaffen. Zum Führer der Hugonotten war er nicht berufen. Seine Interessen zogen ihn zu sichtlich auf die Seite des Hofs und dem Rückkehrenden war Verzeihung und Belohnung stets ge-

wiß. Katharina folgte ihm, nicht mit Truppen, sondern mit Mädchen und schloß unter dieser Vermittelung einen sechsmonatlichen Waffenstillstand mit ihm ab. Als Preiß seiner Rückkehr galt die Generallieutenantsstelle, auf die Navarra gerechnet hatte. Darauf entfloh der Letztere vom Hofe und gieng von Neuem zum Protestantismus über. Die vereinigten Prinzen und Anführer stellten ihre, größtentheils ungemessenen, Abtretung von Statthalterschaften mit königlichen Rechten u. s. w. bedingenden Forderungen, deren Genehmigung unmöglich war. Ihre Stellung war jedoch zu gebieterisch, als daß man nicht etwas hätte zugestehen und durch das Edict vom Mai 1576 die Rechte der Hugonotten erweitern sollen. Doch von dem ganzen Vertrage wurden nur die zu Gunsten des nunmehr ganz von der Opposition abgezogenen Alençon, der den Herzogstitel von Anjou annahm, getroffenen Bestimmungen gehalten. Seit der Hof wieder schwächer auftrat, erhob sich die katholische Partei, diese würdigen Vorgänger jener Späteren, die sich für royalistischer als der König erklärten, von Neuem. Der junge Herzog von Guise war zu Geist und Ansehen des einstigen Hauptes der Partei gereift und durch seine Persönlichkeit ebenso geeignet zum Führer, wie der in Schwäche und Verachtung verfallene König unfähig war, Zutrauen einzuflößen. Er also ward das Haupt der heiligen Ligue (1576), deren Hauptzwecke: der siegreichen Erhaltung der katholischen Religion sich, wie allen Parteisachen, politische Nebenzwecke und persönliche Interessen beimischten. Der König neutralisirte die Letzteren und überhaupt die Gefahr, die eine Verbindung, die sich vorsetzte, für die Regierung zu thun, was nach der herrschenden Meinung der Regierung oblag, Letzterer bringen mußte, indem er sich selbst an die Spitze des Bundes stellte. Darum neuer Religionskrieg (1577), den der Friede von Bergerac beendigte und das Edict von Poitiers zur Folge hatte, das den Hugonotten überaus günstig war und den Beweis gab, wie der König um der Ligue willen auch ihre Zwecke fast zu hassen anfieng. Bald jedoch verfiel er in die alte Schwäche und nur Schwäche, Thorheiten und verwor-

rene Intriguen führten zu dem sechsten Bürgerkrieg, dem Liebhaberkrieg von 1579, der in der Sachlage ebensowenig änderte, wie seine das nächste Jahr erfolgende Beilegung.

Da gab der Tod des Herzogs von Anjou (10. Juni 1584) auf einmal der ganzen Gestalt der Dinge ein anderes Ansehen. Denn er erhob den König von Navarra, das Haupt der Hugonotten, zum nächsten, zum wahrscheinlichen Thronfolger. Um aber diese Ansprüche durchzusetzen, bedurfte er fortwährend der Unterstützung einer kräftigen Partei und da er wohl sah, er werde in der Meinung der erzkatholischen Partei niemals das Ansehen des Herzogs von Guise erreichen können, vielmehr stets von Mistrauen verfolgt werden, so war er genöthigt, wozu er ohnehin geneigt war, sich auch fernerhin auf das Hugonottische Interesse zu stützen. Dies aber führte der Ligue zahlreiche Anhänger zu und die Abneigung wider einen protestantischen König weckte den Gedanken, ihm andere Throncandidaten entgegenzusetzen. Dazu bot sich das eigne Haupt der Partei, der Herzog von Guise dar. Aber eben diese Stellung schürte in dem König ein fortwährendes Mistrauen gegen Guise an und bewirkte oft, daß die Regierung die Pläne der Ligue contreminirte. Diese selbst ward nun eine Haupttriebfeder alles Geschehenden. Mit ihr unterhandelte denn auch der König von Spanien mit Vorliebe; während der Pabst Bedenken hegte, das Ansehen des Königs hintanzusetzen. Für Philipp II. war diese Ligue überaus erwünscht. Sie machte ihn zum Herrn und Lenker des Ganzen; wie jederzeit der auswärtige Staat dies sein wird, den eine Partei zur Hilfe ruft *). So zwang er Guise durch die Drohung, die betreffenden Documente dem Könige mittheilen zu wollen, zu den Waffen zu greifen und in Folge davon erstieg die Verwirrung der Französischen Angelegenheiten den höchsten Grad. Die Ligue stellte ein Heer

*) Nicht weil es ein auswärtiger Staat ist; sondern weil jede Partei in Leidenschaft handelt, über ihre nächsten Zwecke die allgemeinen Interessen des Staats vergißt und aus Mangel an sichrer und legaler Begründung jede Bedenklichkeit in der Wahl der Mittel aufgeben muß.

auf und nahm mehrere Plätze ein, während sie von Andern, zur Freude des Königs, für dessen Interesse, oder doch für das zunächst von ihm vertretene Interesse, sie zu wirken vorgab, zurückgeschlagen wurde. Navarra hielt ein anderes Heer und andere Plätze. Zwischen Beiden der König, das Haupt der Staatsgewalt. Seinen Ansichten nach mit der Sache der Ligue verbunden, und durch die noch entschiedenere Neigung der Königin Mutter für dieselbe Seite bestimmt; den Personen der Ligue aber und ihrer Stellung entschieden feind; sah er sich genöthigt, öffentlich mit ihr gemeine Sache zu machen, während er ihr geheim alles Uebel wünschte und fühlte er sich oft bewogen, sich zu der Seite zu neigen, deren Gegner doch eine auch ihm am Herzen liegende Sache vertheidigten. — Katharine, die weniger mit ihres Sohnes Haß gegen die Ligue sympathisirte, vermittelte den Vertrag von Nemours (7. Juli 1585), in welchem der König sich verpflichtete, die Ausübung jeder andern Religion, als der römisch-katholischen, bei Todesstrafe verbieten zu wollen, dem Guise Beiträge zu den Kriegskosten und eine Anzahl Reiter zu liefern. Den Ausbruch des Krieges betrieb die Ligue, welche der neue Pabst Sixtus V. sanctionirte; Geldmangel dagegen und die geheime Abneigung des Königs verzögerten ihn. Endlich brach er aus und in seinem Verlaufe stieg die Macht jeder entfesselten Partei, nur die des Königs nicht. Die Vorgänge waren wechselnd und unentschieden; gewiß war nur, daß im Kampfe sowohl die Hugonotten, als die Ligue an Macht und Uebermuth zunahmen, weil ihrem entschiedenen Auftreten alle Ehrgeizigen und Gewaltthätigen beifielen. Endlich glaubte der König den längst im Stillen gehegten Wunsch, ein Uebergewicht über beide Theile geltend zu machen, durchführen zu können. Aber die Zeit, die den Einfluß der Staatsgewalt noch nicht in sie selbst allein setzte, sondern von der Bedingung einer entsprechenden Bedeutung der Personen abhängig machte, war dazu noch nicht reif *) und

*) Nur die Soldaten hielten sich meist durch ihren Eid an den König gebunden und die auswärtigen Gesandten, mit Ausnahme des

mochte am Wenigsten einen König begünstigen, den man weder achtete noch liebte und dessen erbloſen Tod man schon nahe voraussah. So war die Folge des Krieges der drei Heinriche nur, daß die Kraft der Ligue zunahm, aber weniger gegen die ungebrochenen Hugonotten, als gegen den König, den Guiſe mit Hilfe der für die Ligue begeisterten, durch die jakobinerartige Ligue der Sechszehner beherrschten Pariſer in seine Gewalt brachte, mit Barricaden umschanzte, und ihm die härtesten Bedingungen vorschrieb *). Bevor der König sie genehmigt hatte, gelang seine Flucht. Dies änderte die Sachlage. Guiſe schrieb und schickte Deputationen, um Reue und Leid zu bezeigen und den König zur Rückkehr nach Paris zu vermögen. Aber er wollte nicht wieder in die Höhle des Tiegers. Er stellte sich versöhnlich, unterzeichnete auch ein gegen die Hugonotten gerichtetes Edict (das der Union, vom 16. Juli 1588), verfügte sich aber nach Blois, wohin die Reichsstände berufen wurden. Dort ließ er (23. Dec.) den Herzog von Guiſe und bald darauf auch den Cardinal Guiſe umbringen.

Mit dieser Gewaltthat, die eine neue Ursache zum Bruche zwischen dem König und seinen eifrigsten Unterthanen werden mußte, waren wohl die gefährlichsten und verhaßtesten Häupter der Ligue entfernt, aber es war damit weder die Ligue selbst aufgehoben, noch ihre Stellung geändert. Der Herzog von Mayenne war der Verhaftung entgangen und so hatte die Ligue wieder ein Haupt, woran es ihr auch außerdem nicht gefehlt haben würde. Die Pariſer Liguisten, unter Anführung des jungen Herzogs von Aumale, überließen sich allen Ausschweifungen der Rache und Wuth. Der König aber konnte wohl die Guiſen vertilgen lassen, gegen die Ligue that er nichts und konnte kaum etwas gegen sie thun. Denn

---

Spanischen und des Päbstlichen, wollten nur mit ihm zu schaffen haben. In diesen beiden Beziehungen ist die Staatsgewalt am Frühesten dem modernen Sinne zugereift.

*) Thorheit. Er hätte sie doch nur eingegangen, um sie wieder zu brechen. Aber sie auch nur aufgestellt zu haben, forderte Strafe.

er fand keinen Beistand gegen sie in den Reihen, über die er gebieten konnte. Mit ihnen selbst aber hatte ihn jener Gewaltschritt allzusehr verzwistet und selbst der päbstliche Legat konnte keine Versöhnung zu Stande bringen. So blieb ihm fast keine Wahl übrig, als sich dem König von Navarra in die Arme zu werfen und bald sah Frankreich das merkwürdige Schauspiel, daß die Truppen des Königs und die der Hugonotten vereint gegen die Truppen und Plätze der Ligue anstürmten und endlich gemeinschaftlich die Belagerung der Hauptstadt des Reichs begannen. So war der Französische Prinz, der seine Laufbahn mit kalter, bewußtvoller Verfolgung der Hugonotten begonnen hatte, am Ende derselben auf ihre Hilfe verwiesen und verdankte ihnen die letzten Hoffnungen seines Lebens. Denn in der That giengen seine Sachen von der Vereinigung mit den Hugonotten an gut und viele Katholiken, die nur auf ein entschiedenes Handeln des Königs gewartet hatten, sagten sich von der Ligue los und traten zu den beiden Königen über. So mochte er mit Recht hoffen können, das königliche Ansehen mit Hilfe der Hugonotten wiederherzustellen, und was dann mit Diesen werden sollte, das blieb ihm vorbehalten. Für Navarra aber, als den nächsten legitimen Thronfolger, war es von hoher Wichtigkeit, daß diese Eintracht mit dem Könige eintrat, daß er mit dem Könige kämpfte, indem er gegen seine eignen Feinde stritt, daß die Theilnahme des Königs gewissermaaßen den Kampf gegen die Ligue sanctionirte. Das begriff auch die Ligue und darum traf Clements Mordstahl Heinrich III., der am 2. Aug. 1589 verschied.

Mit ihm erlosch der thronfähige Stamm der älteren Linie. Ein Bourbon, der König von Navarra, ein Hugonotte, bestieg den Französischen Thron. Die Ausübung der Rechte desselben mußte er sich erst durch Waffengewalt erkämpfen und konnte nicht zum Ziele gelangen, ohne dem Protestantismus zu entsagen. Daß er, trotz aller entgegenstehenden Bemühungen der Ligue, soweit kam, daß nur noch der Uebertritt zum Katholicismus erforderlich war, um ihm das gesammte Volk zu unterwerfen, war ebenso natürlich,

wie die Nothwendigkeit dieser Bedingung. Jene Zeit war zu spät oder zu früh, als daß ein ganzes großes Volk sich so leicht dem ersten besten Usurpator des Throns unterworfen hätte. Die Ansprüche Heinrichs IV. waren klar und unbestreitbar. Er hatte Macht, sie wenigstens aufrecht zu erhalten. Er hatte in der Vereinigung der schönsten Züge des Französischen Volkscharakters, durch echte Bonhommie geweiht und von allen schwächeren Seiten jener Nationalität nur eine von den Franzosen leicht verziehene Sinnlichkeit bewahrend, Eigenschaften, die Krone zu verdienen. Man konnte seine Sache, aber nicht ihn persönlich hassen. Er hatte die tüchtigsten Männer zur Seite, deren Geist man achten, deren Charakter man vertrauen mußte. Die zahlreiche Classe im Volke, die es liebt, der legitimen Gewalt zu huldigen, ward wenigstens irre an der Gerechtigkeit des Widerstandes und hielt sich von thätiger Unterstützung desselben zurück, wo sie sich nicht willig dem Könige unterwarf. Die Gegner selbst hatten nicht die frühere Sicherheit in dem Kampfe mit einem Gegner, für welchen der Schrecken des königlichen Namens stritt. Die Priester nur waren ungebeugt und unversöhnlich. Die weltlichen Häupter dagegen waren größtentheils ohnehin nur durch persönliche Interessen, nicht durch den alten Parteihaß gelenkt und da sie keine gewisse Aussicht hatten, im Kampfe die gewünschten Vortheile zu erndten, so waren sie durch Gewährung ähnlicher Vortheile wohl für den Frieden zu gewinnen. Aber ein Hugonotte konnte nicht in Frankreich regieren. Auch ohne den Widerstand des Pabstes und Philipp II., würde die Thatsache das nicht verstattet haben: daß die Mehrzahl der Franzosen dem Römischen Banner folgte, daß der Protestantismus nicht für das allgemeine Französische Volksthum geschaffen war und daß in jenen Zeiten die Religion der Minderzahl kaum von der Mehrzahl geduldet werden, am Wenigsten aber, in der Person des gemeinsamen Königes, über die Mehrzahl herrschen konnte.

Für Spanien, um dessen willen zunächst diese ganzen Vorgänge, in die es mannigfach eingriff und die wieder auf seine eignen Händel einwirkten, erzählt worden sind, ward

die Sache durch Heinrich IV. Thronbesteigung ungleich ernster. Spaniens Antheil an diesen Wirren hatte zeither eine doppelte Quelle gehabt. Zunächst ward Philipp II., durch seine allgemeine Sympathie für die Sache des katholischen Princips, auch für die Bestrebungen gewonnen, welche die Ausrottung des Hugonottenthums in Frankreich bezweckten. Deshalb ermunterte er den Hof von Anbeginn an zu Gewaltstreichen gegen Dieses, bot Geld und Waffen an und als er die Ligue eifriger in diesem frommen Werke fand, als den König, so ward er der treue, wenngleich nicht uneigennützige Verbündete der Ligue. Im Anfang aber waren seine Anstrengungen für den gemeinsamen Zweck nicht eben groß. Er brauchte Geld und Truppen in eignen Zwecken nöthiger und stellte zudem für seine Hilfe Bedingungen, welche die Französische Krone nicht eingehen konnte. Anders ward das Verhältniß, wie die Niederländischen Händel bedenklicher wurden und Frankreich, unter den einzelnen Pausen seiner inneren Wirren, sich zuweilen auf sein wahres Interesse besann und in den Niederlanden gegen Spaniens Zwecke wirkte. Von jetzt an wurde es ein dringendes Bedürfniß für Philipp, rastlos die Französischen Unruhen anzuschüren, um den Franzosen keine Zeit zur Einmischung in die Niederländischen Händel zu lassen und um der königlichen Partei so wichtig zu bleiben, daß Diese, das Staatsinteresse ihrem Parteiinteresse nachsetzend, sich hüten möge, ihn durch Unterstützung seiner Gegner zu beleidigen. Wie man das Bedürfniß eifriger befriedigt, als den Wunsch, das nähere Interesse schneller als das Fernere, wenngleich Heiligere, so war auch für Philipp jene Aufgabe so dringend, daß er zuweilen selbst die Sache der Kirche darüber vergessen und daß es eine Zeit (1583) gegeben hat, wo er sogar mit Navarra in Unterhandlungen trat und Diesen aufmunterte, die Waffen gegen die Katholiken zu ergreifen, ihm Geld und Truppen dazu anbot und selbst die Hand seiner Schwester annehmen wollte. Ruhe in Frankreich, das fühlte er wohl, war für ihn Zerstörung aller Sicherheit auf der gefährlichsten Seite. Und nun sollte diese Ruhe durch das Regiment eines Prinzen herbeigeführt wer-

den, der durch Alles berufen schien, ein großer König zu werden, und der in Nichts mit ihm sympathisirte, auf den er durch Nichts einen Einfluß zu äußern wußte. Darum ward es ihm dringende Aufgabe, die eifrigsten Bemühungen gegen Heinrich IV. und dessen Gelangung zum vollen Machtbesitz aufzubieten und jede dem Gefürchteten feindliche Tendenz zu ermuntern und zu fördern.

Heinrich dagegen fand aus denselben Gründen, die Philipp zu seinem Gegner machten, an Elisabeth einen Verbündeten. Er erhielt Geld und Truppen und Beides um so reichlicher, sowie sich auch Zahl und Gewicht seiner Anhänger mehrten, sobald die ersten Erfolge seine Bemühungen krönten. Der Sieg bei Argues (18. Sept. 1589) war ihm wichtiger, als mancher folgende von größerem Aussehen. Denn er bereitete den Boden für die Wurzeln seiner Gewalt und wendete ihm alle die zu, die der legitimen Autorität zu gehorchen lieben, — wenn sie nicht ganz vom Glücke verlassen ist. Schon eilten auswärtige Staaten, wie z. B. Venedig, das ohnehin dem Pabste und Spanien gern entgegentrat, ihn anzuerkennen. In der That fehlte es der Gegenpartei an einem Haupte, an das man sich hätte halten, das an Recht und Verdienst sich auch nur einigermaaßen mit Heinrich hätte messen können. Dem Cardinal von Bourbon, der, wenn man Heinrichs Recht bei Seite setzte, einen Anspruch begründen konnte, gebrach alle Fähigkeit; dem Herzog von Mayenne, den nur Weichlichkeit und Indolenz allzuoft abhielten, von seinen Talenten vollen Gebrauch zu machen, jeder Anspruch. Doch handelte der Letztere als Generallieutenant der Krone. Zudem ein Gedränge von Concurrenten, von denen Jeder seine Partei hatte, die natürlich in ihrem Eifer für die gemeinsame Sache erkaltete, sobald ihr Candidat nicht gewählt wurde. Philipp II. behauptete das Recht seiner eignen Tochter und erweckte durch den Einfluß seines Gesandten auf die Pariser allen Widersachern, die doch in der Hauptsache seine Verbündeten waren, öftere Schwierigkeiten. Der Herzog von Savoyen machte Anspruch als Enkel Franz I., und forderte wenigstens als Preiß seines Rücktritts das

Marquisat Saluces. Die liguistischen Edlen begünstigten am Meisten die Ansprüche des Sohnes des Herzogs von Lothringen von Claudia von Frankreich. Lothringen forderte wenigstens Metz, Toul, Verdün und Sedan. Die Herzöge von Nemours und Mercoeur verlangten unabhängige Herrschaften, als wenn das Sache eines Zugeständnisses wäre. Alle diese Bewerber dachten nur an sich und ihren Vortheil, auf Kosten Frankreichs. Heinrich aber hatte das ganze Frankreich im Sinne und würde es nie auf Kosten seiner Ehre erkauft haben. Der innere Zwiespalt unter den leitenden Mächten der Ligue aber mußte ihren Unternehmungen ebenso schaden, wie ihre sichtlich hervortretende Selbstsucht und die geringe Rücksicht, die auf das Interesse Frankreichs genommen wurde, die echten Freunde des Landes von ihnen abwendig machte. Indeß Paris blieb bewaffnet und der Ligue ergeben; Mayenne erhielt ein mit Spanischem und Päbstlichem Gelde bezahltes Heer; und in einzelnen Provinzen hielten einzelne Städte und Edle die Sache der Ligue aufrecht. Der König blokirte Paris und brachte allmälig die umliegenden Plätze in seinen Besitz. Mayenne rückte mit seiner Armee ins Feld, um die Blokade zu brechen, ward aber bei Ivry (14. März 1590) geschlagen und nun begann die Belagerung von Paris, das durch die Großmuth Heinrichs vor einem förmlichen Sturme bewahrt blieb, und dessen Belagerung sich ebendeshalb in die Länge zog. Schon die Blokade hätte genügt, es zur Uebergabe zu zwingen, wenn nicht die Truppen des Königs die Lebensmittel zu hohen Preisen durchgelassen hätten; was der König dulden mußte, da dieser Gewinn die Soldaten abhielt, über das Ausbleiben des Soldes zu murren. So stellte sich das eigenthümliche Verhältniß her, daß eigentlich die Pariser selbst das Heer bezahlten, das sie belagerte.

Hier kommt nun die Zeit, wo die Rückwirkung der Französischen Händel auf die Niederländischen Angelegenheiten wichtig wurde, indem Philipp II. sich entschied, zunächst den Ersteren den Vorrang vor den Letzteren einzuräumen. Er hatte die Niederländische Sache satt und warf sich mit ganzer Kraft auf die Seiten, wo er neuere Aufforderungen

zum Einschreiten fand. So in England, so auch in Frankreich. In beiden Fällen mochte er sich selbst überreden, es sei staatsklug, den Niederlanden vorerst die auswärtige Unterstützung zu entziehen. Ihr Fall werde sich dann schon von selbst ergeben. Erinnerte er sich denn nicht, wie weit sie ohne auswärtige Hilfe sich erhoben hatten? Seine Befehle nöthigten den Herzog von Parma, mehrere Jahre hintereinander die Niederlande zu verlassen und sich gegen Heinrich IV. zu versuchen. Das erste Mal hatte dies wenigstens die Aufhebung der Belagerung von Paris zur Folge. Das mochte dessen endliche Unterwerfung verzögern. Befreit davon war es nicht, solange die Sache im Lande nicht anders stand, solange noch ein so großer Theil von Frankreich anderer Meinung war, als Paris.

Das aber ward nicht geändert, als am 9. Mai 1590 der Cardinal von Bourbon, der einzige Thronprätendent, dessen Anspruch von Seiten des Rechts einigen Sinn hatte, mit Tode abgieng und nun die widersprechenden Bewerbungen aller Parteien in voller Hitze erwachten. Dagegen ward die Ligue von Pabst Gregor XIV. eifriger unterstützt, als es von Sixtus V. in der späteren Zeit geschehen war. Gregor schickte selbst eine Armee ihr zu Hilfe ab, die in die Dauphiné einbrach, aber, wie alle von dieser Seite her in Frankreich erfolgte Angriffe, fast gänzlich aufgelöst war, ehe sie an ihr Ziel gelangte. Dem König dagegen führte Turenne 16,000 in Deutschland geworbene Hilfstruppen zu, mit denen er die Belagerung von Rouen begann, das sich ebenso heldenmüthig gegen den Hugonottischen König, wie im Anfange dieser Bürgerkriege gegen den Katholischen vertheidigte. Abermals verließ Parma die Niederlande, um zum Entsatz einer Französischen Stadt zu eilen, während das Belagerungsheer mit einer Holländischen Flotte einige Hilfstruppen erhielt. Der König gieng ihm entgegen und nach manchen Wechselfällen gelang es Parma, durch einen forcirten Marsch Rouen zu erreichen und in die Stadt einzuziehen. Auf dem ganzen Zuge jedoch hatten sich immer mehr die Umstände herausgestellt, die eine Auflösung des Widerstandes gegen Heinrich IV.

begründen mußten. Sie lagen einfach darin: daß die Ligue in Frankreich selbst, dem legitimen Könige gegenüber nicht genug begründet war und ohne Spanische Hilfe sich nicht halten konnte; daß aber Spanien nicht geneigt war, die persönlichen Interessen der Häupter der Ligue, die doch der wesentlichste Grund ihrer Handlungen waren, zu fördern, sondern fortwährend die Erlangung der Französischen Krone für die Infantin im Sinne hatte. — So machte sich der Gedanke immer stärker unter den Mitgliedern der Ligue, besonders unter den Uneigennützigeren darunter geltend, daß, wenn nur der König sich zu der katholischen Religion bekennen wolle, er anzuerkennen sei und in diesem Sinne wurden von Zeit zu Zeit Vorschläge gemacht. Die Vermittelung erleichterte es, daß sich unter Heinrichs Fahnen zahlreiche Katholiken befanden, mit denen die Liguisten unbefangener und von gleichem Gesichtspunkte ausgehend unterhandeln konnten. Spanien schürte zwar heftigen Widerstand der fanatischen Parteiglieder gegen diese Annäherungen an. Aber die gemäßigte Seite behielt, wie immer, auf die Dauer den Sieg und wie erst der Gedanke der Mäßigung, der Ruhe und Versöhnung erwacht war, so schlug er rasch immer tiefere Wurzeln.

Auch der König entschloß sich und schwor am 25. Juli 1593 den Protestantismus ab. Das war das einzige Mittel, seine Widersacher, bis auf die heftigsten Fanatiker, die von Spanien Bestochenen und die Wenigen, denen die Religion geradezu nur Deckmantel persönlichen Ehrgeizes gewesen war, — bis auf Diejenigen also, deren Unterwerfung dem kräftigen und von der überwiegenden Mehrzahl anerkannten Inhaber der Staatsgewalt nicht schwer fallen konnte — zu entwaffnen, dem Lande die Ruhe zu geben und Raum und Zeit für Ausführung der großartigen Pläne zu gewinnen, die Heinrich IV. zum Wohle Frankreichs, ja der Menschheit in seiner Seele trug. Was er einst, um persönlicher Lebensgefahr zu entgehen, gethan hatte, das that er jetzt im unverkennbaren Interesse seines Volks. Er that diesen Schritt nicht ohne Kampf. Das macht seiner Gewissenhaftigkeit Ehre. Indeß in der Seele des großen Fürsten und Staatsmannes,

des Vielerfahrenen, der soviel Menschen von allen Parteien und Secten erprobt hatte, mochte wohl die Ahnung aufdämmern, daß nur das allen Confessionen Gemeinsame das Wesentliche sei. Und wo wäre ein Hinwegsetzen über Formen, selbst über religiöse Formen und Einzelheiten eher zu entschuldigen, als bei dem Könige, der das klare Interesse seines Staats davon abhängig sieht, daß Er dessen König und daß der König dem Glauben der großen Mehrzahl des Volks zugethan sei? Daß der Hugonottismus nicht für die Franzosen gemacht war, bewies die verhältnißmäßig geringe Zunahme, die er jetzt in den Tagen seiner Straflosigkeit, ja seiner siegreichen Erhebung gemacht hatte *). Oder wäre dem nicht so gewesen, so konnte der König denken, wenn er Besitz ergriffen, das Land beruhigt und Gewissensfreiheit begründet habe, so müsse es sich am Besten bewähren, welchem Glauben der friedliche Sieg durch die Waffen der Ueberzeugung zu Theil werde und demgemäß könne sich sein eignes künftiges Verfahren bestimmen. Die meiste weltliche Sorge bei seinem Entschlusse mochte ihm die Stimmung der Hugonotten machen, die doch zeither seine tüchtigsten, treuesten und zuverlässigsten Anhänger gewesen waren. Indeß, wenn auch Viele darunter seinen Uebertritt ungern sahen, wie denn keine Partei es mit Freuden sehen wird, wenn sie höchstens Duldung und Gleichheit erhält, wo sie Sieg und Herrschaft gehofft hatte, und die Glaubenseifrigsten ihm im Herzen zürnen mochten; so blieb doch das Vertrauen in seine persönliche Gesinnung, es blieb der Glaube, daß er im Geheimen dem Protestantismus ergeben sei; es blieb vor Allem das Interesse der Partei fortwährend an einen König geknüpft, der unter allen Thronbewerbern der Einzige wäre, von dem sie nichts Feindliches besorgen durfte. Auch die auswärtigen Protestanten, in England, Nordniederland, Deutschland, deren Hilfe er so Vieles verdankte, wurden durch seinen Uebertritt nicht

*) Selbst diese schien zum Theil vom Interesse dictirt. Wenigstens von den höheren Ständen giengen die Meisten in kurzer Zeit wieder zum Katholicismus über.

abwendig gemacht. Wenigstens konnte er voraussehen, daß es von seinen Handlungen abhängen werde, welche Stellung zu ihm sie einnehmen würden. Diejenigen katholischen Regierungen zudem, die mit ihm in der Opposition gegen Spanien übereinstimmten, erhielten nun offenbar freiere Bahn zum Zusammenwirken. Und fortwährend blieb er der Spanischen Sache entgegengesetzt; das beste Pfand der Einigkeit unter den Gleichgesinnten. Es war ein wichtiger Umstand, daß in der Zeit, die das dringendste Interesse eines Gegensatzes zwischen Spanien und Frankreich herauszustellen schien, gerade ein König an der Spitze des Französischen Staatslebens stand, der auch durch seine persönlichen Verhältnisse wider Spanien gereizt war.

Denn unversöhnlich blieb Spanien sein Gegner. Man könnte es weiser gefunden haben, hätte es ernstlich sich mit dem Könige auszugleichen gesucht, indem es ihn, durch Vermählung mit der Infantin, an sich gefesselt, zur Verfolgung der Hugonotten und jedenfalls zur Neutralität bewogen hätte. Indeß die Gesinnung des Königs machte es sehr unwahrscheinlich, daß er jemals zu Undank und Verrath gegen die treuen Genossen seiner Drangsale, aus deren Mitte noch jetzt seine geachtetsten Rathgeber gewählt waren, zu bestimmen sein werde; weniger noch, daß sein Ehrgeiz sich werde im Zaume halten lassen; am Wenigsten, daß er auf längere Zeit die natürlichen Interessen Frankreichs verabsäumen könne. Für Philipp war die Verfolgung der Ketzer ein heiliges, das Abziehen Frankreichs von aller Einmischung in seine auswärtigen Pläne aber ein dringendes, folglich ein wichtigeres Interesse; und da er kaum auf Heinrichs Beistand für ersteren Zweck, am Wenigsten aber auf seine Nachgiebigkeit zu Letzterem rechnen konnte, überdem in ihm einen persönlichen Feind erblickte, so fuhr er fort, ihn direct zu bekämpfen.

Ebenso der päbstliche Legat und seine fanatischen Anhänger. Wie die Aussicht auf Erfolg durch Waffengewalt sich minderte, griffen sie zum Dolche des Meuchlers und predigten Mord. Indeß Barriere ward ergriffen und hingerichtet (31. Aug. 1593). Auch andere günstige Ereignisse häuften

sich. Angesehene Liguisten giengen zum Könige über. Lyon ward durch allgemeine Erhebung des Volks seiner Sache gewonnen. Er entschloß sich, sich zu Chartres (27. Febr. 1594) krönen zu lassen. Mayenne, an seiner Sache verzweifelnd, verließ Paris und sein Statthalter Brissac übergab diese Hauptstadt des Reichs dem König, der am 22. März seinen Einzug unter dem Jubel desselben Volks hielt, das ihn so viele Jahre lang mit der ganzen Kraft fanatischen Hasses verfolgt hatte. Die Spanier ließ man ruhig abziehen. Die Vertreibung der Jesuiten wurde anfangs vertagt; als aber wiederum ein Fanatiker (Chatel) den Dolch auf den König gezückt hatte und die Untersuchung ergab, daß der Rector des Jesuitencollegiums ihn, wenigstens indirect, dazu aufgereizt, erfolgte die Verbannung des Ordens durch Decret vom 29. December.

Eine Zeit lang wurde jedoch der Fanatismus, soweit er nicht ultrakatholisch, das legitime Maaß der Rechtgläubigkeit überstieg und papistischer war, als der Pabst selbst, beschwichtigt, da endlich die Absolution des Königs (17. Sept. 1595) stattfand. Clemens VIII., dem als Pabst, nicht an inneren Unruhen in Frankreich, sondern an dem Interesse der Kirche, an der Versöhnung der nunmehr unbestrittenen Staatsgewalt dieses großen Reiches mit dem Römischen Stuhle Alles gelegen war; hatte erkannt, daß Heinrich IV. nicht zu stürzen sei, daß die fernere Unterstützung illegitimen Widerstandes nur das Ansehen der Kirche gefährden könne, daß man, bei dem vorherrschenden Verlangen der großen Mehrzahl, selbst der strengkatholischen Franzosen, nach Ruhe und den Traditionen einer Absonderung der Gallikanischen Kirche von dem Römischen Stuhle, sogar die Einsetzung eines Patriarchen der Nationalkirche besorgen mußte. Er mochte auch das Mistrauen in die Gesinnung Heinrich IV. abgelegt, oder vielmehr sich überzeugt haben, daß die Interessen des Königs von Frankreich ihn fortwährend von dem Rücktritt zu dem Protestantismus abhalten würden. Daß Frankreich nicht unter das Joch der Inquisition und der bigotten Strenggläubigkeit zu bringen sei; wußte man längst

und das Verhältniß, das sich nach der Versöhnung mit dem Könige herstellen mußte, war dasselbe, an welches die Päbste schon lange her in Bezug auf Frankreich gewöhnt waren.

Nunmehr hatten sich die Dinge vollkommen geändert. Es war nicht mehr Frankreich, das, unter Spanischem Beistand, sich gegen einzelne von Kirche und Staat geächtete Factionen erhob; sondern es war ein Krieg zwischen Frankreich und Spanien, den der König des Ersteren erklärte (17. Jan. 1595) und in welchem nur einzelne, durch Selbstsucht oder Verblendung verleitete Franzosen den auswärtigen Feind unterstützten.

In diesem Sinne erfolgte der Anschluß Mayenne's an die Spanische Macht, die unter dem Connetable von Castilien von Savoyen aus in Frankreich ausbrach und deren Weiterdrängen Heinrich durch die abenteuerliche Schlacht von Fontaine-Française (5. Juni 1595) vorbeugte. Die einzelnen Plätze, die noch in den Provinzen von Liguistischen Parteitruppen besetzt waren, wurden Einer nach dem Andern von den Königlichen genommen. Selbst die Vortheile, die die Spanier an den nördlichen Grenzen unter Fuentes erndteten, konnten nicht einmal die Reste ihrer Partei abhalten, sich allmälig mit dem Könige zu versöhnen. Denn es ward bereits allseitig anerkannt, daß diese Vortheile auf Kosten Frankreichs erlangt seien und daß es den Spanischen Waffen nicht möglich sein werde, einen Zustand in Frankreich herzustellen, bei welchem eine Theilnahme an ihren Unternehmungen aufhören konnte, als Verbrechen gegen das Vaterland zu erscheinen. Mayenne, der junge Nemours, unterwarfen sich und als der König auch Amiens, das der Cardinal Albrecht von Oesterreich erobert, wieder gewonnen hatte, so ward der letzte Widerstand, den der Herzog von Mercoeur in der Bretagne noch fortsetzte, aufgegeben. Es darf nicht vergessen werden, daß der König durch die hohe Weisheit und Seelengröße, womit er die Parteien behandelte, Vieles zu diesen günstigen Erfolgen beitrug. Er verzieh völlig und auf die beste Art. Er that mehr, als verzeihen: er vergaß. Er versöhnte sich mit jeder Partei, ohne Einer Concessionen zum

Nachtheil ihrer Gegner zu machen. Er stützte sich auf das Ruhebedürfniß der allmälig parteilos gewordenen großen Mehrzahl. Den Hugonotten hatte er nichts zu verzeihen. Aber selbst von ihnen ließ er sich nichts abdringen. Sie mußten erkennen, daß die allgemeine Stimme mehr wider, als für sie war und daß nur die Gerechtigkeit des Königs ihre Gewissensfreiheit sichern könne. Mit einer absichtlich, zur Entfernung jedes Gedankens an Zwang und Abhängigkeit von ihnen, behaupteten Zögerung gewährte er ihnen die Verbürgung derselben durch das berühmte Edict von Nantes (30. April 1598). Es geschah erst, als der innere Friede gesichert und ebendadurch der Aeußere zum Abschluß gereift war. Spanien mußte auch in Frankreich an Erreichung seiner Pläne verzweifeln. Es hatte in dem von Factionen zerrissenen Frankreich nichts gewinnen, höchstens den Zustand der Verwirrung etwas verlängern können. Dem einigen, starken und geistvoll geleiteten Frankreich gegenüber schwand jede Hoffnung und der Separatfriede zu Vervins ward, auf die Bedingung gegenseitiger Zurückgabe der gemachten Eroberungen, (2. Mai 1598) unterzeichnet.

§. 31.

Spaniens Wirken in Portugal, Italien, Deutschland und den außereuropäischen Ländern.

Scheinbar wenigstens noch den glücklichsten Erfolg hatten Philipps Unternehmungen in Portugal. Es war hier etwas in Natur und Verhältnissen, was für ihn zu sprechen schien. Die Ansicht war natürlich, daß Portugal nur einen Theil des großen Reiches der pyrenäischen Halbinsel zu bilden bestimmt sei. Die Macht dieses Theiles schien im Vergleich zu Spanien und nun vollends zu der Spanischen Macht, wie sie sich durch die transpyrenäischen Besitzungen darstellte, kaum in Betracht zu kommen. Die Nation konnte als dem allgemeinen Spanischen Volksthum angehörig, also einer innigen Vereinigung mit demselben fähig, aber nur einen schwächeren Grad seiner Entwickelung darstellend, also zu einer

Unterwerfung unter dasselbe bestimmt, betrachtet werden. In der That hatten die Portugiesen, als Einzelne und bei einzelnen Plänen, einen kühneren und vor allen Dingen einen gewandteren Unternehmungsgeist bewährt, als die Spanier; dagegen im Ganzen nicht die, zum Theil durch die weitere Räumlichkeit des Staatsgebietes bedingte Großartigkeit des politischen Charakters, am Wenigsten die dem Spanier eigne majestätische Ruhe und Festigkeit behauptet. Durch Spanien von dem übrigen Europäischen Staatensysteme abgeschnitten und mit ihrem Unternehmungsgeiste auf die abenteuerlichen Gebiete Ostindiens und Amerika's verwiesen, schienen sie in der Europäischen Politik zum untergeordneten Nachtreter Spaniens bestimmt zu sein. Das Culturleben bot keine geschiedenene Richtung. In der bigotten Ergebenheit an die Orthodoxie der römisch-katholischen Kirche überboten die Portugiesen eher die Spanier, als daß sie ihnen nachgestanden hätten. Die politischen Einrichtungen endlich waren analog ausgeprägt. — Ueberdem kam es Philipp II. bei seinen Unternehmungen auf Portugal zu Statten, daß diesem keineswegs dieselbe auswärtige gegenseitige Unterstützung zur Seite stand, die ihn in seinen Beziehungen zu den Niederlanden, England und Holland belästigt hatte. Ueberhaupt stand Portugal damals dem übrigen Europäischen Staatensysteme noch ziemlich fern. Nordniederland hatte damals noch seine eigne Sicherheit zu bedenken und war noch nicht von der Defensive zum kühneren Angriff übergegangen. Frankreich war mitten in seinen Unruhen und dachte nicht daran, angriffsweise gegen Spanien zu Werke zu gehen. England, das einst so tief in die Portugiesischen Staatshändel eingreifen sollte, hatte damals nur für den Protestantismus eine vorsichtig bemessene Unterstützung bereit. Auf allen Punkten der Spanischen Politik den Widerpart zu halten, fühlte sich Elisabeth nicht berufen; dazu schien England kein dringendes Interesse aufzufordern; sein Interesse jedenfalls weniger dringend zu sein, als das der Franzosen.

Nun kamen günstige Vorgänge im Innern Portugals dazu. Es mag unentschieden bleiben, ob Spanien diese vor-

bereitet, wenigstens ihr Anwachsen gefördert und gezeitigt hat, oder nicht. Das Geschehene selbst scheint nothwendig gewesen zu sein. Es war ein wildes, abenteuerliches, mittelalterlich-mauriſches Element in dieſer Portugieſiſchen Regierung, von welchem, unter dortigen Verhältniſſen, ſich kein ruhiger Uebergang zu den Richtungen des modernen Europäiſchen Staatslebens vermitteln laſſen wollte und das eine Ausſcheidung auf gewaltſamen Wege zu fordern ſchien. Concentrirt war dieſes Element und am Sichtlichſten ausgeprägt in dem Charakter des von früh an zu ſchwärmeriſcher Uebertreibung geneigten jungen Königs, des Don Sebaſtian. Dieſen Hang, ſich den Antrieben einer glühenden und irre geleiteteten Imagination zu ergeben, nährten die Jeſuiten, die ſich in der Erziehung des unmündigen Königs, trotz des Widerſtrebens eines vernünftigen Miniſters, zu erhalten wußten. Sie trennten ihn von ſeiner Familie und beſchäftigten ihn, ſtatt ſeinen Geiſt durch Hinrichtung auf die Bewegungen des allgemeinen Staatslebens zu bilden, ſeine Thatkraft mit den Intereſſen ſeines Volks zu beſchäftigen und ſeinen Unternehmungsgeiſt auf die für dieſe Intereſſen ſo wichtigen Oceaniſchen Beziehungen zu lenken; lediglich mit Glaubens- und Kirchenſachen, deren Anordnung in ihrem Sinne ſie durch ihn erwirkten und dadurch Verwirrung und Unmuth über das Land verbreiteten. Als Ableitung der Unzufriedenheit riethen ſie ihm — man glaubt, in der von Spanien eingegebenen Abſicht, ihn zu entfernen, vielleicht zu vernichten und jedenfalls die Kraft ſeines Reichs zu brechen, — den Zug gegen Marokko.

In ſeiner eignen Seele verdrängte dieſer Plan einen andern, noch kühneren Gedanken, aber der doch zu der zeitherigen Richtung der Portugieſen eine Beziehung hatte. Er wollte nach Oſtindien gehen, die Wunderreiche des Orients erobern und ſich zum Kaiſer des Morgenlandes krönen laſſen. Darüber hätte er Portugal vergeſſen können, deſſen Schickſal wahrſcheinlich ebenſo gefallen wäre, wie bei dem Afrikaniſchen Zuge. Die Unternehmung war dorthin auch, zwar abenteuerlich genug, doch vielleicht, unter Beiſtand des Glückes,

eher möglich, als hier. Denn jenen entfernten Völkern des Orients war die Europäische Kriegsweise fremd und überlegen. In Marokko aber herrschten die Anhänger Mohameds, die fast am Starrsten an dem alten orthodoxen Lehrglauben und an der ursprünglichen rauen Gesittung der Araber gehalten. Durch Verbindung mit den Türken waren diese Stämme zu der Kriegsweise gewöhnt worden, die sich eben in den Europäischen Kriegen ausgebildet hatte und in der die Türken den Völkern des Abendlands damals die Waage hielten. Dorthin, wo die Entscheidung am Schnellsten erfolgen mußte, lenkten die Rathgeber des jungen Königs seine Blicke, wie ein vertriebener Prinz des Marokkoischen Hauses ihn um Beistand anrief. Wäre der Gedanke noch im weltlichen Sinne erfaßt worden; hätte man mit Umsicht die Mittel erwogen, einen festen Punkt auf der Nordküste Afrika's zu gewinnen und von dort aus allmälig die Europäische Herrschaft über Afrika zu verbreiten gesucht; die Sache hätte den Portugiesischen Zwecken nicht so fern gelegen und die Wiedereroberung Afrika's für Cultur und Civilisation würde ihren Leiter und Urheber mit bleibendem Ruhme belohnt haben. Aber ein nur durch Besonnenheit und Ausdauer zu erwerbender, mehr gediegener als glänzender Ruhm war nichts für die Feuerseele des jungen Königs, war nicht einmal für das Volk, das sich in den vorhergehenden Seezügen, an schnellen, durch kurzes Wagniß im Fluge eroberten Gewinn gewöhnt hatte. Auf einmal das ganze Reich der Sherifs über den Haufen zu werfen, schien dem muthigen Könige ein leichtes Werk; verdienstlich, nur weil es ein Triumph der Religion, ein Glaubenskampf, ein neuer Kreuzzug werden mußte. Denn nur in diesem Licht erblickte er die Unternehmung; die in der That vielleicht die Letzte, in dem Geiste, der die Kreuzzüge angefacht hatte *), begonnene Unter-

*) Ein Geist, der der Gesinnung nach jederzeit, dem Urtheil nach aber nur damals achtbar war, wie er noch zeitgemäß, noch im Einklang mit dem allgemeinen Ideen- und Culturstand der Europäischen Nationen war. Jetzt aber war es ein Zug des Ritters von la Mancha.

nehmung war und bei deren Beschließung man nur vergessen hatte, sich an das Schicksal der früheren Kreuzzüge und nun vollends an die veränderte Zeit zu erinnern. In der Schlacht besiegte der alte achtzigjährige Sherif Abdallah noch im Tode den jungen König der Portugiesen. Dieser selbst verschwand spurlos (1578).

Seine Krone übernahm sein Großoheim, der Cardinal Heinrich; in seiner Altersschwäche von Priestern gegängelt. Nach ihm war kein rechtmäßiger Erbe vorhanden, als die an den Herzog von Braganza vermählte Donna Catharina, deren ältester Schwester, Donna Maria, der Gemahlin des Herzogs Alexander von Parma, diese auswärtige Verbindung, durch welche sie sich expatriirt habe, entgegengehalten wurde. Hätte man sich darüber hinwegsetzen wollen, so hätte man den Feind mit seinen eignen Waffen bekämpfen und ihm einen Rivalen entgegensetzen können, dessen Interessen er zu schonen Ursache hatte und dessen Ehrgeiz den Reizen der Souverainetät von Portugal schwerlich widerstrebt hätte. Denn auch Philipp II. machte auf die Thronfolge Anspruch auf den Grund, daß seine Mutter, der freilich dasselbe grundgesetzliche Hinderniß entgegenstand, eine Portugiesische Prinzessin gewesen sei. Die Jesuiten verhinderten den altersschwachen König, wie gut er auch das, überdem mit dem Interesse Portugals *) übereinstimmende Recht der Herzogin von Braganza erkannte, etwas über die Thronfolge festzusetzen. In der That er konnte dem Rechte der Donna Catharina durch eine Anerkennung wenig zulegen und weniger noch der Macht ihres Gegners etwas nehmen.

Mit dem Tode König Heinrichs (1580) machte Philipp II. seine Ansprüche geltend. Er schickte den Herzog von Alba, der hier leichtere Lorbeeren fand, als in den Niederlanden. Der Widerstand war gering. Die Blüthe des Volks war mit Don Sebastian in die Sandwüsten Afrika's gezogen. Die

*) D. h. dem, was damals und bis heute noch für das Interesse Portugals gehalten wurde und es auch, solange die Verhältnisse in Spanien sich nicht gänzlich änderten, unstreitig war.

in Selbstsucht und Ueppigkeit versunkenen Großen gewann man durch Begünstigung ihrer Privatzwecke. Der Herzog von Braganza ward durch Ehren entschädigt. Anton, Prior zu Crato, ein unehelicher Zweig des königlichen Hauses, machte einen Versuch, seine zweifelhaften Rechte geltend zu machen, der schwach begonnen wurde und unglücklich ausfiel. Die Herrschsucht der früheren Fürsten, welche die Kraft ihrer Reichsstände aufgelöst und dadurch das Selbstwirken des Staats gebrochen hatte, rächte sich. Den Staatsrath, durch dessen Schattenwirksamkeit man die frühere Kraft jener wichtigen Versammlungen zu ersetzen gesucht hatte, hob Philipp ohne Mühe auf. Damit Lissabon nicht länger der alleinige Centralpunkt des Reichs sei, errichtete er zu Porto ein eignes Obergericht für die nördlichen Provinzen. Die Folgen dieser Einrichtung — die in der vorherrschenden Neigung dieser Pyrenäischen Staaten zum Provincialismus ihre natürliche Begründung fand — haben die Spanische Herrschaft in Portugal überlebt. — Das Volk, in Unwissenheit verdumpft, durch Beimischung von Abenteurern aus allen Völkern verderbter als die Spanier, von Priestern gegängelt, noch geschreckt und verdüstert durch das schreckliche Ende seines Königs und seiner Genossen, ertrug Alles. Aber Naturkraft und Naturgefühl lebten in ihm. Der Gedanke war nicht zu vertilgen *), daß die Größe und der Ruhm Portugals durch diese Verbindung gebrochen sei. Fortwährend blickte man nach Afrika, von wo Don Sebastian, als Retter und Wiederhersteller des Reichs zurückkehren sollte. Der jugendliche Heldengeist des glänzenden Fürsten lebte treu im Gedächtniß seines Volks und das Räthselhafte seines Ausganges, der so plötzlich und unerwartet kam, erhöhte den mystischen Schimmer, der sich um seinen Namen breitete. Von Zeit zu Zeit traten Abenteurer auf, die seinen Namen misbrauchten, sich für ihn ausgaben, seine Rechte in Anspruch nahmen. Bei Einem ist es heute noch ungewiß, ob es der wahre oder ein falscher Sebastian gewesen. Sie Alle fanden Glauben, Theilnahme und Bei-

*) Eigentlich geschah auch nichts zu seiner Vertilgung.

stand beim Volke. Mit Allen nahm es ein unglückliches Ende. Aber doch hatten sie ihre Bedeutung, indem sie ein Zeichen der fortdauernden Stimmung des Volks gaben; ihre Wirkung, indem sie den Gedanken, die Hoffnung einer Aenderung nährten und dazu beitrugen, daß fortwährend das Heil der Portugiesen in der Unabhängigkeit Portugals erblickt ward.

Wie und warum diese Hoffnungen endlich erfüllt wurden, sodaß auch diese dem zweiten Philipp gelungene Unternehmung für sein Reich und seine Nachfolger keine Früchte trug, gehört einem folgenden Zeitraume an. Dort wird sich auch zeigen, daß diese Episode der Vereinigung Portugals mit Spanien weder ohne Vortheil für ersteren Staat, noch ohne Folgen für ihre künftige gegenseitige Stellung war.

Mit Deutschland hatte Philipp II. wenig zu schaffen. Daß er Verbindungen dorthin unterhielt, erklärt schon die innige Beziehung, in welcher die beiden Zweige des Hauses Habsburg zu einander blieben. Unter Maximilian II. war das Verhältniß ein Achtungsvolles, wenngleich von großer Meinungsverschiedenheit der beiden Häupter begleitet. Durch Rathschläge wenigstens wirkte der milde Kaiser oft den Absichten seines Vetters entgegen. Auch später noch blieben die Häuser in stetem Wechselverkehr und mancher Erzherzog erwartete von dem wichtigen Verwandten, an dessen Hofe er vielleicht seine Erziehung genossen, Gattinnen und Länder. Meist sahen sie mit dem Fehlschlagen seiner Pläne auch ihre Hoffnungen vereitelt. Wenn die Kaiser der Spanischen Sache zu nutzen suchten, indem sie Vermittlungsversuche in den Niederländischen Händeln machten, so war dies aus früher besprochenen Gründen nutzlos. Berührt aber wurde Deutschland von den Niederländischen Händeln, zum Ruhme und Nutzen für Einzelne, die in ihnen eine Rolle übernehmen durften, aber nicht zur Ehre für das Reich im Ganzen, dessen Grenzen von beiden Seiten verletzt wurden, ohne daß dies mehr als Vorstellungen erzeugt hätte und ohne daß diese Vorstellungen beachtet worden wären. Soweit endlich Philipp auf diplomatischem Wege, worin er viel gethan und ver-

sucht hat, in Deutschland seinen Rath, sein Ansehen, seine Absichten geltend machte, geschah es stets im Einklang mit seinem Systeme, im Interesse der orthodoxen Altkirche und der strengen Königshoheit. Durch Intriguen wirkte er auch in Deutschland seinen Gegnern zuwider; suchte von Unterstützung der Holländer und der Hugonotten abzuhalten; und sich in den Niederländischen Kriegen von befreundeten Grenzländern Begünstigungen zu verschaffen.

Italien ward mehr, als andere Punkte von Philipp II. vernachlässigt. Nicht daß er nicht auch hier Manches gethan und verhandelt hätte. Aber zuvörderst war er sich dort seiner Gewalt zu sicher und während ihn dies gerade hätte auffordern sollen, zu versuchen, ob sich nicht aus dieser sichern Gewalt etwas Weiteres machen lasse, verleitete es ihn vielmehr, diesem Punkte die Aufmerksamkeit und die Kräfte zu entziehen, die in andern unsichreren Unternehmungen mit so ungünstigem Erfolge verwendet wurden. Es ist mehrmals bemerkt worden, daß unter allen auswärtigen Herrschaften die der Spanier noch am Besten in Italien gedieh, d. h. noch am Ruhigsten ertragen wurde und am Festesten einwurzelte. Beide Völker unterlagen gleichen klimatischen Einflüssen. Die Spanier aber waren den Italienern an Stärke des Charakters überlegen. Sie imponirten ihnen, ohne sie allzu hart zu verletzen. Der Geist des Kirchen- und Staatslebens war bei Beiden, geringe Schattirungen abgerechnet, gleich. Bei Beiden bigotte Religiosität der Gebräuche. Verachtung aller andern Nationen. Zufriedenheit des Volks, wenn es panem et circenses hatte, die alten Gewohnheiten geachtet wurden, eine gewisse Municipalfreiheit in Kraft blieb, der Staat den gehörigen Glanz entfaltete, ohne sich durch wesentliches Wirken allzufühlbar zu machen, und die Großen Reichthum, Ueppigkeit und äußere Ehren genießen durften, worüber reelle Rechte gern vergessen wurden. Stabilität in den Hauptsachen war erforderlich und das war ganz die Sache der Spanier. Tägliche Bewegung im Einzelnen liebte man und dazu ließen sie dem Volke genügenden Spielraum. Selbst die Misbräuche und Gebrechen, die unter einer indolenten Regierung bei einem sinnlichen Volke so üp

pig wuchern, gehören zum Glücke des Italieners *) und dieses ihm zu gewähren, war die Spanische Verwaltung immer geeigneter, als Deutsche, Französische, Englische. Endlich bestand das Factum des Nationalstolzes nicht, was Spanier und Portugiesen trennte, und was theils aus geschichtlichen Vorgängen, theils aus dem Umstande floß, daß jene Völker zu nahe verwandt waren, als daß nicht der schwächere Bruder die Herrschaft des Stärkeren hätte übel empfinden sollen, während der Italiener sich über die Spanische Herrschaft mit dem Gedanken tröstete, in wieviel andern Richtungen er dem Spanier überlegen sei.

Philipp besaß in Italien die ausgedehntesten und compactesten Gebiete von den vielfachen Territorien dieses schönen Landes. Es war bereits die Zeit, wo in Italien mehr als früher der Länderumfang einigen Einfluß auf die Macht hatte. Nicht daß seine Bedeutung gestiegen war, aber weil andre Elemente, die ehedem Macht gegeben, sich allmälig verloren hatten, oder in ihrer Aeußerung durch die Ungunst der Zeitlage beschränkt sahen. Die Herrschaft der Päbste war zu Ende. Die Mauern der Städte stürzten vor dem Geschützdonner. Die Republikanische Tapferkeit war nicht mehr das Monopol Italiens und Venedig zehrte am alten Ruhme und früher erworbenen Schätzen. Philipp besaß im Süden Italiens die Königreiche Neapel und Sicilien; im Norden jenes Herzogthum Mailand, um das Frankreich so viel Kriege geführt hatte. So umfaßte er Italien von beiden Seiten. Die kleineren Staaten waren größtentheils abhängig von ihm, und unterlagen seinem Einflusse. Von Bedeutung darunter der Pabst, Venedig, Savoyen und Florenz. Die Päbste

*) Allerdings zum falschen, durch Gewohnheit übler Neigungen liebgewordenen Glücke. Sie würden sich unter einer wahrhaft guten Regierung, wenn sie sich an die Vortheile des ebenbestehenden Zustandes gewöhnt hätten, auch wohl befinden. Aber wenn eine Reaction einträte, so fürchte ich, würden sie sich sehr bald wieder an die alten Gewohnheiten gewöhnen. Auch die Gefährten des Ulysses wollten lieber Schweine bleiben, als wieder zu Menschen werden.

aber waren meist im Spanischen Interesse und mußten jedenfalls des unermüdlichen Vorkämpfers der Kirche schonen. Venedig bedurfte seiner gegen die Türken. Savoyens Aufmerksamkeit war auf andre Seiten, vornehmlich auf Französische Händel gerichtet und überhaupt hatte dieser Staat niemals einen ernsteren Widerstand behaupten können und ist oft im Gedränge in fremde Hände gekommen, aber ebenso oft, jedoch nur durch die gegenseitige Eifersucht der Mächte, im endlichen Frieden wieder hergestellt worden. Florenz endlich, das hauptsächlich durch die geschickte Politik seiner früheren Fürsten, durch deren Verbindung mit den Päbsten, und durch den schon in damaliger Zeit so wichtigen Geldreichthum Bedeutung erhielt, war während Philipp II. Regierung wiederholt durch innere Familienverhältnisse des regierenden Hauses herbeigeführten Zerrüttungen ausgesetzt. Ueberdem war keine auswärtige Macht damals gerüstet, den Spanischen Plänen in Italien entgegenzutreten. Deutschland hielt sich in passiver Ruhe. Frankreich war von inneren Unruhen durchwogt. England hatte keine Sympathie mit Italien und die dortigen Pläne konnten bereits zu einer Zeit reifen, wo es lange noch nicht zum Bruche zwischen Spanien und England gekommen war. Endlich gab es auch ein Interesse, was Spanien und Italien gemeinsam war, und worin Spanien als der natürliche Vorkämpfer der Italischen Staaten auftreten und seinem Principate die feste Unterlage eines Protectorates verleihen konnte: der Türkenkrieg. Es scheint also in der That, als sei in Italien von Spanien eine politische Aufgabe versäumt worden, die von bleibender Bedeutung werden und sich selbst bis zur Vereinigung dieses ganzen Landes unter einem Scepter erweitern konnte. Indeß Philipp war nicht geneigt für diese Sache. Er hatte in Italien, was er wollte: die Herrschaft der rechtgläubigen Kirche und die Anerkennung des Spanischen Principats. Ohne seine weltlichen Interessen unbedingt denselben des Pabstes unterzuordnen, würde er doch stets vor dem Gedanken erschrocken sein, das unbestrittene, rechtmäßige Eigenthum des Apostolischen Stuhles anzutasten. Auch mit den andern Fürsten stand er

meist in freundlichen Verhältnissen, fand zum Theil Unterstützung von ihnen; hatte sie zu Verbündeten in Türkischen und Französischen Händeln. Was man auch von Philipps Charakter halten und wie oft er nach dem Grundsatz: daß gegen die Ketzer jedes Mittel heilig sei, gehandelt haben möge, falsch und treulos gegen die Seinen, rücksichtslos jedes Mittel für seinen Ehrgeiz ergreifend war er nicht. Es war überhaupt nicht Ehrgeiz, sondern Hochmuth, der ihn bestimmte und der Hochmuth kommt nur in Harnisch, wo seine Ansprüche bestritten werden. Seine Augen waren auf andre Punkte gerichtet und Italien trat in den Hintergrund.

Nur schwach waren im Verhältniß zu dem, was zu wünschen war, was erwartet und selbst versprochen wurde, die Leistungen Spaniens bei dem großen Kampfe, den der Pabst und die Johanniter um der religiösen Idee, Venedig um seiner rettungslos verlorenen Griechischen Besitzungen willen gegen die Türken aushielt, und bei welchem ganz Italien und Spanien zu Gunsten des Handels, der Schifffahrt, der Sicherheit ihrer Küstenländer interessirt waren. Die Zögerung Spaniens zog den Verlust von Cypern nach sich. Erst als es kaum noch zu retten war, kam es zu einer Allianz zwischen dem Pabst, Philipp II. und Venedig, worin sie sich verbindlich machten, zu gemeinschaftlichen Unternehmungen gegen die Türken eine Flotte von 200 Galeeren, hundert andern Schiffen und bemannt mit 50,000 Mann Infanterie und 4500 Pferden herzustellen. Der König sollte 3, Venedig 2, der Pabst 1 Sechstheil der Kosten tragen; Venedig für den Pabst 12 Galeeren mit dem erforderlichen Geschütz liefern; die Flotte im Mai (1571) gerüstet sein und sich zu Otranto versammeln; Spanien den Oberbefehlshaber bestellen. Indeß auch diesmal zögerte Spanien. Erst im August erschien die Spanische Flotte. Vielleicht wäre sie noch nicht erschienen, wenn nicht ihr Führer, der junge Don Juan d'Austria, die Sache mit dem ganzen Feuer eines heldenmüthigen, nach den Lorbeeren des Ruhmes dürstenden Jünglings betrieben hätte. In der That, Lorbeeren fand er, aber, wie die seines Vaters, mehr glänzend, als fruchtbringend.

Famagosta war über (1. August); sein heldenmüthiger Vertheidiger Barbarigo schmachvoll und grausam hingerichtet. Im Triumph führte Mustapha seine grausige Trophäe, die Haut seines tapfern Gegners, der Hauptstadt der Pforte zu. Die Flotte der Christen konnte nur zum Versuche der Rache nacheilen. Diese Rache wurde ihnen in der berühmten Seeschlacht von Lepanto (7. Oct. 1571), an welcher auch Galeeren von Malta und Florenz theilnahmen; und in welcher die Türkische Flotte gänzlich zerstreut, zweihundert ihrer Schiffe genommen, verbrannt, versenkt wurden. Aber die Früchte der Rache sind taub. Das Unternehmen war im Geiste der Chevalerie geleitet worden und diesem sind directe materielle Folgen fremd. Der glänzende Sieg hat begeisternd auf die christlichen Streiter gewirkt; er hat dazu beigetragen, einen kriegerischen Aufschwung, unter den Spaniern namentlich, zu erhalten; sowie den Schrecken des Türkischen Namens zu schwächen. Aber zur Lösung der politischen Fragen, um die es sich handelte, hat er nichts vermocht. Die verbündete Flotte kehrte nach der Schlacht zurück und zerstreute sich und die Türken schickten schon im Frühjahre des folgenden Jahres eine Vorhut von 60 Galeeren, welche die Venetianischen Besitzungen im Archipel plünderte; während Venedigs Flotte fruchtlos die Spanier zu einem neuen Feldzuge in Corfu erwartete und endlich nach Messina steuern mußte, um mit Mühe 22 Galeeren mit sich zu vereinigen. Ja als endlich Don Juan mit 50 Galeeren und 33 anderen Schiffen erschien und eine Flotte von 194 Galeeren, 10 Galeotten und 45 andern bewaffneten Schiffen sich vereinigt fand, war der September schon herangerückt; die Türken vermieden klüglich jedes Gefecht; man machte einige unnütze Angriffe auf feste Plätze; endlich zogen die Spanier unverrichteter Sache wieder heim. Dies Alles und wie wenig von so lauen Verbündeten zu erwarten sei, bedachte Venedig und schloß seinen Frieden mit der Pforte (15. März 1573). Welch andern politischen Charakter hatte dritthalbhundert Jahre später eine ähnliche Vernichtung der Türkischen Flotte durch verbündete christliche Geschwader!

Don Juan allerdings hatte einen weiteren Plan, der zu Großem führen konnte, wenn sein Urheber auf dem Spanischen Throne gesessen hätte. Er wollte auf der Nordküste Afrika's ein Spanisches Reich gründen, diese herrlichen Landstriche der Civilisation zurückerobern und ebendadurch am Sichersten dem Piratenwesen ein Ende machen. Das war eine der wenigen politischen Aufgaben, die Spanien in der That gegen Außen geboten sind. Dem Lande, nicht dem Volke, dem eben wegen seiner von solchen Händeln abgezogenen Richtung die Fähigkeit dafür, soweit es sich nicht mehr um den kühnen Anfang, sondern um das Festhalten und thätige Erweitern handelt, abzugehen scheint. Auch dies Mal gelang der Angriff. Tunis und Biserta wurden erobert. Aber ein Feldherr, nicht ein Monarch hatte sie erobert und dieser Feldherr war der Diener und — was schlimmer war — der Bruder des Argwöhnischsten aller Fürsten. Philipp war eifersüchtig auf Don Juans Ruhm; er sah mit Mistrauen ihn eine selbstständige Macht in solcher Nähe zu Spanien gründen. Darum sendete er ihn in die Niederlande, wo er starb. Sein Werk ließ er verkümmern. In kurzer Zeit waren die Türken wieder im vollen Besitze des Eroberten. — Diese Länder zu behaupten, war damals allerdings schwieriger, als jetzt, da das Uebergewicht der Europäischen Kriegskunst *) noch nicht entschieden war. Möglich war es auch damals, bei fortgesetzter, standhafter Anstrengung. Nur bedurfte es der Grundlage und Unterstützung eines mächtigen Staats, mit dessen Interesse es verflochten sein mußte. Man hat geglaubt, die Johanniter hätten nach Tunis versetzt werden sollen. Die wären auch wieder vertrieben worden, wie von Rhodus, Tripolis, endlich von Malta selbst. Denn sie hatten keine Stütze, keine Nahrung für ihren Zweck, als in der eigenthümlichen religiösen Stimmung, die diese geistlichen Orden gestiftet hatte, und auf deren Fortdauer, wie überhaupt auf das Zusammenwirken der Europäischen Staaten für einen

*) Ich wollte erst schreiben: der christlichen Kriegskunst. Aber ich entsetzte mich vor dieser Zusammenstellung.

gemeinsamen Zweck, nicht zu rechnen war. Aber Spanien war zu der Aufgabe berufen; es hatte die Kraft dazu und würde in der Rückwirkung des Unternehmens auf die Erhaltung der Lebenskraft seines Volksthums reiche Früchte genossen haben. Zu seinem Unglück hatte es schon die Amerikanischen Colonieen, deren gefahrlosere und glänzendere Beute es vorzog. Was sind sie nun und welche Bedeutung haben sie für Europa und Spaniens Stellung darin? Wie anders würde sich ein Spanisch-Afrikanisches Reich gestaltet haben; selbst wenn es sich von Spanien getrennt hätte? Das Unternehmen zerfiel in sich selbst; nutzlos wurden tapfere Krieger dabei geopfert; es vergieng wie ein phantastischer Traum und Jahrhunderte verrollten, bevor dem Barbareskenwesen ein Ende gemacht wurde.

Auch für die Colonialbesitzungen war Philipp II. Wirken nachtheilig; sowenig er an dem bestehenden Systeme ihrer Verwaltung änderte. Auch mit deshalb; woraus ihm aber kein Vorwurf zu machen ist, da alle Gebrechen dieser Verwaltung Zeitübel, Folgen der kurzsichtigen Regierungsmaximen, der engherzigen Selbstsucht, der fanatischen Verachtung Andersdenkender, der wilden, soldatischen Härte, der raschen, abenteuerlichen Gewinnsucht waren. Die Philippinischen Inseln wurden seit 1564 in Besitz genommen, siechten aber unter demselben Beschränkungssysteme, dem die übrigen Colonieen unterlagen. Allein dadurch zog Philipp II. dem Spanischen Interesse in den Colonieen große Nachtheile zu, daß er sich mit den Staaten verfeindete, die zu Seemächten berufen waren, und die damals schon anfiengen, dem Feinde, mit dessen Landmacht sie nur mit Mühe sich messen mochten, ihr Uebergewicht zur See fühlbar zu machen. Daher öftere Anfälle auf die Spanischen Colonieen durch Englische und Holländische Seekräfte; was sich, seit der Vereinigung Portugals mit Spanien, auch auf die Portugiesischen Colonieen ausdehnte. Als das Beispiel einmal gegeben war, ward es stehende Regel, daß jeder Krieg unter Europäischen Mächten sich auch auf ihre Colonieen fortpflanzte und bald kamen die Seemächte in die vortheilhafte Stellung, daß sie für alle Un-

gunst des Kriegsglücks, die sie in Europa erfuhren, sich mit leichter Mühe in Amerika entschädigen und dort die Schätze gewinnen konnten, mit deren Hilfe sie ihre Armeen gegen die ursprünglichen Eigenthümer jener Schätze bezahlten. Auch dadurch wurden die Colonieen mehr eine Last, als ein Vortheil für Spanien und mußten ihm jede Einmischung in Europäische Händel, welche den Seemächten einen Vorwand gaben, über seine transatlantischen Besitzungen herzufallen, bedenklich machen. Und doch wurde es wieder durch dieselben Colonieen, gegen deren strenge Abschließung die Schifffahrts- und Handelsstaaten rastlos ankämpften, nur zu oft in Feindseligkeiten verwickelt.

Philipp II., der bei seinem Regierungsantritte sich als Dictator Europa's betrachten mochte, über die schönsten und blühendsten Länder des herrschenden Welttheils und über die reichsten Schätze der neuentdeckten Welt gebot, hatte am Ausgang seiner Regentenlaufbahn sieben Provinzen verloren, seine Pläne in England und Frankreich aufgeben müssen, in Italien wenig Ehre erlangt, nur eine karge Entschädigung in dem unsichern Besitzthum Portugals gewonnen, den Verfall des inneren Wohlstandes seines Hauptreiches befördert, seinen Namen der härtesten Beurtheilung *) ausgesetzt und starb mit 150 Millionen Ducaten Schulden. Es ist unnöthig, Betrachtungen darüber anzustellen. Wir haben gesehen, wie das Alles so kommen mußte und wie viel natürlicher dieser Ausgang war, als jeder Andere **).

---

*) Oft einer zu harten. Doch die Mehrzahl der Menschen kennt nur gut und schlecht, nur Lob und Verdammung und vergißt gänzlich die Hauptbedingung einer gerechten Würdigung: sich in den Gesichtspunkt zu versetzen, aus welchem der zu Beurtheilende handelte und zugleich zu erkennen, wodurch dieser Gesichtspunkt der Seinige wurde — und meistens werden mußte.

**) Vergl. noch über Philipp II. und seine Zeitgenossen und Nachfolger: Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa im 16ten und 17. Jahrhunderte. B. 1. (Hamburg, 1828. 8.)

§. 32.

Die Einzelstaaten.

In diesem ganzen Abschnitte stehen Spanien und seine in den vorhergehenden Paragraphen geschilderten Bestrebungen, sammt den Gelegenheiten, von denen sie veranlaßt wurden, den Folgen, die sie hervorriefen, im Vorgrund der politischen Bewegung des Staatensystemes. Sie vornehmlich waren von einer allgemeinen, in die Kreise mehrfacher Staaten zugleich eingreifenden und ihre Interessen verflechtenden Bedeutung; wie sie denn auch einen wichtigen Grund zu dauernden innigen Beziehungen gewisser Staaten, namentlich Englands, der Niederlande und Frankreichs gelegt haben. Für die südlichen und östlichen Staaten gieng Bewegung und einiger Zusammenhang noch immer aus dem Gegensatz gegen die Türken hervor, die die Länder des Archipelagus vollständig ihrem Joche zu unterwerfen trachteten, das Mittelmeer beunruhigten und mit Ungarn kriegten. Aber schon hatte der Verfall begonnen; oder vielmehr es hatte sich gezeigt, daß sie das ungefähre Ende ihrer Eroberungen erreicht hatten, von wo der innere Verfall eines auf Eroberungskampf berechneten Volksthums beginnen, die Herrschergewalt in unthätigen Despotismus, der kecke Kriegsmuth in Willkür und Bedrückung ausarten mußte. Was nur Symptom und Folge des Zurückgebens war, ist oft für seine Ursache gehalten worden und hat allerdings, in gewöhnlicher Wechselwirkung, auch das Seine mit beigetragen. Aber der innere Verfall der Türkei wäre noch nicht begonnen, hätte sie es mit einem andern Volksthum zu thun gehabt, als mit dem Europäisch-Germanischen und hätte sie ihre Eroberungen immer weiter in das Herz von Europa ausdehnen können. Wie sie allmälig aufhören sollte, zu erwerben, da begann auch ihr innerer Stillstand und Rückschritt. Denn sie war zum Erobern, nicht zum Benutzen gemacht. Schon der gewaltige Soliman sah seine ganze Macht sich fruchtlos um die Felseninsel von Malta (1565) abmühen, die nicht von politischer

Macht, aber von der Tapferkeit Europäischer Chevalerie vertheidigt war und für immer dem Europäischen Volksthum gerettet blieb. Glücklicher war Soliman II. in der Eroberung von Cypern; wie überhaupt die Beziehungen dieser Griechischen Länder zu Europa damals zu gering waren, als daß sie nicht hätten der näheren Macht verfallen und auch ferner dem Uebergewicht Konstantinopels, dem sie so lang gehuldigt, sich beugen sollen. Es ist erwähnt worden, wie diese Erwerbungen durch die große Niederlage, die seine Flotte bei Lepanto erlitt, nicht rückgängig geworden sind und wie auch die Herrschaft des Islam auf Afrika's Nordküste durch Don Juans Pläne nur flüchtig und vorübergehend gestört ward, während sie Don Sebastians kecken Angriff durch Vernichtung strafte. Allerdings war es mehr der Islam, als die Pforte, die in Afrika herrschte. Das Reich zu Fez gehörte gar nicht der Türkischen; es gehörte einer älteren, reineren und roheren Farbe des Islam an. Die Barbaresken erfreuten sich des Schutzes der Pforte, erkannten ihre Autorität in gewissen Punkten an, liebten es, ihr regelloses Piratenwesen gewissermaaßen durch das Ansehen der Pforte legalisirt zu sehen, trieben aber im Ganzen ihr Wesen für sich, führten auf eigne Faust ihren Krieg gegen Feinde der Pforte und Neutrale und dienten ihr dadurch, wie als Pflanzschulen ihrer Seemacht. — Gegen Ungarn blieb Waffenruhe bis 1593, während deren die Türken einen großen Theil von Südungarn in Besitz behielten. Darauf Erneuerung des Kampfes, der Oesterreich in den Besitz der meisten Plätze, mit Ausnahme von Erlau, Gran und Stuhlweißenburg bringt. Darauf Waffenstillstand auf 20 Jahre (1606). — Die Pforte ward durch Aufstände im Innern ihrer Eroberungen, in der Moldau und Wallachei vornehmlich, sowie durch Asiatische Händel mannigfach abgezogen. — In Europa ward schon damals ihr Bündniß mit Frankreich begründet, das Jahrhunderte lang die ihnen am Meisten befreundete Macht geblieben ist. Denn Beide hatten einen gemeinschaftlichen Gegner in dem Hause Habsburg. Frankreich hat dabei mehr Vortheil von dieser Verbindung gezogen, als die Pforte von

Frankreichs Freundschaft. Denn Frankreich hatte an der Pforte einen Verbündeten, der immer zum Kampfe willig und bereit war, den es zu jeder Zeit loslassen konnte, sobald ihm daran gelegen war, Oesterreich Verlegenheiten zu bereiten, der nicht nach Zweck und Ursache des Krieges fragte, dem der Krieg auch als Beutezug lieb war und der nicht gebeugt, noch gebrochen war, wenn er mit harten Schlägen zurückgetrieben wurde. Frankreich aber hatte weder Lust, noch jederzeit Macht, zu Gunsten der Pforte einen Krieg anzufangen. Es hatte Rücksichten gegen andere Europäische Staaten zu nehmen. Es hatte nicht immer eigne Ursachen zum Kampfe, nicht immer Kraft und Gelegenheit dazu. Es benutzte die Pforte, wenn es sie brauchte und ließ sie fallen, wenn das Bedürfniß vorüber war. Dennoch hielt die Pforte mit standhafter Treue zu dem Feinde ihres Erbfeindes. — Außerdem hatte sie die meisten Beziehungen zu Venedig. Lange Zeit feindliche. Als aber Venedig sich in den Verlust von Cypern ergeben und Frieden geschlossen hatte, ward dieser lange Jahre erhalten. Die schlauen Venetianer wußten die Türken zu behandeln; ließen sich ihren Hochmuth gefallen; machten sich ihnen als Handelsleute und Unterhändler wichtig und zogen ihre guten Vortheile aus dem Verkehr mit ihnen. Doch mitten im Frieden bestand in den Gewässern und Küstenländern des Mittelmeeres eine Art Kriegszustand zwischen Türken und Christen, manche Züge des mittelalterlichen Treibens verlängernd, fort und erhielt Leben und Unruhe. Waren doch Glauben, Volksthum und Gesittung sich schroff entgegengesetzt und feindlich. Waren doch die Türken, bei manchen Vorzügen, die sie vor den Europäern voraushaben mochten, doch für so viele mildernde Wirkungen der Civilisation vollkommen unempfänglich, auf ihre von Hochmuth überschätzte Macht pochend und gegen den Ungläubigen und Schwachen zu Willkürlichkeiten geneigt, die auch die Christen zu Repressalien reizten.

Während diese Verhältnisse den Süden und Westen Europa's vornehmlich in Bewegung setzten, war Frankreich von seinen inneren Unruhen erschüttert. Nachdem sie ihre

Endschaft erreicht, gelang es dem wohlwollenden Sinne des kräftigen Königs Heinrich IV. und der Redlichkeit und gesunden Einsicht seines Ministers Sully, in verhältnißmäßig kurzer Zeit die von den Bürgerkriegen geschlagenen Wunden zu heilen, Frankreich ein lange nicht empfundenes Kraftgefühl zu verschaffen und der Welt zu zeigen, was in den damaligen, im Ganzen noch einfachen Zeiten, auch ohne klar erfaßte und systematisch ausgeprägte, auf organische Einrichtungen übergetragene Principien, durch ehrlichen Eifer und verständige Anschauung sich ausrichten lasse. Heinrich IV. war die edelste Entfaltung, deren der Französische Charakter fähig ist. Nicht daß er frei gewesen wäre von jener Sinnlichkeit, mit der alle Schattenseiten desselben in Verbindung stehen. Aber bei ihm hielt allen Uebeln, zu denen sie führen kann, eine unverwüstliche Bonhommie die Waage, deren Keime auch in jenem Charakter, vielleicht noch mehr, als in dem egoistischer abgeschlossenen Germanischen *), liegen, dort aber bei den Meisten von geistigen und sittlichen Irrthümern und Schwächen erstickt werden. Wo aber noch Milde, Wohlwollen und wahrhaft thätige Menschenliebe ist, da mag man Großes und Schönes in Fülle erwarten. So war auch Heinrichs Geist ein glücklich temperirter, der, auch ohne den hohen Flug des Genius, durch richtiges Maaß und klaren, gesunden Umblick den Verhältnissen immer gewachsen blieb. Es war etwas Harmonisches in dieser Entwickelung und mit den wenigen Schwächen versöhnte der Geist der mit Kraft gepaarten Milde, der die ritterliche Gestalt des besten Fürsten umwehte. In der That triumphirte er über alle Hindernisse, hielt die Parteien in Ruhe, gewann sich von Tag zu Tage die Liebe des Volks in höherem Grade und konnte bereits auf Entwürfe denken, die Frankreich auch gegen Außen in

*) Die Germanen haben sie gegen ihre Nächsten und dann in abstracto, für Ideen, für ganze Classen, ferne Länder u. s. w., können aber gegen concrete Erscheinungen recht hart sein; wenngleich nicht aus Neigung, sondern bald aus einer sonderbaren, falschen Gerechtigkeitsansicht, bald aus Kälte und Gleichgiltigkeit.

seiner ganzen Stärke zeigen sollten. Da griff die fanatische Partei, die ihn unversöhnlich haßte und der alle Versuche, die Leidenschaften der Masse gegen ihn zu bewaffnen, fehlschlugen, in ihrer Verzweiflung nochmals zum Dolche des Meuchelmörders und Heinrich IV. sank unter Ravaillacs Messer (14. Mai 1610).

Das war ein finsterer Tag für Frankreich. Eine längere Regierung Heinrich IV. und nur noch ein gleichgestimmter Nachfolger und Frankreich hätte auf dem Wege der Weisheit und Tugend, durch innere Kraft und mit äußerem Ruhme, und mit Erhaltung nützlicher Seiten seines Volkslebens, die Größe erlangt, die ihm Richelieu und Ludwig XIV., unter Zerstörung wichtiger Elemente, auf dem Wege der Klugheit und des Scheines, durch äußere Macht zu verschaffen suchten. Indeß wer hätte einen zweiten Heinrich IV. als Nachfolger des Ersten versprechen wollen? Und hätte ein Dritter König nicht zerstören können, was die Ersten gebaut? Der Tod Heinrichs war vielleicht ein Unglück für seine Zeitgenossen. Aber ein größeres und gewisseres Unglück für eine längere Zukunft war es, daß hier Alles vom Leben und Tod eines Einzigen abhieng und Zeit und Land nicht dafür reif waren, die Entwickelung organischer Institutionen zu begünstigen, denen man das Geschick der Nationen vertrauen konnte. Was Heinrich und seine Minister von Einrichtungen getroffen, das ist nur auf das Bedürfniß des Augenblicks berechnet gewesen und hat nicht eben von tiefer gesetzgeberischer Weisheit gezeugt.

Oder soll man es als ein Unglück für Europa betrachten, daß Heinrichs Tod den Versuch zur Ausführung des kühnen Planes vereitelte, für den er allerdings einige vorbereitende Schritte und Unterhandlungen gemacht hatte: des Planes nehmlich, den ewigen Frieden Europa's auf ein Gleichgewicht der Macht und des Rechts zu gründen? Es ist heute noch bestritten, ob er den complicirten Plan, den man ihm zuschreibt, in seinem ganzen Umfange erfaßt, und mehr noch ist es zweifelhaft, ob er ihn selbst für vollständig ausführbar gehalten hat. Indeß er scheint eine Ahnung ge-

habt zu haben, daß Europa zunächst dem Hause Habsburg werde entgegentreten müssen. Darin den Vorreihen zu führen, war damals Frankreichs Bestimmung und dieß erkannte es, so oft es zu Kraftgefühl erstarkte. Auch war der König von der Spanischen Linie dieses Hauses am Heftigsten und Grausamsten verfolgt worden und fühlte sich persönlich gereizt gegen sie. Ebenso gegen Savoyen. Dies also die Grundlage und der nächste Zweck des Planes: das Uebergewicht des Hauses Habsburg zu brechen. Nicht bloß politische Berechnung, die jedes Mistrauen zu entfernen suchte, sondern wahrhaft dem hochherzigen Sinne des Königs entsprechend mochte es sein, daß er mit den Spolien nicht wesentlich Frankreich zu bereichern gedachte, sondern sie zu weiterer Vertheilung bestimmte. Ueberhaupt sollte es seinem Plane vor ihm selbst und vor der Welt den Schein benehmen, als sei er von Haß gegen das feindliche Haus dictirt, daß er ihn in das Gewand einer allgemeinen, für das Beste des ganzen Europa berechneten Maaßregel einkleidete und mit manchen, dem Genius des Jahrhunderts entsprechenden Einzelheiten ausschmückte. — Zuerst sollte Spanien bezwungen; dann sollten die Türken, und wenn der Czar sich dem Bunde der christlichen Mächte nicht anschließen wollte, auch die Russen aus Europa vertrieben werden. Die Europäische Staatenrepublik sollte aus funfzehn Staaten bestehen: aus sechs Erbreichen, (Spanien, Frankreich, Großbritannien, Dänemark, Schweden und der aus dem Savoyischen Gebiete und Mailand zusammengesetzten Lombardei), aus fünf Wahlreichen, (Deutschland, wo die Kurfürsten aber nie zwei Mal hinter einander aus derselben Dynastie wählen sollten, Böhmen, Ungarn, Polen und dem Kirchenstaat mit Neapel) und aus vier Republiken (der Schweiz, den Niederlanden, mit Ausschluß gewisser, zu Französischen und Englischen Lehen bestimmter Flandrischer Gebietstheile, dagegen mit Hinzufügung von Jülich, Cleve und Berg, ferner Venedig mit Sicilien und endlich Italien, zusammengesetzt aus den Gebieten von Genua, Florenz, Mantua, Parma, Lucca, Bologna und Fer-

rara). In Spanien und Italien sollte nur die katholische Kirche geduldet werden; in den übrigen Staaten hatten die Lutherische und die Reformirte mit ihr gleiche Rechte zu genießen. Neue Secten sollten nicht aufkommen dürfen. Ein perpetuirlicher Senat von 66 Mitgliedern, von denen die größeren Staaten je vier, die kleineren je zwei sendeten, sollte über allgemeine Angelegenheiten berathschlagen, Streitigkeiten vergleichen und überhaupt die Staats- und Kirchenhändel Europa's, durch unwiderrufliche und unumstößliche Beschlüsse, im Namen aller Europäischer Souveraine, leiten. Die Mitglieder des Senates sollten alle drei Jahre erneuert werden. Der weiteren, mit Hilfe der Erfahrung begründeten, Ueberlegung sollte es vorbehalten bleiben, ob Alles von einem Centralpunkte aus geleitet, oder ob der Staat sich in drei Abtheilungen: zu Paris, Trient und Krakau, trennen sollte, wie jedenfalls zur Vorbereitung der von ihm zu verhandelnden Angelegenheiten mehrere kleinere Conseils beabsichtigt waren.

Wie man schon darüber gestritten hat, ob überhaupt ein solcher Plan von Heinrich IV. ernstlich gefaßt worden sei, so ist noch entschiedener die Möglichkeit seiner Ausführung und Behauptung bezweifelt worden. Man betrachtet ihn gemeiniglich als einen frommen Wunsch, den nur Unkenntniß der bestehenden Verhältnisse erzeugen konnte. Gewiß ist, daß er für das Herz seines Urhebers spricht, aber, selbst seine Ausführbarkeit angenommen, weder, bei der Natürlichkeit dieses frommen Wunsches, an sich, noch in seinen einzelnen Theilen, besondere gesetzgeberische Erfindungs- und Schöpferkraft beweist. Bemerkenswerth ist es, daß darin auf die inneren Staatshändel, die kirchlichen Beziehungen ausgenommen, so gar wenig Aufmerksamkeit gewendet worden. Und doch sollten diese, z. B. das Verhältniß der Deutschen Landesfürsten zum Kaiser, in der nächsten Zukunft so große Wichtigkeit bewähren. Die Zeit war allerdings damals insofern einem solchen Plane nicht ganz ungünstig, als viele innere politische Fragen noch nicht aufgetaucht waren, wohl aber ein gewisses Verlangen nach Ruhe, nach Gewinnung eines festen Rechts-

standes, nach Stabilität sich zeigte und bei mehreren Gliedern des Europäischen Staatensystemes, namentlich bei England, Holland, Venedig, sich der Beruf, für Erhaltung eines politischen Gleichgewichtes zu wirken, nicht undeutlich ankündigte. Aber wie würde sich dieses Bundessystem verhalten haben, wenn nun allmälig ganz neue politische Momente, im inneren und äußeren Staatsleben, auftauchten; welche Entwickelung zwar damals nicht im Einzelnen vorauszusehen, indeß darum nicht weniger unvermeidlich war? Sind doch seitdem ganz neue Reiche in die Reihen der Staaten des ersten und zweiten politischen Ranges eingetreten, an deren Selbstständigkeit damals noch nicht gedacht war! Und was die Ausführung betrifft, so hätte sie theils Verhältnisse berührt, welche noch keine Aenderung bedurften, theils Gährungen geweckt, die noch unbemerkt schlummerten, theils eine Kette von Zweifeln und Versuchungen herbeigeführt, überhaupt eine Zukunft unübersehbarer Ereignisse eröffnet, deren Verlauf zu einem gerade entgegengesetzten Ausgange führen konnte. Die Behauptung des angeführten Planes anlangend, so scheint am Unsichersten die Idee der Bundesgewalt, auf die doch Alles ankam. Sollte sie mit einer eignen Executivgewalt ausgerüstet sein, so erschien ihre Zusammensetzung aus Bevollmächtigten der Staaten, aus Privatpersonen also, die nur für eine kurze Zeit mit solcher erhabener Autorität ausgerüstet, von den Oberhäuptern der einzelnen Mächte ausgewählt und nach kurzer Zeit wieder in deren Botmäßigkeit zurücktreten sollten, der Idee von Haus aus zu widersprechen. Eine solche Gewalt muß ihr eignes Leben haben, ihre Wurzeln in eignen Boden schlagen, nicht blos in dem Abglanz eines erborgten Lichtes strahlen. Sonst verfällt sie in Täuschungen und die Beschlüsse werden wo anders gefaßt und wo anders ausgesprochen. Oder sollte sie nur als Versammlung bestehen, alle Gewalt aber in den Händen der absendenden Glieder ruhen. Dann war sie einmal der Abhängigkeit von dem Staate, in dessen Gebiete sie ihren Sitz hatte, ausgesetzt und stellte jedenfalls nur einen Congreß von Bevollmächtigten dar, deren Beschlüsse doch zuletzt von dem

Willen und der Macht der einzelnen, entfernten, dem Geiste der Bundesverfassung vielleicht widerstrebenden Machthaber abhiengen. Wenn nun Mehrere derselben in der Bundesberathung von den Uebrigen überstimmt wurden, gleichwohl aber die Kraft in sich fühlten, dem Willen derselben zu widerstreben, was war da anders, als Krieg und Umsturz zu erwarten? Zuweilen mochte die Bundesverfassung, durch ihr moralisches Gewicht, solchen Ausgang verzögern, oder gänzlich abwehren; zuweilen wohl auch selbst, durch Beschlüsse, die den scheinbaren oder wahren Interessen der Mitglieder widerstrebten, dazu Anlaß geben. Eine Trennung in drei Staaten hätte drei Hauptmächte Europa's dargestellt, deren Einigkeit schwer zu verbürgen gewesen wäre. Auch wogte damals noch eine gewaltige Kriegslust in den Völkern, wofür eine Ableitung möglich, aber schwierig war. Die Executivgewalt, die alle Auflehnung dämpfen sollte, mußte den Uebrigen überlegen sein. Dann war zu besorgen, daß sie zur Gründung einer Universalmonarchie Anlaß und Mittel geben möchte. — Bei alle dem läugne ich nicht, daß ich die Ausführung eines ähnlichen Planes nicht für so unmöglich halte, als gemeiniglich angenommen zu werden pflegt. Nur setzt sie voraus: daß das Bedürfniß des Friedens und der Ruhe auf viel kräftigere und zahlreichere Interessen gegründet sei, als damals der Fall war; ferner eine größere Oeffentlichkeit und gegenseitige Kenntniß der politischen Interessen und Kräfte; eine genügendere Ausgleichung und Entfernung aller der Momente, die in der äußeren Abgrenzung der Staaten zu Unverträglichkeiten, zu feindlichen Collisionen führen mußten; eine weiter vorgeschrittene Entwickelung des inneren Staatslebens, die zur Ausgleichung und Versöhnung neu auftauchender Momente mit dem Geiste des Bestehenden zweckmäßige Bahnen eröffnet; vor Allem eine Begründung festerer und umfassenderer Stützen des Systems, dergleichen sich in der Theilnahme immer mehrerer Classen der Gesellschaft an dem Einflusse auf das Staatsleben bilden mußten. Dann aber möchte leicht dasselbe, was jene Verfassung bezweckt, auf einem allerdings umständlicheren, mehrfachen Wechselfällen, Zögerungen und Irrungen

ausgesetzten und geheimeren, aber zuletzt sichreren Wege, durch die von dem Gebote der Verhältnisse bestimmten Verhandlungen der einzelnen Staaten vermittelt werden. Ein Weg, der zwar nicht immer das Gewünschte in möglichster Schnelle und Vollständigkeit herbeiführt, bei dem aber das gerechte Bedürfniß auf die Dauer gewiß seine Befriedigung findet *) und der der Gefahr weniger ausgesetzt ist, die über allen gesetzgebenden Versammlungen schwebt: in der Eigenmacht des von Leidenschaften und Irrthümern verführten menschlichen Willens mit den verkannten Verhältnissen in Widerstreit zu verfallen, durch positive Schritte Uebel zu schaffen und selbst den trefflichsten Zweck durch übereilte Wahl der Mittel, durch Extrem und Unbedingtheit zu vergiften. Vielleicht daß dereinst eine Combination beider Wege die Vortheile Beider zu genießen verstattet. Aber jedenfalls wird ein solcher Ausweg nicht durch den directen, schöpferischen Willen der Gesetzgeber, sondern durch den, unter einem Mitwirken des auf das Nächste und Einzelne gerichteten menschlichen Willens, vorwärtsgehenden Entwickelungsgang der natürlichen Verhältnisse gefunden werden. Diese erzwingen sich, unter manchen Umwegen und Unfällen, auch unbewußten Gehorsam. Auf einer höheren Stufe der politischen Weisheit mag Diese das Gebot der Verhältnisse mit Bewußtsein erkennen, aussprechen und berücksichtigen. Schon dieses Erkennen ist schwierig. Alles Erfinden ist in politischen Dingen unmöglich oder vom Uebel. Die Staatskunst hat Alles vom Leben gelernt.

Die wichtigsten Alliirten Heinrichs, Elisabeth von England und Venedig **), denen er einleitende Eröffnungen über den Plan gemacht haben soll, sollen ihn mit Kälte aufgenommen haben. Für solche Dinge mag sich ein Einzelner begeistern; es mag auch wohl eine Vereinigung von unter

*) Wie auch Manches in Heinrichs Plane auf ganz anderem Wege doch in Erfüllung gegangen ist.

**) Vergl. Daru, histoire de la république de Venise, Buch XXVII. am Schluß.

einem Gesammtinteresse begriffenen Individuen dafür zu begeistern sein. Aber die Staaten und ihre Oberhäupter stellen sich als getrennte Individualitäten dar, unter denen eine gemeinsame Uebereinstimmung, bei welcher der Enthusiasmus die widerstrebenden Rücksichten und Interessen überwiegen soll, kaum zu erwarten ist. Eine gewöhnliche Versammlung mag man allenfalls für eine solche Idee gewinnen, wenngleich nur äußerst schwer in ihr festhalten. Der Staat aber hängt nur scheinbar von dem Willen Einzelner ab, während in Wahrheit tausendfache bewußte und unbewußte Rücksichten, Umstände und Interessen auf diesen Willen bestimmend einwirken. Venedig suchte die Stabilität, die Erhaltung, in der Vorsicht, die kein Verhältniß antasten mag, auch nicht, um nach seiner Wegräumung desto sicherer dem Bestehenden vertrauen zu können. Es sah mehr, was Alles zur Ausführung in Bewegung und aufs Spiel gesetzt werden mußte, als daß es den seinem Systeme angemessenen Endzweck ins Auge gefaßt hätte. Auch liebte es Venedig, sich möglichst allein zu halten, weil es nur unter dieser Bedingung seiner eigenen Politik gewiß sein konnte. Für Elisabeth vollends und ihren nüchternen, praktischen Geist, der nicht in die Zukunft und in das Allgemeine flog, aber durch geschickte Behandlung des Nächsten und Wesentlichen so tüchtig für das Ganze und Bleibende sorgte, überdem durch und durch Englisch und auf England gekehrt war, konnte die Sache von Haus aus gar nichts sein.

Elisabeth fühlte wohl, daß sich England aller der Vortheile, die aus dem Plane für dasselbe hervorgehen konnten, auch ohne dessen Ausführung theilhaftig machen könne, sobald es nur wollte. Wäre die Sache ins Werk getreten, sie würde vielleicht die befreundete Seite mit einigem Geld und einigen Truppen unterstützt haben. Aber leitend und selbstwirkend sich in ein Unternehmen einzulassen, was so weitaussehend und für England so wenig Bedürfniß war, das lag gar nicht in dem Sinne der klugen Königin. Sie hatte Näheres und Dringenderes zu thun. Elisabeths Regierung ist um deswillen so merkwürdig, weil im Laufe derselben sich derjenige

Charakter des Englischen Staatslebens gebildet hat, der seitdem gewissermaaßen der Normaltypus desselben im Innern und gegen Außen geblieben ist. Unter ihr wurde der Protestantismus, aber in gemäßigter Weise gestaltet, Grundzug des Englischen Volkslebens und schied sich bereits in eine Englische und eine Schottische Hauptkirche. Von weisen Räthen umgeben, sorgte sie eifrig für Englands Interesse in allen hohen Beziehungen des Staats, enthielt sich aber jener Einmischung in das Innere des bürgerlichen Verkehrs, an welcher damals schon einzelne Staaten des Festlandes Geschmack zu gewinnen anfiengen. Sie hielt sich und herrschte, unter Erhaltung aller gesetzlichen Formen, durch ihre Minister, ihr Parlement und die öffentliche Meinung. Sie eröffnete, durch ihre auswärtige Politik vornehmlich und die Aufmunterungen, die sie nützlichen Wagnissen zu Theil werden ließ, jene Bahn des Handels und der Meere und gewöhnte England daran, seine Größe auf dem Ocean zu suchen. Sie ward durch ihre politischen Verhältnisse veranlaßt, aus ihrem sichern Bollwerk heraus die wichtigste Stütze für alle dem drohenden Principate Spaniens entgegenwirkenden Bestrebungen zu werden und bezeichnete auch dadurch Englands künftige Aufgabe bei Erhaltung des Europäischen Gleichgewichts. Während sie, im Geiste des Hauses Tudor, den hohen Adel in Zaum hielt, schreckte, ihn seine Abhängigkeit von der Krone vielfach fühlen ließ, begünstigte sie den Bürgerstand und bewirkte durch die unparteiische Gerechtigkeit, die unter ihrer Regierung gegen die mittleren und niederen Volksclassen geübt wurde, durch die Ordnung und Ruhe, das Gedeihen und den Wohlstand, die sich verbreiteten, daß die Regierung Elisabeths als das glückliche Zeitalter Englands gepriesen wurde und daß in allen folgenden Unruhen die Erhaltung, Erneuerung und sichere Verbürgung eines ähnlichen Zustandes der Wunsch und das Ziel der echten Engländer blieb und noch heute Elisabeth von beiden Hauptparteien Englands gleichmäßig verehrt wird.

Dabei besaß sie weder außerordentliche Geistesgaben, noch ein Uebermaaß tugendhafter Vortrefflichkeit, war vielmehr mit allen Launen und Schwächen, die alternden Jungfrauen

eigen zu sein pflegen, reichlich ausgestattet und ließ sich auch von denselben vielfältig beherrschen, wiewohl sie bei manchen Gelegenheiten allerdings den Zwecken der Königin recht nützliche Dienste leisteten. Man kann auch nicht sagen, daß Elisabeth durch schöpferisches Genie dem Englischen Staats- und Volksleben den eigenthümlichen Charakter aufgedrückt habe, den es unter ihrer Regierung bekundete. Aber sie selbst unterlag dem Einflusse desselben; sie war nicht wie ihre Vorgänger, ein Hinderniß für seine Entfaltung; und wie die natürlichen Verhältnisse frei walten durften, da bewährten sie rasch ihre Kraft und Elisabeth erkannte den Werth und Segen ihrer Gebote, gieng in ihren Geist ein und befestigte, nach gewöhnlicher Wechselwirkung, durch redliche Förderung, ihre Grundlagen. Sie hatte einen gesunden, praktischen Verstand, hatte in der herben Schule des Unglücks Mäßigung und Vorsicht gelernt und bei allen ihren weiblichen Schwächen, jenen hohen Begriff von Pflicht, der auch weiblich ist, ein redliches Wollen, eine strenge Gewissenhaftigkeit. Selbst das ist nicht ohne günstige Nachwirkung für das Englische Volksthum geblieben, daß bei der strengen Sittlichkeit der jungfräulichen Königin, ihr Hof einen merkwürdigen Abstich von den gleichzeitigen und nachfolgenden Höfen bildete und die im gleichen Geiste geleitete Gesetzgebung in den Gemüthern des Volks analoge Grundsätze befestigte; sodaß man auch fernerhin die Herrschaft von Zucht und Gottesfurcht als unerläßliches Requisit eines gedeihlichen, blühenden Staatslebens betrachtete. Selbst die Launen der Königin haben ihren Zwecken gedient, sodaß man zweifeln mag, ob nur günstiger Zufall dies so gefügt, oder ob nur Klugheit die scheinbaren Launen erkünstelt, oder ob, was das Wahrscheinlichste ist, das Temperament der Elisabeth mit der Klugheit der Königin in nützlicher Wechselwirkung so gewaltet hat.

Während sie, wo es Noth that, mit Kraft und Entschlossenheit zu handeln und ihre Widersacher zu überraschen wußte, scheute sie sich doch in der Regel vor entschiedenen und entscheidenden Schritten, die ein Zurücktreten unmöglich machen, die Herrschaft der Zukunft aus ihren Händen brin-

gen möchten, und gefiel sich, zu temporisiren, hinzuhalten und in Ungewißheit über den Weg zu lassen, den sie einschlagen würde. Dadurch bewirkte sie in den ersten Jahren ihrer Regierung, wo es ihr auf die innere Beruhigung und Befestigung ihrer Gewalt, auf die Begründung einer durch das Volk gestützten Herrschaft über die Parteien ankam, daß es nirgends zu einem entscheidenden Bruche kam, daß alle Mächte sich um ihre Gunst bewarben, auf ihre Gunst hofften und daß sie sich mit Keiner auf eine so offne und entschiedene Weise einzulassen brauchte, die sie gegen Andre compromittirt haben würde. Dasselbe Verfahren und die, wie es schien *), von Kargheit und mistrauischer Gesinnung bestimmte Langsamkeit, mit der sie bei Unterstützung der auswärtigen Bestrebungen, in Schottland, Holland, Frankreich, verfuhr, mit denen sie doch an sich sympathisirte und zu deren Unterstützung sie durch klares politisches Interesse aufgefordert war, hat sich doch sehr nützlich und gutberechnet erwiesen. Sie ließ dadurch die Verhältnisse besser reifen, entgieng der Gefahr, unzeitige und unbegründete Unternehmungen zu fördern, weckte die Selbstkraft jener Länder und behielt fortwährend freie Hand und gesparte Mittel, mit denen sie zur rechten Zeit desto kräftiger einschreiten konnte. Ueberhaupt wird ein Staat, der sich gewisser Tendenzen in andern Ländern anzunehmen gedrungen fühlt, in der Regel sich auf eine gemäßigte Hilfleistung beschränken und sich, so lange nicht offenbar seine eignen dringenden Interessen in die Sache verflochten sind, hüten müssen, jene Tendenzen ganz zu eignen Angelegenheiten zu machen und als allgemeiner Vormund und Vertreter derselben zu handeln. Denn es ist wohl zu bedenken, daß eine Tendenz, die nur auf fremden Füßen zu stehen vermag, keine Hilfe verdient, keine Dauer verspricht, keinen Ersatz für die ihr zugewendeten Opfer hoffen läßt. Am Meisten mag das Oberhaupt einer Regierung bedenklich sein, von dem Grundsatze: daß Jeder zunächst sich selbst der Nächste, abzuweichen. Denn der Einzelne, der für sich selbst urtheilt

*) In gewisser Hinsicht auch wohl in der That.

und handelt, mag wohl sich entscheiden, seinen äußeren Vortheil einem großmüthigen Gefühle unterzuordnen. Aber der Regent entscheidet für Andre und ladet eine schwere Verantwortung auf sich, wenn er in seiner Begeisterung für eine fremde Sache vielleicht schwere Unfälle über sein eignes Volk hereingezogen hat; während dies vielleicht keinen Antheil an der Angelegenheit nahm, oder doch keinen so wahrhaften und tiefbegründeten, daß es ihm die Vorwürfe ersparen würde, wenn die Sache fehlschlug. Ebenso ist eine vorzeitige Einmischung in fremde Staatshändel bedenklich, weil es schwer ist, den wahren Stand der Sache im fremden Lande kennen zu lernen, schwerer noch, sich zu enthalten, die fremden Angelegenheiten lieber aus dem eignen, statt aus dem fremden Gesichtspunkte zu betrachten. — Am Meisten endlich hat der Königin Elisabeth das launische Wesen, was sie in Bezug auf ihre Verheirathung beobachtete, genutzt. Denn sie hielt dadurch und indem sie fortwährend ehrgeizige Hoffnungen in den Herzen mächtiger Parteihäupter und auswärtiger Prinzen nährte, den entschiedenen Bruch auf, bis sie ihren Gegnern vollkommen gewachsen war und erwirkte manche Concession, deren Preiß sie wahrscheinlich von Anfang an entschlossen war, niemals zu zahlen. Elisabeth hat wahrscheinlich niemals ernstlich an Heirath gedacht; sie konnte sich, wie die Erfahrung gezeigt hat, bei keinem der zahlreichen ihr gemachten Heirathsanträge entschließen, darauf einzugehen; aber wahrscheinlich würden auch noch lockendere Anerbietungen sie nicht gewonnen haben. Die nächsten wirkenden Gründe mögen ihre Abneigung vor jedem bindenden und unwiderruflichen Schritte: ihr Widerwillen gegen Abhängigkeit; ihre Liebe zu Selbstständigkeit und Herrschaft; ihr Unvermögen, bei der Wahl zwischen Politik und Neigung einen festen Entschluß zu treffen; es mögen auch weibliche Launen dabei im Spiele gewesen sein. Aber es gab auch einen höheren Grund, der ihr Ledigbleiben aus dem Gesichtspunkte der höchsten Staatsweisheit empfahl. Es mag dahingestellt bleiben, ob dieser Grund auf sie bestimmend eingewirkt hat, ob er ihr klar bewußt geworden ist. Für die früheren Jahre ihrer

Regierung muß dies entschieden bezweifelt werden und auch in den Späteren hat sie sich nichts davon merken, vielmehr immer noch die Betheiligten in Ungewißheit und in Zweifel schweben lassen. Wahrscheinlicher ist es, daß ihre weisen und von ihr mit stetem, auf Achtung gegründetem Vertrauen beehrten Rathgeber, vor Allen der große Staatsmann Cecil, den Werth jenes Grundes gewürdigt haben.

Der erblose Hintritt der Königin war der einzige wohlthätige Weg zur Vereinigung Schottlands mit England. Er war der Einzige, der Keinem von beiden Theilen diese Vereinigung empfindlich machte. Die Länder selbst waren zu dieser Vereinigung reif, da das Englische Volksthum bereits in den Städten und Niederungen Schottlands siegreich geworden war und die starre Altschottische Nationalität in die Hochlande zurückgedrängt, auch im Laufe der Unruhen, welche Maria Stuart ins Exil trieben, sich im Staatsleben zur Herrschaft erhoben und die neue Regierung auf das Bündniß mit England und auf dieselben Grundsätze gestellt hatte, die in England triumphirend herrschten. Sie war wünschenswerth, da nunmehr keine getrennten Interessen mehr walteten und Natur und Volksgeist die beiden Staaten desselben Bodens zur Vereinigung einzuladen schienen; nachdem die Trennung soviel Blut und Opfer gekostet und die Kräfte Beider so nutzlos gelähmt hatte. Aber sie konnte nur auf die Bedingung erfolgen und von Dauer sein, daß sie ohne Verletzung eines Theiles geschehe. Dies wäre eingetreten, oder wenigstens besorgt worden, wenn der Uebergang in der Art eingetreten wäre, daß der Beherrscher des unbestritten mächtigeren Theiles den Thron des Schwächeren ererbt oder genommen, wenn also England Schottland erworben hätte. Dann hätte sich die Sache sowohl in den Augen Englands, als in den Augen Schottlands anders gestellt. England würde Schottland behandelt haben, wie es Irland behandelt hat und Schottland würde den äußersten und wahrscheinlich glücklichen Widerstand gegen Vorgänge aufgeboten haben, die sein Nationalgefühl und seine Interessen so schmerzlich verletzt hätten. So aber kam keine Besorgniß in den Schot-

ten auf, wie ihr eigner König den Englischen Thron bestieg. Eher entstanden unbegründete Hoffnungen, deren Nichterfüllung vielleicht Einzelne verstimmte, im Ganzen aber keinen Schaden that. Die Engländer ferner wußten wohl, daß Jakob zu London die höhere Bedeutung Englands nicht übersehen und die Interessen des wichtigeren Staats nicht denen des vielleicht Geliebteren nachsetzen würde. Daß er diese den Ersteren opfere, war nicht zu verlangen und so bildete sich das richtige Verhältniß, wobei Jedem sein Recht ward. Einzelne Uebelstände und Ungleichheiten entstanden wohl und haben später, zum Theil auf stürmischen Wegen, ihre Entfernung erwirkt. Aber die Art des ersten Uebergangs war die Geeignetste, die Vorurtheile der Schotten *) gegen die Vereinigung zu heben und gleich von Anfang an eine tüchtige Grundlage für die immer innigere Annäherung zu legen, diese zweckmäßig anzubahnen. Wie in den meisten Englischen Staatshändeln, so hat auch hier eine günstige Fügung, oder der gesunde Sinn des Volks, oder Beides im Zusammenwirken mit dem allgemeinen Charakter des dortigen Staatslebens die Einrichtungen in stetem Einklange mit den Verhältnissen gehalten und die Veränderungen der Ersteren denen der Letzteren nachfolgen lassen. Schottland blieb zum Anfang de jure ein vollkommen selbstständiges Reich, dessen höchstes Oberhaupt aber zu London seinen Sitz hatte. Erste thatsächliche Folge der Vereinigung war nur, daß Schottland nicht mehr mit dem Auslande in Bündniß wider England treten konnte. Wenigstens nicht als Staat. Seine Factionen sind allerdings noch lange vom Ausland benutzt worden. Eine fernere thatsächliche Folge war es, daß Schottland überhaupt in den Beziehungen zu dem Auslande der Englischen Leitung folgte. Die Interessen beider Staaten

*) Und bei der Vereinigung eines schwächeren Staats mit einem Mächtigeren ist es am Wichtigsten, den Ersteren mit dem Schritte zu versöhnen. (Man wende dies nicht auf Holland und Belgien an. Denn Holland war zwar kleiner, aber mächtiger, als Belgien und Jakob gieng nach London und herrschte dort Englisch, nicht Schottisch.)

im Verhältniß zu dem Europäischen Staatensysteme waren nunmehr die Gleichen und England stand der Bewegung näher, hatte zahlreichere Beziehungen zum Auslande und war der mächtigere Theil. Ueberhaupt ward England dem gemeinsamen Staatsoberhaupte, um seiner Bedeutung und seiner Nähe willen, wichtiger und Schottland trat, erst factisch, dann rechtlich, in die Stellung einer Provinz, die aber, wie überhaupt die Englischen Provinzen, keinem Centralinteresse geopfert, sondern nur in das gemeinsame Interesse aufgenommen wurde, an den Vortheilen des Gesammtstaats Antheil nahm und aller der Eigenthümlichkeiten, die ihr wünschenswerth waren, sich auch ferner erfreute. Doch die staatsrechtliche Union gehört einem späteren Jahrhunderte an, als von dem hier gehandelt wird.

Der Sieg des Englischen Volksthums über das Alt-Schottische wird übrigens in den Vorgängen ausgesprochen, welche das tragische Schicksal der Maria Stuart begleiten. Der Untergang dieser Königin, der Sieg der Regentschaft und des Protestantismus, ist der Sieg des Germanischen Elementes über das Celtische, der Sieg des Niederlands über das Hochland. Das Haus Stuart scheint alles Unheil des Celtenthums, in der düstern, melancholischen Farbe des Schottischen Bodens, in sich vereinigt zu haben und keine Dynastie ist seit der ältesten Zeit so voll von blutigen, grauenvollen, durch nichts versöhnenden Katastrophen; bietet so viel Beispiele verblendeter Fürsten, denen ein ewiger Nebel die Augen verhüllt und ihre Schritte irrt; so viel heiße Stirnen; solch starres Festhalten am Verderben. In der langen Reihe sind einige gutmüthig-sinnliche Charaktere fast die einzigen Lichtgestalten. Der weiseste Fürst *) war in der Englischen Gefangenschaft erzogen und ward ermordet.

In der bedenklichsten Zeit, wo religiöse und politische Gährungen die Krisis verkündeten, welche den Uebergang zum Protestantismus und zur Herrschaft des Englischen Volksthums **) herbeiführen sollte, und wo auswärtige und papi-

*) Jakob I.

**) Im Staatlichen.

stische Intriguen, Französischer, Spanischer, Englischer Einfluß, der Ehrgeiz und die Habsucht der Großen, die aus der zeitherigen Geschichte Schottlands Gewaltthätigkeit, Härte und Gleichgiltigkeit in der Wahl der Mittel geerbt und durch die veränderte Stellung zu dem so mächtig umgestalteten Auslande neue und weitere Aussichten und Entwürfe gewonnen hatten, sich im verworrenen Treiben drängten, kam der Thron an ein unmündiges Weib, die Regentschaft an eine nur schlaue, nicht weise Fürstin, deren Kunst sich im mühsamen Behaupten ihrer Scheinrolle, im Temporisiren und Hinhalten eines Sturmes erschöpfte, der um so furchtbarer über das Haupt ihrer Tochter hereinbrechen sollte. Glücklich wäre Maria Stuart gewesen, wenn ihr die Französische Vermählung wenigstens ein sichres Asyl bereitet hätte, wäre es auch, wie wahrscheinlich, auf Kosten ihrer Schottischen Krone geschehen. So aber kehrte sie (1561) aus dem heitern Frankreich, in dem sie nur dem Glanze und dem Vergnügen gelebt, als junge Wittwe in ihr düstres Königreich zurück, dessen Gefahren sie nicht kannte, aber weniger noch zu beschwören wußte, dessen Weise sie nicht verstand, aber haßte und in Unmuth und Leichtsinn täglich verletzte und wo tausendfacher Ehrgeiz der Großen sie umlauerte, dem sie nur zu bald und zu oft die Waffen gegen sich selbst in die Hände gab, zugleich das neutrale Volk zu Mistrauen und Verachtung der Königin reizend. Es wäre unbillig, Marien zu tadeln, daß sie die Zeichen der Zeit nicht verstand und ihre Sicherheit nicht durch aufrichtiges Anschließen an die Elemente, die zur Herrschaft berufen waren, erkaufte; daß sie nicht in Schottland, was in England Elisabeth, that. Vielleicht hätte auch das sie nicht für immer gerettet. Denn sie hatte schlimmere Gegner und weniger Stützen, als Elisabeth an den Mittelständen fand. Sie war auch nicht so, wie Elisabeth, der Regent der Nothwendigkeit; nicht das Pfand gegen die Wiederkehr der Reaction *). Aber man kann ihr

*) Elisabeth hat die vorhergehende Regierung der katholischen Maria die besten Dienste geleistet.

auch nicht einen Vorwurf daraus machen, daß sie nicht Elisabeths Kälte und Klugheit besaß; nicht so wie diese Ausdruck des Volksthums selbst war. Sie hatte ja niemals mit ihm sympathisirt, nicht mit ihm gelitten, war nicht in ihm erzogen worden. Ihre Freunde, ihre Stützen, die Einzigen, denen sie Vertrauen zu schenken sich bewogen fühlen konnte, waren Alle der Gegenseite angehörig. Sollte sie die eifersüchtige, ihr so widerwärtige Elisabeth ihren Blutsfreunden, den Guisen, dem ihr verschwägerten Französischen Hofe, dem väterlichen Freunde und Beschützer Philipp II., dem Segen des geistlichen Oberhirten zu Rom, an dessen Heiligkeit sie bewußtlos glaubte, vorziehen? Die Partei, die sie vorzog, war ihr gegeben und damit ihre Herrschaft mit vorzeitigem Ende bedroht. Aber milder würde sich der Ausgang gestaltet, vielleicht das heilige Ansehen der Königswürde ihr eine Schattenautorität gerettet haben, wenn sie nicht selbst durch einen falschen Schritt über den Andern Haß und Verachtung auf ihr leichtsinniges Haupt geladen hätte. Die Vermählung mit Darnley, wiewohl sie aus blinder und ebendeshalb bald verrauschter, leidenschaftlicher Neigung entsprang, war politisch nicht unklug. Denn sie vereinigte Marien mit dem Manne, der ihrer dereinstigen Nachfolge auf den Englischen Thron, in Folge seiner Abstammung und Verbindungen, am Gefährlichsten werden konnte. Deshalb war es ein Fehler von Seiten Elisabeths; nicht, daß sie nicht selbst diesen Thronbewerber, dessen brutale Unfähigkeit sie kannte, zu ihrem Gemahl erkor; sondern, daß sie, von launischer Neigung verführt, das sichre Mittel, seine Verbindung mit Marien zu hintertreiben, nicht ergriff, das sich ihr in der Geneigtheit der Schottischen Königin, die Hand des Grafen Leicester anzunehmen, darbot. Leicester hatte Gewandtheit und Cultur genug, um sich durch die Intriguen des Schottischen Hofes durchzuwinden und doch zu wenig tieferen politischen Geist, um sich zum Ausdruck selbstständiger Schottischer Nationalität zu machen. Er wäre stets ein Werkzeug in den Händen Elisabeths geblieben. Zum Glück zeigte sich später, daß sie kein solches brauchte; da die natürlichen Ver-

hältnisse selbst die herrschende Partei in Schottland mit ihr verbündeten. Jene Verbindung schlug aber unheilvoll für Marien aus; in den nächsten, wie in den ferneren Folgen. Wie Mariens stürmische Liebe verflogen war und das Thierische ihres Gemahls sie zurückscheuchte, versank sie in Zügellosigkeit, die zu jedem Verdachte Raum gab. Die Ermordung David Rizzio's, von dem rachsüchtigen Darnley geleitet, vollendete den Bruch zwischen den Vermählten. Darnley, den nichts in Schottland hielt, als die Hand der Königin, war von da an dem Untergange verfallen und fand ihn. Maria aber stand schon so tief in der öffentlichen Meinung, daß die Stimme des Volks sie der Theilnahme an dem Mord ihres Gemahls bezüchtigen durfte und in der leichtsinnigsten Verblendung bestärkte sie das grauenvolle Gerücht, indem sie Bothwell, der für Darnley's Mörder gehalten ward, ihre Hand reichte. Der neue Gemahl ward schmachvoll vom Volke verjagt und für immer war der Schutz, den der heilige Königsname gewährt, von der verachteten Maria gewichen. Ebenso die politische, wie die kirchliche Opposition erhob drohend ihr Haupt und freute sich der Waffen, die die Königin selbst, die verhaßte Freundin der katholischen Mächte, gegen sich darbot. Selbst daß sie noch immer eine Partei hatte, die theils durch die Reize ihrer Person, durch das Mitleid mit ihrem Unglück, theils durch Gleichheit der Interessen, theils durch Haß gegen ihre Feinde genährt ward, gereichte ihr zum Verderben. Nach einem Wechsel von Gefangenschaft und Freiheit, Sieg und Niederlage kam sie zu dem unglücklichen Entschluß, sich in die Hände ihrer so schwer beleidigten und so bitter gehaßten Gegnerin zu geben (1568); ein Vorgang, der sich dritthalbhundert Jahre später in anderer Gestalt wiederholen sollte.

Elisabeth haßte Maria als Frau und als Königin. In letzterer Hinsicht war der fortwirkende Grund des Hasses, daß die katholische Partei, auf deren Besiegung Elisabeths Thron gestellt war, in Marien ihre Hoffnung begrüßte. Die Ansprüche Mariens auf den Englischen Thron waren der Keim der Feindschaft und Maria hatte ihn rastlos genährt,

indem sie durch Annahme des Titels und durch die Vermählung mit Darnley verrieth, wie ihre Wünsche fortwährend mit einem Ziel sich beschäftigten, das nur auf Elisabeths Kosten zu erreichen war. Auf Elisabeths, die auf ihre Macht so eifersüchtig war, daß sie Marien gehaßt haben würde, wenn diese auch nur an friedliche Nachfolge gedacht hätte. — In dieser Rücksicht also schien es das dringendste Interesse Elisabeths zu gebieten, die gefährliche Gegnerin in möglichster Schnelle unschädlich zu machen. An eine Hinrichtung hat Elisabeth damals gewiß nicht gedacht; sondern strenge Bewachung für hinreichend gehalten. Sie bebte vor keinem Mittel zurück, das ihr nothwendig schien; aber sie liebte die äußersten Mittel nicht; sie war nicht grausam. Auch war die Gefangenhaltung Mariens für sie politisch wichtig. Maria war ihr das Pfand für die Ergebenheit der in Schottland herrschenden Partei. Denn wie kräftig diese, auf die immer weitere Verbreitung des Schottischen Protestantismus gestützt, sich darstellen mochte und wie tüchtig ihr Haupt, der Graf Murray, dieser Klügste aus dem Hause Stuart, dessen illegitimes Mitglied er war, die dortigen Angelegenheiten führen mochte; das Recht Mariens war immer noch eine furchtbare Macht und Elisabeth konnte dieses Recht in Kraft setzen. — Maria ward lange geschont und sie und ihre Freunde haben es selbst verschuldet, wenn es einen blutigen Ausgang mit ihr nahm. Maria ward das Losungswort, das Ziel und der Mittelpunkt aller der Parteien, der Verschwörungen und der auswärtigen Intriguen, die gegen Elisabths Thron und Leben sich richteten. Aus der engsten Gefangenschaft heraus verwundete sie das Herz der Königin, bedrohte sie ihre Ruhe und ihr Leben, erschütterte sie ihren Staat und kündigte sich als die schlimmste Gefahr für die künftige Sicherheit des Reichs an. Welches Unheil mußte über England hereinbrechen, wenn Elisabeth, von einem der Dolche, die sie bedrohten, getroffen, oder auf natürlichem Wege abberufen, die Augen schloß, solange Maria noch am Leben war! Jedes der zahllosen Complotte, die zu Gunsten Maria's geschmiedet wurden und zu denen

sie allerdings ermuthigt hat, war nur eine neue Bestärkung der Nothwendigkeit, die allmälig vor Elisabeths und ihrer Staatsmänner Geiste tagte. Man mag es Marien, die nach Freiheit dürstete, die weniger, als irgend eine Frau, gemacht war, ein enges, zurückgezogenes Dasein zu ertragen, nicht verargen, daß sie jeden Versuch zu ihrer Befreiung aufmunterte. Auch wenn sie dies nicht gethan hätte, stand die Sache wenig anders *), sobald die Versuche selbst fortdauerten. Aber ihr Unglück war, daß sie ihre Freiheit nur in dem Sturze Elisabeths sah und in ihrer Gegnerin nicht die Ueberzeugung zu befestigen vermochte, man könne ihr, unter der Bedingung eines friedlichen Exils, die Freiheit geben. Elisabeth sah keinen Ausweg, sah sich genöthigt, der eignen Sicherheit und der Ruhe ihres Volks das Leben der Gegnerin und ihren eignen Ruhm zu opfern. Sie hat nicht in Lust und Grausamkeit gethan, was sie für nothwendig hielt. Sie hat einen schweren Kampf darüber gekämpft. Aber als sie entschieden war, hat sie in gutem Gewissen gehandelt, das Geschehene vertreten und keine Reue gefühlt. Den früheren Zweifel hat nicht die Persönlichkeit des Opfers und seine königliche Würde veranlaßt. England hatte nur zu viele Königinnen auf dem Schaffotte bluten sehen. Unter dem Eindrucke, den solche Scenen gemacht, hat Elisabeth gehandelt. Daß es die Königin eines fremden Landes war, die sie richtete und daß Maria auf diese Eigenschaft pochte, das reizte Elisabeth mehr; wie die Verwendungen und Drohungen auswärtiger Mächte sie gleichfalls reizten. Denn England hat es immer geliebt, Europa zu zeigen, daß es sein eignes Recht habe und auf seinem Boden um Niemand sich kümmere. Marien selbst hielt Elisabeth für sittenlos, schlecht und der Strafe würdig. Aber sie war ihre Feindin und Elisabeth wußte wohl, daß man persönlichem Hasse zuschreiben werde, was sie in reinem Eifer für das Wohl ihres Volks zu thun für Pflicht hielt. Ihr Haß gegen Maria hat das Unheil mehr aufgehalten,

*) Der politische Grund blieb derselbe. Aber der Rechtsgrund fehlte.

als beschleunigt. Endlich entschied sie sich, das Opfer zu bringen und es geschah das Beispiellose: daß ein gekröntes Haupt durch die Gerichte eines monarchischen Staats zum Tode verurtheilt und auf Befehl der Monarchin das Urtheil vollstreckt wurde. Jedenfalls ein viel unnatürlicherer Act, als die Hinrichtungen von Königen, die später durch die Parteihäupter empörter Völker gewagt wurden. Aber unendlich mehr gerechtfertigt war er — wenn irgend ein Todesurtheil einer anderen Rechtfertigung fähig ist, als die aus der irrigen Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit der Todesstrafe fließt *). Maria's Hinrichtung erschien als die Entfernung einer dem Wohle von Millionen drohenden Gefahr, die durch den eignen Starrsinn der Schuldigen an ihre Existenz gebunden war. Den Verbrecher, der sich nicht bessern will, kann man in ewigen Fesseln von weiterem Unheil abhalten. Aber für Marien ward von Dritten und außerhalb ihrer Haft gefrevelt **).

§. 33.

Fortsetzung.

Das nördliche Staatensystem im engeren Sinne.

Diese Zeit findet auch darin eine eigenthümliche Bedeutung, daß sich hier eine von den Händeln des übrigen

*) Auf dem Richter, der nach dem Gesetz die Todesstrafe ausspricht, haftet kein Makel. Aber der aus Sünde und Leichtsinn gemischte Frevel liegt in dem Gesetze, das die Strafe verhängt und in der Meinung, die dieses Gesetz nicht fallen läßt.

**) Unter den vielen, diese Gegenstände betreffenden Schriften erwähne ich nur eine der Aelteren und die Neueste. Robertson's Geschichte von Schottland, unter den Regierungen der Königin Maria und des Königs Jakob VI. Aus dem Engl. Ulm und Leipzig, 1762. 2 Thlr. 4. v. Raumer, die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart nach den Quellen im britischen Museum und Reichsarchive; Leipzig, 1836. 8. — Ueber Elisabeth insonderheit vergleiche man den betreffenden Abschnitt im Hume; ferner Cambdeni annales rerum Anglicarum et Hibernicarum; Lond. 1675. fol.

Europäischen Staatensystems ziemlich abgesonderte, nur gelegentlich mit ihm in Wechselwirkung tretende Bewegung und gegenseitige Verflechtung unter einer besonderen Staatengruppe des Norden und Nordosten Europa's zu bilden begann; welche in der Beziehung auf gerade diese Staaten vorher nicht stattgefunden hat, dann aber etwa ein Jahrhundert lang fortwährte und sich endlich wieder verloren hat.

Es stellt sich diese Bewegung von der einen Seite als ein Kampf des Skandinavischen Princips mit dem Slavischen dar. Doch würde diese Anschauung nicht ganz richtig sein. Denn theils mischten sich innere Familienzwiste beider Staatengruppen hinein und traten oft in den Vorgrund; und das Ganze ist niemals als ein Anwogen der einen Staatengruppe gegen die Andre hervorgetreten; wie auch ebensowenig ein Gefühl geschiedener Nationalität sich bestimmend hineingewebt hat. Theils galt es im Anfang wenigstens nur einem Theil der Slavischen Staatengruppe und ein Zweiter mischte sich selbst hinein, während die südlichen Slavenreiche an diesen Wirren keinen Theil nahmen. Eigentlich entsprang das Ganze aus der allmälig an den Tag tretenden Unfähigkeit Polens, mit seinem mangelhaften, sich selbst lähmenden und die Volkskraft in nutzloser, fieberhafter Bewegung aufreibenden Staatsorganismus, alle Theile seines gewaltigen Länderumfanges zusammenzuhalten. Darüber und über die entfernteren, abgetrennten Theile fielen die Schweden her, denen Finnland zur Brücke diente. Dänemark, zeither sich für die präponderirende Macht haltend, richtete sich in Eifersucht den Schwedischen Bestrebungen entgegen und hatte aus früheren Hansaverbindungen dorthin Anknüpfungspunkte. Preußen, durch seine frühere Geschichte in die Polnischen Händel verflochten und als Hauptmacht in Norddeutschland sich mit Dänemark und Schweden vielfach berührend, ward bald hineingezogen, bald mischte es sich selbst hinein. Letzteres that auch Rußland, sobald und so oft es die Kraft seiner Riesenglieder fühlte.

In der That Schweden hatte dort eine Aufgabe und eine Aussicht. Es ist meist ungeschickt bei deren Verfolgung

verfahren *) und hat sie später über Glänzendere aber von Haus aus Vergebliche aufgegeben. Wie es zu gehen pflegt, haben die hineingezogenen dritten Staaten zuletzt das beste Theil erlangt und von den frühesten Helden des Stückes blieb der Eine das unglückliche Object des Kampfes und die Andern giengen leer von Beute und mit Wunden bedeckt vom Schlachtfeld. So mag jene nordische Staatenbewegung, in der viel Zweckloses, nur von menschlichen Leidenschaften und Irrthümern Erzeugtes mit vorkam, zuletzt doch am Richtigsten als die Auflösung des Polnischen Ländergebietes und die damit verbundene Gährung betrachtet werden. Die endliche gänzliche Theilung Polens, nachdem die Skandinavischen Staaten bereits von diesem Schauplatz, den jetzt Größere einnahmen, abgetreten waren, beschloß das Ganze. Das letzte Ereigniß, was in einiger Beziehung dazu stand, weil es zwar auf seinen eignen, anderweiten Gründen beruhte, aber durch eine andre Fügung dieser früheren Vorgänge hätte abgewendet werden können, ist die Abtretung Finnlands von Schweden an Rußland gewesen.

In Polen war die Einverleibung des Großfürstenthums Litthauen (1569) erfolgt. Die Länder, die Litthauens Fürsten von den Russen erobert, Volhynien, Podolien und Kiew, zählte man der im engeren Sinne polnischen Provinz Rothreußen bei. Darauf starb mit dem trefflichen Könige Siegmund August, der Mannsstamm der Jagellonen (1572), unter welchem Polen im Innern geblüht, gegen Außen sich vergrößert, wenngleich dort wie hier nichts begründet hatte, aus. Mit ihm schwand der schützende Segen des festgestellten, unbestrittenen, heiligen Thronrechts. Der conföderirte Reichstag hob das Recht der Könige auf, ihren Nachfolger bei Lebzeiten wählen zu lassen, mithin einen bestimmenden Einfluß auf diese Wahl zu behaupten. Von da an die bei jeder Thron-

*) Wie denn den Schweden, bei den tüchtigsten Eigenschaften des Einzelnen, und dem achtbarsten Nationalcharakter, doch als Gesammtheit das richtige Erkennen in der Politik ebenso abgeht, wie es den Engländern in so glücklicher Maaße zueigen ist.

erledigung sich erneuernde Thronbewerbung Verschiedener, von denen Jeder vor dem Besitze bereit war, den Werth desselben schmälern zu lassen und in immer mehrere Beschränkung der Königswürde zu willigen; von denen Jeder der Ausdruck von Parteiinteressen und bald das Werkzeug auswärtiger Machinationen war. Von da an jene Könige, die von Parteien als ihre Geschöpfe betrachtet wurden und denen die mit der Wahl nicht zufriedenen Parteien und Fremdmächte Gegenkönige entgegenstellten. Von da an die Abschließung jener Verfassung, welche, neben einem Volkscharakter, der zwar überaus glänzende Eigenschaften entfaltet, im Ganzen aber der ruhigen Weisheit baar ist, die Auflösung Polens begonnen und vollendet hat. Doch hat es noch lange gedauert, ehe der Schein von diesem Reiche gewichen ist.

Zu jener Zeit reizte es selbst einen Französischen Prinzen, den Herzog von Anjou, sich um den erledigten Thron zu bewerben. Ein Schritt, in dem damals noch keine politische Beziehung lag, sondern der rein der Herrschbegier und Unruhe des Prinzen entsprang und der, mit Hilfe des Geldes, des kriegerischen Ruhmes des Prinzen und kirchlicher Unterstützung *), zum Ziel führte. Von Seiten der Polen war die Wahl wenigstens zwecklos. Es gab nichts, was ihnen gerade diesen Prinzen vor Andern empfehlen konnte. Das von Laune und Zufall gegründete Verhältniß löste sich ebenso wieder auf. Bei der ersten Nachricht, daß Frankreichs Krone ihm zugefallen sei, entfloh Heinrich dem für ihn reizlosen Lande und eilte der schöneren Heimath zu. Was er dort gefunden hat, wissen wir. Darauf ward von einem Theile der Kaiser Maximilian, der schon früher als Bewerber aufgetreten, zum König ausgerufen. Und in der That mochte ein auswärtiger Monarch, der nicht im Lande zu residiren gedachte, noch am Ersten sich bei der Polnischen Verfassung beruhigen, die Bestimmung, die dort dem König gelassen war, recht würdig lösen und das wünschenswerthe höhere Ansehen, was

*) Da der Pabst einen eifrig katholischen König in Polen gegen die zahlreichen Dissidenten wünschte.

die Polnische Königswürde nicht durch sich selbst verlieh, von seiner anderweiten Stellung entlehnen. Für ihn waren daher die reiferen und höheren Häupter; die Menge des Adels aber wollte einem dem Lande angehörigen kriegerischen König, der vielleicht eine neue Dynastie begründe. Noch war das Bewußtsein von Dem, was ein König, und was vor Allem das Königthum bei den Polen werden müsse, nicht erwacht und das Volksgefühl lebte noch in dem Glauben an das Alte und Bessere. Es drang durch und die Wahl des Stephan Bathory, Fürsten von Siebenbürgen (1575), auf den durch Vermählung mit einer Tochter der Jagellonen *), deren Recht mit übergetragen ward, blieb bestehen, da Maximilian sich nicht beeilte, seine Ansprüche zu behaupten und bald darauf starb. Auch diese Wahl war nicht unglücklich zu nennen. Sie konnte Polen mehr und mehr in die südöstlichen Händel ziehen, wo mehr für sie zu machen, wo eher ein selbstständiges Großreich zu begründen und zu behaupten war, als in dem anderen Kräften verfallenen Norden. Doch darüber wird später mehr zu verhandeln sein. Für jetzt hatte die Sache keine Folge. Denn Stephans Regierung, von einem siegreichen Kriege gegen die Russen um Liefland bezeichnet, währte nicht lange, und er starb erblos (1581). Nach neuen Wahlkämpfen siegte abermals die gegenösterreichische Partei und der Sohn König Johanns von Schweden und der Polnischen Katharina, Sigismund ward gewählt. Daß dieser, als nach des Vaters Tode der Schwedische Thron an ihn fiel, um seines Katholicismus willen, der auch in Polen sich in Verfolgungssucht kundthat, von Schwedens Reichsständen entsetzt wurde, gab nur den äußeren Anlaß zu dem langjährigen Zwiespalt zwischen Schweden und Polen. Ein tieferer Grund lag in dem Drange der Schweden nach äußerer Erweiterung und in ihrer Ahnung, daß Polen das Feld sei, wo sich Beute gewinnen lasse. Dabei waren die Blicke zunächst auf die Ostseeländer gerichtet, deren Ent-

*) Die ward auch eigentlich zur Königin gewählt und er zu ihrem Gemahl bestimmt.

wickelungsgang nicht mehr selbstständig weiter konnte. Als nun die Russen in ihrem Drange, sich westwärts eine Bahn zu eröffnen, in Liefland eingefallen waren und dessen Heermeister Liefland *), gegen den erblichen Besitz von Kurland, an Polen überlassen, Esthland aber sich an Schweden angeschlossen hatte (1562), brach über all diese Bestimmungen doppelter Krieg aus, indem sowohl Russen als Schweden gegen Polen auftraten, ohne jedoch gemeine Sache zu machen und unter den schrecklichsten Verwüstungen des Landes zu halten und zu erweitern suchten, was sie konnten. Endlich erkannten sowohl Schweden als Polen, wie gefährlich die Einmischung des Dritten in ihren Streit sei und verbanden sich gegen Rußland. Dieses, das damals den westlichen Staaten nirgends gewachsen war, mußte im Frieden mit Polen **) allen Ansprüchen auf Liefland und im Waffenstillstand mit Schweden ***) dem Besitz von Karelien entsagen. Zwischen Schweden und Polen blieb es beim Alten, daß Liefland zu Polen, Esthland zu Schweden geschlagen ward, ohne daß man über Grenzen und Rechtsverhältniß sogleich ins Reine kam. Die folgenden inneren Verwirrungen Rußlands, welche dies für längere Zeit an Offensivschritten gegen den Westen verhinderten, schienen zu dem Streite zwischen Schweden und Polen, den nur das gemeinsame Bedürfniß, den Russen entgegenzutreten, verglichen hatte, wieder neuen Raum zu geben. Aber gerade sie hielten seinen Ausbruch auf, indem sowohl Polen als Schweden durch diese Wirren in Rußland viel größere Erwerbungen machen zu können meinten. Deshalb Einmischung Beider in die Russischen Händel, aus denen sie sich schließlich nicht ohne Vortheil zurückziehen, wie Rußlands innere Bewegungen geschlichtet sind. Nun erst entbrennt der offene und directe

*) Vergl. (des Grafen von Bray) essai critique sur l'histoire de la Livonie, suivi d'un tableau de l'état actuel de cette province. à Dorpat, 1817, 3 voll. 8.

**) Zu Kiwerowa-Horka, 15. Jan. 1582.

***) Zu Plusamund, 10. Aug. 1583.

Krieg zwischen Polen und Schweden, gehört aber dem folgenden Zeitraume an.

Dänemark hat, wie gewöhnlich geschieht, Jahrhunderte lang nicht vergessen können, daß es der Beherrscher Schwedens gewesen war und das daraus erwachsende Gefühl ward immer tiefer und ingrimmiger, je sichtbarer Schweden erstarkte und sich bereitete, eine vorragende Rolle im nördlichen Staatensysteme zu spielen. Haß und Leidenschaft sind die schlechtesten Rathgeber, wie überall, so auch in politischen Händeln. Dänemarks Vortheil wäre am Besten gewahrt gewesen, wenn es auf Mäßigung, Neutralität und Erhaltung des Gleichgewichts hingewirkt, wenn es eine Stellung gewählt hätte, wie die Generalstaaten in Nordniederland später mit soviel Ruhm einnahmen und im Uebrigen eine reelle Größe durch die friedlichen Bestrebungen in Handel und Schifffahrt erstrebte, zu denen es, als die Ebene Skandinaviens, so vorzugsweise bestimmt war. Zum Theil hinderte die damalige Verfassung Dänemarks, welche den Adel zum Beherrscher des Königs und Volks machte, das Ergreifen des Rechten im innern und äußern *) Staatsleben. Aber auch nach deren Aenderung ergriff Dänemark gern die Gelegenheit, sich eine Bedrängniß Schwedens zu Nutze zu machen, was ihm manche Demüthigung, neben vorübergehenden Vortheilen, zu Wege brachte. Denn es konnte die Gründe nicht aufheben, die Schwedens Stellung bedingten. Im Anfang bewirkten jedoch innere Verhältnisse eine Annäherung an Schweden, indem Friedrich I., der übrigens zuerst das Geschick von Holstein und Schleswig innig mit Dänemark verflocht, den Beistand Gustav Wasa's gegen den abgesetzten König Christian brauchte. Gustav gewährte willig dem Ver-

*) Auch in Schweden, wie namentlich die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts lehrt, ist das Wirken der zur Beschränkung des Königs bestimmten Institutionen vornehmlich auf das Aeußere gerichtet gewesen. Und zwar nicht auf das System; sondern man ließ sich selbst in die diplomatischen Händel und Verflechtungen ein. Dadurch gab man sich und des Staates Schicksale in die Hände der Fremden.

nünftigeren Hilfe wider den Tollen. Ebenso hielt der Nachfolger, Christian III., mit Gustav zusammen, um die Macht der Hansa zu brechen, die für die Verdienste, die sie um beide Dynastieen gehabt hat, sich durch engherzige Handelsmonopole bezahlen wollte. Als diese Gründe der Eintracht nicht mehr wirkten, brach der Haß zwischen Dänen und Schweden los. Die Dänen benutzten den Zeitpunkt, wo Schwedens Aufmerksamkeit auf die Liefländischen Händel gerichtet war und es entspann sich uber das auf eine Fortdauer der Union hindeutende Wappen ein siebenjähriger Krieg (1563 — 13. Dec. 1570), der, aus nichts Bestimmtem entstanden, auch zu nichts führen konnte, als zu einem Frieden *) auf den Grund des vorigen Besitzstandes. In gleicher Weise und mit Anfangs besserem Glücke fiel Dänemark (Friedrich II.), während der Verflechtung Schwedens in den Russisch-Polnischen Krieg, auf Schweden ein. Indeß der Frieden zu Scôröd (20. Jan. 1613) bedingte die Herausgabe der Dänischen Eroberungen gegen 1 Million Thaler. Dänemark entsagte seinen Ansprüchen auf Schweden, unter Vorbehalt der Fortführung des Wappens. Schweden erkannte Dänemarks Recht auf Norwegen an. Darauf ward Dänemark in die Deutschen Händel verflochten.

Es erhellt aus dem Vorigen, wie in jener Zeit Rußland anfieng, seine ungelenke Kraft auf die westlichen Länder zu werfen. Es war ihnen damals noch in keiner Art gewachsen. Das Beginnen schlug fehl. Es erlitt Verluste, die es verschmerzen konnte, weil es damals die Küstenländer ohnehin nicht zu benutzen wußte und weil die Hoffnung der Wiedererwerbung blieb. Es kam in große Bedrängniß, da es Fremde zur Einmischung in seine inneren Händel reizte. Aber es rettete sich und den Fremden gereichten ihre Vortheile nicht zum Segen. Der Einfall Iwans in Liefland kostete Rußland Karelien, wofür die Erwerbung Astrachans (1554) und Sibiriens (1581) damals noch nicht trösten mochte. Darauf erlosch das Haus der Ruriks (1598)

*) Zu Stettin.

und die folgenden Händel der Pseudo-Demetrier, die in ihrer dreimaligen Wiederholung durch die tiefe Stufe des Volks *) kaum hinlänglich erklärt werden, gaben dem Auslande Anlaß zur Einmischung. Unter dem Schutze der Polen trat der dritte Demetrius auf. Czar**) Basilius suchte, statt bei der Kraft seines Volkes, bei den Schweden ***) Hilfe. Polen und Schweden halfen und erwarben für sich und Beide suchten Prinzen aus ihren Häusern den Russischen Thron zu verschaffen. Aber Rußland war zu stark, als daß es sich hätte vom Ausland gewaltsam unter dem Joch halten lassen; seine Cultur zu abweichend, als daß ein westlicher Prinz in ihm hätte einwurzeln können. Es war nicht stark genug, es vollkommen mit dem Auslande aufzunehmen; aber stark genug, einen selbstständigen Ausdruck seiner Nationalität zu fordern. Daher die Erhebung des Hauses Romanow auf den Russischen Thron (21. Febr. 1613). Der Friede mit den Fremden mußte durch Abtretungen erkauft werden †). Aber Rußlands Selbstständigkeit ward gerettet. Den Schlüssel zu den Russischen Geschicken zu geben, gehört der Periode an, die es vollbürtig in das Europäische Staatensystem eintreten sieht.

§. 34.

Fortsetzung.

Die Schweiz. Italien. Deutschland.

Von der Schweiz mögen wir für lange Zeit Abschied nehmen. Sie verharrte in einer politischen Neutralität, in

*) Die Unwissenheit der großen Masse; das Verderbniß der Führer; der Terrorismus, mit dem sich jede Gewalt umringen konnte; der Mangel an Mitteln, durch welche eine neue legitime Gewalt sich erheben konnte, nachdem die Alte erloschen war.

**) Aus dem Hause Schuiskoy. Von einer Partei ernannt und getragen.

***) Vertrag von Wiborg (28. Febr. 1609).

†) Im Frieden von Stolbowa (27. Febr. 1617) ward noch Ingermannland an Schweden abgetreten. Im Waffenstillstand von Deulino

welcher sie dem Europäischen Staatensysteme nur dadurch wichtig wurde, daß sie einen Platz ausfüllte, ein für militairische Operationen wichtiges Gebiet aus dem Bereiche der Pläne der übrigen Staaten brachte. Ihre Volksgenossen nahmen wohl in den Heeren des Auslandes an dessen kriegerischen Unternehmungen Theil; aber nur als Privatpersonen, nicht im politischen Interesse ihres Staats. Einfluß in der Schweiz übten, besonders in den Städten Frankreich, in einigen Landcantonen Oesterreich und benutzten dies zu gelegentlichen Vortheilen bei einzelnen Vorgängen. Die Unabhängigkeit der Schweiz ward an sich schon durch die gegenseitige Eifersucht der großen Mächte geschützt. Dies würde vielleicht nicht immer zugereicht, wenigstens nicht vor vorübergehenden Invasionen bewahrt haben, wenn nicht die eigne Kraft der Schweiz, in ihren früheren Thaten erprobt, im Gedächtniß geblieben wäre. Für ihr inneres Wesen war der Wegfall lebendiger Beziehungen zum Auslande weniger vortheilhaft; vielmehr trat immer mehr eine gewisse Stagnation ein, die dem Umsichgreifen des Pfahlbürgergeistes, der engherzigen Beschränktheit, der Intoleranz, dem Patrizierthum nur förderlich war. Abgesehen von der sonstigen seltsamen *) Richtung des Schweizerischen Nationalcharakters, ist überhaupt das Gebanntsein der Blicke auf den engen Kreis kleiner Gemeinden, die sich, wo nicht feindselig, wenigstens neidisch und eifersüchtig von einander abschließen, der Entwickelung eines schönen Volksthums nicht günstig, kann vielmehr zur Wurzel vieler widerlicher Eigenschaften und Richtungen werden. Etwas Anderes ist es, wenn in der That die übrige Welt für die Mitglieder solcher Genossenschaften so gut wie nicht vorhanden ist, weil sie, noch dem Naturleben nahestehend, durch ihre natür-

---

(11. Dec. 1618), der später in einen Frieden verwandelt wurde, blieb Smolensk bei Polen und Rußland entsagte allen Ansprüchen auf Liefland, Esthland und Kurland.

*) In dem durchaus etwas Krankhaftes, Unklares und Fieberhaftes liegt und den man in gewisser Hinsicht den tollgewordenen Pedantismus der Germanen nennen könnte.

lichen Verhältnisse auf keine Beziehungen zu dem Auslande geführt werden, sondern nur einen Bund von Familien darstellen, der kaum den ersten Schritt in das Gebiet des Staatslebens gethan hat. Hier mag, unter dem Schutze der Einfachheit und Sitte, ein fröhliches, gesundes Naturleben gedeihen und tüchtige Naturmenschen bilden. So standen auch die kleinen Gebirgscantone der Schweiz von manchen Schwächen ihrer gebildeteren Nachbaren frei da, bis, seit die Schweiz ein großer Gasthof geworden ist, die Verderbniß auch zu ihnen gebracht wurde. Wieder etwas Anderes ist es, wenn auf einer höheren Stufe des Staatslebens die räumliche Begrenzung aufhört, Bedeutung zu haben, weil sie nichts Abschließendes mehr hat und Blicke und Bestrebungen doch über die Grenze reichen. Die ganze Schweizerische Verfassung war auf den Naturstand des Staatslebens berechnet. Sie fieng an, zu verderben, wie die einzelnen Cantons allmälig diesem Zustande entrückt wurden und dieser Verfall hat noch heute nicht aufgehört.

Auch Italien genoß in diesem Zeitraume ziemlicher Ruhe. Es hatte an Spanien seinen Herrn gefunden, von dessen Obergewalt nur der Pabst, Venedig und allenfalls Florenz und Savoyen, das jedoch aus anderen Gründen *) mit ihm vielfach gemeine Sache machte, sich frei hielten. Die Länder, um die soviel gestritten worden, Neapel und Mailand, besaß es. Die kleineren Staaten beugten sich seinem Einfluß. Keine andere Macht hatte in diesem Zeitraume Zeit und Gelegenheit, ihm gerade in Italien entgegenzutreten. Deshalb Ruhe und Stillstand. Es ist erzählt worden, wie die Türkischen Händel auch Italien zu Leben und Bewegung aufriefen, welche Kraftanstrengungen gemacht wurden, und wie es auch nach dem Siege doch von dort aus immer in Unruhe gesetzt ward. Das waren weniger der gewöhnlichen auswärtigen Politik angehörige Momente, als ein Zustand der Unsicherheit, wie er in schlecht polizirten Staaten durch

*) Weil es von Frankreich mehr zu fürchten und auf Kosten Frankreichs mehr zu hoffen zu haben glaubte.

Räuberbanden geschaffen wird. — Ein Ereigniß hätte bald zum innern Kriege geführt. Nach dem Aussterben (1597) der zu Ferrara regierenden Linie des Hauses Este, erklärte der Pabst den einer Nebenlinie aus bestrittener Ehe entsprossenen Cäsar für unfähig zur Thronfolge und beschloß, das Herzogthum dem Kirchenstaate einzuverleiben. Venedig, das ungern den Pabst im Besitz dieses Nachbarlandes sah, nahm sich der Sache des Prätendenten an und ließ bereits Truppen zu seiner Hilfe marschiren. Aber er selbst, an seinem Rechte, oder seinen Aussichten zweifelnd, verglich sich mit dem heiligen Stuhle, trat ihm Ferrara ab *) und ward dafür in Modena und Reggio anerkannt. Venedig mußte sich das Unvermeidliche gefallen lassen. Die späteren Päbste haben mehr Unruhe, als Gewinn von dieser Erwerbung gezogen. Wie aber Italien in so vielen Punkten das Vorspiel dessen darbot, was später in dem größeren Staatensysteme in weiteren Kreisen sich wiederholen sollte; so gab auch Venedig zuerst das Beispiel der gemessenen Stellung zu dem heiligen Stuhle, die später von allen aufgeklärteren katholischen Staaten ergriffen wurde. Ohne die dem geistlichen Oberhaupte gebührende Ehrfurcht aus den Augen zu setzen, ward doch jeder weltlichen Anmaaßung desselben, auch wo sie unter der Maske des Geistlichen auftrat, mit Umsicht, Kraft und Festigkeit begegnet. Venedig konnte zuerst diese Stellung einnehmen, weil es frühzeitig seinen Clerus mehr an sich, als an Rom zu fesseln gewußt hatte und weil sein Volk ihm gehorsamer war, als der Kirche.

Derselbe Staat ward durch eigenthümliche Veranlassungen in einen Krieg mit Oesterreich verwickelt. Es hatte sich nehmlich seit Langem auf dem Gebiete des Letzteren, am Golf von Quarnero in Istrien, aus Croatischen, Dalmatischen und Albanischen Flüchtlingen, eine Piratencolonie gebildet, die, unter dem Namen der Uskochen, zu Land und See erst Türken, dann auch Christen brandschatzten, plünderten, Weiber raubten. Oesterreich duldete sie; anfangs, weil es sie

*) Oesterreich mochte damals noch nicht ahnen, daß dadurch einer künftigen Linie seines Hauses ein Besitzthum entzogen ward.

als eine wohlfeile Grenzwache gegen die Türken betrachtete. Es bedachte nicht, was es bald erfahren mußte, daß der Gebrauch einer solchen Räubergarnison die Türken zu Repressalien aufreizen mußte. Wie darauf der Handel zu Lande nicht mehr gehen wollte, warfen sich die Uskochen ganz auf das Seeräubergewerbe. Die Pforte wendete sich an Venedig und verlangte von ihm, das die Herrschaft des Adriatischen Meeres behaupte, folglich auch dessen Polizei zu handhaben habe, die Unterdrückung dieser Uebelstände. Venedig drang nun bei Oesterreich auf Abstellung derselben, erhielt aber nur laue Versprechungen, die nicht in Erfüllung zu bringen waren. Oesterreich war die Sache gleichgiltig; seine Besitzungen blieben von den Uskochen verschont; den Türken sowohl, wie den Venetianern, die Oesterreich die verlangte freie Schifffahrt im Adriatischen Meere nicht zugestehen wollten, war eine kleine Züchtigung zu gönnen; und Oesterreich hat sich stets auf das Uebersehen der seinen Hauptzwecken unschädlichen Misbräuche verstanden. So oft die Klagen wiederholt wurden, versprach es Abhilfe und verfügte auch irgend eine Maaßregel, die nicht viel besagen wollte und deren kräftige Ausführung an der Lauheit der Oesterreichischen Befehlshaber scheiterte, die sich mit den Uskochen verstanden. Eine Zeit lang, wie der Zwiespalt zwischen Oesterreich und der Pforte zum offenen Ausbruch gekommen war, schien es sogar, als begünstige es absichtlich diese Händel, um auch Venedig mit der Pforte in Streit zu bringen und dadurch zum Verbündeten zu gewinnen. Doch die Pforte sah nur zu gut, daß es Venedig mit der Abstellung eines Uebels Ernst war, das auch seine Besitzungen hart belästigte. Von Zeit zu Zeit suchte es sich selbst zu helfen und nahm dabei nothgedrungen auf das Oesterreichische Gebiet wenig Rücksicht. Daher gegenseitige Vorwürfe, Anforderungen und Zwiste, die nach und nach einen Zustand der Gereiztheit befestigten; wie er in seltenen Fällen selbst die gereiftere Staatenwelt, die eigentlich nur von Interessen gelenkt wird, zum offenen Kriege führen kann. Die Frechheit der Uskochen, die, wie gewöhnlich in solchen Fällen, nicht im Mindesten danach fragten, wie sehr sie eben ihren

gefälligen Schutzherrn compromittirten, stieg immer höher. Sie nahmen einen Venetianischen Proveditor gefangen, dessen Freilassung jedoch Oesterreich endlich erwirkte und dadurch den Venetianern nur den Beweis gab, wie leicht es bei ernstlichem Wollen ihren Beschwerden abhelfen könne. Sie nahmen eine Venetianische Galeere und ermordeten auf barbarische Weise Besatzung und Passagiere und Oesterreich wich dem Verlangen einer Genugthuung aus. Venedig blokirte die Küste und Oesterreich forderte freie Schifffahrt im Adriatischen Meere. Die Uskochen nahmen Venetianische Heerden weg und die Venetianer holten sich Ersatz auf Oesterreichischem Gebiete. Endlich überfielen sie ein Schloß des Commandanten von Segna, der die Uskochen im Zaume halten sollte, in der That aber beschützte, schleiften die Mauern und nahmen drei jener Venetianischen Galeere zugehörig gewesene Kanonen weg, zerstörten auch bei dieser Gelegenheit die nahen Salzwerke, sowie andre Salinen bei Triest. Denn die Venetianer liebten es, dergestalt die Concurrenz ihres Salzhandels zu bekämpfen. Darauf fiel das Volk selbst, dem bald die Uskochen beizogen, über die Venetianer her und jagte sie bis unter die Mauern von Palmanova. Nachdem sie sich hier gesammelt, rückten sie kriegsmäßig vor und überzogen die Grafschaft Görz. Der Krieg war nicht erklärt, sondern begonnen. Ein Schritt hatte zum Andern, und wider Willen beider Staaten zum Kriege geführt, der nichtsdestoweniger fortgesetzt wurde. Lorbeeren erfocht kein Theil in diesem Kriege. Oesterreich war nicht in der Verfassung, auf einen zwecklosen Krieg große Anstrengungen wenden zu können. Venedig aber hatte in Landkriegen weder Glück, noch Geschick mehr, da sein eignes Volk nicht kriegerisch war, noch sein durfte. Es sah sich nach Bündnissen um, wobei überall ängstliche Rücksichten hemmten. Savoyen bot sich zum Bundesgenossen an; aber es war mit Spanien in Krieg und Spanien sollte geschont werden. Ihren Werbungen in der Schweiz setzten Spanien und Frankreich ihren Einfluß entgegen. Endlich kam eine Allianz mit der jungen Republik der Vereinigten Provinzen zu Stande und Venedig sah in Verfolg der-

selben 4000 Holländer auf dem St. Markusplatz. Das war kein auf tiefere Grundlagen gestützter Bund. Von Seiten Venedigs veranlaßte ihn nur das augenblickliche Bedürfniß; man möchte sagen, die Gewohnheit Venedigs, in Allianzen Hilfe zu suchen. Die Generalstaaten aber machte die Jugend ihrer Republik, die noch nicht allseitig als vollbürtig anerkannt war, sehr geneigt, die Erbietungen einer so alten und angesehenen Regierung, wie die Venetianische war, anzunehmen. Von einem höheren Gesichtspunkte aus konnten beide Staaten recht wohl als zu einem einträchtigen Einwirken auf das Europäische Staatensystem berufen betrachtet werden. Denn bei Beiden war die Beförderung eines Gleichgewichts der Macht Interesse. Aber in ihren näheren Beziehungen hatten sie wenig Gemeinsames; da besonders Venedig nicht so kühn gegen Spanien auftreten mochte, wie Holland, dessen Todfeind Spanien war. Und in commercieller Hinsicht collidirten sogar ihre Bestrebungen. — So hat sich kein dauerndes Bündniß aus jener Annäherung entwickelt und sie blieb eine reine Werbungs- und Subsidiensache. Doch leisteten die Holländer Venedig bei der Belagerung von Gradisca nützliche Dienste. Der Fortgang der Letzteren, sowie die Deutschen Angelegenheiten, machten es Oesterreich wünschenswerth, sich mit Venedig zu vergleichen. Endlich gelang dies, unter Französischer Vermittelung, durch den Vertrag von Madrid vom 26. September 1617. Es zeigte sich, daß die Zügelung der Uskochen leicht war, sobald Oesterreich sie ernstlich wollte. — Der ganze Krieg hatte keinen politischen Grund gehabt; er war aus zufälligen Reibungen erwachsen; und sobald sich ein ernsteres Interesse geltend machte, verstummte das Einflüstern der Gereiztheit.

Die Beilegung dieser Unruhen ward eine Zeit lang durch andre Wirren aufgehalten, in welche Venedig, ganz wider seinen Willen, verflochten worden war. Savoyen hatte Ansprüche an das zeither zu Mantua gehörige Gebiet von Montferrat erhoben, die der neue Herzog von Mantua, Ferdinand Gonzaga, bestritt. Es bemächtigte sich des Landes. Spanien intervenirte auf eine Weise, die keinen Theil be-

friedigte und allzusichtlich das Gefühl des Principats athmete. Darauf Krieg zwischen Savoyen und Spanien. Letzteres war siegreich und schrieb dem Gegner den Vertrag von Asti vor (20. Juni 1615); den er jedoch nur unter Garantie Venedigs annahm, die auch, da Venedig Alles an Herstellung der Ruhe in Italien gelegen war, ertheilt ward. Der Vertrag blieb unausgeführt; der Krieg entzündete sich wieder und Venedig sah sich nun genöthigt, daran Theil zu nehmen. Doch war der Krieg nicht offen erklärt gegen Spanien. Indeß diese Differenz verzögerte doch den Abschluß des oben erwähnten Vertrags von Madrid, da Oesterreich, aus Rücksicht auf Spanien, nicht vor Beilegung derselben Frieden machen wollte. In jenem Vertrage wurden daher beide Angelegenheiten zugleich geschlichtet. Aus diesen unregelmäßigen und unbegründeten Irrungen scheint ein ebenso außergewöhnliches und abenteuerliches, übrigens noch heute nicht hinlänglich aufgeklärtes Unternehmen, hervorgegangen zu sein; das Project nehmlich einer Ueberrumpelung Venedigs, was man dem Vicekönig von Neapel, dem Herzog von Ossuna, der auch nach dem Frieden einige Zeit lang die Feindseligkeiten gegen Venedig fortsetzte, zuschreibt und was keine Folge hatte, als den Tod einiger Agenten und die Verschärfung der Staatspolizei Venedigs. In der That, Venedig war der einzige größere Staat, gegen welchen ein derartiges Unternehmen schon damals gelingen konnte *).

Es ist in diesem Zeitraume zuletzt von Deutschland die Rede. Denn es hat in demselben als Ganzes den mindesten Einfluß auf die Geschicke des übrigen Europa gehabt und auch in seinem Innern der Ruhe genossen. Einzelne aus seiner Mitte haben auch in auswärtigen Händeln vielfach gewirkt. Seine Ruhe ist nur ein Schlummer vor großen Stürmen gewesen und es hat Ereignisse vorbereitet, neben denen bald alles Uebrige in den Hintergrund treten sollte.

Es ist auf früheren Seiten dieses Werkes genugsam

*) Denn es ruhte nur noch auf künstlichen Grundlagen, die zu zerstören Menschensache ist.

besprochen worden, welchen Charakter die Oesterreichische Kaisergewalt, wie die Befestigung des Hauses Habsburg in den Slavischen Reichen und an den Türkischen Grenzländern annehmen mußten. Es setzte dieser die größte Vorsicht, Mäßigung, ein allmäliges Vorschreiten und Umsichgreifen, eine Benutzung der Gelegenheiten, der Umstände voraus und daß, bei steter Festhaltung der Ansprüche, doch diese oft verschwiegen, zuweilen für die praktische Ausübung bei Seite gesetzt und immer nur da erhoben würden, wo die Verhältnisse selbst darauf hinführten und nicht das, was auf der einen Seite mit Vortheil geschehen konnte, auf der Andern das Spiel verdarb. In diesem Sinne wirkte Ferdinand I. († 1564) aus Klugheit und weil die große Lehre, die Karl V. bei Verläugnung jener Maximen empfangen, noch treu im Gedächtniß lebte. Im gleichen Sinne hat Maximilian II. († 1576) aus natürlicher Güte des Charakters gewirkt. Er handelte mild und gemäßigt, väterlich wohlwollend; nicht weil Oesterreichs Staatsklugheit ein solches Verfahren anrieth, sondern weil es in seiner Seele lag, so zu handeln. Er würde auf jedem andern Throne ebenso verfahren sein und die Rathschläge, die er nach Spanien, Frankreich, den Niederlanden ertheilte, waren in diesem Sinne. Im Uebrigen war sein Augenmerk, im Angedenken an das, wodurch sein Vater zu gediegener Größe gestiegen war, vornehmlich auf seine Stammländer gerichtet. Durch mildes, gleichwohl festes Verfahren suchte er die Wunden zu heilen, die Ferdinand zu Gunsten der königlichen Gewalt geschlagen. Er gab die erlangten Rechte nicht auf, aber er suchte ihren Ursprung vergessen zu machen und durch die Art ihrer Ausübung mit ihnen zu versöhnen. In den übrigen Zeithändeln mehr ruhiger Beobachter und wohlmeinender, aber fruchtloser Rathgeber, folgte er mit sorgsamer Aufmerksamkeit den Slavischen und Südöstlichen Beziehungen. Für die Behauptung Böhmens und Ungarns ward seine Regierung wichtig; denn er machte die Herrschaft des Hauses Oesterreich populär und festigte Grundlagen, die später erschüttert, aber nicht wieder umgestürzt werden konnten. Sein Eingehen in den Plan, die

Polnische Königskrone zu übernehmen, bewies, daß er den Gedanken, in jenen den Hauptbewegungen Europa's entlegenen und verborgenen Ländern die Grundmacht des Hauses Habsburg zusammenzubauen, festhielt. Aber der geringe Eifer, mit dem er den Plan verfolgte und worüber derselbe in der That unerfüllt blieb, zeigte wieder, wie richtig er diese Polnische Königskrone würdigte. Mit Nachdruck nahm er sich des Türkischen Krieges an und hat ihn wenigstens nicht unglücklich geführt. Er war nicht blos in seinen directen Beziehungen wichtig, sondern auch, weil in ihm fortwährend das Haus Oesterreich sich in den Augen Deutschlands ein Verdienst um das Reich erwarb, die Rolle dessen annehmen konnte, der sich für das Ganze aufopfert, und in der öffentlichen Meinung über Frankreich, den Freund des Erbfeindes, erhoben ward. Auch der Vertrag mit Siebenbürgen, durch welchen Johann Siegismund der Königswürde entsagte und dafür als Erbfürst von Siebenbürgen anerkannt wurde, war nützlich. Er befreite die Ungarischen Besitzthümer von einem fremden Anspruch und begründete sogar Erwerbstitel, die später berechtigten, sich auf Siebenbürgen zu richten und dieses allmälig zu unterwerfen. In ähnlichen Dingen ist es gut, den Kriegsstand, dessen Wechsellauf Alles gefährden kann, durch Einräumung des kleineren, kaum mehr zu verweigernden Zugeständnisses zu beenden und dadurch das Größere zu sichern. Ward Oesterreichs Macht in Ungarn überwiegend, so mochte sich Siebenbürgen ohnehin ihr nicht für immer entziehen. Endlich ward Siebenbürgen, seit es in erblichen, anerkannten Besitz gebracht war, nicht mehr so unbedingt auf die Türkische Hilfe verwiesen, vielmehr bestimmt, auch diesem Nachbar sich nicht rücksichtslos zu vertrauen. — Im Reiche ehrte Maximilian den Besitzstand und überließ die inneren Angelegenheiten jenen zu unbestreitbaren Thatsachen gewordenen, auf der Verflechtung alter, festgewurzelter Rechte mit den natürlichen Verhältnissen der Länder beruhenden Gewalten. So, als in den Grumbachischen Händeln ein Versuch gemacht ward, wilde Projecte auf eine durch nichts als die gewaffnete Faust gestützte, übermüthige Kraft

zu bauen, setzte er nur die Autorität des Kaisers und Reichs entgegen, und überließ die Ausführung den zunächst Betheiligten, welche die Unbesonnenheit mit selbstsüchtiger Härte straften. Gegen Außen war das Reich schwach und wußte unter dieser und folgenden Regierungen, den Verletzungen seines Gebietes, die in den Niederländischen Unruhen vorkamen, nur Beschwerden entgegenzusetzen.

Was bei Ferdinand Klugheit, bei Maximilian Güte gewesen war, war bei Rudolph II. († 1612) Schwäche. Darüber, soweit es sich in den Händeln des Reiches kundthat, ward geklagt, wie so oft über die Schwäche des Reichsoberhauptes geklagt worden ist, während man Alles that, um ein kräftiges Einschreiten zu verhindern, die Verhältnisse, welche den Kaiser zu einer ziemlich passiven Rolle verdammten, weder ändern konnte, noch misbilligte und ungleich mehr, nicht bloß geklagt, sondern gestritten haben würde, hätte er stärker und ernsthafter auftreten wollen. Aber die Schwäche Rudolphs, soweit sie Verwirrungen im Innern seiner Erblande zu bereiten drohte, war den Agnaten des Hauses nicht gleichgiltig. Er kam mit seinen Blutsfreunden in Zwist und sah gegen das Ende seiner Regierung sich genöthigt, seine Erbstaaten dem klügeren Bruder Matthias zu übergeben.

Derselbe Matthias († 1619) ward auch sein Nachfolger als Reichsoberhaupt. Noch unter seiner Regierung kamen die Gährungen zum Ausbruch, die in einer so gewaltigen Krisis sich lösen sollten. Ihren Ausbruch zu verzögern, verhinderten ihn die zweideutigen Wege, auf denen er noch bei Lebzeiten seines Bruders zur Gewalt gelangt *) war. Sich selbst im Kampfe mit ihnen zu versuchen, ward ihm durch die Kürze seiner Regierung versagt. Darauf kam ein Stärkerer.

Wie sehr auch dieser Gang der Oesterreichischen Regentenreihe von der Persönlichkeit der Einzelnen bedingt gewesen sein mag, so ist er doch auch in den Verhältnissen selbst be-

*) Er hatte sich der Parteien bedienen müssen und konnte nun nicht entschieden genug gegen sie auftreten.

gründet, ist Diesen entsprechend und natürlich gewesen. Wohl könnte man denken, eine Fortsetzung des Verfahrens, das Maximilian einschlug, wäre möglich und nützlicher gewesen und Letzteres mag man kaum in Zweifel stellen. Aber dieses System ward von der Zeit nicht verstanden, es entsprach den Leidenschaften der Partei nicht, auf deren Seite das Habsburger Haus stand und in der es die einzigen Stützen seiner Hoffnungen, die Kaiserwürde in einiger Bedeutung zu erhalten, erkennen mußte. Der vollen Entwickelung Letzterer widerstrebten auch die katholischen Stände. Aber unläugbar standen der Protestantismus und die Landesherrlichkeit in nächster Wechselwirkung. Nun glich die Zeit zwischen dem Unterliegen Karl V. und dem dreißigjährigen Kriege einem mehr durch Waffengeschicke, als aufrichtige Versöhnung herbeigeführten Waffenstillstand. Der Sieger fühlt sich durch ihn beschränkt und gebunden. Wenn das erste Bedürfniß der Ruhe, was ihn in den Vertrag willigen ließ, gestillt ist, möchte er die Möglichkeit, neue Siege zu erfechten, selbst gegen die Gefahr der größten Unfälle eintauschen. Dies fühlen wenigstens diejenigen Glieder seiner Partei, die bei den früheren Siegen nicht genug erworben haben, während die Glücklicheren sich mit Benutzung ihrer Beute beschäftigen, wohl auch unthätig auf ihr einschlummern. Die Besiegten freuen sich Anfangs des erlangten Schutzes, wiewohl immer noch die Principe verwerfend und sich der Hoffnung besserer Zeiten tröstend. Aber wie allmälig ihre Kräfte zurückkehren, empfinden auch sie den Druck der Schranken und fangen an, gegen sie anzudrängen. Maximilian handelte in einem Sinne, der den Waffenstillstand in Frieden verwandeln mußte. Das entsprach den Verhältnissen nicht lange und da dieses System weder fortgesetzt werden, noch sogleich in offene Ergreifung des entgegengesetzten kriegerischen Paniers verwandelt werden konnte, so mußte eine schwache Regierung folgen, die die Verwirrung mehrte, bis die Kräfte von Neuem zu fieberhaftem Umhertoben erstarkt waren und nun ein kräftiger Führer sich darbot. Während Maximilian sich freundlich den Protestanten zuneigte, als mit denen er aufrichtigen Frieden zu

halten entschlossen war, war Rudolph in den Reichshändeln und auswärtigen Beziehungen wieder den Katholiken geneigter; als Vorzeichen, daß bald abermals Habsburg seine Kaiserpläne auf die katholische Partei werde stützen wollen. In Böhmen wurden ihm freilich entgegengesetzte Concessionen abgedrängt.

Zeichen des ungewandelten Standes der Dinge waren: das Mislingen der Pläne Gebhards von Cöln (1582—4), der, was selbst zur Zeit des Schmalkaldischen Bundes sich unausführbar zeigte *), wiederholen und ein geistlich katholisches Fürstenthum in ein weltlich protestantisches umwandeln wollte; aber an dem Widerstande des Volksthums, an dem Buchstaben der Satzung, an dem gesunkenen Parteigeiste der protestantischen und an der gestiegenen Parteikraft der katholischen Stände scheiterte. Die Zeit war hin, wo sich neue Gebilde schaffen ließen. Befestigung des Besitzstandes war die Loosung. Auch bei diesen Vorgängen war die Religion nur der Anlaß, nicht die Ursache und die Sache ist zuletzt auch nur durch weltliche Mittel, vor Allem durch die wachsende Kraft des Hauses Baiern, damals der Deutschen Guisen, entschieden worden. Dasselbe Fürstenhaus benutzte einen ähnlichen von Religionsverhältnissen gegebenen Anlaß, seine Kraft und die Schwäche des Kaisers, um wider die verfassungsmäßige Ordnung im Namen des Reichs gegen die dem Schwäbischen Kreise angehörige Reichsstadt Donauwerth (1607) einzuschreiten und zum Zeichen, daß die weltlichen Interessen bereits überall prädominirten, dieselbe als Landstadt dem Baierischen Gebiete einzuverleiben. Es zeigte sich ferner, daß die Parteien, wie in Frankreich und wohl nicht ohne Einwirkung dieses Beispiels, anfiengen, sich als Solche zu constituiren und in neugebildeten Bündnissen neue Gewalten ins Staatenleben einzuführen. Dabei traten die Bestehenden,

*) In Preußen gieng es, weil dort der Protestantismus besseren Boden fand und vornehmlich weil dort die Landesherrschaft nicht mehr statthaft und ihre Umwandlung in erbliche Landesherrlichkeit nothwendig war.

der Kaiser auf der einen Seite, die größeren, angesehensten und fest besitzenden protestantischen Landesherren auf der Andern, mehr in den Hintergrund. Religiöse Händel gaben Farbe und Anlaß; weltliche Interessen waren, den Handelnden bald bewußt, bald unbewußt, die wirkenden Gründe.

Die Häuser Pfalz und Baiern hatten, trotz ihrer Geschlechtsverwandtschaft und zum Theil eben durch sie, vielfach streitende Interessen. Sie waren die Wichtigsten in einer Staatengruppirung, in welcher sie glauben konnten, in wachsenden, gährenden Zeiten etwas Größeres schaffen zu können und Beide standen sich dabei hinderlich entgegen. Darum stand Pfalz an der Spitze der nach dem Beispiel der Hugonotten, unter Einfluß und Anrathen Heinrichs IV., gebildeten Protestantischen Union (4. Mai 1608); Baiern an der der katholischen Verbindung (30. Aug. 1609), die sich nicht vor dem Namen der Ligue scheute. Zwar ließ sich auch Brandenburg in die Union ein; aber mehr nur der Jülichischen Händel halber und bald in Lauigkeit zurücktretend. Sonst aber fielen der Ersteren vornehmlich Reichsstädte, die sich von katholischen Fürsten gefährdet hielten und kleine Fürsten bei, die durch Anschließen größer zu werden hofften und theils von frommer, theils von weltlicher Thatkraft brannten, überhaupt in das bunte Getriebe der diplomatischen und militärischen Bewegungen der Zeit gerathen waren und in diesem durch Glück, durch Muth und durch lebendiges Eingehen in die leitenden Ideen der Zeit, von dem Beispiel einiger Glücklichen geleitet, eine größere Fortune zu machen hofften, als ein noch so sorgsames Anschließen an die nächsten Interessen versprechen konnte. Wie grundlos diese Hoffnungen waren, wird im Folgenden gezeigt werden. Zu den Fahnen der Ligue aber hielten sich namentlich geistliche katholische Fürsten. Es ist jedoch zwischen dieser Deutschen Ligue und der Französischen manche Verschiedenheit zu bemerken gewesen. Nicht bloß, daß es dem Deutschen Charakter unmöglich war, zu gleichen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen; so war auch die ganze Richtung eine Andere. Die Franzosen hatten das Gefühl eines gewissen Sieges ihrer

Sache und handelten in diesem Gefühl; sie suchten den Eintritt des Sieges zu zeitigen, verlangten persönliche, triumphirende Rache über ihre Gegner, übersteigerten den Zweck, für den sie kämpften, und verzweifelten, wie eine gemäßigte Führung ihrer Sache den Sieg, aber nicht ihrer Partei die gehofften Früchte desselben gewährte. In Deutschland konnte der Gedanke an eine allgemeine Herstellung des Katholicismus nicht leicht aufkommen und die dortige Ligue war mehr eine gewaffnete Defensivallianz, die wohl auch im Angriff Vertheidigung sieht. Sie fühlten sich stark genug, dem weiteren Umsichgreifen ihrer Gegner entgegenzutreten und wohl auch in ihrer nächsten Umgebung, in dem zweifelhaften Gebiete, in dem sich Protestantismus und Katholicismus noch nicht geschieden hatten und wo vor allen noch keine entschiedene und compacte Landesherrlichkeit eingewurzelt war, gelegentliche Vortheile zu erndten. Beide Theile beschuldigten einander des Angriffs. Beide benutzten alle Gelegenheiten, um in jeden Privathandel die Genossen zu ziehen und eine Parteisache, eine Glaubenssache daraus zu machen. Gegenseitiges Mistrauen, Furcht und Hoffnung bewegten die Gemüther. Alles stand gerüstet und erwartete große Dinge. Wären die Jülichischen Händel einige Jahre später in Gang gekommen, so würde von ihnen der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges datirt worden sein. Und selbst so waren die Adspecten drohend genug, da der Kaiser, Frankreich, Spanien, Holland nach und nach sich einmischten und die Union den Parteien gegen den Kaiser zu Hilfe kam.

Soll in einem Rückblick nochmals das Bild der Zeit betrachtet werden, so stellt es uns Spanien im Anfang im Vorgrund dar, was nach allen Seiten hin ein politisches Principat erstreben und den Protestantismus unterdrücken will, in dem letzteren Streben aber überall scheitert, in dem Ersteren nur in Italien und Portugal glücklich, im Uebrigen aber durch die Masse seiner nutzlosen Anstrengungen in seinem Innern erschöpft ist. Aus abgetrennten Provinzen eines Theiles seines Ländergebietes hat sich ein neues, lebenskräftiges Reich gebildet, was mit der Gesammtmasse des Spa-

nischen Staates es aufnehmen mag. In England leistet dieser der Elisabeth die besten Dienste, indem er sich als das Schreckbild darstellt, gegen welches die herrschende Partei bei Elisabeth, die zum Ausdruck des Widerstandes gegen das Spanisch-Katholische Princip und dadurch ihrem Volke unentbehrlich wird, Schutz sucht. Italien wird von Spanien influirt, von den Türken in Unruhe erhalten, durch vorübergehende Reibungen zu partiellen, grundlosen und ohne erhebliche Resultate vorgehenden Kriegen veranlaßt. Das nordische Staatensystem sieht eine, zuletzt von der Unfähigkeit Polens, sein ausgedehntes Staatensystem zu beherrschen, erzeugte Gährung beginnen, bei deren Beginne sowohl Schweden als Rußland ihren Unternehmungsgeist bekunden. Das Erstere, weil besser gereift, mit mehrerem Erfolge. Noch ist Polen bedeutend; sein Verfall erst begonnen, zur Zeit von Keinem bemerkt. Dänemark steht eifersüchtig den Schweden gegenüber. In Ungarn währt der Krieg zwischen Oesterreich und den Türken mit Unterbrechungen fort. Die Türken gehen rückwärts, weil sie nicht vorwärts können. In Deutschland aber rüsten sich die Gewitter, welche die Staatenwelt erschüttern sollen.

Zweites Capitel.

Oesterreich im Vorgrund.

Ferdinand II.

---

§. 35.

Der dreißigjährige Krieg.

In dem nunmehr zu schildernden Abschnitte ist der jüngere Zweig des Hauses Habsburg in die Versuchung geführt worden, die Pläne Karl V. nochmals aufzunehmen und zwar in derjenigen Begründung, die als die Sicherste erscheinen mußte, in der Deutschen Herrschaft.

Der dreißigjährige Krieg *) war keine Lösung neuer Fragen und hat keinen neuen Zustand geschaffen; weder im Ganzen, noch im Einzelnen. Er war eine Berufung in einer

---

*) Vergl.: Khevenhüller, Annales Ferdinandei. Leipzig, 1721—6. 12 Th. Fol. — S. Puffendorf, commentariorum de rebus Suecicis libri XXVI.; Francf. 1707. fol. — Bougeant, histoire des guerres et des négociations qui précéderent le traité de Westphalie; à Paris, 1751, 3 voll. 4. — F. Schiller, Geschichte des dreißigjährigen Krieges, Leipzig, 1802. 3 Th. 8. Deren Fortsetzung von v. Woltmann; Leipzig, 1809, 2 Th. 8. — C. Westenrieder, Geschichte des dreißigjährigen Krieges (in dem Münchner histor. Kalender 1804—6 ff.)

schon einmal entschiedenen Sache. Die Parteien, die sich bei den ersten Entscheidungsgründen noch nicht beruhigt und ebendeshalb das Urtheil nur unvollkommen ausgeführt hatten, glaubten, bei abermaliger Aufnahme des Streites ein anderes Resultat gewinnen zu können. Das Ungewisse, Bestrittene des Zustandes forderte eine definitive Lösung, die zwar nur die Frühere wiederholte, diese aber fernerem Zweifel enthob, sie feststellte, mit Bestimmtheit aussprach und vervollständigend ausbildete.

Der dreißigjährige Krieg ist kein Religionskrieg gewesen; wiewohl Religionsstreitigkeiten sich vielfach hineinmischten, vielen Handelnden zum scheinbaren oder theilweise wahrhaften Beweggrund dienten, vielen Vorgängen ihre Farbe liehen, zu Einzelnem den Anstoß gaben. Seine Hauptmomente sind von weltlichen Ursachen begründet worden. Weniger an dem Protestantismus, als an der Landesherrlichkeit ist Oesterreich gescheitert und Oesterreich konnte die Letztere brechen*), ohne den Ersteren zu vernichten. Für den Sieg des Katholicismus war es das gefährlichste Hinderniß, daß er durch Oesterreichs Principat errungen werden sollte. Für den Triumph Gustav Adolphs, daß er unter dem Panier des Glaubens auch weltliche Pläne erfaßt hatte.

Der dreißigjährige Krieg ist dieses nicht im gewöhnlichen Sinne gewesen, daß zwei oder mehrere Mächte sich dreißig Jahre hindurch um denselben Zweck mit feindlichen Waffen bekämpft hätten; sondern es war ein dreißigjähriger Kriegsstand, in welchem die kriegführenden Theile, ebenso wie die einzelnen Zwecke des Kriegs fortwährend gewechselt haben und nur die Hauptfragen stehen blieben, vor deren Lösung der Kriegsstand nicht beendigt werden konnte. Diese waren: die Stellung des Hauses Habsburg zum Deutschen Reiche und zu der Landesherrlichkeit der Reichsstände; die Stellung desselben Hauses zu ganz Europa, sofern die beiden Hauptzweige desselben, in Spanien und Oesterreich, sich von

*) Es hat sie nicht brechen können. Aber nicht der Protestantismus war das Haupthinderniß.

Italien aus durch Hochburgund und die Niederlande die Hände reichten und Frankreich diese Verbindung zu brechen trachtete; die Gestaltung endlich des inneren Besitzstandes in Deutschland und ob hier sich neue Gebilde erheben könnten, oder nur die in der zeitherigen geschichtlichen Entwickelung fest gegründeten Gewalten sich, mit Ausschluß fernerer Mitbewerber, erhalten sollten.

Darein haben sich mannigfache Zwischenfragen gemischt; durch die Anmaaßungen veranlaßt, welche sich die Sieger gegen politische Rechte oder den Glauben der Besiegten erlaubten. Es haben bald politische Interessen, bald Parteizwecke sich geltend gemacht. Die Händel des Auslandes zeigten ihre Nachwirkung und haben größeren Einfluß auf Gang und Ausgang dieser Deutschen Wirren gewonnen, als diese auf Erstere geäußert haben. Namentlich sind, zur Uebersicht des dreißigjährigen Krieges, die gleichzeitigen Niederländischen, Nordischen, Italischen und Siebenbürgischen Verhältnisse nie aus den Augen zu lassen. All diese Umstände machten den ganzen Zustand überaus verworren und zu falschen Urtheilen, wie kaum irgend eine andere Periode der Staatengeschichte, Veranlassung gebend. Selten ist ein so großer Unterschied zwischen den Beweggründen, in denen gehandelt wurde, und den Ursachen, die Alles hervorbrachten, zu bemerken gewesen. Am Besten wußte noch Frankreich was es wollte; die Meisten haben gethan, was sie mußten; Einige unternahmen Dinge, wozu der Grund nur in ihnen selbst lag und soweit ist, wie allemal, nichts daraus geworden *).

*) Heeren hat die äußeren Ursachen des Krieges ganz gut angegeben. Ich glaube aber, er irrt, wenn er annimmt, ohne die inneren, den religiösen Parteigeist nehmlich, die dadurch herbeigeführte Auflösung der Reichsverfassung, und die auf allen Seiten sich allmälig entspinnenden Projecte und Hoffnungen, hätte er nicht so lange gedauert. Zuvörderst haben die zwei ersten inneren Ursachen mehr bei dem Ausbruche des Kampfes gewirkt, als daß sie seine Dauer bestimmt hätten. Diese ward vielmehr durch das Hervortreten größerer politischer Fragen, die ihre definitive Lösung forderten und bei denen die Einmischung Frank-

Rudolph II. hatte in seiner Schwäche und seinem Haß gegen seine Familienglieder sich von den Böhmen Concessionen abringen lassen. Schon Matthias wollte diese zurückziehen und erlebte den ersten Ausbruch der Unruhen (23. Mai 1618). Sein Nachfolger, Ferdinand II., von Jesuiten in katholischer Bigotterie und höchster Meinung von seiner Würde erzogen, ohne glänzende Gaben, aber starr, ausdauernd, nie an seiner Sache verzweifelnd, in seinem persönlichen Wesen achtbar, hielt sich doppelt aufgefordert, mit aller Kraft gut zu machen, was die Vorgänger verdorben. Wie so oft in Oesterreich, gebrach es an Mitteln, dem ersten Ausbruch erdrückend zu begegnen. Das schadete der Sache des Kaisers wenig. Unruhen, die kein erreichbares Ziel haben, graben, wenn sie Frist zum ersten Austoben erhalten, in dem Klarwerden ihres Mangels an Ziel und Halt, sich selbst ihr Grab.

Böhmen hatte seine Selbstständigkeit unter ungleich günstigeren Umständen nicht behaupten können. Jetzt, wo der Geist der Hussitten verraucht, die Oesterreichische Gewalt so mächtig gewachsen und im Innern des Landes selbst eine mächtige Partei durch Interessen an den Thron des Kaisers geknüpft war, mußte die Aussicht viel zweifelhafter sein. Indeß, man überließ sich mehr dem Rachegefühl für erlittene Unbilden und den Träumen von hergestellter Größe, als daß man die Erfahrungen der Vergangenheit und den Stand

---

reichs und Schwedens, sowie das Anschüren Spaniens, wichtig ward, beherrscht. Außerdem aber war der religiöse Parteigeist hundert Jahre früher viel heftiger, stärker und religiöser. Die Auflösung der Reichsverfassung, als eines Ruhe verbürgenden und Deutschland zusammenhaltenden Bandes ist viel älter, als der Protestantismus. Die Art und Weise, wie dieser zur Herrschaft gelangte, bewies schon jene Auflösung. — Die Projecte und Hoffnungen waren allerdings ein wichtiges Moment. Mehr jedoch im Anfang, als für die Dauer. Später fast nur bei den Schweden. Und zuletzt waren auch sie nur eine Folge. Die Hauptsache: daß der ganze Zustand noch zu dem Wahne verleitete, es lasse sich machen, was seit drei Jahrhunderten im inneren Deutschland nicht mehr recht gegangen war: neue Staaten gründen.

der gegenwärtigen Verhältnisse befragt hätte. Das soll nicht gerügt werden; es war natürlich. Die Gewalt war unpopulär und war als schwach erkannt worden. Böhmen warf die Oesterreichische Krone ab und bot sie dem Pfälzer Kurfürsten Friedrich an. Eine unglückliche Wahl von Seiten der Böhmen. Die Geisteskraft Friedrichs genügte dem Werke nicht. Als Reformirter hatte er die Lutherischen Reichsstände gegen sich. Als Pfälzer regte er Baiern zur kräftigen Unterstützung des Kaisers in den Böhmischen Händeln auf. Denn Pfalz und Baiern hatten schon im Westen manchen Span mit einander und Baiern durfte das verhaßte Reich nicht im Osten Wurzel fassen lassen. Konnten die Böhmen, bei guter Führung, auf sich selbst stehen, so mußten sie bei der Wahl des Führers nur auf die persönlichen Eigenschaften achten. Konnten sie es nicht und wollten doch von Oesterreich getrennt sein, so mußten sie eine Macht suchen, die es mit Oesterreich aufnehmen könnte. Die aber war, da weder an Sachsen noch an Baiern für ihre Zwecke zu denken war, in der Nähe nicht zu finden. Friedrich nahm die Böhmische Krone auf das Zureden seiner Gemahlin an. Aus Ehrgeiz also und das ganze Unternehmen war nur auf Ehrgeiz gestellt. Die Böhmische Sache fand wenig Sympathie in Deutschland. Man verdachte es dem Fürsten, der sich an die Spitze einer zerrissenen Bevölkerung wider den Kaiser stellte. Sein Schwiegervater von England, von dem er thöricht genug soviel gehofft, ließ ihn schon deshalb im Stiche, weil das Unternehmen gegen Jakobs Lieblingstheorieen verstieß. Die protestantische Union, von den mächtigeren protestantischen Fürsten gewarnt, überdem durch den Tod Heinrichs IV. ihrer eigentlichen Seele beraubt, mochte von den Böhmischen Händeln nicht viel wissen und ließ sich von Frankreich *) bestimmen, diese Sache im Ulmer Vergleich aufzugeben. Seine eignen Länder konnten dem Kurfürsten für die Böhmische

*) Allerdings ein Fehler von Frankreich, daß es damals zu Oesterreichs Gunsten handelte. Indeß vielleicht hat er nicht viel geschadet und nur eine frühere Besiegung der Protestanten verhindert.

Unternehmung wenig helfen und waren selbst schon unsicher genug auf den Schutz der protestantischen Union gestellt. Der Ehrgeiz weidete sich an der prunkvollen Krönung. Aber für die Realisirung desselben zeigten sich von Anfang an wenig Aussichten. Er fand eine Parteisache, wo er eine Volkssache erwartet hatte. Von Deutschland aus zogen ihm tapfre Abenteurer mit geworbenen Truppen zu. Aber politische Mächte verließen ihn, traten gegen ihn auf. Wer mag ihm verargen, daß er sich mit Vorliebe auf die Deutschen Freunde stützte, die ihm zu Hilfe gezogen, da er in Böhmen keinen Halt für sich fand? Aber das wieder erregte Neid und Eifersucht bei den Böhmen. Ferdinand dagegen, der in großer Bedrängniß ausgeharrt *) hatte, sah Baiern an der Spitze der Ligue für sich auftreten **) und gewann selbst Sachsen, das die Böhmischen Nebenländer in Ruhe hielt und auch dadurch der Böhmischen Sache eine Unterstützung entzog. Die Schlacht auf dem weißen Berge (8. Nov. 1620) besiegelte bloß, was längst entschieden war und daß in Folge einer einzigen Niederlage sowohl die persönliche Sache des Kurfürsten, als die seiner Böhmischen Partei augenblicklich, gänzlich und rettungslos verloren war, bewies am Besten die Unvermeidlichkeit dieses Unterganges.

Man hat es Johann Georg von Sachsen sehr übel ausgelegt, daß er an der Unterdrückung der Böhmischen Unruhen theilgenommen und hat als Motiv seines Handelns den Ein-

---

*) In seinem Schlosse von empörten Protestanten belagert und auf seinem Zimmer von aufrührerischen Baronen bedrängt, die geforderten Concessionen zu unterschreiben, blieb er standhaft und die Ankunft einer geringen Reiterschaar rettete ihn. Oder vielmehr, es war nichts verloren, wo alle Gefahr nur von einer Partei kam, die keinen genügenden Halt im Volksthum hatte. Abermals von Böhmen und Siebenbürgern bedrängt, hielt er aus und sah den Feind ohne Erfolg sich trennen und zurückgehen. Wer das Gefühl der Nothwendigkeit seiner Sache und ihrer festen Begründung in den Verhältnissen selbst hat, der darf nur aushalten.

**) Nach dem Vertrag vom 8. Oct. 1619. Vergl. Breyer, Geschichte des dreißigjährigen Krieges; 1. Bd.; München 1811. 8.

fluß seines Hofpredigers und den Religionshaß gegen den reformirten Kurfürst Friedrich angegeben. Möglich, daß Beides mitgewirkt. Aber zuvörderst war es Princip der Sächsischen Kurfürsten, sich dem Kaiserhause, solange es mit der Behauptung ihres politischen und kirchlichen Rechtsstandes irgend noch verträglich war, treu und gewärtig zu bezeigen und ihre Opposition ist nur dadurch so kräftig und entscheidend geworden, daß sie nur im äußersten Nothfall eintrat. Es mußte ferner Kursachsen sich von der Fruchtlosigkeit der Böhmischen Bestrebungen am Besten überzeugen können. Und es hatte die Erfahrung gemacht, daß das Bestehen einer selbstständigen Herrschaft in Böhmen für seine eigne Sicherheit überaus gefährlich war. Noch Ferdinand I., in der Zeit, wie ihm die Böhmischen Angelegenheiten die Nächsten waren, hatte ihm geschadet und für Sachsen war Böhmen am Unschädlichsten, wenn es ein Nebenland eines entfernteren, auf weitere Händel gewiesenen Reiches war. Uebrigens verdiente sich Johann Georg durch jene Mithilfe den ersten Anspruch auf die Lausitzen.

Man hat überhaupt versucht, so ziemlich den ganzen Verlauf des dreißigjährigen Krieges aus dem angeblichen Verfall des Protestantismus und namentlich aus der Spannung zwischen Lutheranern und Reformirten zu erklären *). Nach meiner Ansicht war dieser sogenannte Verfall nur eine sehr natürliche Entwickelungsphase, die nach dem Verrauchen der ersten Begeisterung eintreten mußte, wie sie aus analogen Gründen im Christenthum selbst nach seiner frühesten Blüthenzeit eingetreten ist. Die Menschheit wird noch lange Jahrhunderte zu reifen und manche Entwickelungsphasen zu überstehen haben, ehe die reine Innigkeit der frühesten Christen und der tiefe, begeisterte Glaube der ersten Reformatoren bleibendes Gemeingut der Menschheit sein kann **).

---

*) Menzel.

**) Beiläufig der beste Beweis, daß das Christenthum sich noch nicht überlebt hat. Es giebt keine Perfectibilität des Christenthums. Das ist vom Anfang an vollendet, göttlich gewesen. Aber wohl eine Per-

Die ersten Jahre der Reformation haben schon Trennung, Zwiespalt, Ausartung und Verfall gesehen. Es ist zur Zeit des dreißigjährigen Krieges darin nicht schlimmer gewesen, als früher und ist nachher noch lange nicht besser geworden. Es ist wohl wahr, daß die Protestanten mehr vermocht hätten, wären sie alle für einen Mann gestanden. Aber das zu thun, haben sie weniger kirchliche Zwiste, als politische Interessen abgehalten. Hieng doch selbst der Glaube von Letzteren ab. Nur der Jülichischen Erbschaft willen ward Wolfgang von Pfalz-Neuburg katholisch, der Kurfürst von Brandenburg reformirt. Jener wollte den Beistand der Spanischen Niederlande, dieser den Oranischen. Der Pfälzer Friedrich konnte Lutheraner sein und doch würde ihn weder Jakob von England, noch Johann Georg von Sachsen unterstützt haben. Dänemark und Schweden kamen den Deutschen Protestanten zu Hilfe, obwohl Beider Fürsten orthodox lutherisch waren. Brandenburg, seit 1618 dnrch Preußen vergrößert, war reformirt und hielt sich neutral. Brandenburg und Sachsen, wie andre Stände, blieben im Anfang ruhig, weil ihre Landesherrlichkeit gesichert und diese selbst auch für ihren Glauben hinreichender Schutz war. Kurpfalz ward vom Ehrgeiz verlockt. Den thätigsten Antheil an dem Kampfe nahmen meist solche Fürsten, die sich durch ihn mächtig emporzuschwingen hofften. Namentlich mag das Beispiel der Oranier verführerisch gewesen sein.

Ferdinand hatte vornehmlich durch Hilfe der Ligue und ihres Führers, Maximilians von Baiern, gesiegt. Baiern mußte belohnt werden und die Länder und Würden des alten Gegners und Nebenbuhlers, des besiegten Kurfürsten, boten die Mittel dar. Der fernere Kampf war zugleich für den Sieger eine Gelegenheit, sein weiteres Glück zu prüfen und zu sehen, wie weit man gehen konnte. Gewagt ward

---

fectibilität der Menschen zum Christenthum. Der geistigere Mensch faßt auch das Christenthum geistiger auf. Dieses selbst ist auch für den Schwachen und Unmündigen wirksam und seine Kraft war zu jeder Zeit göttlich.

nichts dabei. Denn in Böhmen war jeder Widerstand unterdrückt; da war Ruhe — des Grabes. Also Achtserklärung des Kurfürsten; die Vollstreckung wesentlich in die Hände seines Gegners von Baiern gelegt. In der Noth findet er mehr Freunde, als im Glücke. Der treue und tapfere Mannsfeld, Georg Friedrich von Baden, Christian von Braunschweig warben für ihn. Noch war die Zeit, wo ein Fürstenname und etwas Geld zum Anfang *) wohl ermuthigen mochten, auch der größten politischen Macht entgegenzutreten. Ausgerichtet — das hatte schon fünfzig Jahre früher Albrecht von Brandenburg erfahren — ward mit solchen Mitteln, sobald sie sich nicht an begründetere Landesinteressen, an die Kraft eines geschlossenen und eingewurzelten Staates anlehnten, nichts mehr und eben der dreißigjährige Krieg sollte auch der Anwendung derselben ein Ende machen. — Auch Jakob von England, der zwar die ausschweifenden Pläne seines Schwiegersohnes nicht hatte unterstützen mögen, wollte ihn doch nicht seiner Erbstaaten beraubt sehen und war zu Hilfleistungen bereit. Freilich konnte England sich nicht mit dem ganzen Gewicht seiner politischen Kraft in diese inneren Deutschen Händel werfen und die Hilfe beschränkte sich auf Geldsendungen. Auch diese schienen dem König zuviel und er mochte fürchten, bei der Fortsetzung eines Aufstandes gegen das Deutsche Reichsoberhaupt, durch unruhige Köpfe und geworbene Söldlinge unterhalten, würden die Geldmittel nur unnütz vergeudet und Friedrichs Sache rettungslos verschlimmert. Deshalb rieth er Letzterem, sich der Gnade des Kaisers zu unterwerfen, seine Gefährten, die darauf in die Dienste der Generalstaaten zogen, zu entlassen und selbst in Holland die Entscheidung des Kaisers abzuwarten. Die protestantische Union hatte die Pfalz nicht beschützen können und sich in ihre Ohnmacht aufgelöst. Als aber der Kaiser den Herzog von Baiern mit der pfälzischen Kur belehnte, und dadurch alle Hoffnungen des vertriebenen Fürsten vereitelte,

*) Das Weitere brachte der Krieg schon selbst ein, wenn das Glück gut gieng.

ward auch Jakob unruhig. Er benutzte die Veränderung im Französischen Cabinet, die den Kardinal Richelieu an die Spitze der Geschäfte gebracht hatte, zur Gründung einer gegen die Uebermacht des Hauses Habsburg gerichteten Allianz zwischen England, Frankreich, Holland, Dänemark, Savoyen, Venedig. Aber noch war die Gefahr nicht schreckend genug, daß diese Verbindung ungleichartiger und zum Theil zaghafter Mächte etwas Bedeutendes hätte ausführen mögen. Die Gefahr, um die es sich hier handelte, drohte von Oesterreich, aber Frankreich und die Italischen Staaten hatten es mehr mit Spanien zu thun; darüber starb Jakob und sein Nachfolger gerieth in innere Wirren *). Die thätigste Hilfe leistete noch zu wiederholten Malen Bethlen Gabor, der von Siebenbürgen aus in Oesterreich einbrach. Da ihm aber keine Anstrengung der Protestanten entgegenkam, so ward auch dort nichts ausgerichtet und er schloß zuletzt, der vergeblichen Unternehmungen müde, einen förmlichen Frieden mit dem Kaiser. Ueberdem wurden die Protestanten damals nicht durch Oesterreich selbst bedrängt, sondern die Armee der Ligue war es, die unter Tilly's Anführung, unterstützt allerdings von Spanischen Truppen, die Spinola aus den Niederlanden zu Hilfe geführt, sich der Pfälzer Lande bemächtigte und die Trümmer der Feinde bis nach Niedersachsen verfolgte.

Dort blieb sie stehen, gerüstet, während alle Gegner entwaffnet waren. Wohin die Waffen der Ligue reichten, erfolgten auch Bedrückungen der Protestanten und wohl schien die Befürchtung gerechtfertigt, daß die Partei ihr Uebergewicht misbrauchen und daß eine Einziehung der in Niedersachsen säcularisirten Stifter beabsichtigt werde. Das griff den dortigen Fürsten ans Leben. Deshalb Bewaffnung des Niedersächsischen Kreises, Unterhandlungen mit auswärtigen Mäch-

*) Seltsame Fügung, daß die Nachkommen dieses Kurfürsten von der Pfalz dereinst, unter Verdrängung des Mannsstammes derselben Stuarts, die ihre Sache so vernachlässigt, auf den Englischen Thron kommen sollten.

ten, Umschauen nach Unterstützung und Anführern. An die Spitze des Widerstandes trat König Christian VI. von Dänemark, neidisch auf die Lorbeeren und Vortheile, die Schweden in dem Polnischen Kriege erndtete und wohl dem Gedanken nicht fremd, in dem Norden Deutschlands zu suchen, was Schweden in den Ostseeländern finden mochte. Dänemark, als Herzog von Holstein, und zum Obersten des Niedersächsischen Kreises ernannt, Magdeburg, Braunschweig, Mecklenburg standen in gewaffneter Defensive da. Darauf kaiserliche Mandate auf Niederlegung der Waffen. Als diese fruchtlos waren, Angriff durch die Armee der Ligue.

Noch erschien dies Alles als Reichssache und blieb in den Händen Maximilians von Baiern, eines Reichsfürsten also. Selbst die Verfügung über die Pfälzer Kur war, nicht gebilligt, aber zugelassen worden, weil sie zu seinen Gunsten erfolgte, die Macht des Factums nicht zu verkennen war, dem mächtigeren Staate auch die höhere Würde zu gebühren schien, hier nur wiederholt ward, was zu Gunsten des Albertinischen Sachsen in ähnlichem *) Falle geschehen war und wenigstens die kaiserliche Macht nicht dadurch verstärkt, eher durch Vermehrung der Macht eines Reichsfürsten geschwächt worden war. Oesterreich blieb im Hintergrund und war mit inneren Händeln und innerer Schwäche beschäftigt. Aber bei dem Anblick der großen Erfolge der Ligue, der siegreichen Stellung, die sie einnahm und der Aussichten, die sie hatte, erwachte in dem Oesterreichischen Cabinete der Wunsch, diese Vortheile in eigne Hände zu bringen. Es scheint nicht, daß Mistrauen gegen Baiern damals diesen Wunsch dictirt hat.

*) Ja mit geringerem Rechte. Denn Friedrichs Schuld war klarer, als die Johann Friedrichs. Aber die Logik der Parteien hat freilich ihre eignen Regeln und beurtheilt die Maaßregel, die zu Gunsten eines Protestanten getroffen ward, weniger hart, als die zu Gunsten eines Katholiken Ergriffene. Aehnliches sehen wir in unsern Tagen. Doch ist dieser Trugschluß natürlich. Er beruht auf der Ueberzeugung der Parteien von dem allgemeinen Rechte ihrer Sache und auf der Einmischung von Wünschen in Urtheile.

Es hatte keinen Anlaß dazu gegeben; es war nicht gegen Oesterreich gerichtet und hatte — ganz im Gegentheil von Kurfürst Moritz — keinen Grund erhalten, dem Kaiser zu zürnen. Aber wohl mochte Oesterreich die Vortheile, die es voraussah, immer lieber sich, als jedem Andern gönnen und was es that, gab den Beweis, daß es ihm nicht um die Sache, sondern um die Mittel zu thun war. Hätte es nur den Kampf des Protestantismus im Sinne gehabt; es konnte ruhig die Ausfechtung desselben der Ligue überlassen. Das wäre sogar das weiseste, das glücklichste Verfahren gewesen; denn die möglichen Unfälle hätten nicht unmittelbar auf den Kaiser zurückgewirkt und er wäre in der seltenen, günstigen Stellung des über den Parteien stehenden Schiedsrichters geblieben. Aber die Macht war es, die gebietende Stellung über Deutschland, die da lockte und zu deren Erstrebung der Anschein von Obergewalt, den die Ligue so leicht errungen hatte, ermunterte. Zwar gebrach es dem Kaiser an Geldmitteln. Aber Wallenstein erbot sich, ohne Kosten für den Kaiser, eine Armee zu rüsten und zu erhalten; dem Grundsatz vertrauend, daß der Krieg den Krieg nähren müsse. Demgemäß geschah es. Zwar erhielt Wallenstein Befehl, zu der Armee der Ligue zu stoßen. Aber was auch in taktischer Hinsicht das Beste war, die Eigenmacht eines Feldherrn, der sein Heer selbst geschaffen hatte, zog ein unabhängiges Operiren vor, durch welches der Gegner zwischen zwei Feuer gebracht wurde. Christian IV. setzte ihm den Mannsfeld entgegen, der sich, bei Dessau geschlagen, durch Brandenburg und Schlesien in die Oesterreichischen Erblande warf. Ihm mußte Wallenstein nachdringen. Aber Mannsfeld fand auch dort nicht die Unterstützung, die er erwartet hatte, entließ sein Heer aus Mangel an Geldmitteln und starb über neuen Plänen. Wallenstein kam zurück und Christian IV., der der Liguistischen Armee allein schon nicht gewachsen gewesen war *), mochte es mit Beiden um so weniger aufnehmen.

*) Der dreißigjährige Krieg hat einige Schlachten, die weniger an sich, denn als Zeichen des Standes der Verhältnisse wichtig geworden

Wallenstein überschwemmte Norddeutschland mit seinen Truppen, die auf Kosten Neutraler und Besiegter lebten. Brandenburg mußte die Baierische Kur anerkennen. Die Herzöge von Mecklenburg wurden in die Reichsacht erklärt und aus ihren Ländern vertrieben. Diese Länder wurden Wallenstein, dem nunmehrigen Herzog von Friedland, pfandweise überlassen. Christian IV., in gänzliche Ohnmacht versunken, mußte den Lübecker Frieden (12. Mai 1629), in welchem er aller Theilnahme an den Deutschen Händeln entsagte und alle Verbündete aufgab, aber seine Länder zurückerhielt, noch für einen Vortheilhaften ansehen.

Der Krieg war damit nicht geendet. Denn noch vor der Unterzeichnung dieses Friedens erfolgte das Restitutionsedict (6. März 1629), was, allerdings dem Buchstaben *) des Rechts gemäß, aber allen Besitzstand erschütternd, die Zurückgabe der im Widerspruch zu dem reservatum ecclesiasticum seit dem Religionsfrieden eingezogenen geistlichen Güter forderte und denselben Religionsfrieden nur auf die Augsburgischen Confessionsverwandten bezog. Die Ausführung dieses Edicts sollte den fortdauernden Rüstungen des Kaisers zum Vorwand dienen, dem Heere Beschäftigung und zugleich Nahrung geben. Aber wie groß der Schrecken und das Geschrei über dieses Edict auch sein mochte, Niemand regte sich ernstlich dagegen; es ward im Kleinen ausgeführt und auch das Größere schien so gewiß, daß die katholische Partei glaubte, es habe damit weder Eile noch Noth. Unter diesen Umständen erschien es der Ligue möglich und dringend, die bedenkliche Stellung, welche der Kaiser eingenommen, zu brechen

---

sind. Aber daneben sehr viel völlig Bedeutungslose. Dahin gehört auch die Schlacht bei Lutter (1626).

*) Nicht dem Geiste. Das reservatum ecclesiasticum war gegen den Fall gerichtet, wo der bloße Uebertritt eines geistlichen Fürsten, unter Erhaltung seiner weltlichen Landesherrlichkeit, seinen Staat aus dtn Händen der katholischen Kirche bringen sollte. Hier aber handelte es sich meist um Kirchengüter, die ihren geistlichen Zweck durch den Uebertritt ihrer Umgebungen zu den Evangelischen in Wahrheit verloren hatten.

und das einfachste, seiner Würde am Wenigsten zu nahe tretende Mittel dazu war: daß man über die persönlichen Anmaaßungen Wallensteins und die von ihm und seinen Truppen gegen ganz Deutschland verübten Bedrückungen heftige Beschwerden erhob, auf seine Entlassung drang und diese durchsetzte, da Ferdinand, weder mit Baiern brechen, noch sich der Französischen Einflüsse, die gerade damals in den Italischen Händeln wichtig geworden, erwehren konnte.

Mit dieser Wendung waren eigentlich die politischen Pläne Oesterreichs, wenn es dergleichen gehabt hat, bereits gebrochen. Es war abermals entschieden, daß es über das sich entgegenstellende Bollwerk der Landesherrlichkeit nicht hinaus konnte. Man mag übrigens in Zweifel bleiben, wieweit die Pläne Oesterreichs gegangen. Von Allem, was die Gegner anführten, lag nur in dem Vorschlage: auf Kosten des Reichs ein stehendes kaiserliches Heer zu erhalten, eine wahrhafte politische Gefahr, der Keim einer wahren Regierungsgewalt des Kaisers. Die Pläne auf die Ostseeländer scheinen mehr dem Wallenstein persönlich angehört zu haben und konnten nur für ihn selbst von Werth sein. Oesterreich hätte diese Länder nicht behaupten können. Wallenstein als ihr Besitzer wäre nur eben der Gründer einer neuen Dynastie, ein Landesherr aus neuem Hause gewesen und vielleicht bald für Oesterreichs Zwecke der gefährlichste Gegner geworden. Darauf, ob die Länder in diese oder in jene Hände gebracht wurden, kam auf die Dauer nichts an, solange den Ländern ihre Interessen blieben und bald zeigte es sich auch, daß man nicht nach Willkür mit den Ländern schalten konnte. Die Zeit der Billunge war vorüber. Weder von Unten noch von Oben konnten neue Dynastieen gegründet werden. — Daß jedoch der Seele des Kaisers fortwährend die Verwirklichung der Kaisergewalt vor der Seele stand, mag geglaubt werden. Er trug ja den Anspruch darauf, den Glauben an sein Recht in seiner Seele. Die Thatsachen mußten darauf führen, ob und wie es gelingen sollte. Sie sprachen wider ihn.

Ungern entließ Ferdinand den Wallenstein; ungern verringerte er seine Truppen; aber das Opfer mußte gebracht

werden und die mit der Liguistischen Armee, unter dem Commando der (scheinbar) in kaiserlichen Dienst übergetretenen Tilly vereinigte Oesterreichische Armee konnte nur noch für katholische Parteizwecke gebraucht werden, den Kaiserzwecken dagegen nur insofern förderlich scheinen; inwiefern sowohl Oesterreich als seine Gegner in dem Wahne befangen waren, ein unbedingter Sieg des Katholicismus müßte auch die Kaisergewalt jedem Zweifel entheben. Die Ligue übersah die fernere Gefahr über den näher wirkenden Parteizwecken und mochte auch das Gefühl bewahren, daß sie stets werde einen Sieg vereiteln können, der nur durch sie errungen war.

Frankreich dachte nicht so. Was es immer von der politischen Kraft der Ligue und von der Unmöglichkeit halten mochte, daß jemals die Kaisergewalt sich bleibende Herrschaft in Deutschland begründen und die Landesherrlichkeit auflösen könne; ihm war schon ein vorübergehendes Uebergewicht Oesterreichs zuwider; und dieser auch in Italien gebieterisch aufgetretenen Macht und durch sie auch dem Spanischen Hofe Verlegenheiten zu bereiten, schien unläugbar in Frankreichs Interessen zu liegen. Ob man damals schon bedacht hat, welchen Vortheil Frankreich bereits früher durch eine Einmischung in dieselben Händel gezogen und wie es damals die drei Lotharingischen Bisthümer erworben, bleibe dahingestellt. Bis zur offenen Einmischung war man noch nicht gediehen; sondern bemühte sich nur auf der einen Seite den Kaiser durch die Entfernung Wallensteins zu schwächen, auf der Andern ihm einen neuen Gegner an die Stelle des ruhmlos vom Schauplatze abgetretenen Dänemark entgegenzustellen.

Ein Solcher nun bot sich in Schweden und seinem talentvollen Könige Gustav Adolph dar. Schon einmal war er bereit gewesen, für die Deutsche Opposition in die Schranken zu treten und eine unglückliche Wahl hatte ihm Christian IV. vorgezogen. Der Schwedenkönig hatte hohen Ruhm in den nordischen Kriegen erworben; er war persönlich von Oesterreich gereizt worden; er war der Ausdruck eines von Thatkraft glühenden Volksthums, das überallhin nach Bahnen des Ruhmes suchte und dem sich Deutschland als

mächtig lockendes Feld nun anbot; er mochte meinen, die Unterwerfung Deutschlands unter das Oesterreichische Scepter schließe für immer die nordischen Fürsten von allen Unternehmungen gegen Süden aus; er war aber auch voll von religiöser Begeisterung und erfaßte die Aufgabe von der Seite des Glaubenskampfes. Damit verbreitete er über das Ganze eine heilige Weihe, die auch den sonstigen Charakter der Pläne verdeckte, regte einen neuen Aufschwung des Gefühls an, gewann sich Anhänger, schwächte die Gegner und gründete seiner Sache neue Stützen im Volksthum.

Mit einer kriegsgeübten Armee, deren Kern seine tapfern Unterthanen bildeten, der aber nach dem ersten Glücke viele aus Wallensteins Heer entlassene Soldaten zuströmten, betrat er (24. Juni 1630) den Deutschen Boden. Die Kaiserlichen, die jene nördlichen Küstenländer in ihrer Sicherheit nur schwach besetzt, sahen ihre Garnisonen rasch aus ihren Plätzen verdrängt. Der Herzog von Pommern, dessen Geschlecht bald ausstarb, um den kriegführenden Mächten die Mühe zu ersparen, sich anderwärts nach einer Entschädigung umzusehen, mußte den Schweden Stettin eröffnen und bald, des Kaisers Unversöhnlichkeit fürchtend, sich ganz ihnen anschließen. Noch weigerte Brandenburg den Durchzug durch Küstrin. Tilly zog die zerstreuten Truppen des Kaisers zusammen, kam aber zu spät, den Weg nach Pommern zu erzwingen und wendete sich deshalb wider Magdeburg.

Diese Belagerung — veranlaßt durch die Entsetzung des Administrators Christian Wilhelm von Brandenburg — hätte im natürlichen Gange der Operationen gelegen, wenn man in völliger Ruhe an Ausführung des Restitutionsedicts hätte arbeiten können und nicht der Schwedenkönig bereits als drohender Feind im Norden erschienen wäre*). So aber konnte sie höchstens den Zweck einer Einschüchterung der Protestanten haben. Aber schon einmal war Magdeburg der Wendepunkt des Geschickes für Oesterreichs Pläne geworden und auch dies-

*) Dann wäre es wahrscheinlich gar nicht zu Widerstand und Belagerung gekommen.

mal sollte der Jubel über seine Einnahme durch die darauf-folgenden Ereignisse Lügen gestraft werden. Sein Brand (10. Mai 1631) sollte ein Zeichen werden, wie fast zwei Jahrhunderte später der Brand von Moskau für einen an-dern Bedrücker.

Dem Schwedischen Bündniß war inzwischen der Land-graf Wilhelm von Hessen-Kassel freiwillig beigetreten (8. Nov. 1630); der schon mit Christian IV. verbündet gewesen, da-mals aber durch die Schlacht bei Lutter zum Rücktritt ge-zwungen worden war. Er hatte mit Frankreich (am 13. Jan. 1631) zu Bärenwalde einen Subsidientractat auf fünf Jahre geschlossen, worin ihm, gegen Unterhaltung einer Armee von 30,000 Mann, 400,000 Thlr. jährliche Hülfsgelder zugesagt wur-den, als Zweck des Kampfes die Herstellung des Zustandes vor dem Kriege angegeben ward und Frankreich die Schonung der katholischen Religion und der katholischen Stände zu einer Bedingung machte, deren Beobachtung von den Umständen abhängen mußte. Dieser Vertrag war weniger um des Gel-des willen wichtig, was sich die Schweden später noch auf ganz andern Wegen zu verschaffen wußten; als weil Frank-reich sich mit ihm entschieden, wiewohl nur indirect, auf die Seite der Deutschen Fürsten stellte und weil das Zutrauen derselben in die Schwedischen Pläne unberechenbar dadurch anwuchs. Gustav Adolph hatte ferner, während Tilly sich ge-gen Magdeburg gewendet, Frankfurt an der Oder mit Sturm genommen und geplündert; die Kaiserlichen aus Brandenburg vertrieben.

Den Entsatz von Magdeburg zu versuchen, verhinderte ihn die Abneigung des Kurfürsten von Brandenburg wider den Beitritt zu seiner Sache. Endlich erzwang er denselben durch die Drohung, Berlin zu beschießen (4. Mai 1631) und wenn er dadurch auch keine eben sehr thätige Beihilfe erwirkte, so war doch sein Rücken nun gesichert, freier Durchzug und Ver-pflegung seiner Truppen verbürgt. Man hat Brandenburg schwere Vorwürfe über seine damalige Lauigkeit gegen die gemeine Sache der Protestanten gemacht und den Grund in dem Charakter des Fürsten und dem Einflusse eines angeblich

von Oesterreich bestochenen Ministers gesucht. Mag es sein, daß der Kurfürst zaghaft und der Minister für Oesterreich gestimmt war. Doch darf man nicht übersehen, daß Brandenburg, den vorübergehenden Druck des Krieges abgerechnet, noch keine Veranlassung erhalten hatte, eine wahrhafte Unterjochung von Seiten Oesterreichs zu fürchten; daß es der Nothwendigkeit seiner Landesherrlichkeit, der Unmöglichkeit, von Oesterreich aus eine über ganz Deutschland reichende Herrschaft zu behaupten, vertrauen konnte; daß es in diesem Vertrauen durch die neuerdings gemachte Erwerbung eines gar nicht zu dem Deutschen Reichsverbande gehörigen Gebiets bestärkt ward; und daß ihm die Begründung eines Dänischen oder Schwedischen Principats gefährlicher erscheinen mußte, als die eines Oesterreichischen. Denn man mußte glauben, daß die Ersteren ihre Wurzeln und Grundlagen in Norddeutschland suchen würden, wo Brandenburgs Wirkungskreis war. Und in der That haben die Schweden und was diese im dreißigjährigen Kriege in Deutschland, an Besitzungen und Ansprüchen, errungen haben, Brandenburg mehr Noth gemacht, als es jemals von Oesterreich besorgen durfte.

Auch Kursachsen war mistrauisch gegen Schweden. Zwar hielt sich Johann Georg von Seiten Oesterreichs vernachlässigt und besonders in der Magdeburger Stiftssache mit Undank belohnt. Gleichwohl fühlte er, daß die Einmischung Fremder kein Vortheil für Deutschland sein könne. Er mochte von Anfang an fürchten, daß Gustav Adolph nicht aus bloßem Glaubenseifer so große Anstrengungen mache und daß er auch einen weltlichen Lohn suche, der nur auf Deutschlands Kosten gewährt werden konnte. Bevor er daher sich zu dem Bunde mit Schweden entschloß, versuchte er einen Ausweg, der allerdings der Würdigste war, der gewählt werden konnte. Er lud die Evangelischen Reichsstände zu einem Generalconvent nach Leipzig ein, der auch (6. Febr. 1631) von den Meisten beschickt wurde. Man beschloß darin, den Kaiser um Aufhebung des Restitutionsedicts und Zurücknahme der executorischen Maaßregeln gemeinschaftlich anzugehen; die Bitte aber durch 40,000 Mann zu unterstützen. Ersteres rief drohende

Abmahnungen des Kaisers hervor. Der Zusammentritt der Armee unterblieb aber, wiewohl die einzelnen Stände rüsteten. Die ganze Maaßregel war zu spät ergriffen. Sie konnte von Erfolg sein, wenn sie vor dem Einschreiten Schwedens ins Werk gesetzt wurde und Frankreich hätte es wahrscheinlich mit den Deutschen Fürsten allein weit lieber zu thun gehabt, als mit Schweden. Damals aber würde man die noch nicht zur Entscheidung gedrängten Fürsten schwer vereinigt haben. Jetzt waren sie allerdings zur Wahl zwischen Schweden und Oesterreich, aber auch nur zwischen diesen Beiden, genöthigt. Eine dritte Partei hätte es mit Beiden zu thun gehabt und dieser Aufgabe würde wohl selbst ein Moritz nicht gewachsen gewesen sein.

Tilly wendete sich nach der Einnahme Magdeburgs gegen die kleineren, dem Leipziger Vertrage beigetretenen, oder gar mit den Schweden verbündeten Stände und namentlich gegen Kassel. Ehe jedoch der mannhafte Widerstand des Letzteren gebrochen war, sah sich die kaiserliche Armee durch das Anrücken Gustav Adolphs, der inzwischen die Herzöge von Mecklenburg in ihre Länder wieder eingesetzt hatte, und durch die Rüstungen Kursachsens zurückberufen. Tilly begieng den Fehler, den Kurfürsten Johann Georg, der vielleicht noch hinzuhalten, vielleicht durch verständige Concessionen selbst zu gewinnen gewesen wäre, durch das gebieterische Ansinnen, er solle die Rüstungen einstellen, und durch feindseligen Einfall in seine Länder zu zwingen, sich den Schweden in die Arme zu werfen. Damals scheint es, hatte Oesterreich, das die Schweden verachtete, wie hundert Jahre später die Preußen, seinen ehrgeizigen Plänen noch keine Schranke gesetzt und freute sich vielmehr, wenn ein Reichsfürst sich dergestalt compromittirte, daß ein Strafurtheil gegen ihn in Aussicht stand.

Bald sollte sein Stolz gebrochen werden. Der mit den Sachsen verbündete Schwedenkönig schlug bei Breitenfeld (2. Sept. 1631) den bis dahin unbesiegten Tilly aufs Haupt und daß diese im feindlichen Lande erfahrene Niederlage für die Armee der Ligue, der es dort an allen Stützpunkten gebrach, eine Gänzliche war, mag leicht ermessen werden.

In diesem Augenblicke stand Gustav Adolph, wenn er den Krieg zum raschen Ende führen wollte, eigentlich nur ein Weg offen. Er mußte direct in das Herz der Oesterreichischen Erblande dringen und bevor der Kaiser eine Armee zusammengebracht hatte, ihn zum Frieden zwingen; während es Sachsen überlassen blieb, die noch unter den Waffen befindlichen Trümmer der liguistischen Heere im Schach zu halten. Mochte das Letztere auch nicht gelingen; aufzuhalten wenigstens waren sie, bis Gustav Adolph, dem Beispiele des Kurfürst Moritz folgend, mit Schnelle und Nachdruck dasselbe Ziel erreicht hatte. Ueberhaupt war die Ligue schon auf die zweite Stufe herabgetreten; gegen Oesterreich mistrauisch; durch die erfahrene Niederlage, durch das Auftreten Sachsens und Brandenburgs, durch das Einwirken Frankreichs umgestimmt und entmuthigt. Ihre Bekämpfung war Nebensache und ein Oesterreich aufgedrungener Frieden, der nur seinen Anmaaßungen ein Ziel gesetzt, nicht den Katholicismus bedrückt hätte, wäre nicht von ihr angefochten worden. Den Norden und Nordwesten Deutschlands zu schützen, bedurfte es nicht einmal des Kurfürsten; vielmehr bildeten sich dort, auf den Flügeln des Sieges und der Hoffnung, der selbstthätigen Kräfte genug. War es nöthig, die Ligue in ihren eigenen Sitzen aufzusuchen und im Zaum zu halten; so war diese Aufgabe für Sachsen die geeignetste, dem dorthin bessere Zielpunkte geboten waren, als in Böhmen. Gegen Oesterreich war der Kampf gerichtet; dorthin mußte der Hauptangriff gekehrt werden. — Gleichwohl schlug Gustav Adolph diesen Weg nicht ein. Er überließ es seinem Verbündeten, dem Kurfürsten Johann Georg, in Böhmen einzufallen und wendete sich selbst in die Länder der Ligue. Erstere Aufgabe war freilich für die Sachsen nicht zu schwer; denn Böhmen war von Truppen entblößt und eine Partei wenigstens, wie schwach sie auch sein mochte, begrüßte jeden Feind des Kaisers als Befreier. Aber es war eine Aufgabe, die in diesen Händen — auch wenn der Kurfürst nicht gestimmt war, Oesterreich zu schonen — zu keinem Ziele führen konnte. Denn soweit gieng weder der Muth, noch die Kraft des Kurfürsten,

die Kaisermacht zu stürzen und ihr die Bedingungen des Siegers vorzuzeichnen. Er mußte Oesterreich Raum und Zeit lassen, eine Armee zu sammeln, die bald sowohl ihn zum Rückzug, als den Schwedenkönig selbst zur Umkehr nöthigte und den Plänen desselben, welcher Art dieselben auch sein mochten, vor der Hand ein Ende machen mußte. Gustav Adolph aber drang nicht einmal auf den eigentlichen Heerd der Ligue, nicht auf Baiern los, sondern beschäftigte sich mit den kleinen Staaten Frankens und des Rheinlandes, und ließ dadurch Tilly Zeit, sein Heer zusammenzuziehen, zu verstärken, Nürnberg zu bedrohen und dadurch den Schwedenkönig von seinen Rheinischen Triumphen abzurufen. So gänzlich konnte sich der im Einzelnen so staatskluge Gustav Adolph in so klaren Verhältnissen nicht irren. Er mußte von andern, von besonderen Beweggründen geleitet werden. Man sucht den Grund seines Verfahrens in hochfahrenden Plänen, die er auf seine Deutschen Siege gegründet und wohl konnte der überraschende Erfolg, den seine Waffen gehabt, die Begeisterung, mit der das protestantische Volk seinen Befreier begrüßte, die Unterwerfung, die er überall fand, wohin seine Krieger drangen, selbst in der ruhigsten Brust ehrgeizige Entwürfe erwecken; wie viel mehr in einer solchen, die nicht frei von schwärmerischem Anhauch, in den nordischen Kriegen an die Pläne des Eroberers gewöhnt, für Ruhm und äußere Größe keineswegs unempfänglich war! Unbestimmt bleiben immer diese Absichten. Sollte es nur der Begründung eines neuen Staats aus herrenlosen, ihrer Herren beraubten Deutschen Ländern gelten? Wohl wäre am Rhein aus der Verschmelzung der drei geistlichen Kurstaaten mit der Pfalz ein schönes und als Bollwerk gegen Frankreich für ganz Deutschland nützliches Reich zu bilden gewesen. Nur daß es schwer gefallen sein würde, diesen einzelnen schwachen Gebietstheilen, sobald sie sich nicht an ein größeres, festbestehendes Reich lehnen durften *), einen sicheren Halt zu verschaffen und daß schon der Gründung solch eines Grenzstaates Frankreich mit aller Kraft wi-

*) Wozu Schweden nicht dienen konnte.

derstrebt haben würde. Im siebzehnten Jahrhunderte war es schon zu spät für solche Pläne. Oder sollten die Besitzungen, die sich dort und anderwärts erwarten ließen, die Dotation einer neuen Krone, der Deutschen, auf Gustav Adolphs Haupt gedrückten Königskrone werden? Möglich, daß solche Entwürfe in der Brust des glücklichen Siegers zuweilen auftauchten; daß sie geweckt und genährt wurden durch Schweden und Deutsche, die sich schon im Geiste als Lehnsträger des neuen Kaisers sahen. Wohl wären es vergebliche Pläne gewesen. Kein Land auf der Welt, das zu fassen soviel Schwierigkeit hätte, wie Deutschland. Keins, das in der Mannigfaltigkeit seiner Richtungen und Gebilde, in der weiten Vertheilung seiner Kraft soviel Stützen und Haltpunkte, soviel Keime des Widerstandes und der Herstellung besäße. Es mögen Grenzländer abgetrennt, es mag ihm für eine Zeit lang ein Joch über den Nacken geworfen werden; über kurz oder lang erhebt sich in irgend einem Winkel des weiten Reichs der Geist des Landes und wirft den aufgezwungenen Zustand über den Haufen. Wie die Vertheilung Deutschlands jede Revolution erschwert, so schirmt sie es auch gegen bleibende Knechtschaft. Als Sieger und Befreier mochte Gustav Adolph von allen Seiten mit Dank und Bewunderung begrüßt werden. Anders würde der Herr und Eroberer betrachtet worden sein. Und immer hatte er seine Erfolge durch activen und passiven Beistand des Deutschen Volkes und Landes erlangt. Er hatte nicht die Deutschen, er hatte nur das Heer besiegt, das halb Deutschland selbst wider sich hatte. Dem protestantischen Könige würde das ganze katholische Deutschland widerstrebt und diesen Widerstand würden Frankreich und Spanien unterstützt; Frankreich würde sogar das Haus Habsburg einem neuen und eignen, auf Deutschland selbst gestützten Deutschen Könige vorgezogen haben. Denn nur dem Letzteren wäre es Bedürfniß gewesen, Deutschlands ganze Kraft gegen Außen geltend zu machen. Der neue König ferner konnte niemals bei der ungewissen, mehr Schein als Wesen gewährenden Stellung sich beruhigen, die ein Deutscher König der Landesherrlichkeit gegenüber einnehmen mußte. Er würde folglich,

nicht bloß Katholische Reichsstände und das Ausland, sondern auch die mächtigsten Reichsfürsten, ohne deren Beitritt er schwerlich so weit gedrungen wäre, wider sich gehabt haben. Und wenn es ihm, unter der Mithilfe der Reichsstädte und kleineren Fürsten, für den Augenblick gelungen wäre, all diese Hindernisse zu bewältigen; so blieb die fortdauernde Gefahr, die das Haus Oesterreich in seinen weiten Erbstaaten rüstete und der nur zu bald die übrigen Gegenmächte beigefallen wären. — Neuere Forschungen *) unterstützen die Annahme, daß der König sich vornehmlich deshalb nach dem Rheine gewendet, weil Frankreich, zweifelhaft und mistrauisch über die Schwedischen Pläne geworden, mit einer Aenderung seiner Politik gedroht und jedenfalls sich wieder der Ligue genähert habe. Gewiß, daß Frankreich den König bestimmen wollte, dem Kurfürsten von Baiern Neutralität zu sichern und daß der König durch die Entdeckung davon abgehalten wurde, Maximilian halte ihn nur durch diese Unterhandlungen hin, um neue Rüstungen zu verdecken. Jedenfalls erklären diese Umstände den Zug nach dem Rhein nicht hinlänglich und die Thatsache, daß Gustav Adolph nicht zu der versprochenen Wiedereinsetzung des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz in seine wieder befreiten Länder schritt, oder sie doch nur als Lehn der Schwedischen Krone und unter drückenden Bedingungen gewährte, macht, wie manches Andere, wahrscheinlich, daß er sich mit Entwürfen trug, die, wie in ihrem Zielpunkte, so auch in den Einzelheiten noch phantastisch und ungewiß sein mochten, die ihm aber doch soviele von Reichsstädten und kleinen Fürsten ihm dargebrachte Huldigungen, den Einzug in die alten Kaisersitze, und einen Vorwand, sich den Theilen des Reichs zu nähern, in denen am Meisten zu säcularisiren und der wenigste Widerstand einer begründeten Landeshoheit zu besorgen war, willkommen machten. Jedenfalls war in dem ganzen Projecte viel Persönliches, auf seine Person und seinen Ruhm Gestelltes. Schweden konnte nichts dazu beitragen. Sollte für Schweden gewirkt werden, so mußte man

*) Ranke.

auf Erwerbungen an der Nord- und Ostsee denken. Der Schwedenkönig auf den Deutschen Thron erhoben, hätte Schweden als entfernte, entlegene Provinz behandelt, wahrscheinlich die Schwedische Krone verloren. — Wie der Plan, waren auch die Mittel gewagt und zweifelhaft. Selbst für jene Entwürfe mußte ein rasches Eindringen auf die Sitze der Hauptgefahr, auf Oesterreich, oder auf Baiern, zweckmäßiger erscheinen. Möglich daher, daß in der That die Französischen Beziehungen den König in jene Gegenden lockten; daß er darauf eingieng, weil es Plänen schmeichelte, die wenigstens als gährende Entwürfe, als träumerische Illusionen in ihm und seinen Umgebungen wogen mochten; und daß er der Meinung huldigte, was immer sich aus den Verhältnissen ergeben möge, für alle Fälle werde es gut sein, eine gebietersche Stellung in Deutschland einzunehmen und sich in Seiten zu wenden, wo er weniger durch die Rücksichten auf mächtige Verbündete beschränkt werde.

Gustav Adolph also zog durch die fetten Bisthümer Frankens und der Rheinlande. Tilly erwartete bei Fulda die Befehle des Kurfürsten von Baiern, sich nochmals mit den Schweden zu messen, ward aber durch dessen Vorsicht vielmehr an jeder Schlacht behindert. Denn Maximilian gab ihm Befehle. Oesterreichs Obergewalt war schon erschüttert, als Wallenstein abtreten mußte; der Schlag bei Breitenfeld hatte seine Hoffnungen noch entschiedener gebrochen und eine Zeit lang war es wie von der Schaubühne verschwunden und überließ es der katholischen Partei, ihre Sache im Reiche selbst zu vertheidigen. Würzburg, Bamberg besetzten die Schweden; durch Frankfurt am Main zogen sie triumphirend; Mainz ward nach ernster Belagerung erobert (Dec. 1631); dort schlug der König sein Winterquartier auf. In der That bedrohte er dort nur die ohnehin in schüchterner Unthätigkeit verharrenden geistlichen Kurfürstenthümer. Er hatte dort keinen Gegner, der seiner würdig gewesen wäre. Die Vertreibung der Spanischen Truppen war ein untergeordnetes Geschäft. Die Spanier zu verhindern, große Streitkräfte auf die Deutschen Händel zu wenden, mußte den Hol-

ländern und Franzosen überlassen werden. Erkannte nun Gustav Adolph, daß die Zeit für seine Entwürfe noch nicht reif sei, wie ja schon Kurtrier von Frankreich offen in Schutz genommen wurde; oder hatten ihn in der That nur politische Irrungen und Irrthümer an den Rhein geführt; ohne dort irgend etwas wahrhaft Wichtiges und für den ferneren Gang des Krieges Entscheidendes vermocht zu haben, rückte er endlich nach Franken zurück und wider Baiern. Das deckte Tilly am Lechstrom. Eine furchtbare Schlacht (5. April 1632) ward geschlagen. Tilly blieb und die Baiern zogen sich zurück und öffneten dem König den Weg zur Befreiung Augsburgs, zur Einnahme des wehrlosen Landes, der unbeschützten Hauptstadt.

Inzwischen hatten die Sachsen, nachdem die Oesterreichischen Truppen aus der Lausitz abberufen worden, Böhmen, Prag besetzt und hielten diese Eroberung, ohne etwas mit ihr anfangen zu können, oder weiter zu kommen. Nicht dieser Feind machte Oesterreich Sorge, aber das gänzliche Einstürzen seiner Pläne, die rings umher sich aufthürmenden Gefahren, die mit jedem Augenblick zunahmen, die es dringend nothwendig machen mußten, daß Oesterreich, wollte es nicht für immer auf das Reich verzichten, sich mit einer Macht in demselben darstelle und seinen Anhängern einen Haltpunkt biete. Die Triumphe, die Gustav Adolph über die Ligue erfocht, hatten die natürliche Folge, daß diese von Neuem ihre Blicke auf Oesterreich wendete und von dort her Hilfe und Schutz erwartete, wo allein den gleichen Interessen zu vertrauen war. Max von Baiern versuchte keinen Widerstand, schloß sich in Regensburg ein und erwartete nun von Oesterreich Hilfe. Denn er selbst hatte eingewilligt und zugeredet, daß der Kaiser zu dem einzigen Feldherrn, der ihm bei der damaligen Sachlage eine Armee zu schaffen im Stande war, zu Wallenstein abermals seine Zuflucht nehme. Diese Armee war gesammelt; Wallenstein hatte sich vermögen lassen, den Oberbefehl zu übernehmen; trieb rasch die Sachsen aus Böhmen zurück, die nichts dort festhielt; züchtigte den Kurfürst von Baiern für seine früheren Machinationen gegen ihn, in-

dem er, mit Unterhandlungen über Sachsens Aussöhnung mit Oesterreich beschäftigt, ihn lange auf Hilfe warten ließ, brach aber endlich auf, vereinigte sich, was Gustav Adolph zu hindern versäumt hatte, bei Eger mit der Baierschen Armee und erschien, statt, wie die Feinde erwartet hatten, nach Sachsen zu dringen, vor Nürnberg, den Schweden gegenüber, im unerstürmbaren Lager die Schlacht vermeidend, aber schon durch seine Gegenwart die Schweden, nach langem, verderblichem Harren, zum Abzug zwingend. Oesterreich stand nun wieder mit Macht im Felde und Friedland hatte wenigstens den Ruhm geerndtet, den Schweden widerstanden, ihre Absicht vereitelt zu haben. Nach ihrem Abzuge zu nicht entscheidenden Unternehmungen, rückte er wider Sachsen, dessen Truppen, einmal durch Gustav Adolphs Politik von ihrem wahren Zielpunkte verdrängt, auf Schlesien gerichtet waren und so ward der Krieg nochmals auf seinen Anfangspunkt versetzt. Gustav Adolph — damit nicht der Kurfürst von Sachsen auf dieselbe Weise zum Abfall, wie früher zum Bunde gedrängt werde, eilte zu Hilfe und in der Schlacht bei Lützen ward für Schweden ein Sieg erfochten, dessen größte Bedeutung der Heldentod Gustav Adolphs war (6. Nov. 1632).

Von nun an nimmt der Krieg einen andern Charakter an. Die Einzelheiten sind verworrener, die Begebenheiten mehr Wechselfälle eines wilden, hin- und herwogenden Zustandes, wo Vieles mehr um des Krieges als um seines Zweckes willen geschieht; aber doch im Ganzen die Zwecke klarer, nüchterner, begrenzter. Den ausschweifenden, von dem Glücke der Umstände abhängig gemachten Hoffnungen Oesterreichs war längst durch die Ligue selbst, durch Sachsens Abfall, durch die Schlacht von Breitenfeld ein Ende bereitet. Selbst ein Sieg bei Lützen hätte dies nicht wesentlich anders gemacht. Denn der Glauben war hin und der vom Auslande gekräftigte Widerstand an zu vielen Punkten erwacht und thätig. Ebenso waren aber auch die auf Gustav Adolph und seinen Ruhm gestellten, die für seine Person entworfenen Pläne mit seinem Tode verschwunden; und während seine Staatsmänner und Feldherren durch geistvolle Fortführung

des Kriegs bewiesen, daß der Sieg der von ihnen vertheidigten Sache nicht an seine Person gebunden war, faßten sie doch die ferneren Pläne mehr im rein Schwedischen Interesse auf*). Der Bund zwischen Schweden und den Protestanten ward durch den Heilbronner Vertrag (13. April 1633) befestigt. Sachsen trat diesem nicht bei; hielt aber noch zu Schweden. Oesterreich kam es nun mehr darauf an, sich unter den mindest drückenden Bedingungen, gegen die mindest harten Concessionen zu halten, als daß es auf Erwerbungen und Machtvermehrung gedacht hätte. Dadurch entwaffnete es allmälig das Mistrauen der Reichsstände. Die Einmischung der Fremden war von nun an verderblich; verlängerte den Kampf, wie den Zwiespalt der Forderungen; und wirkte auf Kosten Deutschlands.

Und doch war Deutschland, von Hoffnung für allgemeines und Privatglück beflügelt, selbstthätig geworden und überall wirkten Deutsche Heere, nur unter Mitwirkung Schwedischer Führer und Hilfscorps. An der Donau Herzog Bernhard von Weimar, die Pfalz- und Rheingrafen, mit General Horn. In Niedersachsen Lüneburg und Kassel. Gegen Schlesien Brandenburg und Sachsen. Wallenstein hielt in Böhmen und trieb sein Spiel mit Unterhandlungen, von denen ungewiß ist, ob sie Täuschung des Feindes, oder Verrath des Kaisers bezweckten. Die Zeit, wo er hoffen konnte, mit Einwilligung und Hilfe des Kaisers eine höhere Gewalt, als die eines kaiserlichen Dieners zu erstreben, war vorüber. Denn der Kaiser selbst mußte sich bescheiden. Was aber hätte er hoffen können, durch Verrath an dem Kaiser zu gewinnen? Er war ja nur eine Person, keine Macht und Verrätherdienste bezahlt man höchstens mit Geld.

Durch glückliche Operationen befreite er Schlesien, eroberte die Lausitz, eröffnete sich den Weg zum Norden. Dringende kaiserliche Befehle riefen ihn zum Schutze der Donau-

*) Kommt es von dem Glauben, Gustav Adolph habe dies nicht immer gethan, daß in Schweden Karl XII. populärer ist, als der Befreier Deutschlands?

länder ab. Er rückte nun an die Grenzen der Oberpfalz und bezog bald die Winterquartiere in Böhmen. Dort machte er sich von Neuem verdächtig, ward entsetzt und zu Eger ermordet (25. Febr. 1634). Jedenfalls traf ihn die Schuld, aus seiner Stellung getreten zu sein und dem Kaiser Gesetze gegeben zu haben. Es war schwer für ihn, wieder Privatmann zu werden und das Schlimmste war, daß man ihn nicht mehr brauchte, daß man nur einen Feldherrn bedurfte, während es sich früher um einen Kriegsherrn, einen Heeressammler gehandelt hatte. Ueberhaupt hatte seine größte That in der durch glückliches Erkennen der Zeit gelungenen Erschaffung des Heeres bestanden. In dessen Führung mochten sich Andere mit ihm messen. Oesterreich aber hatte sich soweit gesammelt, daß es sein Heer erhalten konnte. So trat er ab und abermals war ein Heerd von unklaren, chimärischen Plänen weniger.

An die Spitze des Heeres trat der Sohn des Kaisers, Ferdinand, durch seine gemäßigte, milde, verständige Persönlichkeit versöhnend. Noch bedurfte Oesterreich eines Sieges, der das Gleichgewicht herstelle. Der ward bei Nördlingen wider Bernhard und Horn erfochten (1. Sept. 1634).

Darauf große Entmuthigung der Protestanten, in der sie Frankreichs eigennützige Forderungen bewilligen und dies dadurch bestimmen, sich offen und thätig ihrer Sache anzunehmen. Der Krieg zwischen Frankreich und Spanien wird erklärt und mehr und mehr verschmilzt der Niederländische und Italische Krieg *) mit dem Deutschen. Französische Hilfsvölker rücken in Deutschland ein und vereinigen sich mit Bernhard von Weimar. Diese Macht blieb auf die südwestlichen Länder und den Rhein und Elsaß gerichtet, wo Bernhard auf dasselbe Feld baute, das schon Gustav Adolph so hoffnungsreich erschienen war. Wie aber Frankreich ernstlich besorgen mußte, er möge dort ein Reich gründen wollen, was nicht bloß gegen Frankreich gestellt sein konnte, sondern auch ein Gebiet betraf, was dieses sich selbst vorbehalten, da starb er

*) S. §. 36.

plötzlich (8. Juli 1634) und sein Heer ward Französisch. So war der Letzte entfernt, der mit phantastischen Entwürfen in die politische Verwickelung eingriff.

Sachsen versöhnte sich mit dem Kaiser. Der Kurfürst erkannte, daß die fremde Hilfe Deutschland nicht frommen könne, der Krieg nur durch die Fremden genährt werde, und von dem Kaiser eine ernstliche Gefahr für Deutsche Landesherrlichkeit und den Protestantismus nicht mehr zu besorgen war. Auch der Einfluß, den vielleicht die große Persönlichkeit des Schwedenkönigs auf ihn geübt, und die Hoffnung, die bei den vor der Lützener Schlacht umherwogenden Umwälzungsplänen in ihm erweckt werden mochte, galten nicht mehr. Deshalb Aussöhnung zu Pirna (22. Nov. 1634), deren nähere Bedingungen der Prager Frieden (30. Mai 1635) bezeichnete. Es war damit auf einen allgemeinen Deutschen Frieden abgesehen. Das Restitutionsedict ward zwar nicht förmlich aufgehoben, aber bestimmt, daß alle unmittelbaren Stifter, und unter den Mittelbaren Diejenigen, welche nach dem Passauer Vertrag von den Protestanten eingezogen worden waren, noch 40 Jahre in dem Stande bleiben sollten, in dem sie vor dem Edicte gewesen waren; eine gemischte Commission sollte inzwischen über das Recht entscheiden; wenn aber kein Endurtheil zu Stande käme, der Besitzstand bleiben. Brandenburg wird für Magdeburg entschädigt. Mecklenburg und Donauwerth hergestellt. Die Entschädigung der Uebrigen liegt in der gegenseitigen Restitution. Schweden und Frankreich werden aus ihren Eroberungen vertrieben. Sachsen behält die ihm schon in den ersten Kriegsjahren pfandweise eingeräumten Lausitzen. Und in der That war diese Abtretung eines Theiles der Oesterreichischen Lande ein überaus sicheres und wichtiges Pfand für die Aufrichtigkeit Oesterreichs. — Mit Recht ward an dem Prager Frieden getadelt, daß er weder die Pfälzer Angelegenheit, noch die Amnestiefrage genügend ordne. Aber wenn er die minder glücklichen Parteiglieder nicht in gebührenden Schutz nahm, entsprach er doch den Interessen der glücklicheren Besitzenden und Brandenburg trat mit den meisten Reichsständen dem Vertrag bei.

Wenige Fürsten, die vom Kriege Größeres hofften, oder deren Interessen nicht genug im Vertrag gewahrt waren, hielten zu den Schweden. Darunter Wilhelm von Kassel.

Der größte Mangel des Prager Friedens lag in der Schwierigkeit der Ausführung seiner für Deutschland nützlichsten Bestimmung: Der Vertreibung der Fremden. Allerdings war für Oesterreich das wichtige Ergebniß gewonnen, daß es nicht mehr mit den Fremden auch Deutschland wider sich hatte. Aber deshalb war nicht dasselbe Deutschland wider Schweden gewonnen. Die Meisten hatten sich in den Frieden gefügt, weil sie Ruhe wollten. Das Nationalgefühl war nicht lebhaft und ward in diesem Falle durch religiöse Sympathie und durch die Erinnerung an die Verdienste der Schweden neutralisirt. Nur Sachsen wirkt thätig mit.

Allerdings war Schweden in Bedrängniß, da auch der Waffenstillstand mit Polen seinem Ende herannahte und es in Deutschland, statt Freunden, fast überall Gegnern, oder Theilnahmlosen begegnete. Da nähert sich Frankreich, das eine Zeit lang mistrauisch gewesen; beide schließen sich inniger an einander (28. April 1635) und handeln nun, unter der Maske des Interesses an Deutscher Freiheit, als Feinde Deutschlands für eignen Vortheil. Frankreich erwirkt die Verlängerung des Waffenstillstandes mit Polen, wobei freilich Schweden für Aussichten in Deutschland Erwerbungen in Polen opferte. Der Sieg bei Wittstock, den Banner über Kaiserliche und Sachsen erfocht (24. Sept. 1636), führte die Schweden wieder ins Innere Deutschlands.

Der ganze folgende Krieg hat keine weitere Tendenz, als ein Mehr oder Minder der Forderungen für Frankreich und Schweden zu bestimmen; allenfalls die Schwedische Armee durch Krieg und Brandschatzung zu nähren. Nachdem Oesterreich eigentlich mit Deutschland einig, überdem durch den Tod des Kaisers (1637) der milde, gemäßigte Ferdinand III. auf den Thron gelangt war, der, ohne sich selbst zu widersprechen, nachgeben und nachlassen konnte und Oesterreich auch sich zu einer Art von Amnestie verstanden hatte, über deren billige Ausdehnung sich noch unterhandeln ließ;

stand dem Frieden in Deutschland kein aus ihm selbst herrührendes Hinderniß entgegen. Aber die Einmischung der Fremden rächte sich*) und die Verflechtung der Deutschen Händel mit denen von fast ganz Europa that auch das Ihre, die Unruhen zu verlängern. Die Schweden, unter Banner, Torstensohn und Wrangel trieben sich, ohne durch irgend etwas, als den Widerstand einzelner Städte, z. B. Freibergs**), wesentlich aufgehalten zu werden, in Schlesien, Sachsen, Böhmen umher und matteten das Land bis zur äußersten Erschöpfung ab. Gustav Adolph hatte tüchtige Mannszucht gehalten; was theils in seinem Charakter, theils in seinem Verhältnisse zu einem Theil von Deutschland, theils vielleicht in seinen Absichten auf das Ganze begründet war. Seine Nachfolger hatten nicht gleiche Rücksichten zu nehmen; standen feindlich wider Deutschland; waren rauerer Art; von der Nothwendigkeit bedrängt; und in der Absicht handelnd, ein solches Bedürfniß des Friedens bei den Deutschen zu erwecken, daß kein Opfer zu hoch scheine, diesen zu erkaufen. Die meisten protestantischen Fürsten hielten sich neutral, ohne deshalb viel weniger von den Schweden zu leiden, welche höchstens die thätig Verbündeten schonten, die dafür den Bedrückungen der gelegentlich zu ihnen kommenden Kaiserlichen ausgesetzt waren. Selbst Sachsen, das als thätiger Gegner fast am Meisten von den Schweden gelitten, sah sich zu einem Waffenstillstand***) genöthigt, der den Schweden freien Durchzug, dem Kurfürsten aber das Recht ließ, zur Bezeigung seiner Reichspflicht drei Regimenter zur kaiserlichen Armee zu schicken †). Baiern ward vornehmlich von der Französischen

---

*) Ob daraus ein Vorwurf für die Deutschen erwächst, darüber später.

**) Das zwei Mal einer hartnäckigen Belagerung Trotz bot. Die Erwähnung an diesem Orte entschuldige der Umstand, daß es meine Vaterstadt ist.

***) Zu Kötzschenbroda, den 27. Aug. 1645. Vergl. Weiße, Geschichte der Churſächsischen Staaten (Leipzig, 1808, 8.), Bd. 5, S. 44 ff.

†) So konnte damals ein Fürst gegen einen andern Staat Truppen stellen, ohne mit ihm in Krieg zu sein. Dieses aus der innern

Armee bedrängt. Zwar gelang es Johann von Werth, diese bei Duttlingen (24. Nov. 1643) zu schlagen. Aber Türenne übernahm den Oberbefehl und da sowohl Franzosen als Schweden in Baiern eindrangen, mußte selbst Maximilian den Kaiser verlassen und einen Waffenstillstand (14. März 1647) eingehen. Der Bruch desselben zog Baiern nur eine neue Verwüstung zu, während auch Böhmen von den Schweden besetzt ward. Da, wenn auch nicht dadurch, ward Friede.

Schon seit dem 10. April 1645 waren zu Münster mit den Schweden, zu Osnabrück mit den Franzosen Friedensunterhandlungen gepflogen worden; deren Darstellung eigne Geschichtsschreiber verdient und gefunden hat *). Außer den in Deutschland selbst sich ergebenden Schwierigkeiten ward der Abschluß des Friedens vorzüglich dadurch verzögert, daß gleichzeitig zwischen Frankreich und Spanien und zwischen Spanien und den Niederlanden Friedensunterhandlungen fortgiengen und die Diplomaten ein Geschäft auf das Andere einwirken zu lassen, den Abschluß des Einen zu verzögern suchten, um den des Andern zu fördern, oder günstiger zu gestalten. Der Deutsche Friede würde wenige Schwierigkeit gemacht haben, wenn nicht die fremden Beschützer sowohl die Religionsfrage, als die Entschädigungsansprüche ihrer Anhänger schroffer gestaltet und für sich selbst Forderungen erhoben hätten, die Deutschland zu mäßigen suchen mußte. Dabei bietet die Betrachtung der verschiedenen Stellung, welche die Parteien im Reiche in den Verhandlungen einnahmen, ein eigenthümliches Interesse. Endlich mußte doch Friede werden, weil die Fremden einsahen, daß auch ein noch so langes Umhertreiben ihrer Heere auf Deutschem Boden zu nichts Weiterem führen könne und der 24. Oct. 1648 sah zu Münster und Osnabrück den Westphälischen Frieden unterzeichnen **).

Geschichte des Staats zu erklärende Moment hat sich auch noch in den Subsidientractaten des folgenden Jahrhunderts erhalten.

*) Namentlich Bougeant und Woltmann.

**) S. v. Meiern, acta pacis Westphalicae publica; Göttingen, 1734, 6 Tbl. Fol. Derselbe, instrumentum pacis Westphalicae; Göttingen, 1747. 8.

Der Religionsfriede ward bestätigt und auf die Reformirten ausgedehnt. Ueber den Besitzstand sollte der Anfang des Jahres 1624 als Normalzeit entscheiden. Für die Zukunft galt ferner das reservatum ecclesiasticum. Den Reichsständen blieben ihre Territorialhoheitsrechte, wie ihre Befugnisse auf den Reichstagen, gesichert. Kurbrandenburg, Mecklenburg, Kassel, Lüneburg erhielten säcularisirte Stifter; jedoch Solche, die schon factisch der katholischen Kirche entzogen waren; weshalb dieses Ausgleichungsmittel damals allerdings einen andern Charakter hatte, als anderthalbhundert Jahre später. Frankreich erhielt die Oesterreichischen Besitzungen im Elsaß; das Frühere ward bestätigt. Schweden bekam Vorpommern mit Rügen, einen Theil von Hinterpommern, Wismar, Bremen *) und Verden und 5 Millionen Thaler. Schweden, nicht Frankreich, wurde für seine Länder Reichsstand. Für Kurpfalz ward eine neue Kur geschaffen. Die Oberpfalz blieb bei Baiern; dem sie die natürlichen Verhältnisse ohnehin zusprachen. — Die Vereinigten Niederlande und die Schweiz wurden als von dem Reiche unabhängig anerkannt.

Ist in dem Allen — mit Ausnahme der unmittelbar aus dem Kriege selbst, oder vielmehr aus dem Kriegsstande, hervorgegangenen Forderungen, irgend etwas Neues? Wird die Annahme gerechtfertigt, daß der Westphälische Friede dem Deutschen Staatsleben eine neue Grundlage gegeben, daß von ihm sich die Parität der Religionen, die Beschränkung des Kaisers, die Landesherrlichkeit datire? So wenig, wie die Unabhängigkeit der Schweiz oder Hollands durch ihn geschaffen wurde. Allerdings ward der Westphälische Friede ein geschriebenes Grundgesetz für Deutschland. Aber — und das ist ein Vorzug desselben — er sprach nur aus, was die Verhältnisse geboten und was sie längst vorher im Leben geschaffen hatten. So viele Kämpfe und Elend waren nöthig gewesen, bevor die Parteien sich bei dem Unvermeidlichen beruhigten. Der Nutzen dieser Kämpfe war: daß dieselben

*) Das Herzogthum nehmlich.

Fragen nicht wieder erhoben wurden. Ein Gebrechen des Friedens, oder vielmehr der Zeit, daß man nicht die Keime der Fortentwickelung in den Vertrag legte und anderthalbhundert Jahre später eine neue Krisis nachholen mußte, was nicht zur Zeit des Westphälischen Friedens — der dem damaligen Standpunkte genügte — aber in der folgenden Zwischenzeit versäumt worden war.

Es ist zuweilen den Protestanten, oder den Deutschen Fürsten, oder Deutschland überhaupt zum Vorwurf gemacht worden, daß durch Mistrauen gegen Oesterreich so viel Elend über Deutschland verbreitet und zuletzt die Integrität seines Staatsgebietes durch die Abtretungen an den Französischen Erbfeind verletzt, sowie überhaupt durch den Westphälischen Frieden die fernere Einmischung Frankreichs in die Deutschen Händel begründet worden sei. Von Letzterer wird da zu handeln sein, wo die Einmischung selbst hervortritt. Jeder Fall hat seine besondere Natur und ist besonders zu nehmen. Es bietet sich ferner in Bezug auf den ganzen Tadel der alte Einwurf dar: daß die Schuld der unglücklichen Folgen des Mistrauens nicht so sehr auf den in Mistrauen Handelnden, als auf den fällt, der zu dem Mistrauen Anlaß giebt. An dem Elend und der Verwirrung des dreißigjährigen Krieges tragen nicht bloß die politischen Staatenhändel, sondern tausend Umstände Mitschuld, welche zahlreiche Gährungsstoffe im Volksleben verbreiteten und keine mildere Schlichtung für sie fanden. Das Elend ist verschmerzt worden; Deutschland erholte sich und die folgende Generation gedachte nicht mehr der Leiden ihrer Väter; aber des Genusses einer gesicherten Religionsfreiheit und einer den natürlichen Verhältnissen Deutschlands entsprechenden Anordnung des Staatlichen erfreute sie sich mit vielen Folgenden. Hätten die Protestanten und die Landesherren sich ungebührlichen Anforderungen unterwerfen sollen; bloß um einen Kampf zu vermeiden, dessen Wendungen und Ausgang Niemand voraussehen mochte? Und wenn sie es wollten, konnten sie es? Konnte die Herrschaft Oesterreichs und des Katholicismus über Deutschland gegründet und auf die Dauer behauptet werden? Solange als

möglich hat Sachsen den offenen Kampf und die Einmischung des Auslandes abzuwehren gesucht und eine friedliche Ausgleichung angebahnt. Der Feldherr des Kaisers selbst zwang es zum Abfalle. — Was endlich die Abtretungen an Frankreich *) betrifft, die der Form nach Verluste für Oesterreich, im Wesen aber allerdings für Deutschland Verluste waren; so liegt der letzte Grund derselben in älteren, früher besprochenen Momenten, die gerade in jenen Gegenden die Ausbildung eines festbegründeten Interesses der Selbstständigkeit und dessen Verflechtung mit dem Deutschen Reichskörper verhindert hatten. An diesen Grenzlanden mußte, was keinen Halt, keinen Anlehnungspunkt hatte, dem mächtigen, geschlossenen Nachbarreiche zufallen; dieses mußte bis zu einem gewissen Punkte vordringen; aber nur bis zu diesem Punkte, keine Linie weiter in den Bereich begründeter Staatsmacht. Auch ist Deutschland deshalb nicht schwächer geworden und der Gegner nicht mächtiger. Wie kräftig kündigte sich nur allein Brandenburg schon in der nächsten Folgezeit an! welche Wichtigkeit hatte es nicht schon funfzig Jahre später! und wie bald reifte nicht dieser Theil zur Europäischen Großmacht! Ueberhaupt kann auch der Eifer für die Integrität des Staatsgebietes so übertrieben werden, daß er aufhört, den Schein der Aufrichtigkeit zu behalten und den Argwohn erzeugt, er solle nur mit sophistischer Heuchelei ganz andre Absichten verdecken. Es mag Ehrensache für eine Nation sein, nicht ihre Brüder wider deren Willen unter auswärtiges Joch drücken zu lassen. Es ist Pflicht eines Volks, Selbsterhaltungspflicht, sich nicht derjenigen Bestandtheile seines Gebietes berauben zu lassen, mit denen seine wichtigsten Interessen, seine politische Macht, seine Unabhängigkeit selbst im nächsten Zusammenhange stehen, deren Besitz in fremden Händen dies Alles gefährden müßte. Aber daß eine Nation sich obstiniren sollte, unbedingt nichts von dem, was der zufällige Gang der verflossenen Jahrhunderte ihr gelassen hat, in fremden Besitz

*) Die Bedeutung der Schwedischen Erwerbungen wird im folgenden § besprochen werden.

gelangen zu lassen; daß sie lieber sich den äußersten Unfällen aussetzen, lieber im Innern jeden Zwang, jede Entbehrung, jede Ungerechtigkeit dulden sollte; das hieße der Politik vernünftiger Interessen entsagen und dafür einer Richtung folgen, die an kindischen Eigensinn grenzt. —

Für das Europäische Volksthum ist, nicht sowohl der Westphälische Frieden, als der dreißigjährige Krieg unbezweifelbar wichtig gewesen. Diese gewaltige Krisis bestätigte und vollendete den Uebergang aus dem Mittelalter in die neuere Zeit. Sie warf die letzten Stoffe des Ersteren aus, soweit sie nicht zu dem Neuen zu passen waren *). Sie befestigte das System der Territorialgewalt, dessen Grundcharakter die Beurtheilung aller Verhältnisse nach Besitzstand und erworbenem Recht und die Stabilität des Staatslebens, unter einseitiger Fortentwickelung der Regierungsgewalt, ist. Sie machte dem Entwickelungsprocesse in den mittleren Stufen des Staatslebens ein Ende und schaffte dafür demselben desto freieren Raum auf den Höhen. Es entschied sich von Neuem, daß die Geschicke der Staaten auf festbegründeten Interessen beruhten, mit denen sich nicht mehr nach Willkür schalten ließ; und indem von da an immer mehr die auswärtige Politik der Staaten, die damals und lange nachher das Hauptgeschäft der Regierungen war, von den falsch oder richtig erkannten Interessen der Länder, statt von persönlichen Beweggründen **) gelenkt wurde, fand sich hierin ein Uebergang zu der Zeit, wo die Landesherrlichkeit sich zur Staatsgewalt durchbildet.

---

*) Die Französische Revolution hat nichts mit dem Feudalwesen zu thun gehabt; wie viele ehrliche Leute sich das auch einbilden.

**) Die Anekdoten, an denen sich Leute, wie der selige Kotzebue und Cons. ergötzen, wie angeblich große Weltgeschicke von ganz zufälligen Umständen abgehangen hätten, z. B. der Ausgang des Spanischen Erbfolgekrieges durch einen Handschuh und eine Ohrfeige bestimmt worden sei; verdienen eigentlich keine Berücksichtigung, sollen aber, zum Nutzen schwacher Gemüther, bei letzterer Gelegenheit ihre Abfertigung erhalten.

§. 36.

Außerdeutschland.

Der dreißigjährige Krieg, obwohl er unläugbar den Vorgrund dieser Epoche einnimmt, hat gleichwohl weniger Einfluß auf die auswärtigen Händel gehabt, als diese auf Jenen. In der That die im Erstereren beschäftigten Mächte waren von ihm selbst zu gewaltig in Anspruch genommen, als daß sie auf Weiteres hätten blicken mögen. Nur Oesterreich, in der Zeit seines höchsten Siegesrausches, griff über die Grenze und zog sich dadurch den gefährlichsten Sturm zu.

Frankreich war, nach Heinrichs IV. Ermordung, eine Zeit lang inneren Intriguen und Parteireibungen verfallen, bei denen es, unter der Regentschaft der Marie von Medicis, eher den Spanischen Einflüssen unterlag, als daß es in Opposition gegen Spanien und Oesterreich getreten wäre. Auch der Cardinal Richelieu (1624—1642) der auf lange Zeit hinaus der Französischen Politik den ihr vorgezeichneten Charakter aufdrückte, und mehr noch sein Nachfolger Mazarin — schwankte im Ganzen, zwischen dem Bestreben, Spanien an Frankreich zu fesseln und dem offenen Kampfe mit Spanien. In jedem Falle wollte er über Spanien gewinnen und Frankreich dadurch erheben, daß es als Führer in der Opposition gegen das gefahrdrohend dargestellte Oesterreich-Spanische Principat erscheinen sollte. Er war ein kräftiger Geist und kannte die Franzosen. Er schlug die Wege ein, durch welche die Regierung derselben bequem zu machen war. Ihrem Volks- und Staatsleben eine bessere Grundlage und einen edleren Charakter zu geben, versuchte er nicht, vermochte er vielleicht nicht. Unter ihm sind viele Keime gesäet worden, die später in blutiger Erndte aufgiengen. Aber wenn man von dem absieht, was man als geschehen wünschen möchte, ohne zu wissen, wie es hätte geschehen können, ist seine Staatsklugheit anzuerkennen. Er unterdrückte die Elemente des Widerstandes im Innern Frankreichs und lenkte die Blicke

des Volks von diesen Vorgängen auf die auswärtigen Händel, aus denen es Ruhm und Macht *) gewann. Was er aus Grundsatz gethan, darin folgte der schwächere Cardinal Mazarin nach, weil es seinen persönlichen Neigungen und Absichten entsprach und zuletzt, einmal eingeleitet, in der Natur der Sache lag, einem jeden Gewalthaber zusagen und beifallen mußte.

Zu Anfang des dreißigjährigen Krieges war Frankreich, wie bemerkt, mit inneren Nichtswürdigkeiten beschäftigt. Auch in den ersten Jahren nach Richelieu's Uebernehmung des Steuerruders und bis er besonders die Hugonotten, als gewaffnete Opposition, durch die Einnahme von Rochelle gebrochen hatte, hütete er sich, direct und offen sich der Deutschen Protestanten anzunehmen. Er that es darauf durch die zweite Hand, durch Schweden, das er gerade zu der Zeit auf Deutschland lenkte, wie er in Italien den Frieden zu Chierasco zu erwirken wünschte. Mit offenem Hervortreten zögerte er, bis die Deutschen in äußerster Bedrängniß ihm jede Forderung zugestanden. Darauf griff er das Haus Habsburg auf allen Seiten an und begann schon, nicht bloß abzuwehren, sondern auf eigne Vergrößerung Frankreichs zu denken und diese auf solchen Stellen zu suchen, die mit dessen natürlichen Zwecken allerdings in Beziehung standen.

Vorgeleuchtet hatte dieses Gewitter bereits in Italischen Händeln. Graubündten besaß seit den Mailänder Kriegen das Valtellin in den Italischen Grenzalpen und beherrschte dessen katholische Einwohnerschaft mit aller Härte von Republikanern und bigotten Protestanten. Nicht ohne Spanischen Einfluß erfolgte (1620) ein Aufstand, der Spanischen Schutz fand. Die Sache war weder Venedig, noch Frankreich gelegen. Denn der Besitz des Valtellins hätte die Verbindung zwischen den Besitzungen der beiden Zweige des Hauses Habsburg überaus erleichtert. Deshalb durch lange Jahre wech-

*) Letztere wenigstens scheinbar. Im Wesen wird sich schwer nachweisen lassen, daß Frankreich durch seine Erwerbungen wahrhaft mächtiger geworden. Einzelne sicherten jedoch seine Grenzen.

selnde Händel darüber, in denen Graubündten von Frankreich und Venedig, Valtellin von Spanien unterstützt ward und die Nachwirkung des Standes der großen Welthändel sich auch in diesen verborgenen Thälern fühlbar machte. Der Vertrag von Monzon, zu einer Zeit geschlossen, wo Richelieu auf andre Dinge gerichtet war, (1625) stellte die Herrschaft Graubündtens, unter günstigen Bedingungen für das Valtellin, wieder her. Diese Bedingungen wurden nicht gehalten und Frankreich besetzte das Valtellin (1631). Graubündten bekam die fremden Gäste satt und rief die zeitherigen Feinde, Spanien und Oesterreich, zu Hilfe. Die Franzosen wurden vertrieben, aber der Besitz des Valtellins mußte den alten Herren gelassen werden.

Die regierende Linie des Hauses Gonzaga in Mantua und Montferrat starb aus (1627). Auf das Erbe hatte der Prinz von Rethel, der Sprößling einer jüngeren, in Frankreich lebenden Linie, den nächsten Anspruch und trat in Besitz. Aber Spanien und Savoyen wollten Montferrat theilen. Gegenansprüche, welche die Linie zu Guastalla machte, konnten einen Vorwand bieten. Oesterreich sah nur ungern einen Französischen Prinzen unter Italiens Fürsten und war damals auf dem Gipfel seiner Macht. Deshalb verweigerte der Kaiser die Belehnung. Spanien und Savoyen besetzten Montferrat. Der Kaiser sendete einen Commissair, um Mantua als erledigtes Reichsland in Beschlag zu nehmen. Der Herzog widerstand und beschickte Venedig und Frankreich um Hilfe. Venedig war bereit, wenn Frankreich theilnähme. Bereits überschritt auch eine Französische Armee die Alpen (1628), bedrängte Savoyen, gieng aber, als der Herzog von Mantua sich weigerte, Montferrat als Preiß der Hilfe an Frankreich abzutreten, zurück. Mantua ward belagert. Nochmals rückten die Franzosen an, bekriegten Savoyen und beredeten Venedig, den Entsatz von Mantua zu wagen. Aber seine Armee ward bei Valesso geschlagen, oder floh vielmehr auf die schimpflichste Weise, ohne geschlagen zu sein (1630). Mantua ward erobert, der Herzog vertrieben und ganz Italien, selbst der Pabst ward unruhig über Oesterreichs

Stellung. Da kam die Bedrängniß, welche der Einfall der Schweden herbeiführte. Frankreich nahm sich ernstlicher des vertriebenen Herzogs an. Es bedrängte Savoyen. Oesterreich, das sich außer Stand sah, auch auf diesen Punkt seine durch die Deutschen Händel so gewaltig in Anspruch genommenen Kräfte zu wenden, gab nach und in dem Vertrag von Chierasco (6. April 1632) wurde der Prinz von Rethel als Herzog von Mantua anerkannt; trat aber einen Theil von Montferrat an Savoyen, gegen das an Frankreich fallende Pignerol ab.

Mit Spanien blieb Feindschaft und sobald als Richelieu die Verhältnisse zum entschiedenen Bruche mit beiden Zweigen des Hauses Habsburg reif hielt; griff er auch Beide gleichzeitig an. Damals schon regten sich Eroberungspläne in dem Französischen Cabinet und die auf soviel Seiten vertheilten Besitzungen Spaniens, dessen Mittelpunkt so schwach schien, luden dazu ein. Bei alle dem erschien Spanien damals stärker, als in den letztern Jahren Philipps II. Noch war viel Kraft in der Nation und unstreitig hatte das Reich über mächtige Hilfsquellen zu gebieten. Die Verwaltung des Herzogs von Lerma, der den Waffenstillstand mit den Niederlanden erneuerte, war zwar schwach und die des Herzogs von Uzeda nicht stärker. Aber eben in dieser unthätigen Schwäche genoß Spanien wenigstens Ruhe und sammelten sich, auch ohne Zuthun, neue Kräfte als natürliche Früchte des durch sich selbst fortwuchernden Besitzes. Spanien hatte noch immer tüchtige Krieger, Geld genug, und einen gewissen Glauben für sich, der sein Ansehen erhielt. Es war nicht dem plötzlichen Mangel ausgesetzt, der Oesterreich so oft lähmte. Sein Unglück war nur, daß sich mit dessen geringeren Kräften mehr ausrichten ließ, als mit Spaniens Reichthum. Selten wird dies erkannt, wo das Bewußtsein der Kraft erwacht ist. In diesem Bewußtsein — und wohl auch durch die Absicht bestimmt, gelegentlich dem gemeinsamen Interesse in Deutschland zu Hilfe zu kommen, hatte der Herzog von Olivarez den Krieg mit den Niederlanden (1621) wieder eröffnet. Kaum konnte man ernstlich hoffen, diese seitdem an Macht und

Reichthum gewachsenen Provinzen wieder zu unterwerfen. Aber Vortheile waren dort zu erringen und auf Deutschland mochte gewirkt werden. In diesem Sinne gieng auch der Krieg, vornehmlich auf Einnahme fester Plätze gerichtet, von Spinola gegen Moritz von Nassau nicht ohne Glück geführt. Nachher starb Moritz (1628) in Gram über den Verlust von Breda; Spinola gieng ab (1627); der milde, verständige Friedrich Heinrich von Nassau führte den Krieg mit Erfolg; Frankreich schloß einen Subsidienvertrag (1630) und kam seit der Kriegserklärung (1635) an Spanien den Niederlanden offen zu Hilfe.

Diese bedurften deren kaum. Sie waren auf der Gipfelhöhe ihrer Macht; da auch die Englische Concurrenz durch Englands innere Unruhen gedrückt war; ihr innerer Wohlstand einen grellen Contrast zu dem verwüsteten Deutschland bildete; ihr Colonialbesitz durch kühne Seefahrer erweitert wurde; die Vereinigung Portugals mit dem Spanischen Erbfeind ihnen erlaubt hatte, sich überseeische Besitzungen des Ersteren anzueignen; und überall ihre Gunst, ihre Hilfe gesucht ward. Je heftiger Spanien von Frankreich bedrängt ward und je deutlicher dieses allmälig den Gedanken blicken ließ, die Spanischen Niederlande seien ein wohlgelegenes Besitzthum für Frankreich; desto sicherer mußte bei Spanien wie bei Nordniederland die Ueberzeugung Wurzel schlagen, daß ihre nur durch Ereignisse, nicht durch Verhältnisse erzeugte Feindschaft eine Thorheit und daß sie vielmehr zu einem Bunde wider eine Beiden drohende Gefahr berufen seien. So ward der Friede zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten zuerst unterzeichnet *).

Der Gedanke, die Spanischen Niederlande zu erwerben, hat Frankreich noch lange beschäftigt. Immer hat sich die entschiedenste Opposition von Seiten anderer Mächte dagegen gestellt. Ob diese Opposition wahrhaft gerechtfertigt sei, soll an dieser Stelle noch nicht untersucht werden. Hier nur die Bemerkung, daß im Innern des Landes selbst, mit Ausnahme

*) Zu Münster, den 20. Jan. 1628.

einzelner, in der That auch frühzeitig mit Frankreich vereinigter Theile, deren Wesen Französischer war, als das der Andern, sich einer bleibenden Vereinigung mit Frankreich größere Schwierigkeiten entgegenstellen dürften. Der Elsaß war viel leichter zu vereinigen. Ein Germanisches Volk unterwirft sich fremder Herrschaft, wenn es mit Mäßigung behandelt, seine Sitte geschont und Gerechtigkeit *) gehandhabt wird. Diese Celtisch-Germanischen Zwischenländer aber scheinen zu Selbstständigkeit bestimmt zu sein; ihr Volk hat seinen eignen Starrsinn; sie sind den Franzosen feindlicher, gerade weil sie ihnen um etwas näher stehen; und Flandern würde für Frankreich eine Vendée werden, die gefährlicher wäre, weil sie bessere Hilfe von Außen hätte.

Jenen Lieblingsgedanken zu fördern, unterstützte Frankreich die Unruhen in Catalonien; wohin alte Beziehungen zwischen den Grafen von Barcelona und der Provence winkten und wobei Frankreich seine Ansprüche auf Navarra wieder geltend machte. Nicht daß Frankreich ernstlich Besitzungen in jenen Ländern erstrebt hätte; aber es wollte seine dortigen Ansprüche gegen die Niederlande austauschen.

Ebenso unterstützte es die Losreißung der Portugiesen von dem Spanischen Joche. Der Wunsch der Befreiung war nie in Portugal erloschen. Durch einige Jahre der Ruhe wieder erstarkt und von dem ersten Schrecken erholt, zugleich in wichtigen Interessen durch die Vereinigung mit Spanien, die allen Gegnern desselben seine Colonieen preißgab, ohne ihm Schutz dafür zu gewähren, verletzt; benutzte es Spaniens Schwäche und die günstige Zeit, wo in dessen Innern selbst sich der Aufstand erhob, und Frankreich es siegreich bekämpfte; um sich loszusagen von Spanien. Don Juan, Herzog von Braganza, dem Hause der alten Könige verwandt, erklärte sich zum Könige. Das Volk hielt ihn,

*) Gerechtigkeit ist: unparteiische Ausführung des positiven Rechts. Es giebt keine Andre. Ursprünglich — und auch das nicht im eigentlichen Sinne des Worts — ist höchstens die Rechtsidee. Specielle Urrechte giebt es nicht.

nicht seines Charakters halber, aber als Ausdruck der Portugiesischen Nationalität. Die Seemächte und Frankreich wurden durch Concessionen, deren Wichtigkeit für England man damals noch nicht ahnen mochte, und mehr noch durch die gemeinschaftliche Feindschaft gegen Spanien gewonnen und Spanien war zu schwach, auch nur ernstlichen Krieg gegen Portugal zu führen. An Wiederunterwerfung war nicht zu denken. Den Vortheil wenigstens hatte die Episode der Vereinigung mit Spanien für Portugal gehabt, daß es den Beziehungen zu dem übrigen Europa und dessen Standpunkte näher gerückt ward, während es früher fast ganz auf abenteuerliche, romantische Projecte verwiesen war. Und wie seine Herstellung durch die Antispanische Politik Europäischer Mächte gefördert ward, so ist es auch später zuweilen gegen Spanien benutzt worden. Denn trotz der Aehnlichkeit beider Höfe, die eine gemeinsame Richtung befolgten, trotz der Verwandtschaft beider Völker *), der Gleichartigkeit der Länder, bestand die natürliche Feindschaft zwischen dem kleineren Staate, der in dem Größeren den ehemaligen Unterdrücker sah und das Bedürfniß fühlte, demselben seine Bedeutung fühlen zu lassen und dem Größeren, der den Nachbar verachtete und doch nicht bezwingen konnte. Der Frieden ward lange nicht geschlossen, wie der Krieg schon factisch beendigt war. Erst 1668 erkannte Spanien Portugals Unabhängigkeit an. — Darin aber bewährte sich das Gewicht der geschichtlichen Thatsachen, daß Catalonien, wenigstens eben so sehr wie Portugal zu Unabhängigkeit berufen, von einem tüchtigeren Volke bewohnt und dessen Freiheit erstreben zu helfen, den auswärtigen Staaten wenigstens ebenso wichtig sein mußte, sowohl damals als sechzig Jahre später, fruchtlos unter gewaltigen Anstrengungen und Leiden sich von Spanien loszureißen suchte; daß es vom Auslande aufgeregt, benutzt und dann verlassen ward; und daß Spanien die höchsten Kräfte zu Unterdrückung der Catalonischen Aufstände aufbot, während es in Portugals Unabhängigkeit sich unwillig aber leidend fügte.

*) Eben wegen derselben.

Spanien gieng nicht in die Vorschläge der Franzosen ein, die auf Abtretung der Niederlande gerichtet waren. Es verzweifelte nicht an seinem endlichen Siege in seinem eignen Gebiete und glaubte niemals, für die Unterwerfung Cataloniens und für Frankreichs Ansprüche auf Navarra so große Concessionen machen zu müssen. Die inneren Händel der Französischen Fronde, diese letzten Zuckungen einer geist- und kraftlosen Adelsopposition verschafften ihm sogar vorübergehende Vortheile über Frankreich. Bald trat das Uebergewicht der Franzosen, wenigstens auf der Seite der Niederlande, unter Türenne's Führung wieder ein. Auch England, unter dem Protector Cromwell, der gegen Spanien keine Rücksichten zu nehmen hatte, ward eingeladen, an dem Beutezug — denn etwas Weiteres war dieser Krieg nicht — theilzunehmen und mit der Einräumung Dünkirchens, das auch später noch der zeitigen Politik viel unnöthige Noth gemacht hat, belohnt. Endlich sah Mazarin doch, daß vor der Hand nichts weiter herauszupressen sei: in Catalonien giengen die Sachen nicht wie sie sollten; in England bereitete sich die Restauration eines Königs, der Spanien verpflichtet war; ein zu rasches und zu weites Vorschreiten Frankreichs gegen die Niederlande hin würde ganz Europa beunruhigt haben; vor der Hand war gewonnen was er wünschte; er sah sich durch Türenne's Sieg auf den Dünen (8. Juni 1658) an seinem Parteigegner Condé gerächt und einzelne Erwerbungen für Frankreich gemacht, die als Vorgang zu Weiterem dienen konnten. Er näherte sich deshalb Spanien wieder und schien sich einer Politik bedienen zu wollen, die auf Freundschaft dieser beiden Staaten berechnet sei, die friedliche Verständigung dem feindlichen Begegnen vorziehe; und das erschöpfte Spanien war froh, in dem Pyrenäischen Frieden *) vom 7. Nov. 1659, gegen von Frankreich bewilligte theilweise, oder gänzliche Restitution Französischer exilirter Prinzen, und Beschließung eines die neue Freundschaft besiegelnden Heirathsprojectes

*) Vergl.: histoire des négociations et du traité de paix des Pyrenées; à Amsterdam, 1750, 2 voll. 12.

zwischen Ludwig XIV. und einer Infantin, mit der Abtretung von Roussillon und einigen Südniederländischen Plätzen wegzukommen. Frankreich that eine Zeit lang schön mit Spanien, um, wenn es selbst wieder sich erholt und irgend eine Gelegenheit sich dargeboten hätte, abermals irgend ein Beutestück zu entführen. Dieses Spiel mußte solange fortgehen, bis alle jene abgesonderten Besitzthümer der Spanischen Monarchie, die diese nicht mehr zu behaupten vermochte, losgetrennt und zur Selbstständigkeit, oder in fremde Hände gelangt waren. Darin gleicht dieser mit dem Pyrenäischen Frieden beendigte Krieg den früher geschilderten Nordischen Händeln, daß er auch seinen Grund in dem allmälig hervortretenden *) Unvermögen eines ausgedehnten Reiches fand, seine getrennten Besitzthümer zusammenzuhalten. Aber Spanien hatte in sich selbst wenigstens einen Kern, dem kein Feind etwas anhaben mochte. Alles Fremde mochte abgerissen, Spanien selbst durfte nicht angetastet werden. Nur Spaniens eigne Hand sollte sich Wunden schlagen; wie damals (1609—10) durch völlige Vertreibung der fleißigen Moriskos geschah.

Italiens Lage ist in dem Obigen schon gelegentlich angedeutet worden. Es genoß im Ganzen eine Ruhe, die durch die erwähnten Händel um das Valtellin und um Mantua nicht gefährlich unterbrochen wurde. Den Pabst, wie Venedig und Savoyen beunruhigte das Habsburgische Principat und der heilige Vater soll über die Siege der Schweden gefrohlockt haben. Für Europa entschwand die Gefahr; für Italien nicht. Der Kirchenstaat selbst ward durch das ererbte (1636) Herzogthum Urbino und durch das über Parma erstrittene (1649) Castro und Ronciglione vergrößert. — Genua ward durch den von Savoyen herrührenden flüchtigen Einfall eines Französischen Angriffs (1625) beunruhigt und hart bedrängt. Aber noch damals fand es einen Doria, der zu tapfern Widerstand mahnte, bis Spanischer Entsatz zu Hilfe kam. Diese ganzen Italischen Händel, sowohl die Innern, als die Unternehmungen des Auslandes darauf, erscheinen so

*) Es wirkte schon, noch ehe es bemerkt ward.

recht eigentlich ins Kleine gezogen; von kleinen oder kleinlichen Interessen bestimmt. Erschleichung, Ueberrumpelung, treulose, widernatürliche Bündnisse sind die beliebtesten Mittel und werden eine Zeit lang auch in der größeren, von mächtigeren Interessen bewegten Staatenwelt Mode. Nur in dem Kampfe mit der Pforte lebt ein höherer Geist auf und einen Solchen hatte Venedig von Neuem zu bestehen, der bereits in der hier geschilderten Epoche anhob, aber in seinem Verlaufe der Folgenden angehört.

England war im Anfange dieses Zeitraumes mehr durch das was es nicht that, als durch das was es that, bemerkenswerth. Schon am Schlusse der vorhergehenden Epoche sahen wir König Jakob sich Spanien nähern, von den zeitherigen politischen Verbündeten Großbritanniens sich zurückziehen. Es gieng dies nicht bis zum thätigen Beistand gegen die früheren Freunde — wie denn Jakob überhaupt kein activer Charakter war — nicht einmal bis zum gänzlichen Aufgeben ihrer mit Englands Interessen so sichtlich verbündeten Sache; aber Kälte und Gleichgiltigkeit traten unverkennbar ein. Es ist ferner erwähnt worden, wie Jakob durch persönliche Rücksichten wohl veranlaßt war, in allen Deutschen Händeln eine Partei zu ergreifen, wie aber Unentschlossenheit und Kargheit ihn abgehalten, bis es zu spät war. Was hätte er auch Bedeutendes für eine Sache, die England so fremd war, thun können? In Frankreich, in den Niederlanden hatte es sich um den Sieg oder Untergang eines England absolut feindlichen Princips gehandelt und Elisabeth durfte sich wohl veranlaßt halten, zu dem Sturze desselben etwas beizutragen. Deutschland hatte England jederzeit ferner gestanden; wer dort siege, war ihm gleichgiltiger; und zu Jakobs Zeit war von einer Umwälzung des Deutschen Reichskörpers noch nicht zu reden. Die mächtigsten protestantischen Fürsten blieben ja ruhig. Politische Abenteurer waren auch Jakob zuwider und in den Kreisen, auf die er vornehmlich in England sich stützte, bestand keine Sympathie zu der Opposition in Deutschland. — Sein Nachfolger ward

durch innere Angelegenheiten abgezogen. Denn auch England sollte seine Revolutionsperiode haben.

Nicht umsonst hatte Heinrich VIII. sich zum kirchlichen Reformator seines Volks gemacht; nicht umsonst die katholische Maria durch ihre grausame Verfolgung und Unterdrückung der neuen Lehre dieser erst das rechte Ansehen und die Liebe des Volks verschafft; sodaß im Vergleich dieser und der nachfolgenden Regierung der Protestantismus in den Augen des Volks mit bürgerlicher Freiheit und Wohlfahrt identisch ward; nicht umsonst hatten alle Fürsten des Hauses Tudor die mittleren Classen des Volks geschützt und gehoben, um die Höheren drücken zu können. Das Alles hatte den Geist des Volkslebens gewaltig belebt und namentlich in den mittleren Classen ein Bewußtsein der Kraft und ein Bedürfniß nach freiester Bewegung und nach ruhmvoller Uebung der Thatkraft erweckt. Bei dem Allen hätte selbst ein absolutes Regime in England sich fortsetzen lassen; wenn es in dem Geiste der Tudors und namentlich der Elisabeth vorgeschritten und sich wohlthätig für die Interessen der mittleren Classen, für den Ruhm und die Wohlfahrt des Ganzen bewiesen hätte. Der Engländer ist über den Formendienst hinaus. Er verlangt vom Staate, daß er ihm höchste Freiheit in seinen persönlichen Beziehungen, ihn seinen Gang für sich gehen lasse und die öffentlichen Angelegenheiten im Interesse und zur Ehre der Nation leite. Wer dies dann thut, das ist ihm gleichgiltig. Aber wenn es nicht gethan wird, so sorgt er dafür, daß die Rechten an die Spitze kommen. Die Stuarts waren nicht die Rechten. Sie hatten keine Sympathie für das Princip der bürgerlichen und religiösen Freiheit, auf welches das Englische Staatsleben sich stützen mußte. Sie waren nicht, wie Elisabeth, der lebendige Ausdruck desselben Geistes der Verständigkeit, Klarheit und echt Englischen Nationalität, der jenes Princip und seine Formen in England hielt und heimisch machte. Ohne eben in praxi tyrannisch zu gebahren, waren sie der Freiheit in thesi abhold und neigten sich gegen Außen zu allen Richtungen des politischen und kirchlichen Absolutismus. Sie irrten in den Zwecken und

vergriffen sich in den Mitteln. Es gieng ihnen Kälte, Ruhe und Gleichmaaß ab. Sie obstinirten sich in dem Vergeblichen. Dem Charakter des Jakob war zu seinem Glücke ein guter Antheil Phlegma und Pedantismus beigemischt. Auch wirkte die Regierung Elisabeths nach und er konnte in seinem passiven Wesen nicht verderben, was sie gut gemacht. Man ließ ihn gehen und höchstens das Ansehen der Krone litt durch ihn. Dies freilich um so schlimmer, je höher sein Nachfolger Karl I. dasselbe in der Idee gestellt wissen wollte. Dieser, der Hartnäckigkeit an der Stelle der Kraft besaß, bald zu viel, bald zu wenig und nichts that, was ihm Achtung und Popularität bei dem Volke verschaffen konnte; sah sich bald einem wogenden Parteikampfe gegenüber, in den er durch unkluges Steuern immer tiefer gerieth, bis die Wogen über sein Haupt zusammenschlugen. — Einem Parteikampfe. Denn die Art, wie die Reformation in England eingeführt worden war, der Gegensatz der Systeme unter Eduard und Maria, das Verfahren der Tudors gegen den Adel, die Härten, die sich selbst Elisabeth erlaubt hatte, die Gährungen, welche zu Gunsten Maria Stuarts entstanden waren; dies Alles hatte dem ganzen Treiben einen Parteicharakter verliehen, zahlreichen Anlaß zu Spaltungen gegeben und Elemente des Widerstandes, der Reaction, genug geschaffen. Indem die kirchliche Trennung, durch den Willen des Königs Heinrich VIII. eingeführt, hauptsächlich nur auf die Lossagung von Rom gerichtet ward; erhielt man die Formen und Einrichtungen der Anglikanischen Hochkirche in großer Annäherung an den Katholicismus. Darum konnten sie dem strengeren Protestantismus, der, nachdem die Verbindung mit Rom gebrochen war, sich ausbreiten mußte, nicht immer genügen und es bildeten sich zahlreiche Secten und Factionen, die eine um so feindlichere Stellung gegen die Kirche annahmen, je stolzer sich diese über sie erhob und die weltliche Gewalt gegen sie rüstete. Bald ward den Königen ihr Festhalten an der Anglikanischen Hochkirche als Hinneigung zu dem Katholicismus ausgelegt, die in der That in den Stuarts lebte und in diesem Argwohne wurden auch die gemäßigten Protestanten für

die Sache der Factionen gewonnen. Auf der andern Seite glaubte der hohe Adel, verloren zu haben und wiedergewinnen zu können. Er fühlte sich durch das Emporkommen der Bürger ebenso gedrückt, wie durch die steigende Macht der Krone. Er empfand auch, daß der Wegfall der Katholischen Kirche den ganzen Charakter des Staatslebens dergestalt verändert habe, daß auch die Aristokratie nicht mehr in der früheren Form und Weise gedeihen konnte. Er wußte aber die neue Form seines Wirkens nicht zu finden, die später seine Nachkommen in ihrem vorwaltenden Einfluß im politischen Leben so gut erkannt haben; sondern, sobald er Könige auf dem Throne sah, die mit ihm in einer gewissen Sehnsucht nach den früheren guten Zeiten und in der Antipathie gegen viele, zum Theil bloß äußerliche, Regungen des Zeitgeistes harmonirten, so verfiel er in den Wahn, durch Hilfe derselben Krone, die ihn herabgedrückt, wieder steigen zu können. Aber er irrte, ebenso wie die Könige irrten, wenn sie in einer Annäherung und Theilnahme für die Stimmung des Adels ihren eignen Wünschen schmeichelten. Das Traumgebild des Absolutismus der Krone, das Karl I. im Lichte des göttlichen Rechtes erblickte, war nur unter der Bedingung zu verwirklichen, daß die Krone ihre Gewalt in steter Uebereinstimmung mit der Meinung und dem Bedürfnisse des Volks übte. Sie hatte sich von dem Adel emancipirt, indem sie das Volk zufrieden stellte. Hörte sie auf, dies zu thun, so mußte sie unter das Joch des Volks fallen. Die Autorität des Adels war in dieser Uebergangsperiode schwächer als vorher und nachher*). Nur auf dem Wege des Hauses Tudor war der Entwickelungsgang der königlichen Gewalt auch in England mit Erfolg fortzuführen. Dafür waren die Stuarts nicht klaren Blicks, nicht ruhigen Sinnes,

*) Die Macht der Aristokratie wird durch Sitte und Gewohnheit bedingt. Sie gedeiht nur im ruhigen Gleise des Herkömmlichen. In gährenden, bewegten Zeiten verschwindet sie. Die Aristokratie giebt in Revolutionen gar keinen Schutz; aber — wenn sie den rechten Geist hat — mag sie unter Umständen dieselben verhüten.

nicht feſter Hand genug. Karl I. verdarb es mit der öffentlichen Meinung; verrieth Grundſätze, die in ſchroffem Widerſpruche zu dem politiſchen und kirchlichen Glaubensſyſteme der Nation ſtanden; neigte ſich zu den Reactionsparteien hin, ohne auch nur für dieſe etwas Entſchiedenes zu thun, oder ſie wahrhaft für ſich zu gewinnen; ergriff Maaßregeln, die ihm die Nation nur vergeben konnte, wenn ſie im ſichtbaren Intereſſe und zum Ruhme Englands angewendet wurden, deren Ungeſetzlichkeit aber in ſeinen Händen durch nichts verwiſcht ward; fand Widerſtand; ergriff jedes Mittel zu deſſen Unterdrückung; ſah aber ihn, der von einem ſtarken Volksthum getragen war, ſtets erbitterter werden; verhärtete ſich in ſeinen Abſichten; that einen falſchen Schritt nach dem Andern; bürdete dem Königthum alles Gehäſſige ſeiner Partei und dem Adel alle Schuld der Krone auf; und gieng zuletzt im Kampfe mit ſeinem Volke unter.

Zweckloſe und vergebliche Kriege mit Spanien und Frankreich, wobei Karl I. ohne Erfolg und Ruhm, und ohne durch Engliſche Intereſſen dazu aufgefordert zu ſein, die Kräfte des Volks verſplitterte (1627—30) und die auf die damaligen Verwirrungen des Europäiſchen Staatenſyſtems nicht den mindeſten Einfluß hatten; gaben den erſten Anlaß zum ernſteren Zwieſpalt zwiſchen König und Parlament. Sie würden es nicht gethan haben, wäre man ſonſt mit dem König zufrieden geweſen. Darauf öftere Auflöſung des Parlaments und eilf Jahre lang Regierung des Königs ohne alles Parlament (1630—40). Er benutzt dieſe Unumſchränktheit, nur um ſeinen Lieblingsmeinungen zu ſchmeicheln und ergreift jedes Mittel, die öffentliche Unzufriedenheit niederzuhalten. Darüber wird ſie immer erbitterter und in ſich ſtärker. Der Verſuch, die Engliſche Liturgie in Schottland einzuführen, — ein doppelt unkluger Streich, da der König außerdem auf Schottland noch am Meiſten rechnen konnte — verwickelt ihn in Händel mit den Schotten, denen er bei der Stimmung des Volks nicht länger ohne Parlament begegnen kann. Er beruft es (April 1640) und hört eine Sprache, die ihm unerträglich iſt. Es wird aufgelöſt (Mai) und die

Schotten rücken gegen England, ohne Widerstand zu finden. Nochmals wird das Parlament einberufen (Nov. 1648) und das wird das Lange, das sich zum Richter aufwirft über die Handhabung der königlichen Gewalt, sich permament erklärt, die Zügel der Regierung erfaßt, den König bedrängt, bis er offenen Krieg erhebt, ihn besiegt und den Gefangenen verurtheilt. Karl I. ward am 30. Jan. 1649 enthauptet*). Sein Tod war keine politische Nothwendigkeit für England, aber wohl für Oliver Cromwell, dem es darauf ankam, die mächtigsten Volksführer durch die Theilnahme an dieser That an seine Sache zu fesseln. Das der eigentliche Beweggrund. Nicht, daß Annäherungen an den König stattgefunden hatten. Denn für den König traten ja seine Söhne ein.

England nahm nun die Form der Republik an, die sich aber bald in eine militärische Autokratie verwandelte, nachdem Cromwell das Parlament, das, wiewohl es nur noch ein verstümmelter Rumpf war, dennoch gegen seine Dictatur zu opponiren begann, auseinandergejagt (1653) und als Lord Portector den Alleinbefehl über England in seine Hand ge-

*) Sein Prozeß ist durch viele Illegalitäten entstellt. Vergleicht man übrigens diesen Vorgang mit dem bei Ludwigs XVI. Hinrichtung, so ergeben sich bemerkenswerthe Gegensätze. In Frankreich ist Niemand — unter den Conventsgliedern — von einer wahren Schuld und Strafwürdigkeit des Königs überzeugt gewesen und er ist von Keinem gehaßt worden. Für die Einen war sein Tod eine politische Nothwendigkeit, für die Andern ein persönliches Interesse, die Dritten richteten das Königsthum in der Person des Königs, die Meisten glaubten, ihr Widerspruch könne den König nicht retten, sie selbst aber ins Verderben stürzen. Unter Karls Richtern dagegen hat es allerdings Männer gegeben, die den König für die schuldvolle Quelle alles Uebels hielten. Im Uebrigen wurde seine Verurtheilung mehr von Cromwell als von der Partei mit Eifer betrieben, während man in Frankreich einen einzelnen Urheber nicht so leicht auffinden kann und die letzte Triebfeder sehr weit gesucht hat. Dagegen ist Karl auch weniger bedauert worden, als Ludwig. Die Zeit war härter, es war ein junges Gestirn da, um das sich die Königlichen schaarten und der persönliche Charakter Karls entbehrte der liebenswürdigen Güte, durch welche Ludwig die Herzen gewann.

nommen hatte. Dies Alles der so gewöhnliche Gang der Bürgerkriege, daß jede Betrachtung von Ueberfluß scheint.

Schottland, über dessen Widerstand der Kampf zum Ausbruch gekommen, hielt sich freier von seinen Wirren, in einer Art neutraler Selbstregierung. Zwar lieferte es den König, der sich nach Schottland gewendet, in die Hände der Engländer aus. Aber nach seinem Tode fand seine Sache in Schottland den meisten und treuesten Beistand und jedenfalls stellten sich mit Klarheit zwei Parteien heraus, die sich ziemlich das Gleichgewicht hielten und von denen die Eine die Schottische Nationalkirche als ihr Panier betrachtete, während die Andere sich nach Rom kehrte und dem absoluten Königthum huldigte, weil mit dem Siege desselben die Rückkehr der guten alten Zeiten gehofft ward, wo die Herren herrschten. Darein mischten sich wieder persönliche Interessen, alte Familienfehden und der bedeutungsvolle Unterschied zwischen dem Celtischen Hochland und den Sächsischen Niederlanden. Daß aber in Schottland die Partei der Reformers gemäßigter auftrat und sich strenger an ihr Princip hielt, während sie in England in tausend Ausschweifungen verfiel und eben dadurch der Autokratie eines Heuchlers den Weg bahnte; das mag durch die naturgemäßere Entwickelung und Gestalt des Schottischen Protestantismus erklärt werden, der seine Anhänger einmüthiger um die mit vernünftiger Ueberzeugung erfaßte Sache der Nationalkirche versammelte. Darum auch zwar kräftiger Widerstand in gerechter Sache, aber weniger Haß gegen den König. Denn Haß und Verfolgungssucht steigern sich mit dem Bewußtsein der eignen Schuld *). Daß ferner die Sache des Königs in Schottland den meisten Anklang fand, erklärt sich theils durch die größere Gleichgiltigkeit der Gegenpartei, die zu der Gerechtigkeit und Volks-

*) Der Gemeinplatz ist falsch, daß, wer nicht hassen könne, auch nicht zu lieben vermöge. Der wahrhaft Edle und Weise haßt nichts; auch das nicht, was die Welt schlecht nennt. Denn er kennt es und kennt die Menschen, und seine Brust ist voll der unendlichen Kraft des Mitleids und der Liebe. Nur das ist wahr, daß es eine Schwäche giebt, die weder hassen noch lieben kann. Aber der Haß selbst ist Schwäche.

thümlichkeit ihrer Sache zuviel Zutrauen hätte, als daß sie die äußerste Gefahr für dieselbe gefürchtet hätte; und die in diesem Zutrauen das Bedürfniß nach Ruhe und Ordnung fühlte. Theils bestand in Schottland eine geschlossenere ultraroyalistische Partei, als in England; weil dort das Celtenthum und die Hochlande ihre Theilnahme durch Sprache und Wohnsitze zusammenhielten; die politische Freiheit in Schottland noch nicht so alt war, wie in England; und die Schottischen Häuptlinge bei einer Weiterentwickelung derselben mehr zu verlieren fürchten mußten, als der Englische Adel. Die Unternehmungen dieser extremen Partei für die Sache des Königsthums sind aber sämmtlich fehlgeschlagen, und haben ihm in der öffentlichen Meinung nur geschadet. Nur durch die Gemäßigten*) ist es gerettet worden.

Irland gehörte ganz der königlichen Sache und sprach dies zu seinem Unglück in blutdürstigen Verfolgungen gegen die Protestanten aus. Dafür ward es von den Sectirern mit der Schärfe des Schwertes gezüchtigt. Es hatte nur die Kraft, zu hassen und die wehrlose Minderzahl zu morden. Seiner Sache den Sieg schaffen, oder auch nur etwas Großes dafür thun, vermochte es nicht. Seine katholische Bevölkerung sollte ausgerottet werden und ward so decimirt, daß man sie in einen einzelnen Bezirk zusammendrängen konnte**). Funfzig Jahre später war Alles wie erst. Abermals Unterdrückungskriege und wie steht Irland jetzt da! So wenig vermag die That über die Zustände, über die natürliche Bestimmung von Land und Volk.

Die Regierung des Protector Olivier Cromwell wird

*) Diese Partei mag nicht immer die Achtbarste sein und das Extreme findet mehr Bewunderer. In der That ist die Mäßigung des Lobes nur werth, wo sie aus Tugend und Weisheit, und nicht aus Schwäche, oder Interesse fließt. Aber in jener Partei sprechen sich die natürlichen Interessen am deutlichsten aus und verschaffen sich in ihr und durch sie Gehör, sobald das Fieber vorbei ist. Daher ihre Macht und ihr Recht. Sie ist die Repräsentantin der gewöhnlichen, gegebenen Zustände.

**) In die Provinz Connaught.

der der Königin Elisabeth an die Seite gesetzt. In der That derselbe Aufschwung des Handels, der Schifffahrt, des speculirenden Volksgeistes. Dasselbe Ansehen gegen außen. Allerdings nicht dieselbe politische Freiheit. Indeß war auch Elisabeths Regierung von Verschwörungen und politischen Verfolgungen bewegt und die Berufung des Parlaments, die Cromwell mitten in seiner Macht und seinem Ruhme nicht wagen durfte, war auch unter Elisabeth nur Formsache. Factisch also dasselbe; aber nicht rechtlich und dieser Unterschied machte sich in dem ganzen Treiben des Protectors fühlbar. Er durfte es nicht wagen, sich einem constitutionellen Organ gegenüberzustellen. War auch seine Verwaltung gut und ruhmvoll, so war doch nicht das Volk, sondern nur eine Partei zufrieden und selbst die Neutralen hielten sich nur aus Eigennutz, oder Furcht, nicht aus Ueberzeugung ruhig. Und wäre auch das Volk zufrieden gestellt worden, so wäre es doch die Verfassung nicht gewesen, die auch eine Macht ist im Staatsleben. Wehe der Gewalt, auf deren Ursprung ein Fluch ruht, er zieht sich durch ihr ganzes Bestehen fort. —

Wie Cromwell durch List und Gewalt, durch Heuchelei und Härte, sich auf den Thron geschwungen, so hielt er auch durch gleiche Mittel sich darauf aufrecht. Allerdings Verständigkeit und Thatkraft besaß er im eminenten Grade*) und so mochte er die Regierungsweise der Tudors fortsetzen; wohl erkennend, daß das Unrecht seiner Gewalt höchstens dann Vergebung finde, wenn sie zum Nutzen Englands geübt werde. Dennoch war Elisabeths Politik eine Andere. Denn sie wurde mit gutem Gewissen geübt und war deshalb eine reiflich und ruhig Erwogene, tief Berechnete, aus dem Ganzen und auf das Ganze Erfaßte. Dagegen liegt in Cromwells politischen Plänen durchgängig Ostentation. Sie sind ihm Alle nicht Selbstzwecke, sondern Mittel zum Zwecke: zu seinem Ruhm, zur Versöhnung des Volks mit seiner Größe. Elisabeth handelte so, weil sie nicht anders konnte. Sie

*) Die Fortsetzung soll eine Parallele zwischen Cromwell und Bonaparte bringen.

war mit ganzer Seele Regentin ihres Volks und für das Beste desselben wirksam. Cromwell dachte an sich. Die Absicht, die Krone verdienen zu wollen, ist nicht die beste Bürgschaft des Gutregierens. Denn sie führt zu gesuchten Unternehmungen. — In der That ist Vieles in Cromwells Handlungen theils auf den Schein *), theils auf den raschen Vortheil des Augenblicks berechnet. Er wollte so schnell als möglich sich den Dank zahlreicher Volksclassen verdienen. Daher die Navigationsacte und der Krieg mit den Generalstaaten (1652—54), durch welchen Hollands Seemacht von ihrer jungen Britischen Nebenbuhlerin schnell auf die zweite Stufe herabgedrückt wurde. Ein Ergebniß, was sich auf dem Wege der natürlichen Verhältnisse ohnehin gebildet hätte; was aber hier mit Unrecht und Feindschaft wider den treuesten Verbündeten Englands erkauft und von Anfang an auf eine Willkür begründet ward, welche der Englischen Seeherrschaft bis auf unsere Tage nur zu viele Feinde erweckt hat. Cromwell war überdem der Krieg mit Holland auch deshalb wichtig, weil er die Generalstaaten abhalten wollte, die geflüchteten Stuarts zu schützen. Diese fanden nicht bei Frankreich, sondern bei Spanien Schutz, dem man Consequenz, Treue und Ehrlichkeit gegen seine Sache und deren Freunde nicht absprechen kann. Darum jenes seltsame Bündniß zwischen England und Frankreich wider Spanien. Seltsam in in der That jetzt, so gerechtfertigt es in früheren Zeiten gewesen. Denn es galt jetzt weder der Vertheidigung des Protestantismus, noch der Erhaltung des Europäischen Gleichgewichts. Spanien war nicht mehr der angreifende Theil, gegen den man sich zur Vertheidigung verbünden mußte; es war angegriffen, zur Beraubung bestimmt. Frankreich war es, gegen das England auf der Hut zu sein Ursache hatte. An Spaniens Beraubung Antheil zu nehmen, hatte es kein Interesse; nicht einmal Aussicht, den Beuteantheil zu behaupten. Zu diesem Bündniß ist Cromwell nur durch kurzsichti-

*) Dahin gehört zum Theil die Protectorrolle, die er über den Protestantismus in ganz Europa annahm.

gen Egoismus bestimmt worden. Er wollte Spanien für den Schutz, den es den Stuarts gewährte, züchtigen. Es schmeichelten ihm die Ehrfurchtsbezeigungen, mit denen ihn Mazarin überhäufte und die dieser gewiß nicht ohne Grund an ihn verschwendet hätte. Mazarin wußte wohl, daß diese Allianz mehr Frankreichs als Englands Vortheil war. Endlich war es ein Krieg, in dem wenig Gefahr zu laufen, wo aber ein oder der andere Vortheil zu erndten war, wie doch Cromwell schon vorher mitten in Frieden den Spaniern Jamaica genommen hatte. Das mochte behauptet werden; denn der Besitz dieser Westindischen Inseln war nur Sache des Zufalls. Aber Dünkirchen und was sonst an diesen Küsten England zugedacht war; daß das, sowenig, wie früher Calais, auf immer in Englischen Händen bleiben werde, hätte sich Cromwell voraussagen können und Mazarin wußte es recht gut. Die ganze Allianz war nur auf Cromwells Privatwillen gestellt. Mit seinem Tode (3. Sept. 1658) zerfiel sie und Spanien konnte nun seinen Frieden mit Frankreich machen. Letzteres hatte keine Hoffnung, allein von Spanien mehr herauszupressen, als es im Verein mit Cromwell vermocht hatte. Dieser Verein löste sich mit seinem Tode auf. Denn England mußte jeder Vergrößerung Frankreichs widerstreben; — wenigstens ist dies später als leitender Gedanke der Englischen Politik betrachtet worden *) und wenigstens war soviel gewiß, daß es nicht leicht war, Frankreich das einmal in Besitz Genommene wieder zu entreißen, während die Erwerbungen Englands auf dem Festlande stets prekär blieben.

Cromwells Streben gieng darauf hin, das künstliche Gebäude seiner Größe um jeden Preis zu halten, solange er lebte. Es für die Zukunft zu sichern, dafür hat er wenig gethan und konnte wenig dafür thun. Es ist jeder Gewalt,

*) Ob mit Recht, oder Unrecht, soll später untersucht werden. Soviel scheint gewiß, daß diese Politik einem Englischen Staatsmanne lange Zeit als die richtige erscheinen mußte und daß jede Abweichung von ihr, dergleichen auch die Stuarts verschuldet haben, ein Fehler war, weil sie nicht aus Ueberzeugung von der Zwecklosigkeit jener Politik hervorgieng.

die keine Vergangenheit hat, schwer, sich eine Zukunft zu sichern. Cromwell wagte nicht einmal den Versuch, der Seinigen eine rechtliche Grundlage zu geben, denn er zagte vor jeder Prüfung derselben. Sie war ein Kind seiner Thaten; die die politische Nothwendigkeit unterstützte, der Verwirrung durch eine ordnungsmäßige Gewalt ein Ende zu machen und dazu — weil die Verhältnisse zur Wiederaufnahme der legitimen Gewalt noch nicht reif waren — die Stärkste zu wählen. Mit seinem Tode erlosch jede Grundlage seiner Gewalt. Es fand sich Niemand, der Lust*) oder Kraft hatte, an seine Stelle zu treten und die Nation, die durch Cromwells Regierung wieder in das gewöhnliche Gleis gelenkt war, nahm mit freudigem Eifer von Neuem ihre Zuflucht zu dem Königthum ihrer Väter (8. Mai 1660). Die Nation hatte eine praktische Lehre von dem Werthe des Königthums empfangen. Sie hatte eine Uebergangskrankheit überstanden, in welcher manche unbrauchbare Elemente ausgeschieden, manche Extreme verglüht und manche Meinungstrennungen verglichen worden. Daß man in der Declaration von Breda mehr Vortheile für die einzelnen Werkzeuge der Restauration, als Bürgschaften für die Verfassung gewähren ließ; das und die unheilbare Verblendung der Stuarts machte vierzig Jahre später eine zweite Revolution nöthig, die aber überaus ruhig und gemäßigt zu Werke gieng und für die Zukunft besser vorsah. Die darauf erfolgte Durchbildung der Englischen Verfassung und die zur Herrschaft erhobene Gewalt der Discussion hat England für die Zukunft den Gefahren ähnlicher Gewaltschritte überhoben**).

Was die Händel des nordischen Staatensystemes anlangt,

---

*) Daß der zunächst an die Stelle des Usurpators getretene Sohn desselben freiwillig und mit Freuden diesem väterlichen Erbe entsagte, ist allerdings ein seltenes Beispiel und dieses Verfahren Richard Cromwell's (22. April 1659) ein echt Englischer Zug.

**) Vergl.: Hume. Ferner: Edw. Hyde Earl of Clarendon, the history of the rebellion and civil wars in England; Oxford, 1667, 3 voll. fol. — Villemains Geschichte Cromwells, aus dem Franz. von Berly; Leipzig, 1830, 2 B. 8.

so sind sie an sich meist nur Facta; merkwürdig nur durch ihre endliche Folgenlosigkeit, oder als Zeichen des allmäligen Verfalls von Polen; in seltenen Fällen einige Nachwirkung auf das übrige Staatensystem äußernd. Dahin mag es gerechnet werden, daß Oesterreich die Opposition, die es schon früher in den Polnischen Händeln gegen Schweden behauptet hatte, auch in einer Zeit, wo der frühere Grund, seine eigne Bewerbung nehmlich, kaum noch vorhanden war, gegen Gustav Adolph erneuerte. Daß dieser sich bereits als Vorkämpfer der Deutschen Protestanten gemeldet hatte und nur dem Dänischen Könige gewichen war, ist der Grund, die Folge aber seine vermehrte Gereiztheit gegen den Kaiser gewesen. Dem Kriege selbst, der zwischen Polen und Schweden ausgebrochen, sobald in Rußland nichts mehr zu erholen war, dienten nur die Ansprüche auf die Schwedische Thronfolge zum Vorwand. Gustav Adolph war siegreich und konnte es leicht sein, da die Polen sich einer Sache, die nur ihren König angieng, nicht eifrig annahmen. Aber sie mußten keinen König wählen, der sie in auswärtige Privathändel verwickeln konnte, oder ihn abhalten, sich in dergleichen einzulassen, oder ihm beistehen, sie ehrenhaft auszufechten. Denn so fiel nicht blos Liefland, sondern auch ein Theil von Polnisch Preußen in Schwedische Hände. Polen war Vieles abzunehmen, Schweden von Polen aus nichts Ernstliches anzuhaben. Darum stand es um Ersteres schlimm, wenn es den ehrgeizigen Gegner nicht für immer zurückscheuchen konnte. Frankreich vermittelte einen Waffenstillstand, weil es Gustav Adolph in Deutschland brauchte und später — wie die Erneuerung der Feindseligkeiten für die in Deutschland bedrängten Schweden sehr bedenklich gewesen wäre, aus gleichen Gründen, dessen Verlängerung. Darin blieb Schweden fast das ganze Liefland.

Schweden hatte sich überhaupt in beispiellos kurzer Zeit aus der Dunkelheit auf die glänzendste Höhe erhoben und unter die ersten Mächte gestellt. Das war in jener Zeit und noch im folgenden Jahrhunderte auch einem kleineren Staate durch den Besitz eines tapfern und gut geführten Heeres möglich. Denn die Großstaaten waren noch nicht in der Lage, ihre in-

nern Kräfte dem Umfange derselben gemäß zu entwickeln. Aus sehr verwandten Quellen ist hundert Jahre später die Preußische Macht erwachsen. Bei der aber war es ein Vortheil ihrer günstigen Lage, daß sie jenes nur auf eine vorübergehende Thatsache gestützte Uebergewicht benutzen konnte, um sich solidere Grundlagen zu verschaffen. Die Schwedischen Erwerbungen wenigstens nach Deutschland hin, waren nicht zu behaupten. Denn Schweden war Deutschland nicht gewachsen und konnte die Deutsche Macht nicht der Seinigen verschmelzen. Ein König von Schweden hätte nach Befinden König von Deutschland werden können. Das wäre doch keine Schwedische, sondern eine Deutsche Herrschaft geworden. Der Besitz einzelner Provinzen in Deutschland konnte der Schwedischen Macht keine reelle Verstärkung bieten. Es konnte diese Macht nicht zu der Seinigen schlagen, wie Preußen mit der seiner Deutschen Erwerbungen thun konnte. Und so blieb sie stets der Gefahr ausgesetzt, auf dieselbe Weise verloren zu gehen, auf die sie erworben wurde. Eine Gefahr, deren Erfüllung nie ausbleibt, und die man nur abwenden kann, indem man dem Besitz eine andere Grundlage giebt, als den Erwerbungmodus. War es den Schweden nicht möglich, oder schien es ihnen zu gering, ihre Größe zuerst in den nächsten Kreisen, gegen Norwegen, Dänemark und durch ein mit ganzer Kraft begonnenes Eingehen in die Polnischen Händel zu bewähren? War dies nicht möglich, wie viel weniger mochten sie in Deutschland hoffen dürfen. War es ihnen zu gering, so verräth das geringe politische Weisheit, so spricht es für die Annahme, daß hier blinder Ehrgeiz gewaltet habe *). In der That die auf falschen Punkten gesuchte Größe war für Schweden nur unheilvoll. Die mit Ruhm gemachten Erwerbungen sind größtentheils sehr schmählich verloren gegangen. Die auf bloße Thaten gegründete Macht verleitete zu Ueber-

*) Karl Gustav schien die Größe in der Nähe zu suchen. Der gehört der folgenden Periode an. Er wird zu einer Parallele mit Ludwig XIV. Gelegenheit geben.

schreitungen, die bei der Umkehr der Ereignisse Feinde von allen Seiten über die sinkenden Kräfte schickten. Vor Allem aber ward die Richtung der nationellen Thatkraft auf das Ausland gelenkt, ohne daß die Natur selbst den Schwedischen Staat auf die Welthändel gewiesen hätte. Der Staat und seine Einrichtungen ward auf auswärtige Politik gestellt. Darüber wurden wichtige Aufgaben im Innern versäumt. Ein falscher Ehrgeiz überstrahlte das Verdienst des Wahren. Fremde Mächte gewannen Einfluß in die innern Händel Schwedens und nur der unverwüstlichen Germanischen Tüchtigkeit der Schweden mag es verdankt werden, wenn es mit Schweden nicht denselben Ausgang nahm, wie mit Polen. — Doch in der Zeit, die zeither geschildert ward, war es noch weit bis dahin und die ersten Jahre des folgenden Zeitraums sehen abermals einen Eroberer aus Schweden hervorgehen, der mit Polen, Dänen, Russen und Deutschen anbindet. — Schon der früheren Zeit dagegen gehört die Verbindung Schwedens mit Frankreich an, die nun für lange eine überaus Innige wird. Frankreich gängelt den nordischen Bären nach Gutdünken. Selten verweigert er dem Führer den Gehorsam. Zuweilen macht er auf eigne Faust tolle Sprünge. Oefterer läßt ihn Frankreich auf eigne Feinde los *).

Dänemarks Neid und Eifersucht auf Schweden ist erwähnt worden. In seiner selbstständigen Nationalität und seinem Hasse war es vor einem völligen Erliegen geschützt. Denn es konnte nicht in Schweden aufgehen. Es hat auch bei öfteren Gelegenheiten sich mit hoher Kraft gegen den gefährlichen Feind vertheidigt. Aber gewachsen war es ihm nur eben bis zur Rettung seiner eignen Existenz. — Wie schon früher in den Polnisch-Russischen Händeln, so benutzte Christian IV., den es doppelt wurmte, daß Gustav Adolph gelungen, was ihm misglückt war, abermals Schwedens Bedrängniß im Deutschen Kriege zu feindlichem Angriff (1643). Die Handlung, zu der Oesterreich den ehemaligen Gegner

*) Warum später mit immer weniger Erfolg, wird gezeigt werden.

reizte, war aus Leidenschaft entsprungen und entgieng ihrer Strafe nicht. Sie brachte den Schweden keinen ernstlichen Nachtheil. Wohl aber drang Torstensohn siegreich in das Dänische Gebiet ein. Eine Holländische Flotte kam den Schweden zu Hilfe; eines der ersten Vorzeichen, daß Holland noch öfters als gewaffneter Schiedsrichter in den häuslichen Zwisten dieser zänkischen Nachbarn auftreten sollte. Im Frieden von Brömsebroe (13. Aug. 1645) gewann Schweden Freiheit von Zoll und Visitation im Sund und zu Glückstadt, ferner bekam es Jempteland, Herjedalen, die Inseln Gothland und Oesel und als Unterpfand Halland.

Die südöstliche Staatengruppe war in diesem Zeitraume von geringem Einflusse. Die Pforte hielt sich, zum Glücke für Oesterreich, dem sie durch rechtzeitigen Angriff in den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges große Unfälle bereiten konnte, ruhig. Theils, weil Amurad IV. seinen Erobererſinn gegen Persien richtete; theils, weil Oesterreich selbst sich von den Ungarischen Händeln ziemlich fernhalten mußte, folglich der Pforte nicht als politische Gegenmacht bemerklich ward. Der Kampf um Candia, den Ibrahim schon 1648 mit Venedig anfieng, gehört der folgenden Zeit an. — Daß Bethlen Gabor, zur Sicherung seiner in Siebenbürgen begründeten Herrschaft, angriffsweise in Oesterreichs Bedrängnissen einschritt, ohne, bei schlechtem Zusammengreifen seiner und der Deutschen Unternehmungen, für Letztere etwas Wesentliches zu bewirken, ist erwähnt worden. Nachgiebigkeit von Seiten Oesterreichs, das sich vorbehielt, zu gelegenerer Zeit seine Rechnung mit Siebenbürgen abzuthun, beschwichtigte diesen Gegner, wie seinen Nachfolger Ragoczy. Erst wie Oesterreich Zeit gewann, sich wesentlicher mit seinen dortigen Aufgaben zu beschäftigen, traten auch ernstere Gefahren hervor. In deren Bewältigung erwuchs Oesterreichs Größe. Der verflossene Zeitraum hatte gezeigt, daß diese nicht auf den Wegen und in der Weise zu verwirklichen war, in der sie gesucht ward. Die folgenden Geschichten schildern, wie dieselbe Macht, die den Vorreihen in dem Kampfe gegen Habsburg geführt, die errungenen Vortheile benutzt, um auch ihrerseits

nach dem Principat in Europa zu streben. Erst wenn auch diese Pläne gescheitert sind, ist die erste Periode vollendet und mag ihr allgemeiner Charakter gewürdigt werden.

Soll der Gewohnheit gemäß noch ein flüchtiger Rückblick auf den eben geschilderten Zeitraum gemacht werden, so zeigt er uns in Deutschland den großen Kampf um Oesterreichs und der Katholischen Herrschaft. Hier wie in den Niederlanden wird die Entscheidung, die schon das verflossene Jahrhundert gegeben, bestätigt und fernerem Streit enthoben. Frankreich und Schweden benutzen den Kampf, zum Dank für ihre Verdienste um Deutschlands Freiheit, sich neuen Besitz und Einfluß zu verschaffen. Frankreich erwirbt auch über Spaniens, Schweden über Polens und Dänemarks Schwäche. Holland steht auf der Höhe seines Glückes, dessen Grundlagen aber in den letzten Jahren von England aus untergraben werden; während von Frankreich eine drohende Gefahr sich seiner Sicherheit nähert. England wird durch innere Unruhen abgezogen; Italien, weil es nicht mehr Raum und Stoff für die großen Bewegungen darbietet, in ziemlicher Ruhe erhalten; und ebenso die südöstlichen Länder, weil das Augenmerk der thätigen Mächte von ihnen weg auf andre Händel gelenkt ist.

Ende des ersten Theiles.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

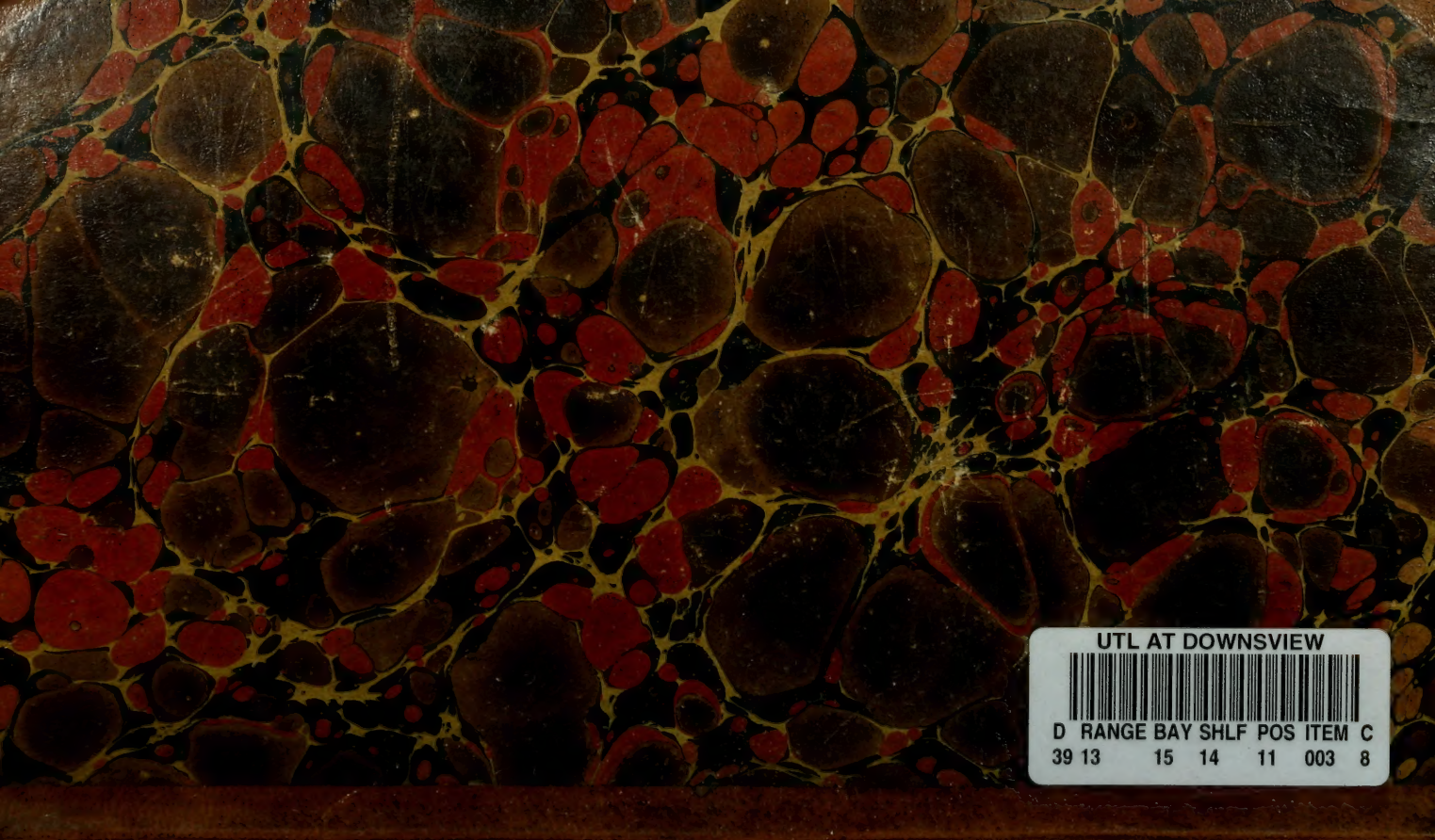
p 148. [illegible]

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

JF
33
B8
th.1

Bülau, Friedrich
Die Geschichte des
europäischen Staatensystems


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 15 14 11 003 8